Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXXXV.

(April — Mai — Juni 1898.)

42143
98

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
(Elwin Paetel.)

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Akademische Buchhandlung v. F. Lendorff. — **Boston**, Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Universitäts-Buchhandlung. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuch. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. L. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Carl Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilhelm Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- u. Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winkler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Albert Müller, Nachfolger von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Fr. Schulthess.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 95

Inhalts-Verzeichniß

zum

Fünfundneunzigsten Bande (April — Juni 1898).

		Seite
I.	Der arme Heinrich. Erzählung von **Ricarda Huch**	1
II.	Vier Gedichte des Bakchylides Von **H. von Arnim**	42
III.	Die Memoiren eines italienischen Veteranen. Von **P. D. Fischer**	62
IV.	Die englische Grundaristokratie	78
V.	Erinnerungen aus der Jugendzeit. Von **Julius Rodenberg.** Ferdinand Freiligrath. II.	89
VI.	Die Maniaten. Ein Beitrag zur Volkskunde des heutigen Griechenlands. Von Professor Dr. **A. Thumb**	110
VII.	Constantin Meunier. Von **Willy Pastor**	128
VIII.	Sebastian Fischer's Chronik. Von **Gottlob Egelhaaf**	134
IX.	Forschungsreisen in Australien, Neu-Guinea und den Molukken. Von **H. von Horn**	139
X.	Politische Rundschau	145
XI.	Kaiser Wilhelm I. Von **Paul Bailleu**	151
XII.	Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen. Von **Reinhold Steig**	154
XIII.	Julius Grosse's Lebenserinnerungen. Von **Erich Schmidt**	156
XIV.	Literarische Notizen	157
XV.	Literarische Neuigkeiten	159
XVI.	Ein Wiedersehen. Aus den Aufzeichnungen eines Fünfzigjährigen. Novelle von **Rudolf Lindau**	161
XVII.	Reisebeschreibungen. Von **Friedrich Ratzel**	183
XVIII.	Giacomo Leopardi's hundertjähriger Geburtstag. Von **Herman Grimm**	212
XIX.	Zwanzig Jahre britischer Südafrika-Politik. Von **M. von Brandt**	220

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XX.	Erinnerungen aus der Jugendzeit. Von **Julius Rodenberg.** Ferdinand Freiligrath. III. (Schluß.)	240
XXI.	Paul Heyse als Lyriker. Von **Wilhelm Bölsche**	275
XXII.	Das alltägliche Paar. Von **Marie von Bunsen**	281
XXIII.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	291
XXIV.	Politische Rundschau	304
XXV.	Ein deutsches Bürgerbuch. Von **P. D. Fischer**	310
XXVI.	Zur Reform des Universitätsunterrichts. Von **R. Sternfeld**	314
XXVII.	Literarische Notizen	316
XXVIII.	Literarische Neuigkeiten	319
XXIX.	Stillleben. Von **Adalbert Meinhardt.** I.	321
XXX.	Der thessalische Krieg und die türkische Armee. Von **C.** Freiherrn **v. d. Goltz**	346
XXXI.	Vom Rolandslied zum Orlando Furioso. Von **Heinrich Morf**	370
XXXII.	Baden im alten Bund und neuen Reich. Zur Erinnerung an Julius Jolly. Von **Adolf Hausrath.** I./II.	390
XXXIII.	Reisebilder aus Spanien. Von **E. Hübner**	407
XXXIV.	Die Vereinigten Staaten und Spanien. Von **M. von Brandt**	429
XXXV.	Die Zukunft des Weimarischen Goethe-Schiller-Archivs. Von **Herman Grimm**	434
XXXVI.	Amalie. Eine Geschichte. Von **Kaethe Schirmacher**	451
XXXVII.	Politische Rundschau	464
XXXVIII.	Paulsen's Kant. Von **Rudolf Eucken**	469
XXXIX.	Ludwig Stein's Socialphilosophie. Von **Alfred Biese**	472
XL.	Der junge Ibsen. Von **Willy Pastor**	474
XLI.	Literarische Notizen	477
XLII.	Literarische Neuigkeiten	480

Der arme Heinrich.

Erzählung

von

Ricarda Huch.

[Nachdruck untersagt.]

In einem grünen Thale Schwabens war die Burg des Ritters gelegen, den man nachmals den „armen Heinrich“ nannte. Man hätte ihn seiner Natur nach ebensowohl den Glücklichen nennen können, denn er war gesund und schön und begabt mit so angenehmer Geistes- und Gemüthsverfassung, daß ihn das Widrige der Welt nicht tief bekümmerte, daß er aus ihren Lieblichkeiten Stoff zur Freude, aus Allem aber Stoff zu leichter, harmonischer Betrachtung schöpfte. Nach dem Tode seiner Eltern, welche er einen Tag lang betrauerte, und denen er in alle Zukunft häufig ein liebevoll rückerinnerndes Gedenken widmete, schaltete er als Burgherr über manchen Hügel voll Tannen und Buchen, über ertragreiche Aecker und demüthige Bauern, die in engen Hütten drunten hausten. Manch fröhlicher Liebeshandel hatte ihm in Friedenstagen die Zeit verkürzt, und schließlich hatte er sich dabei in ein vornehmes und vermögendes Fräulein verliebt, die er heimzuführen gedachte. Nun stand die Hochzeit bevor. Wer hätte diese beiden nicht für beneidenswerth erachtet, wenn sie neben einander durch die Felder ritten, um sich ihres fruchtbaren Eigenthums zu erfreuen! Aber so wohlgefällig auch ihre Blicke über die unendlichen Streifen gelben Kornes glitten, man hatte gleichwohl den Eindruck, daß sie in einer Einöde nicht minder selig gewesen wären, Eines in des Andern Gegenwart.

An Irminreich, so hieß die Braut, war die Schönheit das Wichtigste. Auch hatte sie für die ganze übrige Welt nur Interesse, so weit sie dieselbe auf ihre Schönheit beziehen konnte, und hatte auch ihren Bräutigam hauptsächlich deswegen gewählt, weil er das Vermögen und die Neigung hatte, ihr Aeußeres durch kostbare Stoffe und schöngefaßte Edelsteine zu heben, auch weil er selbst gerade den Grad und die Art von Ansehnlichkeit hatte, um ihre Erscheinung durch die Nähe der seinigen zu verherrlichen, vor allen Dingen aber, weil er die Gottesgabe, die ihr geworden war, gebührend zu würdigen und auf die ausgiebigste Weise auszulegen wußte, nämlich als das Spiegel-

bild der reizendsten Seele, die sie beständig ausstrahle, und von der sie alle Welt unwiderleglich überzeuge, wenn sie sich nur zeige und betrachten lasse. Dies war für Irminreich nicht unwichtig, denn es gab Neider, die ihr den Vorzug der Schönheit nur mit der Einschränkung gelten ließen, daß ihr Inneres derselben nicht ganz entspreche, und obschon sie selber nichts an sich vermißte und auch bei andern nicht über den Inhalt des Gefäßes zu grübeln pflegte, sofern man ihr nur liebreich begegnete, hatte sie doch ein lebhaftes Bedürfniß, für ein vollkommenes und harmonisches Gebilde gehalten zu werden, und es war ihr ein peinlicher Gedanke, man könne sie etwa mit einer künstlichen Figur aus Goldblech vergleichen, die innen hohl sei. Die Sicherheit, welche die sinnreiche Liebe Ritter Heinrich's ihr verlieh, machte sie um so reizvoller. Vorübergehende konnten sie häufig in dem runden Bogenfenster ihrer väterlichen Burg sitzen sehen, einen in Silber gefaßten venetianischen Spiegel in der Hand, in welchem sie sich träumerisch betrachtete; nichts schien dem Verliebten unterhaltender, als der athmenden Bildsäule zuzusehen, wie mit ihren langen, goldbraunen Haaren eine linde Luft spielte, und wie das geschliffene Krystallglas des Spiegels, wenn es von der Sonne getroffen wurde, farbige Blitze in das Thal warf. Das allergrößte Vergnügen aber war es ihr, mit ihm Arm in Arm vor einem großen Spiegel zu stehen, den sein Vater vor Jahren aus Byzanz mitgebracht hatte, und bald sich bald ihm zuzulächeln; dann konnte sie lange unter den halbgeschlossenen Lidern hervor nachdenklich das schöne Paar betrachten, als sei es ein fremdes, gemaltes, dessen Schicksal ihm der Maler irgendwo versteckt ins Antlitz geschrieben habe, und nicht satt konnte sie sich daran sehen, wie zwischen ihren kräftig geschwungenen, erdbeerrothen Lippen, wenn sie sie sacht öffnete, das gelbliche Weiß ihrer Zähne hervorschimmerte, bis sich schließlich die ganze dichtgeschlossene, prangende Reihe entfaltet hatte.

An seinem Hochzeitstage wollte das freudenreiche Paar sich und dem ganzen Lande ein rechtes Fest aus seiner Schönheit machen, deshalb beschlossen sie, sich in der Klostercapelle des heiligen Sebastian trauen zu lassen, die sich seit uralter Zeit in einer Waldschlucht befand, wohin sie eine Stunde mochten zu reiten haben, so daß Berg und Thal und Menschen sich unterwegs genug an ihrer Pracht und ihrem Glück erbauen konnten. Als der lange Zug das Thal betrat, in dessen Eingang das Kloster nebst der grauen, zum Theil von Epheu überwucherten Capelle lag, empfanden sie eine feuchte Kälte in der Luft, denn es war Frühling und die Sonne verweilte nur wenige Stunden in dieser beschatteten Tiefe; auch konnten sie, aus dem vollen, blendenden Lichte in diese dumpfe Trübe versetzt, die Umrisse der Umgebung Anfangs nicht deutlich erkennen. Hier hatte sich das gaffende Volk namentlich am Eingange der Capelle zusammengedrängt, wo das hohe Paar von den Pferden steigen sollte, und unter dieser ärmlichen Menge, so wollte es das Geschick, befand sich ein Aussätziger, den Sehnsucht einmal wieder unter Menschen zu sein, oder die tolle Hoffnung durch Berührung der glücklichen Brautleute zu gesunden, vielleicht auch eine verzweifelte Schadenfreude angetrieben hatte, das Gedränge benützend, sich einzuschleichen. Gerade in dem Augenblick als der Ritter in

die Capelle eintreten wollte, fiel sein Auge auf den Elenden, der am Portal hockte und, Almosen flehend, mit den eiternden Händen an seinem Gewande zerrte. Der Ritter stieß einen halblauten Schrei aus, indem er sich mit einer hastigen Bewegung losmachte, und es fehlte nicht viel, daß Ekel und Angst ihn in eine Ohnmacht gebracht hätten. Wenn den Aussätzigen nicht seine furchtverbreitende Krankheit geschützt hätte, würde es ihm kaum gelungen sein, der wüthenden Entrüstung des Volkes zu entfliehen. Aber obgleich er fast im selben Augenblick, als der Ritter seiner ansichtig geworden war, sich davonmachte und verschwand, stand dieser doch noch eine gute Weile ohne sich zu regen an der Capellenpforte, fahl im Gesicht und starres Entsetzen in den Augen. Die Braut, welche den Aussätzigen nicht gesehen hatte und nur halb verstand, was ihrem Ritter dermaßen zusetzte, bewegte ihn schließlich durch einen mehrmaligen sanften Druck ihres Armes, daß er weiterschritt. In der kalten Capelle aber, zwischen den kurzen, dicken Säulen befiel ihn ein heftiges Zittern, und während die Trauung sich vollzog, lag die marternde Vorstellung auf ihm, daß der Ort eine Todtengruft sei, in die er eingemauert werde, um jämmerlich zu verenden. Den Zuschauern entging der veränderte Zustand des Ritters nicht, und Diejenigen, die seine Begegnung mit dem Aussätzigen gesehen hatten, machten sich allerhand dunkle Gedanken. Als der Zug wieder in die Sonne hinaustrat, wich der innere Frost des Aufgeregten einer hohen Hitze, und das fieberische Treiben in seinem Körper schien ihm ein sicheres Zeichen zu sein, daß die Krankheit ihm bereits in das Blut gedrungen sei. Zugleich mit dieser Angst befiel ihn nun eine quälende Begierde nach dem Weibe, das soeben ganz und gar sein Eigenthum geworden war, und er betrachtete sie scheu von der Seite, ob sie ihm wohl ansehe, was in ihm vorging, und ob sie vor ihm zurückbebe. Sie schrieb aber sein Wesen nur einer fliegenden Gluth der Sinne zu, was auch seine flackernden Blicke zu bestätigen schienen. Es überschlich sie ein zugleich wonniges und schauriges Gefühl, das sie noch niemals vorher so stark empfunden hatte, und sie erwiderte seine Blicke verstohlen, während sie erblaßte. Als sie endlich spät am Abend auf dem Hochzeitsbette in seinen Armen lag, gewann er doch keine Freude von ihr, denn er kam sich selbst wie der häßliche Tod vor, der einer Jungfrau Gewalt anthut, und seine Küsse schienen ihm der Geifer eines Lindwurmes zu sein, mit dem er das Opfer, das er umschlungen hat, vergiftet. Erst als die kurze Nacht fast vorüber war, fiel ein schwerer Schlaf auf ihn, den aber die innerliche Angst, welche nicht mitschlief, bald wieder abwarf. Noch eh' sich sein unerquickter Geist völlig auf das Gestrige besonnen hatte, empfand er einen peinlichen Reiz an einem Arme, und wie er unwillkürlich rasch dahin tastete, fühlte er, daß da eine kleine Blatter war, die er nun in der kahlen, grauen Helligkeit des Morgens betrachtete. Es war, als ob er in diesem einzigen Augenblick den ganzen langen abscheulichen Jammer des Lebens voraus empfand, der sich daran knüpfen müsse; so war es, wie Niemand glaubt, daß er es erleben könne. Er konnte nicht begreifen, wie er sich jemals mit dem neben ihm schlafenden Weibe in Gedanken und Gefühlen so viel hatte abgeben können, denn nun schien ihm nichts auf der Welt mehr wichtig als die kleine

Eiterblase an seinem Arm, und ob sie wieder verschwinden oder wachsen und wachsen und sich ausbreiten würde, und wie er sie vor allen Menschen, die ihn kannten, verbergen könne. Ohne seine Frau nur noch einmal anzusehen, erhob er sich vorsichtig vom Lager und kleidete sich an. Niemand bemerkte ihn, als er von seiner Burg niederstieg, denn auch das Gesinde schlief noch nach durchschwärmter Nacht; im Felde arbeiteten die Bauern schon und gafften ihrem flüchtigen Herrn nach, aber Keiner wagte es, ihn anzureden.

Bald war es landauf landab bekannt, daß Ritter Heinrich vom Aussatz ergriffen war; aber so sehr man ihn auch beklagte, wie hätte man ihm helfen sollen? Und wenn er ein König oder Heiliger gewesen wäre, er hätte sich nirgendwo bei den Menschen dürfen sehen lassen, und Niemand hätte ihm nachgefragt. Freilich hätte es sich auch Niemand getrauen dürfen, denn seit der Unglückliche erkannt hatte, daß er der schmählichen Krankheit wirklich anheimgefallen war, hatte er nur noch das eine Bedürfniß, ungesehen und unbehelligt zu bleiben, als wäre er mitsammt der Scheußlichkeit seines gepeinigten Leibes nicht mehr da, wenn ihn kein Auge wahrnähme. Mönche des Klosters von St. Sebastian trugen den Aussätzigen hie und da Speise in ihre Höhlen und predigten wohl auch erbaulich auf sie ein, aber dem Ritter gegenüber gaben sie es bald auf, so heillos pflegte er sie aus seinen entzündeten Augen anzustieren.

An einem bläulichen Herbstabend hatte sich der Ritter von der sehnsüchtig webenden Luft weiter als gewöhnlich aus seinem Versteck hervorlocken lassen und betrachtete, am Rande eines buntgefärbten Waldes lagernd, die hügeligen Aecker, die sich weithin erstreckten, und die stillen, glänzenden Sommerfäden in der Luft. Plötzlich wandte er das Haupt nach dem Walde hin, durch ein Geräusch bewogen, wie wenn eine Amsel oder ein Eichhörnchen über die Blätter huscht; es war aber ein Mädchen von schmächtiger Gestalt und ärmlicher Kleidung in der Art, wie die Kinder der hörigen Bauern sie zu tragen pflegten. Als der Ritter den Kopf nach ihr drehte, erschrak sie und sah ihn aus verschüchterten Augen an, wie wenn sie über etwas Bösem ertappt wäre, faßte sich dann ein Herz und sagte: „Ich bin nur das Liebheidli. Bitte, nehmt diese Brombeeren, die ich im Walde gefunden habe," und reichte ihm dabei ein aus großen Brombeerblättern zierlich geflochtenes Tellerlein voll reifer Früchte. Der Ritter sah das Kind mit grollenden Augen an und sagte unwirsch: „Siehst Du nicht, daß ich ein Aussätziger bin? Mach, daß Du fortkommst!" und sagte das neben aller Verbissenheit auch aus gutmüthigem Sinne, denn das blasse Geschöpf, das so lieblich von Rede und Bewegung war, dauerte ihn. Sie war aber durch seine Worte nicht zu verscheuchen, sondern sagte, indem sie mit demüthiger Gebärde die Hände faltete: „Herr, laßt Euch erbitten und kommt mit mir in die Hütte meiner Eltern. Wir werden Euch pflegen, so gut wir vermögen. Verschmäht uns nicht! Bleibt nicht in den Bergen, wenn der Winter herankommt, und zürnt mir nicht wegen meiner Bitte!" Ritter Heinrich stand auf und sagte: „Ich zürne Dir nicht. Aber lasse mich künftig in Frieden." Damit schlug er sich in den Wald und ließ das Liebheidli stehen.

Einige Wochen später aber, als die Jahreszeit schon beträchtlich feindseliger geworden war, gelang es dem Vater des Mädchens, einem früh gealterten, kümmerlichen Manne, den Ritter aufzuspüren und die Einladung noch einmal anzubringen. Es hatte den Anschein, daß der Mann es für eine Großmuth und Herablassung ansah, wenn sein Herr sich die Pflege seiner Frau und seines Kindes gefallen lassen würde, so daß dieser sich dem Plane geneigter zeigte. Auch sagte der Alte, das Liebheidli sei nach dem Urtheil der Geistlichkeit ringsum im Lande mehr den Engeln als Menschen zu vergleichen und sei ein leibhaftiger Segen Gottes in ihrem Hause, so daß sie sich vor der allerärgsten Krankheit nicht fürchteten, im Gegentheil begnadige sie vielleicht der Himmel damit, ihn durch des Kindes Gebet und Pflege gesund werden zu lassen. Ganz sicher fühlte sich freilich der alte Mann nicht bei seinem Antrag, da er ihn nur auf dringende Einprägung seines Kindes vorbrachte, dem er wegen seiner Heiligkeit nicht zu widersprechen wagte; im Grunde hätte er den vornehmen Kranken lieber nicht bei sich beherbergt, obwohl er als ein unfreier, zur Arbeit geborener Bauer unweichlich über Krankheit und Tod dachte und für seine Person mit eben demselben gedankenlosen Seufzer ins Grab wie ins Bette gestiegen wäre. Aber das wagte er sich aus Ehrfurcht vor dem Herrn kaum einzugestehen, und der war viel zu gleichgültig, um den verstockten Alten zu durchschauen; das Ende war, daß der Ritter in dem Häuslein seiner Leibeigenen eine Kammer bezog, die sie ihm, so gut es gehen wollte, eingeräumt hatten. Sie hatten einen ungeselligen Gast an ihm, denn er legte seine düstere Laune nicht ab und wußte, davon abgesehen, mit der furchtsamen Ehrerbietung der alten Bauersleute überhaupt nichts anzufangen. Dem Liebheidli hingegen hörte er wohl zu, wenn es mit leiser Stimme, in der ein singender Tonfall war, ihm fremde Dinge erzählte, von hehren Lilien, die tief hinter dem Abendroth blühten, und von den seligen Händen, die sie pflücken dürften, und von dem Weihrauchdufte, der aus ihren schimmernden Kelchen steige und die Erinnerung an alles Erdenweh in sich auflöse, und wie überhaupt die ganze Erde mit ihren vielen Freuden und Schmerzen nur eine Seifenblase sei, aus trübem Schaum gebildet, in der Frühlingssonne gaukelnd einen Augenblick, dann zerplatzend und zerrinnend; die Lilien aber in der unabsehbaren Traumesferne blühten und dufteten ewig. Dergleichen hörte der Ritter gern, weil es ihm neu und wunderlich war, aber es hatte so wenig Eingang in seiner Seele, daß es ihm auch am Liebheidli selber nur wie etwas Zufälliges vorkam, etwa wie wenn sie sich ein Sternblumenkränzlein als Geschmeide auf das leichte, helle Haar gesetzt hätte. Es war ihm zweifellos, daß sie mit Leib und Seele in ihn verliebt war und deswegen mit so viel Geduld, Freudigkeit und Hingebung seiner wartete. Auch hatte er darin vollkommen recht, denn sie liebte ihn mit sammt seinem Aussatz mehr als Alles auf der Welt, und obwohl sie einzig seiner Krankheit das überschwängliche Glück verdankte, neben ihm leben zu dürfen, betete sie täglich zu Gott und den Heiligen um seine Gesundheit, ja daß es womöglich ihr gewährt würde, durch ein großes Opfer seinem gemarterten Leibe Genesung zu schaffen. Worüber ihr denn in der That eine Offenbarung zu Theil werden sollte.

Nichts war dem Ritter Heinrich so peinvoll, als mit seinen Leidensgenossen zusammen zu treffen, die er verachtete und verabscheute, wie wenn er selber rein und weiß wie eine junge Taube gewesen wäre. Auch war ihr Betragen gegen ihn unleidlich genug, denn einestheils erwiesen sie ihm als einem hochgeborenen Manne kriechende Ehrfurcht, dann aber waren sie doch wiederum von einer zudringlichen, grinsenden Vertraulichkeit, weil die Schmach der Krankheit ihn zu ihresgleichen gemacht hatte. An einem Sommertage nun begegnete er einem von diesen Menschen, der ihn mit frechen Worten ansprach, wie er so gut daran sei, daß er das Liebheidli gefunden habe, die ihn ohne Zweifel mit ihrer Jungfräulichkeit wieder sauber machen werde. Den Ritter machte diese Anspielung aufmerksam, und er überwand sich, den Elenden zu fragen, was er mit seinen Worten gemeint habe, und der, welchem es schmeichelte, daß der Ritter sich nicht wie sonst hochmüthig schweigend von ihm wegwandte, beeilte sich, eine ausführliche Erklärung zu geben. Für einen Aussätzigen, sagte er, gäbe es nur ein Mittel wieder gesund zu werden, nur eines: wenn nämlich eine Jungfrau aus Liebe und freiwillig ihr Herzblut für den Kranken gäbe; mit diesem edlen Safte bestrichen müsse der Aussatz schwinden. Dies habe ein weiser Meister im fernen Salerno einem Aussätzigen gesagt, der Heilung suchend, dorthin gepilgert sei; nach diesem Bescheide sei er trostlos heimgekehrt und gestorben. Der Ritter schwieg auf diese Erzählung und entfernte sich schnell; erst als er den Menschen weit hinter sich wußte, fing er an langsamer zu gehen, blickte an den Bäumen hinauf in den blauen Himmel und überließ sich wandernden Gedanken.

Zum ersten Male, seit er an jenem wüsten Morgen von seiner Burg hinunter gestiegen war, verzog sich plötzlich sein verdorrter Mund zu einem Lächeln, ohne daß er gewußt hätte warum. Nachdem er eine Weile unter allerhand unbestimmten Träumen weitergegangen war, stieß er auf das Liebheidli, das Blumen suchte. Er sah sie so freundlich an, wie er noch nie gethan hatte, und sagte: „Weißt Du, wie Du mich gesund machen kannst?“ und erzählte, was er soeben von dem Aussätzigen gehört hatte. Dann fügte er hinzu: „Siehst Du, so kannst Du eine kleine Heilige werden!“ und lachte, als ob in diesen Worten eine kurzweilige Neckerei läge. Dem Liebheidli aber war der Athem stillgestanden, und da sie ihn ansah, glänzten ihre Augen auf so überirdische Weise, daß der Ritter stutzig wurde; denn obwohl sie ihn ansah, schien es doch, als ginge der Strahl ihres Blickes durch ihn hindurch in eine grenzenlose Weite, und das Körperliche hätte keinen Bestand für sie. „Was denkst Du?“ rief er sie an, um ihre Seele zurück zu holen, worauf ihre Augen sogleich wieder einen Erdenblick bekamen, und sie antwortete, sie sei nun glücklich, da sie wisse, daß sie ihm mit ihrem willigen Blute helfen könne. Diese unschuldsvollen Worte erboßten den Ritter; er sagte, ihre Schwärmereien seien ihm ärgerlich, und sie solle etwas Aehnliches nicht wiederholen. Dem Liebheidli stürzten die Thränen in die Augen, denn obgleich sie meistens lachte, war sie doch leicht zum Weinen zu bringen, und sie verabschiedete sich schüchtern mit zuckenden Lippen. Aber es war seit diesem Tage eine Veränderung mit ihr vor sich gegangen wie mit anderen Mädchen, wenn sie Braut geworden sind und

sich zur Hochzeit freuen. Sie schien nichts von Allem zu gewahren, was um sie her geschah, sondern wandte ihr Antlitz beständig mit einem Ausdruck himmlischer Glückseligkeit nach oben, und sagen mochte sie was sie wollte, es klang wie das feine Jubellied einer Lerche, die ihren wonnetrunkenen kleinen Leib unermüdlich in die steigende Sonne wirft. Es glückte ihr bald, den Ritter zur Annahme ihres Opfers zu bewegen, wenigstens insofern als er sich einverstanden erklärte, mit ihr nach Salerno zu wallfahrten, wo er eines kundigen Mannes Rath einholen wollte. Diese Reise in ein warmes schönes Land, sagte er sich, werde ihm wohlthun, soweit ihm überhaupt noch etwas wohlthun könne, und dem Kinde werde sie desgleichen eine liebliche Abwechslung sein; vielleicht sei es ihr auch im Grunde das Wichtigste, an seiner Seite einen solchen Ausflug zu machen.

Als sie die Einwilligung des Ritters erhalten hatte, hob sich die Seele des Liebheidli so frohlockend in die Lüfte, daß es ihr nicht in den Sinn kam, was für einen schweren Stand sie noch mit ihren Eltern haben würde. Denn diese hatten eine gleichsam auf allen Vieren krauchende Seele, die sich wohl einmal mühselig in die Höhe recken konnte, wenn sie vom Himmel her die jubilirenden Triller ihres Vögelchens hörten, aber sogleich wieder auf ihr schwarzes Erdreich zurückfiel. Dem entsprechend fingen sie an laut zu jammern, als das Liebheidli ihnen seine Wünsche eröffnete, ja die Mutter gab ihr sogar einige harte Worte wegen ihres Ungehorsams und drohte, man werde sie zwingen, zu Hause zu bleiben, wenn sie es nicht gutwillig thue. Nachts aber drehte sich die alte Frau unruhig in ihrem Bette hin und her und flüsterte ihrem Manne zu, der auch nicht schlafen konnte, sie sei in großer Angst, ob sie sich nicht versündigt habe mit ihren harten Worten gegen das Kind, das doch der Abt des Klosters selbst mit einem Engel verglichen habe, dessen Athem ihre elende Hütte mit Lilienduft erfülle wie eine Kirche. Behutsam und zitternd an den schwerfälligen Gliedern, standen die beiden Alten auf und humpelten an des Mädchens Bette, auf dessen Rand sie sich setzten. Das Liebheidli schlief und sah ganz ernsthaft aus wie am Tage niemals, wenn es voll Freundlichkeit gegen die Eltern lächelte und mit ihnen redete. Es kam ihnen geheimnißvoll und beängstigend vor, in das stille verschwiegene Gesicht zu sehen, dann aber, als sie den zarten Hals sahen, der von bräunlicher Farbe war, weil sie ihn bloß zu tragen pflegte, und gegen den Nacken hin bleicher wurde, und die kleinen verarbeiteten, gebräunten Hände, die festverschränkt über der kindlichen Brust lagen auf dem groben Hemde, empfanden sie nichts als Zärtlichkeit und Erbarmen, wovon sie aber nichts in Wort oder Gebärde äußerten. Schweigend legten sie sich hin, und als am folgenden Tage das Liebheidli mit schüchternen, aber ernsten Worten sein Anliegen wiederholte, auch tröstend sagte, wie es nach seinem Tode vielleicht als ein glücklicher Geist und Bote der Gottesgnade die armen Eltern, freilich unsichtbar, besuchen dürfe, getrauten sie sich nicht ihr zu widerstreben, ja versprachen ihr sogar, sich nicht mit Bitten an den Ritter zu wenden, daß er dem Kinde seinen Willen ausrede. Damit war die letzte Hoffnung von den alten Leuten hinweg genommen, aber sie wagten nicht sich zu beklagen, thaten stumm und

gleichmäßig ihre schwere Arbeit wie sonst, nur daß ein starrer, ängstlicher Ausdruck in ihre erloschenen Augen kam und häufig ganz langsam vereinzelte Thränen die tiefen, harten Runzeln ihres Gesichtes hinunterflossen, ohne daß sie sie wegwischten, weil sie es gar nicht bemerkten. Wenn Feierabend war, saßen sie unbeweglich auf einer Steinbank vor ihrer Hütte und nahmen mit heimlicher Angst die Liebkosungen des Kindes hin, von dem sie sich trennen sollten; wie zwei verwitterte Grabsteine waren sie, auf die sich ein singendes Vöglein gesetzt hat, jeden Augenblick bereit, die leichten Flügel zu spannen und davon zu fliegen. Der Ritter fing an, in der Weise mit ihnen von der Sache zu reden, daß er ihnen vorstellte, wie das Alles nur Einbildungen und Träume seien, und wie er ihnen das Liebheidli unversehrt zurückbringen werde. Aber es hätte ein Bote des Himmels kommen und ihnen betheuern können, sie würden ihr Kind wiedersehen, sie hätten es nicht geglaubt; für sie war es verloren, aus ihren schwachen alten Armen geglitten, um ein seliger Engel im Paradiese zu werden. Sie hörten auch kaum, was für Worte man an sie richtete, denn die kümmerliche Schattenblume ihres Gemüthes hatte sich krampfhaft zugeschlossen, daß nichts mehr hineindringen konnte, weder hell noch dunkel, kalt noch warm.

Um den Anblick seiner ekelhaften Plage den Leuten zu entziehen, und auch um seinen ritterlichen Stand zu verbergen, beschloß der Ritter, die Reise in einem Mönchsgewande zu machen, das er aus dem Sebastianskloster entlehnte. Der Mönch, welcher eine Kutte zu diesem Zweck abtrat, war der Bruder Baldrian, der an der bevorstehenden Wallfahrt einen besonders lebhaften Antheil nahm. Dieser Bruder hatte einen philosophischen Geist und liebte das Denken, verstand aber nur mit einigen wenigen überlieferten Grundsätzen und sehr einfachen Schlußfolgerungen umzugehen. Er fühlte sich im Kloster wohl zufrieden; in seinen jungen Jahren, als er noch in der Welt lebte, hatte er die irdischen Genüsse zur Genüge durchgekostet und ohnehin gefunden, daß bei Weitem nicht so viel daran sei, wie man aus dem übertriebenen Wesen schließen müsse, das gemeinhin davon gemacht werde. Die Anstrengung liebte er nicht, aber dergleichen wurde auch im Kloster nicht sonderlich verlangt, und selbst die leichte Arbeit, die den Mönchen oblag, wurde ihm manches Mal erlassen, wenn er sich gerade über etwas nachzudenken aufgelegt fühlte. Als ein besonderes Verdienst wurde es ihm angerechnet, daß er häufig den Aussätzigen in der Umgegend Speise zutrug und über den Weg hinüber mit ihnen redete; er fragte nämlich die Kranken gern nach ihrem früheren Leben aus, um heraus zu bringen, durch welche Sünden sie sich diese Zuchtruthe zugezogen hätten. Da ergab sich denn immer einiges, woran er Betrachtungen und Lehren knüpfte, auch etwa Tröstungen nach dem Maße der voraufgegangenen Laster, so daß er in gewissen Fällen sogar eine mögliche Besserung in Aussicht stellte. Traf diese nicht ein, so entschuldigte er sich damit, daß sie ihm zweifellos nicht Alles gebeichtet oder keine wahrhaft herzliche Reue gefühlt hätten, denn seine Richtigkeit werde es jedenfalls haben. Diese Unterhaltungen gaben ihm reichlichen Anlaß zum Nachdenken, indem er sich hernach den vernunftgemäßen Gang der Lebensläufe zurechtlegte, und

wenn es ihm gelungen war, eine hübsch planmäßige Anordnung von Schuld und Strafe heraus zu rechnen, empfand er eine herzliche Genugthuung und wurde nicht müde, das regelmäßige Lebensgebilde zu betrachten, wie etwa ein Gelehrter eine wohlbewiesene geometrische Figur. Vom Ritter Heinrich hatte er trotz aller Ermahnungen niemals eine Antwort erlangen können, woraus er schloß, daß dieser ein ungewöhnlich verstockter Sünder sein müsse, was ihm um so glaublicher vorkam, als er ein vornehmer und reicher Herr war und als solcher wohl Frevel und Ueppigkeit die schwere Menge auf dem Gewissen hatte. Als er nun hörte, daß dieser Kranke sich in des frommen Liebheidli Begleitung aufmachen wolle nach Salerno, um Heilung zu suchen, horchte er auf und faßte ein nachdenkliches Interesse für den Ausgang dieser Sache. Seine Ueberzeugung war, daß der Ritter ebenso aussätzig heimkommen werde wie er ausgezogen sei, und nicht ungern wäre er selbst mitgegangen, um die Entwicklung der lehrreichen Begebenheit an Ort und Stelle in Augenschein zu nehmen. Dem Liebheidli versprach er beim Abschied, er werde alle Tage ihre Eltern besuchen, damit es ihnen an Rath, Trost und Zuspruch in ihrer Einsamkeit nicht fehle.

In Marseille schiffte sich das Paar ein, nachdem der Ritter durch überreichliche Bezahlung die Scheu vor der Aufnahme eines Aussätzigen überwunden hatte; auch war das Schiff, das sie befördern sollte, eigentlich nur zur Ueberfuhr von Pferden nach dem heiligen Lande bestimmt, die zweimal in jedem Jahre stattfand. An Menschen befanden sich auf dem Schiffe außer den Ruderknechten nur einige Dirnen, die mit ihrem Geschäfte im fränkischen Morgenlande ihr Glück zu machen hofften. Diese Frauen trieben unterwegs ein zuchtloses Wesen mit der Mannschaft, die zum großen Theil nichts Anderes als Lumpengesindel war, was aber der gemiedene Ritter und seine Begleiterin nur von Weitem mit anzusehen brauchten, weshalb es ihnen auch mehr komisch und thöricht als widerwärtig erschien. Wie der Ritter den starken feuchten Anhauch des schönen Mittelmeeres fühlte, begann er leichter zu athmen, seine Lebensflamme, die feige zusammengeduckt weiter geglast hatte, fing an, umher zu züngeln und gewann an Kraft und Gluth. Das Liebheidli aber war noch viel froher als er, da sie so abgesondert und gesichert mit ihm unter einer Horde gemeiner Menschen auf dem unabsehbaren Wasser schwimmen durfte und auch, solange sie noch am Leben war, nie mehr ohne ihn zu sein brauchte; nach ihrem Tode aber wußte sie, würde ihre starke purpurne Blutseele noch von dem geliebten Leibe wegwaschen, was ihm wehthat. In diesem Gefühl war sie lustiger, als der Ritter sie je vormals gesehen hatte, und es schien ihm überaus merkwürdig, wenn sich das verklärte Gesicht mit den fernen, suchenden Augen plötzlich vor ihm verwandelte in ein lachendes Kinderantlitz voller Vergnügen, etwa über einen schlanken Fisch, der blitzend dicht unter der blauen Oberfläche des Meeres hinschoß, oder über wunderliche Gebilde der Tiefe, Seepferdchen und Seesterne, die von den Ruderknechten hie und da aufgefangen wurden. In solchen Augenblicken dachte der Ritter wohl, es sei ein trauriges Verhängniß, daß dies Geschöpf, das die unendliche Luft zwischen Wolken und Wasser so gern genoß, in seiner Jugend in einen moderigen

Kasten eingeschlossen und mit Erde verschüttet werden sollte, und wenigstens wäre es billig, daß sie einmal vorher von ganzem Herzen hätte glücklich sein können, wie man es durch wechselseitige Liebe wird. Deshalb befleißigte er sich eines aufmerksameren Betragens gegen sie und trieb allerlei Neckerei, wie es auch seinem wachsenden Lebensgefühl entsprach. Da er sie aber nicht liebte und zur Verstellung sich niemals herabließ, sich auch geschämt haben würde, im Zustande greulicher Krankheit ein so festliches Werk zu begehen, wie die Liebe in seinen Augen war, kam es zu keinerlei eigentlichen Verführungskünsten, aber dennoch umstellten seine Blicke voll Innigkeit und Mitleid Liebheidli's unverwöhntes Herz, das nicht zu entrinnen vermochte.

In einer mondlosen Nacht waren der Ritter und das Liebheidli noch spät auf dem Verdeck; die meisten Ruderer schliefen, die andern schlugen mit schläfriger Gleichmäßigkeit die Ruder ins Wasser. Das sah wie flüssiges schwarzes Glas aus und erschien noch viel schwärzer und trauriger, wo das große, weiße viereckige Segel dicht darüber hinstrich. Der Ritter, der Nachts, wo ihn Niemand sehen konnte, immer in der besten Laune war, sagte leichthin, es werde kühl, und er würde dem Liebheidli seine Kutte geben, wenn er nicht dächte, es würde ihr grauen vor dem Gewande, das er an seinem verpesteten Körper getragen habe. „Mich friert nicht," sagte das Liebheidli und fügte in ihrem liebreichen Sinne zu: „Aber es würde mir nicht grauen". „Ich weiß, daß Du gut bist," sagte der Ritter, „aber ich weiß auch, daß alle die Frauen, denen es früher eine Lust war, mich zu sehen, jetzt lieber einen ehrlosen Galgenstrick küssen würden als mich." Und da das Liebheidli schwieg, fragte er beharrlich: „Würdest Du mich auf den Mund küssen?" obwohl er genug Proben hatte, daß ihre Liebe mit großen, selbstvergessenen Augen über die Befleckung seines Leibes hinwegsah. Das Liebheidli empfand wohl, daß der Ritter sie nicht wie ein Liebender fragte, sondern nur aus Neugier und Tändelei und deshalb thaten ihr die Worte so weh, wie wenn eine spitze Nadel in ihr bloßes Herz gebohrt würde, und sie wandte ihr geneigtes Haupt langsam von ihm hinweg, daß er gerade die fremde, trotzige Seitenlinie ihres sanften Gesichtes sehen konnte und ihre zuckenden Lippen. Da er sah, wie er sie gequält hatte, reute es ihn, und um Alles in Scherz aufzulösen, sagte er: „Ich weiß wohl, warum Du mich nicht küssen würdest: Du fürchtest des Heiligenscheinchens verlustig zu gehen, das Dir die Engel aus keuschen Mondstrahlen geschmiedet haben." Aber das Liebheidli dachte von nun an nicht mehr an die weiße Wiese hinter dem Abendroth voll blühender Lilien und freute sich nicht mehr auf den Tod wie auf ihre Hochzeit, wiewohl sie ihn noch ersehnte, deshalb nämlich, weil das scharfe Messer des klugen Arztes in ihre Brust gleiten und das Herz herausholen würde, das so schwer geworden war wie ein großer Stein und beklemmend auf ihre Seele drückte. Es war ihr, als müsse sie dann ganz leicht werden, daß die Luft sie wie Sommerfäden tragen könnte, und so würde sie geschwinder als das schwerfällige weiße Segel über das Meer hinwehen in die Heimath, die dürren Hände ihrer Eltern küssen und in der dunkeln Ecke das leere Bett stehen sehen, in dem einst das Liebheidli geschlafen hatte. So sehnte sie sich nach dem Sterben, während zugleich

durch das Wesen und die Worte des Ritters neue, heiße Wünsche in ihr aufgewacht waren nach etwas unsäglich Süßem, das das Leben auch für sie in seiner schönen, rosigen Hand haben könnte, wenn der sie dableiben hieße, um dessentwillen sie fort mußte. Obwohl sie nichts von dieser Empfindung äußerte, sich ihrer sogar kaum bewußt war, glaubte der Ritter doch wahrzunehmen, daß in ihren Augen, wenn sie ihn ansah, ein trauriges Flehen war, so deutlich, daß er ihre leise Stimme dazu zu hören glaubte mit dem süßen Klageton, der ihr eigen war, bittend: laß mich leben. Ihre Heiterkeit war ganz geschwunden; meistens hielt sie die eine Hand gegen die Brust gedrückt, als ob sie ihr Herz festhalten oder herunterdrücken müsse, eine Gebärde, die dem Ritter neu an ihr war. Er wußte sich dies Alles nicht anders zu deuten, als daß sie ihren Entschluß bereue, und je leichtherziger er sich in der letzten Zeit der Hoffnung hingegeben hatte, desto unerträglicher schien es ihm jetzt, sie missen zu sollen, so daß er das Liebheidli mied, um keine Antwort auf die Bitte in ihren Augen geben zu müssen.

Das Schiff, welches im August ausgefahren war, näherte sich im September der Küste. In Salerno begab sich Ritter Heinrich sogleich zu den berühmtesten Aerzten der hohen Schule, die ihm aber sammt und sonders einen ungünstigen Bescheid gaben, nämlich, daß die Wissenschaft keine Heilung für den Aussatz kenne, was aber das Mittel des jungfräulichen Blutes betreffe, so schlage das in das Gebiet der Zauberei, womit sie nichts zu thun haben wollten. Indessen hörte der Ritter bei seinen Erkundigungen von einem geheimnißvollen Manne, der in der Stadt sein dunkles Wesen trieb, als Nekromant und Inhaber aller erdenklichen Künste und Wissenschaften galt, auch wunderbare Heilungen an Kranken vollzogen haben sollte, von dem sich aber doch Jedermann fernhielt, weil man ihm die unnennbarsten Dinge in der Stille nachredete. Diesen fand er in einem uralten, äußerlich verrotteten Hause, das manche seltene Kostbarkeit enthielt und mit auserlesener Bequemlichkeit eingerichtet war. Der weise Mann hieß Almainete und war, wie man ihm sogleich ansah, arabischer Abkunft; seine Nase hatte die edle Biegung und seine Augen die dunkle, stolze Schwermuth, die den Araber kennzeichnet. Er empfing die Fremdlinge mit Zurückhaltung, hörte des Ritters Bericht schweigend an und fragte das Liebheidli, ob es auch seinen Entschluß freiwillig gefaßt habe, denn einzig in diesem Falle könne das Opfer erfolgreich sein. Nachdem sie es eifrig bejaht hatte, sagte Almainete, demnach sei, was sie betreffe, Alles in Ordnung, sie könnten thun, was sie gut dünke; aber eine gefährliche Sache sei es, bei der er sein Leben wage, denn wenn es an den Tag komme, werde er wegen Zauberei mit dem Tode bestraft werden. Der Ritter versprach ihm jede Entschädigung, wenn er ihn nur von dem scheußlichen Uebel befreie, was aber auf Almainete keinen starken Eindruck zu machen schien; er sagte, er wolle sich Alles überdenken, inzwischen möchten sie seine Gastfreundschaft annehmen und von der Reise ausruhen.

Während Almainete mit solchem Gleichmuth das Ansinnen des Ritters aufnahm, war in seinem Innern ein schauderndes Gefühl, daß er es thun wolle und müsse; denn er hatte eine einzige große Leidenschaft, durch welche

hindurch er die ganze Welt ansah, nämlich eine Wissenschaft von dem Wirken des Lebens zu bekommen in seinem Ursprung. Das versuchte er aber nicht auf die Art, wie es damals viele Gelehrte thaten, indem er in den Sternen oder in den Wolken oder in seiner Phantasie forschte, sondern durch Untersuchung des Menschenleibes, welcher die edelste und künstlichste Form des Lebendigen ist, glaubte er der Natur des Lebens auf die Spur kommen zu können. Deshalb war ihm eine Last Goldes nicht so begehrenswerth wie ein menschlicher Körper für seine Untersuchung, wie denn in der That ein solcher schwieriger zu erhalten war, da man es in der Christenwelt für sündlich hielt, das zur Auferstehung und Verwandlung bestimmte Kleid der unsterblichen Seele zu zerstören. So waren die unheimlichen Gerüchte zu erklären, die über den räthselhaften Mann umgingen, wie daß er Christenkinder an sich locke, um sie zu tödten und ihr Blut zu Arzneien zu benützen, denn die wahren Triebfedern seiner frevelnden Begierde vermochte Niemand zu ahnen. Auch hielt Almainete seine letzten Gedanken und Absichten, sei es aus Vorsicht und Verachtung der Menschen oder mehr unbewußt, vor Jedermann geheim und gab auch dem Ritter, als er ihm am folgenden Tage eröffnete, er sei geneigt, seinen Wunsch zu erfüllen, und dieser ihn halb erschreckt, halb zweifelnd ansah, nur folgende Erklärung: „Wenn ich es thue, thue ich es aus diesem Grunde: Ihr seid ein Ritter, vornehm, reich und stark; wenn Ihr gesund seid, kann es Euch nicht fehlen an Genüssen und Thaten. Das Mädchen aber ist ein Kind leibeigener Bauern, dazu ist ihre Seele mit einer Sucht nach Leiden behaftet, die ihr lebenlang keinen Tag ausbleiben würden. Und was könnte sie thun, als Knechte gebären? Also ist es billig, daß sie sterbe, um Euch zu retten." Der Ritter hatte dem fremden Manne mit Spannung ins Auge gesehen, dann wandte er den Blick, unter dem Zwange von Almainete's unerschütterlichem Anschauen, anderswohin, während seine Brust wogte von hoffenden Kräften.

Während diese Unterredung stattfand, saß das Liebheidli in dem ihr angewiesenen Zimmer auf dem Divan, der sich nach arabischer Sitte längs den Wänden des Gemaches hinzog, ihre Hände gegen die Brust gedrückt und ihre Augen unverwandt auf den wolligen Teppich gerichtet, der die Mauer verhängte. Er war von leuchtender Scharlachfarbe, mit Blau durchschossen, und ein groteskes Muster von drachenartigen Bestien war hineingewirkt, wovon sie aber nichts wahrnahm, denn sie sah nur die rothe Farbe und dachte an das warme, heilende Blut, das aus ihrem Körper fließen sollte. Den Blick in diese dämonische Fluth versenkt, horchte sie mit bewußtloser Hoffnung, ob nicht der Ritter komme, um ihr zu sagen: Du sollst nicht sterben, Du bist mir allzulieb. Anstatt dessen erschien Almainete, setzte sich zu ihr und redete ihr zu, frei mit ihm zu reden, wie es ihr zu Muthe sei, und ob sie leben oder sterben wolle, denn es hänge völlig von ihrem Willen ab. Seine Zartheit und väterliche Güte gegen sie trösteten ihr einsames Weh, und sie begann sich sacht an ihn zu schmiegen, indem sie ihm versicherte, es sei ihr höchster Wunsch, den kranken Ritter gesund zu machen. „Siehst Du," sagte Almainete, indem er auf den Teppich wies, „diese Löwen und Ungethüme mit zackigen

Augen, Schlangen im Rachen statt der Zungen und Schwänzen wie züngelnde Flammen, das sind die bösen Drachen des Lebens, Leidenschaften und Plagen, und sie fauchen gräßlich, weil sie Dich nun nicht fressen können." Das Liebheidli blickte die prunkhaften Ungeheuer an, die sie vorher nicht gesehen hatte, die sie aber so seltsam und lustig dünkten, daß sie lachen mußte über das ganze Gesicht, so wie sie auf dem Meere über die fremdartigen Wasserwesen gelacht hatte. Der Arzt, welcher sie mit seinen sanft durchdringenden Augen beobachtete, nahm sie in seine Arme und sagte: „Du mußt Dich nicht fürchten, Kind, ich werde Dir nicht wehe thun. Ich habe ein Zaubermesser, damit kann ich Dir das Herz so leicht aus der Brust heben, wie Du eine Anemone im Walde pflückst." Während Almainete diese und ähnliche Worte sagte, in dem Tone, den man anschlägt, wenn man weinende Kinder mit Märchen oder Liedern in den Schlaf lullt, trug er sie in einen unterirdischen gewölbten Keller, wo er die furchtbare Handlung vorzunehmen gedachte; er hatte nämlich mit dem Ritter abgeredet, daß, wenn sie einmal alle dazu entschlossen wären, es am besten sogleich geschehen solle.

Als sie in den Keller eintraten, wo ihnen eine modrige, kalte Luft entgegenschlug, ergriff das Liebheidli plötzlich eine bittere Todesangst, daß sie über den ganzen Leib schauderte und verlangte, der Ritter müsse kommen und ihre Hand halten, wenn sie sterbe. Almainete legte sie sorglich auf einen breiten, steinernen Tisch, den er bereit gestellt hatte, und holte den Ritter, den fiebernde Erwartung rastlos umtrieb; in seinem erhitzten Gesichte schienen die widerlichen Beulen noch abscheulicher als sonst. Almainete hieß ihn an der Thür stehen bleiben und führte einen Becher voll Wein, den er mitgebracht hatte, an Liebheidli's Lippen, indem er sagte: „Das mußt Du trinken, damit es um so besser gelinge." Sie trank gehorsam, und da die goldfarbige Mischung wohlschmeckend und süß erwärmend war, schlürfte sie Alles begierig in einem Zuge. In dem Getränk war ein wirksames Betäubungsmittel gewesen, dessen Kraft sich augenblicklich geltend machte, obwohl sie die Augen noch mühsam offen hielt, um unverwandt den wunderbaren Mann zu betrachten, der sich über sie beugte. „Siehst Du," sagte er, „dann wirst Du einen schönen Traum haben, den allerschönsten, den jeder Mensch nur einmal in seinem Leben träumen kann. Es wird Dir gerade so sein, als ob Dein Leib durchsichtig wäre, aber nicht wie sprödes Glas, sondern unendlich biegsam wie das wechselnde Meereswasser. Und Dein Herz ist ein edler Rubin und leuchtet so, daß Deine äußersten Fingerspitzen noch rosig davon erscheinen, und hat die Form einer Lilie mit langen, silbernen Staubfäden darin, die sich immer gleichmäßig hin und her bewegen, und jedesmal, wenn sie den Rubinkelch berühren, gibt es einen süßen Ton — kling kling —, daß der ganze Leib davon voller Melodie ist. Und dann wird ein Jüngling kommen, ebenso gut und schön wie Du, und wird sagen: Was hast Du für eine rubinrothe klingende Lilie in Deiner Brust? und Du wirst sagen: die darfst Du pflücken und behalten, aber gib Acht, daß Du die silbernen Staubfäden nicht abbrichst, denn sie machen die schöne Musik, die in meinem Körper ist. Und dann wird der Jüngling seine kühle Hand in Deine Brust tauchen — — —". Unter diesen

Worten hatte Almainete dem Liebheidli, das sie in seiner Bewußtlosigkeit nur so auffing, wie man im halbwachen Traume ein fernes Geläut hört, behutsam Oberkleid und Hemd abgestreift und den tödtlichen Schnitt ausgeführt; das Leben entschwang sich von dem zarten Mädchenleibe wie ein Schmetterling von einer Blume, aus der er im Fluge einige Tropfen Nektar gesogen hat: sie schwankt nur leise, wenn er auffliegt, um weiter zu schweben.

Als der Ritter den röchelnden Athem des verscheidenden Kindes hörte und das theure Blut sah, das ihn heilen sollte, wurde es ihm sterbensübel; er meinte es keinen Augenblick länger in dem dumpfigen Gewölbe aushalten zu können und tappte sich halb ohnmächtig die Treppe hinauf in sein Gemach, wo er sich aufs Bette warf. Dann verfiel er in einen schweren Schlummer und zugleich in eine langwierige Krankheit, während welcher er sich einzig der Nähe des Wunderarztes bewußt wurde, der ihn aufs Beste verpflegte. Nach vielen Wochen verspürte er plötzlich ein balsamisches Gefühl von Genesung, die auch der aufmerksame Meister ihm sogleich ansah. Almainete setzte sich auf einen Stuhl neben des Ritters Lager und sagte mit dem gelassenen Ernste, der sich niemals zu verändern schien: „Das liebreiche Blut jenes standhaften Herzens ist Euch wirklich ein Jung- und Wunderbrunnen geworden. Ihr müßt Euch noch einige Zeit ruhig halten, bis die trockenen Schuppen, die noch an Eurem Leibe haften, abgeblättert sind; inzwischen wird es Frühling geworden sein, und Ihr könnt mit einem der Schiffe, die dann nach der Provence gehen, in Eure Heimath gelangen.“ So sehr der Ritter sich sehnte heimzukommen, machte ihm der Aufenthalt in dem geheimnißvollen, bequemen Hause das Warten doch fast angenehm. Er fühlte sich zu seinem Arzte hingezogen, obwohl dessen unveränderlich ernstes Wesen, verbunden mit seinem aufmerksamen starken Blick, etwas Unergründliches und Verschlossenes hatte; auch war ein Töchterchen Almainete's vorhanden, ein winziges Ding mit blauschwarzen Haaren und grünen, neugierigen Augen, das ihm mit seiner Fremdartigkeit und seinen Launen die Zeit vertrieb. Als die Zeit zur Abfahrt kam, war die Freude des Ritters und seine Dankbarkeit so traulich und herzlich hinreißend, daß Almainete sogar darüber lächeln mußte, freilich so flüchtig, daß kaum seine blitzenden Zähne dabei sichtbar wurden.

Die Ueberfahrt ging schneller von Statten als bei der Hinreise; denn diesmal fuhr der Ritter auf einer vornehmen schlanken Galione, wie die adligen Herren sie auf der Kreuzfahrt benutzten; eine seidene Fahne wallte von der Spitze des Mastes, und rothe und goldene Kreuze waren lustig in das weiße Segel gestickt. Jedermann suchte den Ritter auf, denn abgesehen davon, daß seine Frohherzigkeit und Liebenswürdigkeit anzog, gewann man in seiner Nähe das Gefühl, als müsse es durchaus etwas Schönes und Wichtiges um das Leben sein, so strahlend und muthig erschien er durch seinen neueroberten Besitz. Aber am liebsten stand er allein an der Spitze des Schiffes und sog die stolze, wilde Luft ein, wie sie im Frühling in ungeheuren Athemzügen über das Meer rauscht; um so viel wie möglich in das freie Element hineinzu tauchen, pflegte er sich weit vorzubeugen, so daß er aussah in seinem weißen Mantel wie ein großer Sturmvogel, der sich reckt, um aufzufliegen.

Sommer war es, als der Ritter bei seiner Burg im Schwabenlande ankam. Auf der Reise hatte er sich beinahe täglich eine neue Art ausgedacht, wie er das Wiedersehen mit seiner Gemahlin bewerkstelligen wollte, und war zuletzt dabei geblieben, daß er sich des Nachts einschleichen und auf ihr Bett setzen wollte, um die einsame Frau mit Küssen in das neue Liebesleben zu wecken. Da er aber am hohen Mittag anlangte, schien es ihm unmöglich, bis zur Nacht zu warten, und er ritt sofort bis zu der Stelle, wo ein schmaler, steiler Pfad zum Burgthor führte, und schwang sich vom Pferde, um hinauf zu eilen. Da war es ihm, wie wenn ein blitzender Strahl von der Höhe der Burg hinunterzuckte, und als er aufblickte, sah er in einem Rundbogenfenster bequem zwischen zwei Säulen seine Frau sitzen, ihren venetianischen Spiegel in der Hand, in dem sie sich träumerisch betrachtete. Er hätte sich einreden können, sie habe die ganze Zeit, während er abwesend war, so da gesessen und im Spiegel betrachtet, wie die eilenden Stunden, als immer wechselnde Mägde, ihre feinen, langsam wirkenden Toilettenkünste an ihr ausübten. Dieser Anblick schien dem Ritter zu beweisen, daß Irminreich in seiner Abwesenheit nicht etwa neue Beschäftigungen zugelernt hatte, die seinen Neigungen und Liebhabereien vielleicht nicht entsprochen hätten, und er meinte, nie etwas Schöneres und Lustigeres gesehen zu haben; er stimmte ein helles, kräftiges Lachen an, das halb wie Jauchzen klang und die sinnende Frau bewog, langsam das lockige Haupt dahin zu drehen, woher der Schall gekommen war. Als sie ihren Gemahl erkannte, von dem sie nicht wußte, ob er noch am Leben war, geschweige denn, wo er sich aufhielt, legte sie behutsam den Spiegel nieder und breitete die Arme aus, als solle er ohne Weiteres hinauf an ihre klopfende Brust fliegen. Ebenso streckte er die Arme nach ihr aus und rief ihren Namen, wie sie auch seinen Namen rief, und da er sich nicht entschließen konnte, sich von ihrem Anblick zu trennen, um den Weg und die Treppe hinauf zu ihr zu stürmen, blieben sie noch eine ganze Weile in dieser Stellung mit nach einander ausgebreiteten Armen und gegenseitig ihren Namen rufend, fast ohne zu wissen, daß sie es thaten. Endlich aber verließen sie gleichzeitig ihren Platz und begegneten einander auf der Treppe, wo sie wieder eine undenkliche Zeit stehen blieben, sich wechselsweise küssend und anschauend und dazwischen tolle und gleichgültige Fragen stellend, die keiner von beiden beantwortete. Als sie sich aber an der ersten Freude einigermaßen gesättigt hatten, stellten sie sich Arm in Arm vor den großen, künstlichen Spiegel und lachten einander an in dem edlen Krystall, wobei sie sich freute, daß er schöner und jünglingshafter aussah als vor seiner Krankheit, und er sie beglückwünschte, daß keine Spur sehnenden Harrens oder unerfüllter Wünsche sich in ihr strahlendes Antlitz gestohlen hatte. Das ging nun so zu, daß es der verlassenen Irminreich die ganze Zeit über an nichts gemangelt hatte, denn sie hatte sowohl ihren Spiegel immer zur Hand gehabt wie auch eine Reihe braver Verehrer, von denen sie bald diesen, bald jenen bevorzugt hatte. Sie hatte aber niemals eigentlichen Treubruch an ihrem Gatten begangen, zum Theil aus Trägheit, daneben aber aus einem kindlichen Bedürfniß, so viel wie möglich Pflicht und Treue zu üben. Da sie außerdem gerade im Frühling ihres letzten Freundes über-

drüssig geworden war, hätte ihr nichts Lieberes beschert werden können als die Rückkehr ihres Mannes, den sie so wie so immer für den Vorzüglichsten von Allen gehalten hatte, und so verliefen die nachträglichen Flitterwochen des geprüften Paares in heiterem Genießen ganz ohne Bitterniß.

Freilich war es dem Ritter etwas Lästiges, daß er den Eltern des Liebheidli ihres Kindes Tod mittheilen mußte; aber er entschloß sich mannhaft, nicht damit zu zögern, ging hin und machte es in kurzen Worten ab, sagte, daß er ihr sein Leben verdanke, und daß er es gern an ihren Eltern gutmachen möchte. Die alten Leute hörten den Ritter, in einer stieren, blödsinnigen Art vor sich niederblickend, an, ohne etwas Gutes oder Böses zu erwidern. Doch begriffen sie, daß er nach ihrem Belieben Gold, Aecker, Wiesen, Freiheit und Ehren an sie auszutheilen wünschte, wiesen aber Alles mit so finsterer Schroffheit ab, daß er, wiewohl ungern, es aufgeben mußte, seine Wohlthaten anzubringen. Er war darüber etwas nachdenklich geworden, und indem er hinaustrat, fragte er sich, ob die ausgebrannten, stumpfen Augen der beiden Alten wirklich einen so bösen, hassenden Blick auf ihn geworfen hatten, oder ob ihn eine Einbildung getäuscht habe. Als er aber über die sanften, bebauten Hügel hinblickte, die wohlig den Strahlenguß der untergehenden Sonne über sich hinfließen ließen und bedachte, wie manches Mal er dieses selbe Bild als elender Aussätziger gesehen hatte, die Seele bis zum Rande voll von Galle, und wie er den Jammermenschen, der er damals gewesen war, abgeworfen hatte wie eine alte Haut, wallte ein unbändiges Triumphiren in seiner Brust auf und spülte den trüben Eindruck weg, den er eben empfangen hatte.

Es traf sich, daß gerade der Bruder Baldrian auf die Hütte zukam, um den alten Bauersleuten seinen täglichen Besuch zu machen, und da er von der Zurückkunft des Ritters noch nichts vernommen hatte, raubte es ihm fast die Besinnung, wie er ihn plötzlich vor sich sah, mitten in den blutrothen Abendglanz hineingestellt, hoch aufgerichtet und das Haupt mit einer trunkenen Gebärde zurückgeworfen, als habe er soeben der Sonne befohlen, zu versinken, und dem Monde hervorzutreten. Mit gaffendem Munde und mißtrauischem Blick blieb der Bruder vor diesem Bilde stehen, und ehe er sich zu einer Frage entschlossen hatte, war der Ritter seiner gewahr geworden und reichte ihm die Hand zum Gruße. „Wo ist das Liebheidli?“ fragte der Mönch. „Sie ist in Salerno fieberkrank geworden und gestorben,“ sagte Ritter Heinrich lächelnd, denn diesen Satz hatte er sich ausgedacht für den Fall, daß man ihn nach ihr fragen sollte, und sagte ihn gedankenlos wie Kinder einen Vers, den sie auswendig gelernt haben. „Deine Kutte, Bruder Baldrian,“ fuhr er fort, „habe ich nicht wieder mitgebracht, aber ich bin bereit, Dir Ersatz zu bieten, Dir oder dem Kloster,“ und dabei legte er seine Hand freundschaftlich auf die breite Schulter des kleineren Mannes.

Das plötzliche Wiedererscheinen des Ritters in der Hütte ohne das Liebheidli hatte die alten Leute trotz ihrer Stumpfheit so erschüttert, daß sie dem Mönch, der sie nur in ihrer blöden Einsilbigkeit gekannt hatte, nun auf einmal in unbeholfen hervorstürzenden Worten das lang bewahrte Geheimniß

von der Heilung des Ritters verriethen. Gleich darauf freilich bereuten sie es und ließen den Mönch schwören, niemals etwas von der Sache verlauten zu lassen, denn das Versprechen fiel ihnen aufs Herz, das sie ihrem frommen Kinde gegeben hatten, Niemandem ihr Opfer zu offenbaren; auch krümmten sich ihre Knechtsseelen unter der Angst, einen Angriff gegen ihren Herrn unternommen zu haben. Bruder Baldrian war vor Staunen und Entsetzen außer Stande, die vernommenen Thatsachen in einer solchen Reihenfolge zu ordnen, daß sich ein halbwegs gültiger Schluß daraus hätte ziehen lassen, weshalb er sich mit einer kurzen Predigt in Bausch und Bogen an die alten Leute begnügte, um sich eilends in seine Zelle zu begeben und über Alles nachzudenken. Er setzte sich in sein Fenster, von wo aus er die Klostercapelle in unmittelbarer Nähe sehen konnte, und betrachtete das alterthümliche Portal, vor welchem der aussätzige Mann den Ritter im Hochzeitsgewande berührt hatte. Und dieser hatte sich nicht gebeugt unter der Zuchtruthe, sondern verstockt, und zuletzt sich ihr durch eine ruchlose Gewaltthat sondergleichen entzogen, ohne daß der Himmel Einspruch gethan hätte. Lange konnte er keinen Plan in dieser Lebensgeschichte erkennen, bis er sich besann, daß sie noch nicht vollendet war, und daß Gott nicht selten für gut finde, durch unermüdliche Langmuth den Sünder sicher zu machen, um jählings, wenn das Maß seiner Verschuldungen gerüttelt voll wäre, mit weit ausholendem Arme das trotzende Haupt zu zermalmen. Wie Jemand, der den Schlüssel zur Lösung eines schwierigen Exempels gefunden hat, erheiterte sich der Mönch, nun er sich klar gemacht hatte, wo es mit dem Ritter hinaus wollte, und er beschloß, ihn scharf im Auge zu behalten, um dem heillosen Donnerwetter womöglich beizuwohnen, das Gott zu guterletzt an ihm auslassen würde. Daher freute er sich nicht wenig, als ihn der Ritter schon nach einigen Tagen im Kloster aufsuchte, um durch eine reichliche Schenkung die Kutte zu ersetzen; er lud den Gast zu einer traulichen Unterhaltung ein und erinnerte ihn gutmüthig an sein störrisches Wesen während seiner Krankheit den wohlmeinendsten Tröstungen gegenüber. Ritter Heinrich lachte behaglich und sagte: „Ich leugne nicht, daß Euer rundes, gesundes und zufriedenes Wesen mich verdroß, so daß ich Euch von Herzen in die Hölle verwünschte; nun aber gönne ich Euch alles Gute und bitte Euch, mich, wann Ihr mögt, in meiner Burg zu besuchen und meine Hülfe in Anspruch zu nehmen für Euch oder das Kloster, wann es Euch nöthig scheint.“ Dem Bruder Baldrian war diese Einladung höchst erwünscht, da sie ihm Gelegenheit gab, häufig in der Nähe des Ritters zu verweilen, von dem er immer fürchtete, er möchte ihm entwischen und seine Katastrophe irgendwo und in solcher Art entfalten, daß er nichts davon sähe und hörte. Es entspann sich in Folge dessen eine recht gemüthliche Freundschaft zwischen den beiden Männern, der es keinen Eintrag that, daß der Mönch stündlich auf den Verfall und Untergang des Ritters lauerte, denn er war inzwischen für den hohen Muth, die sinnige Laune und manche andere Tugend des Gefährten nicht unempfänglich. Die dreisten, ja heidnischen Aeußerungen, die der Ritter, freilich ohne es zu beabsichtigen, häufig von sich gab, ließ der Mönch meistens hingehen, ohne anders als in spielender Weise seine ab-

weichende Ansicht zu verrathen; denn es war ihm im Grunde lieb, daß der Frevler in seinem Sündengeleise blieb und beständig neuen Strafstoff aufhäufte.

Die Ausdauer des Mönches wurde aber auf eine harte Probe gestellt, denn es vergingen mehr als fünfzehn Jahre, während welcher dem Ritter nichts anderes begegnete, als daß er etwa eine Fehde auskämpfte, die ihm Zuwachs an Gütern und Ehren brachte, mehrere gesunde und fröhliche Knaben mit seinem Weibe gewann, auch hie und da einen unschädlichen Liebeshandel bewerkstelligte und im Uebrigen seine Zeit wie andere Ritter recht und schlecht verbrachte. Bruder Baldrian verlor aber den Faden deswegen nicht, sondern malte sich das Ende dieser Dinge desto schauderhafter aus und erwartete es desto ungeduldiger. An einem öden, trockenen Wintertage fand sich der Ritter in der Zelle des Mönchs ein, mit dem er nach so langem, freundschaftlichen Umgang in einem brüderlichen Verhältniß stand, und zeigte eine so verdrossene und übellaunige Miene, wie sie Bruder Baldrian kaum jemals an ihm wahrgenommen hatte. Indem er sich sagte, daß dies vielleicht als ein Symptom hereinbrechenden Unglücks zu deuten sei, fragte er den Ritter, der sich seufzend auf einen Schemel geworfen hatte, mit sorglicher Liebe, was sich ereignet habe, daß er sich so ungewöhnlich gebärde. Er sei in der That in einer üblen Verfassung, sagte der Ritter. „Der Himmel ist eintönig, meine Freunde reden alltäglich dasselbe, meine Pferde und Hunde sehen mich an und schweigen, meine Frau und meine Kinder geben mir auch keine Räthsel zu rathen auf. Es schläfert mich, obwohl ich nicht müde bin, und ich bin müde, obwohl ich nicht schlafen mag. Ich weiß nicht, was daraus werden soll." Bruder Baldrian, welcher die erste Handhabe, die sich ihm nach so langer Zeit bot, nicht gleich wieder fahren lassen mochte, bohrte und stocherte, ob nicht auf dem Grunde dieser Wehleidigkeit irgend ein greifbares Ungemach oder beginnender Gewissenskrebs verborgen sei. Indessen der Ritter schien nichts zurück zu halten, was er überhaupt dem Freunde Baldrian noch weniger als andern gegenüber zu thun pflegte, und nachdem er eine Weile, mit beiden Händen in seinen starken Haaren wühlend, dagesessen hatte, hob er plötzlich das Haupt und sagte, er glaube, er habe die Langeweile; was man dagegen thun könne? Bruder Baldrian wollte Nachdenken und Gebet empfehlen, unterdrückte es aber und begnügte sich damit, den Freund auf den Frühling und andere Wechselfälle zu vertrösten. Der aber kam schon am folgenden Tage in völlig veränderter Stimmung wieder. Kaiser Conrad, verkündete er mit lauter Fröhlichkeit, habe einen Kreuzzug ausgeschrieben, und wie Schuppen sei es ihm von den Augen gefallen, was ihm noth thue. Im Morgenlande seien andere Thaten zu verrichten als Turniere und läppische Nachbarfehden, da sei hoher Ruhm zu gewinnen, da seien fremde Länder mit fremden Menschen, allerschönste Frauen und unergründlicher Liebeszauber. Mit dem Frühling werde er aufbrechen und könne den Tag kaum erwarten.

Diese Neuigkeit fuhr dem Bruder Baldrian wie ein Donnerkeil in die Seele. Denn was sollte diese Wendung bedeuten? Hatte nicht der Papst dem abgefeimtesten Spitzbuben Sündenablaß versprochen, wenn er sich an dem heiligen Kampfe betheiligte? Konnte der Ritter nicht mit dem Blute der

Ungläubigen seine Sünden von sich abwaschen, wie er mit des Liebheidli jungfräulichem Blute den Aussatz seines Leibes vertilgt hatte? Bereits sah er ihn im Geiste auf einem gewaltigen Haufen erschlagener Saracenen stehen, während die dankbare Christenheit sich anbetend vor ihm verneigte. Aber je mehr er darüber grübelte, desto klarer sah er ein, daß die Vorsehung unmöglich wegen einiger siegreicher Raufereien über eine vergangene Uebelthat hinweghüpfen konnte wie ein flatterhafter Heidengott. Gründete sich der Sündenablaß nicht auf die Voraussetzung, daß den Kriegsmann Reue und heilige Begeisterung nach dem Grabe des Herrn führe? Wer aber nur der Kurzweil und muthwilliger Abenteuer wegen aus unzerknirschtem Weltsinn auszog, wie Ritter Heinrich that, dem konnte es füglich nicht als Bußwerk vom Himmel angerechnet werden. Vielmehr erkannte er nun, daß dies nur ein feiner Schachzug Gottes war, mit dem er dem Frevelthäter unversehens auf den Leib rückte. Was für Blitzesflammen hätten auch aus dem milden schwäbischen Himmel in das lachende Hügelland schlagen können, um den Schuldigen einzuäschern? In jenen fernen Ländern hingegen konnte er beispielsweise den ungläubigen Heiden in die Hände fallen, welche verzweifelte, unchristliche Martern an ihm ausüben konnten, dergleichen man im gottesfürchtigen Schwabenlande weder kannte noch ahnte, ja nach der Aussage vieler Pilger gab es dort Dämonen, Mißgeschöpfe und Zauberer, von denen man sich der garstigsten Dinge mit Fug gewärtigen konnte. Bruder Baldrian vertiefte sich dermaßen in diese Angelegenheit, daß es ihm unmöglich schien, ihre endliche Lösung in der Ferne abzuwarten, vielleicht sogar niemals zu erfahren, und er faßte den verwegenen Plan, den Ritter auf seiner Kreuzfahrt zu begleiten. Dieser war hocherfreut, sich von seinem trauten Gesellen, dessen nachdenklichen Umgang er kaum noch entbehren konnte, nicht trennen zu müssen, und der Abt von St. Sebastian segnete das Unternehmen um so williger, als diese Freundschaft dem Kloster schon manche Stiftung von Seiten des Ritters eingetragen hatte. Um sich als Kreuzfahrer zu kennzeichnen, nähte der Mönch ein großes Kreuz aus brandrothem Tuch auf seine Kutte, welches aber, da er zu Handarbeiten kein Geschick hatte, ungefähr auf die Mitte seines stark gewölbten Leibes zu sitzen kam, was auffallend und majestätisch anzusehen war. Also machten sich die beiden im Frühjahr auf, der Ritter nach einem kurzen, herzhaften Abschied von Frau Irminreich und seinen Kindern, begleitet von einem stattlichen Trupp abhängiger Leute, und zogen durch erblühende Thäler an das lockende Meer.

Als sie eingeschifft und unterwegs waren, stellte sich bei dem Ritter, wie es natürlich war, eine Erinnerung an seine erste Reise nach dem Süden und seine derzeitige Begleiterin ein, und er fing an, dem Mönch davon zu erzählen, wobei er arglos voraussetzte, derselbe kenne den wahren Zusammenhang, denn er hatte völlig vergessen, daß er ihn einmal geheim zu halten für nothwendig erachtet hatte. Indem er nun öfters vom Liebheidli redete, an das er viele Jahre lang nicht gedacht hatte, wurde ihm das zarte Bild immer deutlicher vor seinen Augen und schwebte ihm zuletzt unablässig vor, besonders wenn er etwa spät Abends noch auf dem Verdeck blieb, während die andern schliefen,

so daß es ganz still um ihn her war. Wenn dann Dünste aus dem Wasser stiegen und sich formten und lösten, träumte er, wie es wäre, wenn ihr wandernder Geist mit einem Hauch von Lieblichkeit an ihm vorüberstreiche oder gar sich auf den Rand des Schiffes setze, der Wiederbegegnung still sich erfreuend. Die eine Nacht kam ihm vor Allem in den Sinn, wo sie ihn nicht hatte küssen wollen, und je mehr er daran dachte, desto mehr kränkte es ihn, daß er die Süße dieses träumerischen Kindermundes nicht ein einziges Mal gekostet hatte. Vollends unerträglich war ihm der Gedanke, es habe ihr etwa doch vor seiner Krankheit gegraut, oder sie habe ihn vielleicht doch nicht so geliebt, wie er es sich eingebildet hatte; denn recht zu erklären wußte er sich ihre sanfte, traurige Unnahbarkeit nicht. Er machte sich Vorwürfe, daß er nicht mehr Inständigkeit daran gesetzt hätte; wenn sie jetzt da wäre, dachte er, nur einen einzigen Augenblick lang, sie sollte nicht ungeküßt von ihm gehen, und müsse er sein Leben dabei wagen. Auch den leisen, singenden Klageton ihrer liebenden Worte hörte er wieder, und es war ihm, als sei die Stimme wie im fließenden Silberfaden durch die Schwärze jener Nacht gerieselt. Aber eine schaurige Wollust war es seiner Seele, daran zu denken, daß er in dem Balsam ihres jungen Blutes wie in Rosen gebadet hatte. Und gerade weil ihm das ein Anrecht auf sie zu geben schien, dünkte es ihn unleidlich, daß er sie niemals besessen haben sollte. Ihren letzten sterbenden Blick sogar hatte ihm der neidische Arzt entzogen, vielleicht aber hatte er ihm nicht einmal gegolten. Wenn er sich auf ihre Augen besann, so mochte er sie nicht mit dem funkelnden Blau des südlichen Himmels vergleichen; aber in seiner Heimath hatte er oft dicht über dem Horizonte einen schmalen Streifen gesehen, auf dem sich Dünste gesammelt hatten, durch welche die Bläue kaum noch hatte hindurchscheinen können, und diese feuchte, dämmerige Farbe, glaubte er, war in ihren Augen gewesen. Mehr und mehr schien es ihm, als ob ihr still und überschwänglich liebendes Herz die einzige Kostbarkeit gewesen wäre, die das Leben ihm gereicht, und die er weggeworfen hätte, und weil er vom Glücke verwöhnt war, konnte er sich nicht entschließen, nun einen endgültigen Verzicht darauf zu thun. Wiederhaben wollte er sie. Konnte nicht jener weise Nekromant, der sie gemordet hatte, ihren Geist zurückbeschwören? Daß dies möglich sei, daran kam dem Ritter kein Zweifel, denn in alten und neuen Zeiten war dergleichen geschehen, und der Geisterzwang gehörte zu den werthvollsten Künsten eines jeden Zauberers. Er war so eingenommen von diesen Phantasieen, daß er sich nicht enthalten konnte, sie seinem Gefährten mitzutheilen, zu dessen Wissen er ein so unbegrenztes Vertrauen hatte, daß er von ihm sogar Auskunft über das Wesen der Geister erhoffte, zum Beispiel ob man mit ihnen reden und ob man sie umarmen könne. Bruder Baldrian war über den Einfall des Ritters so erschrocken, daß er sich soweit vergaß, ihn davon abbringen zu wollen, denn nichts sei gottloser, sagte er, als Wesen, die sich schon der geistigen Verklärung entgegenbildeten, wieder in die Leiblichkeit zurück zu zerren, abgesehen davon, daß man die Pforten des Todes oder den Eingang zum Jenseits, die Gott versiegelt habe, nicht erbrechen dürfe. Er nahm aber mit Staunen wahr, daß die unheimliche Leidenschaft des Ritters

bereits einen Grad erreicht hatte, wo Einwendungen sie nur hitziger machten; sie begann an seiner kraftvollen Gestalt zu zehren und sein blühendes Gesicht schlaff zu machen, so daß man sich zum ersten Mal vorstellen konnte, er werde auch einmal ein alter, überzähliger Mann sein. Jetzt erkannte Bruder Baldrian die weise Führung Gottes, welcher den Sünder die Früchte seines bösen Thuns hatte verprassen lassen, um sein Verderben auf so sinnreiche Art, nämlich vermittels unerhörter Liebe zu der einstmals von ihm selbst Geopferten, herbeizuführen. Der Aussatz, den er mit Gewalt zu vertreiben gedacht hatte, brach gewissermaßen an seiner Seele wieder hervor in Form dieser dämonischen Sehnsucht nach einem todten, längst verwesten Leibe, deren Befriedigung zugleich sein Ende sein mußte. Denn das Gespenst würde nichts Besseres thun können, so schien es dem Mönch, als mit eigner Geisterhand die Strafe an seinem Mörder zu vollziehen, ihn tödtlich an die kalte, leere Brust zu drücken und mit ihm in unnennbare Gegenden davon zu sausen. Nachdem sich Bruder Baldrian dergestalt an dem Knäuel der Vorsehung durch das Schicksalslabyrinth seines Freundes getastet hatte, überkam ihn eine verwunderte Rührung über die vernünftige und zugleich kunstvolle Anordnung desselben, und wenn er den Ritter auch nicht gerade in seinem Vorhaben bestärkte, hütete er sich doch andererseits auch, es ihm auszureden.

So trennte sich in Sicilien Ritter Heinrich von seinen Leuten, um, von dem Mönch begleitet, Almainete in Salerno aufzusuchen. Er fand ihn unverändert, nur daß sein Haar ergraut und seine Miene noch ernster und kälter geworden war; in dem Zimmer, wo ehemals das Liebheidli gewohnt hatte, hauste jetzt seine Tochter Olaija, deren weißglänzende Haut sich prächtig auf dem scharlachfarbigen Drachenteppich abmalte, der noch immer die Wände verhängte. Sie war ein zierliches junges Weib geworden mit einem kleinen Kopf und klugen Gesichte, in dem vornehmlich die feinen, kühnen Linien auffielen, welche die Augenbrauen und die tiefrothen Lippen bildeten. Der Ritter beachtete sie wenig, in seinen sehnsüchtigen Wahn versponnen, obgleich sie ihn mit ihren hellgrünen Augen, die durch die Beschattung der langen Wimpern aber wie schwarz erschienen, unablässig beinahe gierig betrachtete.

Sowie der Ritter mit Almainete allein war, eröffnete er ihm sein Anliegen. Der alte Meister antwortete ausweichend mit einem morgenländischen Sprüchwort, nämlich: „Bist du an einer Rose vorübergegangen, so suche sie nicht wieder.“ Der Ritter sank in tiefes Brüten, dann erhob er das Haupt und sagte: „Aber die Menschen sind nicht wie Blumen. Sie vergehen nicht gänzlich. Zwinge mir das zurück, was der Schatten, die Seele, das Echo ihres Erdenliebreizes ist.“ „Daß man Todte beschwören kann, ist sicher,“ sagte Almainete leise und nachdrucksvoll; „aber wer sagt Euch, daß ich es kann, und wenn ich es kann, daß ich dieser Todten mächtig bin?“ Erwägungen war aber der Ritter jetzt nicht fähig in sich aufzunehmen und setzte ihnen in kindischer Weise nichts als seine Leidenschaft entgegen, die das Liebheidli wiederhaben wolle und müsse. „Meint Ihr denn,“ sagte Almainete, den Ritter mit einem langen kalten Blick musternd, „ein Geist würde aus dem Grabe steigen, um Eure Liebesbrunst zu theilen?“ „Verschafft sie mir,“ rief der Ritter,

stöhnend vor Wuth und Liebe, „verschafft sie mir nur für eine Nacht, das ist Eure Sache; wie ich die Nacht mit ihr hinbringe, das ist meine Sache.“ Der Alte sah den Ritter geringschätzig an. „Verliebtheit,“ sagte er, „schließt die Geisterwelt nicht auf.“

Aber trotz eines so ablehnenden und herben Betragens wies Almainete den Bittsteller nicht endgültig ab, denn die Sache ging jenen mächtigen Hang seiner Seele an, der allen Menschen außer seiner Tochter verborgen war. Es war seit Langem sein allerinnigstes Trachten, das seine Brust mit der Stärke einer Leidenschaft beherrschte, vermöge seines Wissens und seiner Einsicht die Natur in allen ihren Erscheinungen zu verstehen und zu bemeistern. Da nun seiner Ansicht von der Seele und der Materie der Glaube entsprach, daß das Wesentliche des Menschen nach seinem leiblichen Tode in einer Einzelform fortdauere, so entsprang daraus der Wunsch, ein solches Geistwesen wahrzunehmen, um die Bedingungen seines Daseins zu ergründen; er hätte sein Leben, ja vielleicht seine Habe darum gegeben. Es zehrte an seinem Innern, daß er nicht weiter damit kam, und er schämte sich sogar seines Unvermögens, wie wenn diese Kunst das Erste gewesen wäre, was man von einem tüchtigen Arzt hätte erwarten dürfen. Als der Ritter ihm von seinem Begehren sprach, regte sich sogleich eine heiße Lust in ihm, die schauerliche Aufgabe zu unternehmen, zugleich auch die Angst vor der Schande und Qual, wenn es mißlänge. In diesen widerstreitenden Gefühlen sagte er dem Ritter zu, daß er für ihn thun wolle, was er könne, und versenkte sich sogleich in das Studium einiger philosophischer Werke in griechischer Sprache, die er mit den Ergebnissen seines eigenen Denkens und seiner Erfahrung glossirt hatte.

Nun sollte diese Angelegenheit durch Olaija eine unerwartete Wendung nehmen. Sie hatte dem Bruder Baldrian das Geheimniß des Ritters abgelistet und schlüpfte bei Nacht, als die Gäste schliefen, von abenteuerlichen und leidenschaftlichen Wünschen erfüllt, in das Gemach ihres Vaters, in dem sie wußte, daß er bis Mitternacht über seinen Büchern zu wachen pflegte. Sie wisse, sagte sie, worüber er nachdenke und was er wolle. Aber sie wisse auch, daß er niemals erreichen werde, was er suche, denn obschon er sich lebenden Leibes begraben habe um die Todten zu zwingen, so bleibe er doch von ihnen gemieden wie von den Lebendigen. Sie wolle ihm aber helfen, daß er vor dem Ritter bestehen könne, nämlich indem sie selbst ihm als Geist erschiene und seine Sehnsucht stillte. Da der alte Meister nicht antwortete, sondern über die kleine Lampe weg an seiner Tochter vorübersah starr in die dunkle Ecke des Zimmers, wiederholte sie noch einmal dreist: „Du kannst die Geister nicht zwingen, ich weiß es; Du kannst nur die Körper der Menschen und Thiere zerschneiden und sehen, wie sie zusammengesetzt sind, aber über ihre Seelen lernst Du nichts daraus.“ Während sie das sagte, funkelte in ihren schmalen Augen geheime Schadenfreude, so daß sie in dem Augenblicke einen bösen und frechen Ausdruck hatten, der aber nur eben aufblitzte und in der strahlenden Schwärze wieder unterging. Nun wandte Almainete langsam den Blick auf sie und sagte: „Wenn es so ist, wie Du sagst, brauche ich dem Ritter nur zu sagen: ich kann nicht thun, was du willst, oder ich will es

nicht, und er geht weiter". „Ja, ja," rief sie, „er geht weiter! Aber ich will mit ihm. Laß mich in die Welt, Vater! Das Haus und die Bücher und der Staub ersticken mich. Ich will Luft und Freiheit und Leben!" Während sie diese wilden Worte sagte, war sie bis dicht zu ihm hingeglitten und schmiegte sich an seine Kniee. Als er den lechzenden Blick in ihren Augen sah, schob er sie mit sanfter Hand zurück und sagte: „Freiheit und Leben! Das willst Du nicht. Einen Mann willst Du und Liebe und Genuß. Es ist das alte Lied und tönt mir eintönig und widerlich. Freiheit und Leben hätte ich Dir aufgethan, eine bessere Welt als die da draußen." „Deine Welt riecht mir wie Moder," sagte sie heftig, „ich kann darin nicht athmen. Hier ist der Tod, und ich will leben." „Das also nennst Du leben," sagte Almainete mit mehr Trauer als Hohn, „einem schwäbischen Ritter nach Jerusalem folgen und, solange es ihm gefällt, in seinen Armen liegen. Was für unbekannte Wonnen erwartest Du Dir von diesem Manne? Weißt Du, wie er in zehn oder zwanzig Jahren aussehen wird?" und legte dabei seine marmorgelbe Hand auf einen Todtenkopf, der auf dem Tische stand, wo er arbeitete. Das Mädchen folgte der Hand mit den Augen, und ein hochmüthiges Lächeln glitt mit schlängelnder Bewegung über ihr glattes Gesicht. „Du trachtest Geistern nach," sagte sie, „die keiner ergreifen kann. Bin ich thörichter als Du, weil ich Leibhaftiges ersehne, das ich fassen kann?" Almainete betrachtete sie mit einem Blick, der halb voll Mitleid, halb voll Verachtung war. „Ja", sagte er, „Deine Sehnsucht ist leicht zu stillen. Aber siehst Du nicht, daß dieser Ritter anders ist als Du? Seine Ungenügsamkeit wird durch Deinesgleichen nicht befriedigt. Er wird Dich bald am Wege liegen lassen und weitergehen". „Liegen lassen wird er mich vielleicht," sagte Olaija schnell, „aber dann wird er nicht weitergehen;" und es sah aus, als wenn ein spitzes glühendes Schlangenzünglein aus ihren Augen hervorschoß und wieder zurückfuhr. „Du sollst Deinen Willen haben," sagte Almainete, indem er aufstand und gelassen sein Buch zuschlug, worauf sie verabredeten, wie Olaija in der folgenden Nacht dem Ritter als das todte Liebheidli erscheinen sollte.

Demgemäß führte Almainete den Ritter, als es dunkelte, in das unterirdische Gewölbe, wo das Liebheidli gestorben war, denn dort, sagte er, müsse die Zauberei vor sich gehen, wo an den Steinen noch ihr Blut hafte, mit dem einzig die Erscheinung gezwungen werden könne. Dem Ritter wäre ein anderer Ort lieber gewesen, und in einiger Unbehaglichkeit folgte er dem Nekromanten die steile steinerne Treppe hinunter, die durch kein Lämpchen erleuchtet wurde. Als sie unten angekommen waren, gebot Almainete dem Ritter, bei Gefahr seines Lebens an der Thüre stehen zu bleiben, bis er ihn rufen werde, und verließ ihn dann, um tiefer in das Gewölbe hineinzugehen; da der Ritter ihn wegen der Dunkelheit schon im nächsten Augenblick nicht mehr sehen konnte, war es ihm, als ob er in die Unendlichkeit verschwände. Er konnte es nicht lassen, ihn bei Namen zu rufen, aber es kam keine Antwort zurück. Nun versuchte er, seine Augen an das Dunkel zu gewöhnen, um irgend etwas von seiner Umgebung wahrzunehmen, und besann sich, wie es damals gewesen war; aber es wollte ihm kein anderer Gegenstand, den er etwa gesehen hätte,

einfallen, als der Tisch, auf dem das Liebheidli gelegen hatte, um den Tod zu erleiden, und den konnte er nirgends finden. Plötzlich hörte er, wie es ihm schien in weiter Ferne, Almainete's gedämpfte Stimme etwas murmeln, was wohl die Beschwörungsworte sein mochten; gleich darauf verstummte es wieder. Inzwischen hatte sich ein solches Grauen des Ritters bemächtigt, daß er daran dachte zu entweichen, aber in demselben Augenblicke zuckte in der Tiefe des Gewölbes ein mattes, grünliches Licht auf, das zunächst wieder verschwand, dann von neuem erschien und sich ausbreitete. In dieser schwachen Beleuchtung erkannte der Ritter an der gegenüberliegenden Mauer den breiten Steintisch, den er vorher vergeblich gesucht hatte. Wie er athemlos und hochklopfenden Herzens hinstarrte, meinte er, auf dem Tisch etwas liegen zu sehen, und so sehr es ihm davor graute, vermochte er doch die Augen nicht davon wegzuwenden; da bewegte es sich. Ganz langsam hob es sich und richtete sich auf, ein verhülltes Haupt und Schultern und Brust, ein Leib, der aus der hoffnungslosen Einöde des Grabes kam. Unsägliches Grauen flößte ihm dies grünlich bleiche Gesicht ein: das waren nicht die schenen, liebreichen Mienen, die ihn so getreulich angelächelt hatten, der sehnsüchtige, schweifende Blick, der in Blumen und Steinen selbst die Seele gesucht hatte, war ausgelöscht, von starren Lidern verhängt. Ganz so wie er es zuletzt an ihr gesehen hatte, lag die eine Hand auf der Brust, aber nicht ihre rührende Geberde war es und nicht ihre warme, bräunliche Hand, die ihn gepflegt hatte; eine kalte, blutleere Hand war es, die Jahre und Jahre im Sarge auf einem leblosen Busen geruht hatte. Was hatte er von diesen schmalen, geschlossenen Lippen gewollt, die der Tod mit magischem Finger versiegelt hatte? Sie konnten keine Rosen mehr lachen. Ein fürchterliches, aber unnennbares Weh fühlte er. Hatte es ihm nur geträumt vom Liebheidli? Oder wenn sie wirklich dagewesen war und alle ihre Lieblichkeit, wie sie ihm im Sinne gelegen hatte, was war daraus geworden? Nicht vernichten that der Tod, sondern so entstellen und verwandeln, daß man nicht mehr kannte, was man zuvor gekannt und geliebt hatte? Dies alles dachte er nicht aus, aber er empfand es deutlich zuerst als einen peinlichen Schmerz, dann als Furcht und Abscheu vor dem fremden Todtenbilde. Er entsetzte sich vor der vollkommenen Stille, die in dem Gewölbe herrschte, und zugleich vor der Möglichkeit, daß ihre öde, entseelte Stimme plötzlich darin laut würde, stumpf und melodielos wie der Ton einer geborstenen Glocke. Es kam ihm zu Bewußtsein, daß er Almainete den Keller hatte verlassen sehen, und er fühlte sich mit Grausen allein in dem Banne des Todes. Aber gerade da er sich zur Flucht ermannt hatte und sich von der Erscheinung abkehrte, sah er ihren einen Arm, der schlaff herunterhing, sich bewegen und gleich darauf, wie er näher zusah, auch die Augen sich ein wenig öffnen. Denn Olaija, der ohnehin die regungslose Haltung unleidlich wurde, hatte bemerkt, wie der Ritter sich der Thüre zuwandte, wodurch dann die Schlußwirkung und der Zweck der Aufführung verloren gegangen wäre; sowie sie sich bewegte, verrieth sich dem Ritter ihre Persönlichkeit, und er durchschaute mit befreitem Gemüth die ganze Anstiftung. Die Verwandlung dunkler Todesangst in die Ahnung eines wonnigen Abenteuers

an warmer, athmender Brust ließ alle Lebenswellen im Herzen des Ritters hoch aufschäumen, und er eilte nunmehr ganz beherzt auf das entlarvte Gespenst zu und fing sich mit einem Kusse das blutrothe Schlänglein ihres Mundes ein, indem er sagte: „Für diese Nacht, süßer Tod, bist Du mein" worauf sie sich, ungeachtet ihrer begehrlichen Leidenschaft, nicht enthalten konnte, mit zierlichem Spott zu erwidern: „Du nennst den Tod süß, seitdem er lebendig geworden ist".

Diese ganze Zeit hatte Bruder Baldrian, der fest an die Beschwörungskunst Almainete's glaubte und ohne Ahnung des Liebeszaubers war, den Olaija dem Ritter bereitet hatte, in einem Raume oberhalb des Kellers zugebracht, das Ohr auf den Boden gepreßt in der Hoffnung, von dem katastrophischen Ereigniß, das er nicht mit ansehen konnte, wenigstens etwas zu hören. Nachdem aber Mitternacht vorübergegangen war, ohne daß ein Laut zu ihm gedrungen wäre, schlich er sich barfüßig die Treppe hinunter und lauschte an der dicken Kellerthür; denn hineinzugehen getraute er sich nicht, bedenkend, daß bei großen Schicksalsentladungen auch wohl Unbetheiligte mitgetroffen zu werden pflegen. Da aber der Ritter seine Auferstandene inzwischen schon in die behaglichere Oberwelt getragen hatte, vernahm der horchende Mönch auch hier durchaus nichts, was ihm ein unheimliches Zeichen zu sein schien, daß nach vorübergerastem Ungewitter die Stille des Todes eingetreten sei. Erst gegen Morgen begab er sich in großer Erschöpfung zu Bette, und so kam es, daß der Ritter ihn aus tiefem Schlafe weckte, als er bei hellem Mittag mit Sonnenschein und sicherer Fröhlichkeit in das Gemach seines Gefährten eindrang, um zu erzählen, welches Ende seine Geisterbeschwörung genommen habe, und wie er dadurch völlig von seiner krankhaften Leidenschaft für das todte Kind geheilt sei. Bruder Baldrian sah den Freund so betrübt aus seinen runden, einfachen Augen an, daß der Ritter Mitleiden fühlte und es sich beiläufig angelegen sein ließ, seinen melancholischen Gesellen zu einer Aufheiterung zu verhelfen. Er führte ihn an das blau lachende Meer, ging mit ihm auf und ab, wobei er vertraulich den Arm um seine Schulter legte, und rieth ihm, es zu machen wie er, auch einmal in den Wellen der Liebe zu baden. „Es ist dem Menschen," sagte er, „an Leib und Seele ein gewisses Bedürfniß nach schmeichelnder Liebkosung angeboren. Wenn dieses befriedigt wird, sind wir sicher, muthig und heiter, wenn nicht, greift unser Grämen und Sehnen nach den wunderlichsten Ersatzmitteln und führt uns schließlich immer weiter ab von der wohlthätigen Quelle, aus der das Labsal fließt." Dergleichen Worte dienten nur dazu, den rathlosen Sinn des Mönchs noch mehr zu umdüstern, indem sie deutlich anzeigten, daß das Schifflein des Ritters wieder völlig flott geworden war und eilfertig auf das hohe Luftmeer des Lebens hinausstrebte.

Da nun der Ritter seine Sucht zum todten Liebheidli abgethan hatte, dürstete es ihn herzlich nach den Heldenthaten im heiligen Lande, und die Reise wurde ohne weiteren Verzug angetreten. Olaija fand für gut, ihren Geliebten in der Tracht eines Pagen zu begleiten, die nach ihrer Angabe ganz aus schwarzem Sammet gefertigt war und ihrem geschmeidigen Körper wohl

anstand. Im Gürtel trug sie einen kostbaren Dolch von damascenischer Arbeit, den Almainete ihr geschenkt hatte, ebenso vertraute er ihr heimlich ein Büchschen aus Onyx an, das ein starkes, selbstbereitetes Gift enthielt; wenn sie damit die Schärfe des Dolches bestreiche, sagte er, würde die leichteste Wunde augenblicklich unentrinnbaren Tod herbeiführen. In ihrem schwarzen Gewande und mit den schwarzumsäumten, durchdringenden Augen, die aus der unveränderlichen Blässe des Gesichtes hervorglühten, erschien das unbekannte Fräulein den Kriegsleuten des Ritters, mit denen er sich in Sicilien wieder vereinigt hatte, seltsam genug, und sie nannten sie unter sich den todten Knappen, wozu auch beigetragen haben mochte, daß der Ritter ihr häufig Namen wie „süßer Tod" oder „Todesgeist" gab. Wenn der Trupp in Mondscheinnächten durch die steinige Wüste Judäa's ritt, konnte man häufig den todten Knappen, vor dem Ritter sitzend, den geharnischten Herrn mit gelenkigem Leibe umschlingen sehen, während ihr kleineres Pferd ledig hinter ihnen her trabte. Aber fast ebenso oft kam es vor, daß Olaija, im Gefühl, daß ihre umklammernde Nähe dem Ritter nicht lieb oder gar lästig sei, sich in einiger Entfernung von ihm hielt, so daß ihr Rößlein halb neben, halb hinter dem seinigen ging. Dann betrachtete Bruder Valdrian tiefsinnig die langsam wandelnden Figuren, ohne daß sie es ahnten; denn der Ritter sah scharf um sich, ob Saracenenfeinde, in den Sand gewühlt oder, hinter Steine geduckt, seiner Mannschaft auflauerten, oder er ließ sich mit kindlichen Sinnen von dem morgenländischen Wüstenzauber, der unermeßlich zwischen Himmel und Erde wirkte, einwiegen, Olaija dagegen starrte unverwandt auf den Arglosen neben ihr, und man sah ihr das Leiden an, das sich unter unbändigem Stolze krümmte. So, dachte der Mönch, möchten die gefallenen Engel ausgesehen haben, und manchmal drängte er, voller Unbehagen, sein Maulthier zwischen die Beiden und hub ein heilsames Gespräch an von der Welt und ihren Räthseln.

Bevor diese kleine Heerschar in der heiligen Stadt anlangte, wurde dem Ritter Gelegenheit, eine zugleich glänzende und nutzbringende Heldenthat auszuführen. Es war nämlich ein Transport schuldiger Lieferungen aus benachbarten Vasallenstaaten von streifenden saracenischen Horden abgefangen, und diesen Raub glückte es dem Ritter mit seiner Mannschaft ihnen wieder zu entreißen, wobei er eine ungewöhnliche Tapferkeit und Gewandtheit an den Tag gelegt hatte. Diese That verschaffte ihm in der bedürftigen Stadt eine herrliche Aufnahme, indem ihn nicht nur der König mit besonderer Huld bedachte, sondern der Patriarch sogar ihm in der heiligen Grabeskirche eine Reliquie umhängte, nämlich einen Splitter vom heiligen Kreuze in silberner Kapsel, zierlich an silberner Kette baumelnd. Der Patriarch von Jerusalem war groß, breit und gewichtig, war der Ansicht, daß er noch über dem Papste stehe, und bildete sich ein, daß die ganze Menschheit beständig mit Bewunderung und Rührung auf ihn blicke, weswegen er sich auch bei den alltäglichsten Handlungen mit Pathos darstellte und über Alles ein großes Kirchengepränge liebte, wobei er wohltönende Reden hielt, an deren Schlusse er womöglich Kronen, Seligsprechungen oder Verfluchungen an geeignete Persönlich-

keiten austheilte. Dabei begegnete es ihm gern, daß ihn die Schwungkraft seiner Beredsamkeit weiter trug, als er eigentlich beabsichtigt hatte, wie er denn auch dem Ritter in Aussicht stellte, daß die Reliquie ihn zu einem gefeiten Wesen machen würde, dem weder Menschen noch Dämonen, den Sündenteufel inbegriffen, etwas anhaben könnten. Während Ritter Heinrich frohen Muthes diese Rede wie eine andere angenehme Kirchenmusik an seinen Ohren vorüberorgeln ließ, hatte Bruder Baldrian sie Wort für Wort in seiner Brust aufgenommen und grübelte erfolglos darüber nach, wohinaus die Vorsehung damit wolle, daß sie das schuldbefleckte Opfer gewissermaßen ausrüste und unantastbar mache, auch ob es nicht Pflicht sei, ihm das übel angewendete Heiligthum in guter Meinung zu entwenden. Indessen wurde der tapfere und großmüthige Ritter, der sich selten ohne den schwarzen Knappen an seiner linken und den stattlichen Mönch mit dem ungefügen Kreuz auf der Mitte des Leibes an seiner rechten Seite zeigte, eine volksthümliche und berühmte Erscheinung in Jerusalem, was er mit guter Laune aufnahm, ohne sich deswegen mehr um das Urtheil der Leute zu kümmern, als ihm bequem war; denn es lag ihm wenig an dem Geruch der Heiligkeit, der ihm unversehens angeflogen war. Im Gegentheil trat gerade jetzt ein Ereigniß ein, das ihn der christlichen Religion, in deren Schranken er sich bisher beim Turniere des Lebens getummelt hatte, gänzlich zu entfremden schien.

Es war in der damaligen Zeit nichts Außergewöhnliches, daß, wenn der Krieg zwischen Franken und Saracenen einmal durch Waffenstillstand unterbrochen war, mohammedanische Kaufleute oder Gaukler oder Geschichtenerzähler in Jerusalem eingelassen wurden, mit denen sich das Volk und die anwesende Ritterschaft belustigte. Darauf bauend war ein persisches Mädchen in die Stadt gekommen in Begleitung einer alten Frau, scheinbar, um durch Gesang und Spiel Almosen zu erbetteln, in Wahrheit, um ihren Herrn und Geliebten, einen vornehmen Araber, dessen Sclavin sie war, aus der Gefangenschaft zu befreien. Die alte Frau, die sie als Mutter ausgab, war eine ihrer Mitsclavinnen, die den Herrn als Amme auferzogen und mit vergötternder Liebe gehegt hatte; sie war trotz ihres Alters munter und abenteuerlustig und von ebenso erfinderischer Bosheit gegen die Mehrzahl der Menschen, wie äffisch zärtlich gegen die wenigen Personen, mit denen sie durch Gewohnheit, lange Dienste oder Verwandtschaft verknüpft war.

Es traf sich, daß, als der Ritter in Gesellschaft einiger Kameraden das fremdländische Mädchen zuerst sah, Frauen aus den benachbarten Rosenpflanzungen, die im Volksmunde die Gärten Salomonis genannt wurden, vorübergingen, Körbe voll dunkelrother, hellrother und weißer Rosen auf dem Kopfe tragend, aus denen Rosenwasser bereitet werden sollte. Man sah die Weiber in einer langen Reihe mit ihrer herrlichen Last über den schönen, müden Gesichtern an den Cypressen, welche auf diesem Platze standen, vorüberziehen, und es fiel dem einen der Männer ein, die persische Sängerin um ein Lied von der Rose zu bitten. Sie sang unverzüglich das Märchen von der Entstehung der rothen Rose: nämlich wie die Nachtigall, als die weiße Rose aufgeblüht war, von solcher Liebe ergriffen wurde, daß sie sich in die

Dornen des Rosenstrauches stürzte und verblutete; ihr melodisches Blut aber überströmte den weißen Busen der Rose mit Purpurfarbe. Während dieses Gesanges regte sich eine blasse Erinnerung im Herzen des Ritters; denn war er nicht der Dornenstrauch gewesen, an dem das Liebheidli seine zarte Brust zerrissen hatte, ihr Blut in Rosen der Schönheit und Jugend über ihn ergießend? Aber seine Gedanken verweilten nicht dabei, sondern wirkten ein anderes Bild aus! die Perserin nämlich, die feines, silberblondes Haar und ein mattfarbiges Gesicht hatte, in dem nichts auffallend hervorstach, gemahnte ihn an eine weiße Rose, und es wunderte ihn, ob das Liebesopfer eines blutenden Herzens sie wohl auch in eine roth glühende verwandeln könne. Von dieser Vorstellung ging die Liebesraserei des Ritters aus, die das kluge Mädchen bald bemerkte und anfachte, denn eben darauf lief der Plan hinaus, mit Hülfe eines verliebten Herrn, die Befreiung ihres Geliebten, den sie als Bruder in ihre Lebensgeschichte einführte, ins Werk zu setzen. Scheramur, so hieß die Perserin, war außerordentlich hochmüthig, was sich auch in ihrem Gesichte, wie in ihrer Haltung und allen ihren Bewegungen ausprägte, und verachtete alle Menschen unaussprechlich, die nicht ihrem Volke angehörten; ihren Herrn, den sie abgöttisch liebte, nahm sie zwar aus, obgleich er nur ein Araber war, aber im innersten Herzen war sie doch überzeugt, daß er seine überlegene Bildung hauptsächlich ihrem Einfluß verdanke. Ritter Heinrich war ihr nicht gerade zuwider, aber sie belächelte ihn als einen täppischen Barbaren, mit dem sie sich nicht einmal die Mühe besonders listiger Ränke und Verstellungen gab; und in der That verblendete ihn diese Leidenschaft dermaßen, daß er alles glaubte, was sie ihm angab, und alles that, was sie verlangte, um des Lohnes theilhaftig zu werden, den sie ihn gegen Erfüllung ihrer Wünsche ahnen ließ.

Diese Vorfälle hatten dem Bruder Baldrian eine neue Aussicht eröffnet; konnte doch füglich diese zwei- und dreifach sündliche Leidenschaft eine Anzettelung der Vorsehung sein, um den Ritter in der vollen Blüthe seiner Sünden zu fällen. Dazu ermöglichten ihm die Umstände, die Entwicklung dieses Abenteuers beständig zu beobachten, denn Scheramur, welche die häufigen Besuche des Ritters nicht wohl abwehren konnte, aber doch nicht wollte, daß es zu etwas Wesentlichem käme, wünschte dabei die Anwesenheit einer majestätischen, standfesten Person und bat deswegen den Ritter, er möge seinen Freund, den Mönch, mitbringen, damit er sie im Christenthum belehre, falls sie etwa aus Liebe zu Ritter Heinrich, wie sie durchblicken ließ, dazu übertreten möchte. Bei seinem Hange zum Predigen und in der Aussicht, dem Sturze des Sünders beizuwohnen, gewann es der Mönch nicht über sich, die Bitte abzulehnen, obwohl ihm der Verkehr mit den beiden abgöttischen Weibern nicht geheuer vorkam. Scheramur pflegte ihre Gäste nachlässig, auf einem Divan liegend, zu empfangen, indem sie ihr träges Behagen gleich als Verführungskunst ausnützte, denn ein größerer Aufwand schien ihr für den schwäbischen Ritter unnöthig. Auch war der Anblick ihrer weißen Arme, die aus weiten Aermeln von weißer Seide hervorschienen, sinnbethörend genug; ihre Haut glich in Wahrheit weißen Rosenblättern, durch die ein unendlich feiner

Strom von Blumenblut hindurchrinnt, die seelenlose weiße Farbe süß durchleuchtend. So sehr aber auch Bruder Baldrian diese Anstalt mißbilligte, war ihm doch die Alte bei weitem unheimlicher, sowohl wegen ihres raubvogelähnlichen Gesichtes und ihrer kichernden Stimme, als wegen einer feuergelben Arabeske, die ihr braunes Kleid umränderte, und die für ihn mit ihren Verdrehungen und Verschlingungen etwas dämonisch Verwirrendes hatte. Trotzdem ließ er sich immer wieder dazu verleiten, Scheramur Eigenschaften, Werth und Bedeutung des Christenthums zu erklären, wobei sie ihm lächelnden Mundes und mit träge blinzelnden Augen zuhörte, um am Schlusse etwa zu sagen: „Ich sehe nun ein, daß Islam und Christenthum gleich gescheit oder gleich einfältig sind und begreife nicht, was einen veranlassen könnte, eines gegen das andere umzutauschen" oder: „Es ist zu beklagen, daß die Religionsstifter immer so schwerblütige, überspannte und beschränkte Schwärmer sind, und daß die Erfindungen hellerer und freierer Köpfe sich niemals religionsweise verwerthen lassen," und was dergleichen Redensarten mehr waren, mit denen sie sich, den Mönch in Erstaunen zu setzen, belustigte.

Eines Tages fragte das Arabeskenweib, von welchem Bruder Baldrian überzeugt war, daß es ihm durch arglistige Ränke, bösen Blick oder andere Bezauberung nachstelle, den Ritter um die Bedeutung der silbernen Kapsel, die er auf der Brust trug, worauf er die Erklärung gab. Scheramur, welche, die Arme über dem blonden Haupte verschränkt, auf dem Divan lehnte, sagte: „Dergleichen Talismane tragen bei uns die unwissenden Landleute," und ihre tanzende Stimme schien mit den Worten Ball zu spielen vor Uebermuth. „Es ist kein Talisman, sondern eine Reliquie," entgegnete Bruder Baldrian unmuthig und bedeutungsvoll. Scheramur schaute ihn unter den schläfrigen Lidern hervor an und sagte: „Das ungefähr antworten unsere unwissenden Landleute auch, wenn man ihnen ihre Thorheit vorhält." Als nun der Mönch mit einer einläßlichen Betrachtung des Gegenstandes nicht mehr zurückhalten konnte, hörte sie ihn lächend an und sagte am Schlusse: „Ihr mögt Recht haben, und ich weiß auch einen Talisman, den ich am Herzen tragen möchte, nämlich eine Locke vom Haupte eines Freundes oder einen Tropfen seines Blutes in einem Riechfläschchen; Ihr dagegen habt Euch das Crucifix gewählt oder ausgegrabene Knochen, und es wäre thöricht, darüber zu streiten, wer von uns den besseren Geschmack besitzt." Das leuchtete dem Ritter dermaßen ein, daß er Scheramur um eine ihrer silberfädigen Locken bat, die sie ihm auch gewährte, worauf er sie in seiner Kapsel neben dem heiligen Splitter verwahrte. Der Mönch entrüstete sich zwar über diese Entweihung, fragte sich aber, ob vielleicht die Kraft des wunderthätigen Holzes durch die heidnische Locke aufgehoben und unschädlich gemacht werden sollte, weshalb er es auch schweigend hingehen ließ. Uebrigens wäre es weder ihm noch dem Ritter lieb gewesen, wenn sich seine Predigten bei Scheramur eines besseren Erfolges erfreut hätten, denn die bekehrte Christin hätte er nicht gut in seinem Schicksalsplane, Ritter Heinrich nicht in seinem Leben unterzubringen gewußt, da er ja ein christliches Eheweib bereits daheim hatte, von welcher Art mehrere vom Uebel sind. Hingegen war es ihm während seines Aufenthaltes im Morgen-

lande beigefallen, daß die Welt eigentlich ein ungeheurer Tummelplatz für den menschlichen Gedanken sei, und es gelüstete ihn unbändig, seinen Geist frei zu lassen in die Weite dieses herrlichen Spielplatzes hinaus. Deshalb hatte er sich entschlossen, der Geliebten, die er nie mehr entbehren zu können glaubte, in ihre Lebenskreise zu folgen und kurz und gut die früheren Bande: Vaterland, Glauben, alte Freunde wie eine Nabelschnur zu durchreißen und ein neues, selbständiges Dasein zu beginnen.

Er machte aus diesem Plane dem Mönch und Olaija kein Hehl, denn er war aufrichtig und arglos und pflegte überdies anzunehmen, daß Jedermann die Wandlungen, die in ihm vorgingen, mitmachte, und hielt für selbstverständlich, daß sie den Abschied zwar wehmüthig empfinden, aber aus Liebe zu ihm sich darein schicken würden. Bruder Baldrian aber war so betrübt, daß er sich kaum durch die Betrachtung zu trösten vermochte, Gott habe mit der Rache gezögert, um zu sehen, wie weit es der Ritter noch treiben würde, und nun kröne dieser wirklich seine Unthaten damit, daß er seine Seele verkaufe und Apostat werde, wodurch allein er seine ewige Seligkeit gründlich verscherze. Er empfing keine wahre Befriedigung von dieser Einsicht, und es schien ihm unleidlich, den Ritter gerade jetzt verlassen zu sollen, etwa wie wenn man ein spannendes Buch an der packendsten Stelle aus der Hand legen soll, um es nie zu beendigen. Im Grunde war es schlechtweg die zertrennte Kameradschaft und der Verlust des trauten, herrlichen Mannes, worüber der Mönch sich grämte; aber er wagte sich das nicht recht einzugestehen, wie er denn sein Gefühl höchstens als Mitleid mit dem verlorenen Sünder zu bezeichnen wagte. Für Olaija, die von ihrer erschlichenen Liebschaft wenig Glück und viel Jammer davon getragen hatte, war es beinahe eine Erlösung, daß der Ritter von der bisherigen Vernachlässigung zu offenbarer Treulosigkeit übergegangen war; denn bis dahin hatten widerstrebende Gewalten unablässig und peinvoll in ihr gerungen, dies aber gab ihr die Kraft zu einem Entschluß, dem sie bisher ausgewichen war, nämlich den Ritter mit den Waffen, die ihr Vater ihr dazu gegeben hatte, zu tödten. Da das nun in ihr ausgemacht und beschlossen war, verschwand aus ihrem Schmerz die Bitterkeit, die ihn bisher vergiftet hatte, und er verwandelte sich in milde Schwermuth; denn sie befand sich in Gedanken schon mehr in der Zukunft, wo es mit aller seiner Pracht und Herrlichkeit aus sein würde, als in der Gegenwart, wo sie sein unempfindliches Herz und seinen ungezähmten Sinn hassen mußte. Sie sah ruhig dem Thun des Ritters zu, befreundete sich mit Scheramur, der sie um so weniger feindlich gesinnt war, als sie mit ihren scharfsichtigen, grünen Augen sogleich durchschaut hatte, daß die Perserin, ohne Haß oder Liebe für ihn zu fühlen, es nur darauf absah, ihn zu überlisten, gewann Einsicht in alle ihre Pläne und unterstützte sie, obschon es ihr fast possirlich erscheinen wollte, wie so Vieles angeknüpft und geschürzt wurde, wovon sie wußte, daß es in der Luft hing und daß ein Schnitt es Alles zerreißen würde.

Dem Ritter war es inzwischen, angesehen und vielvermögend, wie er war, gelungen, den vermeintlichen Bruder der Scheramur, der mit anderen Gefangenen in einem alten Kloster untergebracht war, ausfindig zu machen, ja er hatte

den beiden sogar Zusammenkünfte vermittelt, so daß sie sich mit einander ins Vernehmen setzen und Fluchtpläne schmieden konnten, wobei natürlicher Weise der Ritter zum Schein inbegriffen wurde. Olaija selbst machte den Vorschlag, daß Scheramur ihr schwarzes Pagenkleid, ihr Bruder aber die Kutte des Mönchs anlegen sollte, die wegen des rothen Kreuzes Jedermann bekannt war; in dieser Verkleidung würde die Flucht leicht und sicher zu bewerkstelligen sein. Freilich war damit nicht für die vorgebliche Mutter gesorgt, und der Ritter hatte Scheramur geradezu gesagt, diese thäte besser, zunächst zurückzubleiben, wobei für sie keine Gefahr sei, da sie ohne Schwierigkeit als Bettlerin oder Wahrsagerin ein- und ausgehen könne. Wegen dieser Beiseitesetzung ihrer Person wünschte die Alte dem Ritter einen rechten Possen zu spielen, und da Scheramur ohnehin zu allem Muthwillen bereit war, auch fand, es gebühre dem Ritter wohl eine Strafe dafür, daß er sich Hoffnungen auf ihre Huld gemacht hatte, dachten sie sich das Folgende aus: Wenn der Ritter zur verabredeten Stunde sich zur gemeinsamen Flucht einfände, sollte ihm die Alte mit der Kunde entgegentreten, Scheramur wolle nicht eher mit ihm entweichen, bis sie sein eheliches Weib sei, damit er ihr nicht mitspielen könne wie der verlassenen Olaija. Zu diesem Zweck sei sie bereits heimlich zum Christenglauben übergetreten und harre seiner in einer nahen Kirche behufs augenblicklicher Trauung. Anstatt Scheramur würde sodann, ganz in weiße Schleier gehüllt, die Alte an den Altar treten und mit dem Ritter zusammengegeben werden, dem sie, nach erfolgter Erkennung, diesen Abschiedsgruß von Scheramur ausrichten würde; sie habe ihm, da sie bereits in passender Weise versorgt sei, eine Stellvertreterin geschickt, die sich wegen ihres Alters besser für ihn eigene als sie selbst. Während dies sich begäbe, würden die Flüchtenden einen solchen Vorsprung gewinnen, daß der Ritter nicht mehr daran denken könne, sie zu verfolgen. Diese übermüthige Anzettelung erfuhr Bruder Baldrian von Olaija, als die beiden Verlassenen eines Abends, wie sie nun öfters zu thun pflegten, unter den Cypressen saßen, wo die rosentragenden Frauen vorüber zu kommen pflegten. Das aber verschwieg sie, daß ihre liebende und rächende Hand den Ritter vor der Schmach des arglistigen Schabernacks bewahren würde; wie durchsichtige Schlänglein züngelten ihre spielenden Finger um den Dolch, während sie erzählte, als wollte sie dem schwerfälligen Mönch helfen, ihre verborgene, qualvolle Absicht zu errathen. Der verfolgte mit seinen guten, runden Augen den Mond, der indessen zwischen die stillen, mächtigen Bäume getreten war und mit allmählich aufblühendem Goldglanz höher schwebte, und bedachte traurig, was er Neues und Unerhörtes vernommen hatte. Noch nie glaubte er so deutlich erkannt zu haben, wie weit die göttliche Erfindungsgabe der menschlichen überlegen ist; denn wäre er selbst jemals darauf verfallen, daß man den Ritter an sich selber verzweifeln lassen müsse, wenn man ihn ins Herz treffen wollte? Was war der martervollste Tod gegen die Erkenntniß, daß Scheramur ihn nicht nur nicht liebte, sondern ihn sogar als einen ergrauenden Liebesnarren und witzlosen Kopf verspottete! Was für ein Augenblick würde es sein, wenn sich vor den sehnenden Augen des Verliebten die Alte entschleierte mit ihrem Geiergesicht und ihrem häß-

lichen, braunen Arabeskenkleide! Es gemahnte den Mönch an die belehrende Erzählung von jenem Ritter, der die üppige Frau Welt umarmen wollte, sich aber plötzlich ihrem Rücken gegenüber sah, den greuliches Gewürm umringelte, ihn giftig anhauchend. Wie er sich in dieses Bild vertiefte, wuchs sein Mitleiden für den herzlichen Gefährten, der so böslich überlistet werden sollte, in unerträglicher Weise, und er murmelte, um sich zu trösten, aber ohne zu wissen, daß er seine Gedanken laut äußerte, vor sich hin: „Es ist nur gut, daß er die Reliquie bei sich trägt!“ so deutlich, daß Olaija es hörte, sich nach ihm umwandte und ihre schillernden Augen lange mit geisterhaftem Spott auf seinem bekümmerten Gesichte ruhen ließ.

Manchen Abend wanderten seitdem die beiden ernsthaft und schweigend den Bach Kidron entlang durch das Thal Josaphat gegen Hebron zu, auf welchem Wege Scheramur und ihr Geliebter entfliehen sollten, damit die Wachen sich an den Anblick des Mönchs und des schwarzen Knappen gewöhnten und an dem entscheidenden Abend die Verkleideten als vermeintlich gute Bekannte vorüber ließen. Das Thal Josaphat ist wegen seiner außerordentlichen Tiefe kalt und dunkel und dadurch besonders schauerlich, daß sich zu beiden Seiten uralte Felsgräber befinden, wo der Sage nach die Patriarchen und Könige bestattet sind. An einem Abend, als der Mönch mit Olaija hier vorüber kam, blieb er stehen und sagte gedankenvoll: „In einer solchen Höhlengruft könnte Ritter Heinrich die Lebensjahre fristen, die ihm noch beschieden sind, denn sie bietet dem einsiedlerischen Büßer den Vorzug, daß er sich darin lebendigen Leibes eingesargt und beigesetzt vorkommen kann.“ Olaija wandte den Kopf von dem schwarzen Grabeseingang weg und zog ihren Begleiter an dem weiten Aermel seiner Kutte, um ihn zum Weitergehen zu veranlassen, was er aber nicht bemerkte, vielmehr schlug er vor, in die Höhle einzutreten und sie zu untersuchen. „Man kann es nicht ohne Fackeln,“ sagte Olaija abwehrend, heimlich in düstern Vorstellungen versunken; aber Bruder Baldrian kroch bereits geduckten Leibes in die Gruft hinein, freilich nicht ohne seinen jungen Begleiter hinter sich her zu ziehen. In dem schwarzen, feuchtkalten Raume spürten sie ein Surren und Pfeifen, das plötzlich verstummte und plötzlich wieder da war, ohne daß sie die Ursache wahrnehmen konnten. „Sollte der Ort von Dämonen und bösen Geistern bewohnt sein?“ raunte Bruder Baldrian Olaija zu. „Es sind Fledermäuse,“ sagte sie; die sausenden Flügel streiften ihre Schläfe. „Der Ort ist im Allgemeinen unbehaglich,“ sagte Bruder Baldrian im Herauskriechen, „aber ausgezeichnet für Solche, die nur noch Zeuge ihrer leiblichen Auflösung sein wollen.“

Der Tag der Flucht war auf den Sonnabend vor Ostern angesetzt, da man die Zerstreuung der Feststimmung auszunützen dachte. Bruder Baldrian, dessen brüderliche Zärtlichkeit für den Ritter zunahm, je näher die Zeit seiner Glückeswende rückte, wünschte in seiner Gesellschaft dem Gottesdienste beizuwohnen, der am Abend des Charfreitag stattfand, denn er urtheilte, daß der unvergleichliche Trauerpomp, den der Patriarch bei dieser Gelegenheit zu entfalten pflegte, eine schickliche Vorbereitung für die bevorstehende Endkatastrophe sei. Der Ritter zeigte sich willig, auf das Ansinnen seines Freundes einzu-

gehen, und die Veranstaltung, die sie antrafen, war in der That derartig, daß sie sein sorgloses Gemüth wohl beängstigen mochte. Abgesehen davon, daß die ganze Kirche schwarz ausgeschlagen war, wurde das Gemüth noch durch künstliches Herausstreichen aller Marterssymbole erschüttert, die vorhanden waren, wie denn namentlich ein schwaches Lämpchen vor einem riesenhaften Crucifix hing, dessen blaß angeleuchtete Arme sich galgenartig in die dicke Dunkelheit hineinbohrten. Dazu kam die Rede des Patriarchen, welche den Triumph des Todes zum Gegenstand hatte, und da sie zugleich auch dazu dienen sollte, die Osterpredigt vom Siege des Lebens gegensätzlich zu heben, ohne jede mildernde Zuthat mit eitel Nacht und Grauen gesättigt war. Wenn auch der Redner nichts Neues über das Wesen des Todes hervorbrachte, sondern sich mit körnigen Gemeinplätzen begnügte, so war der Ton seiner vollen Stimme doch eindrucksvoll genug, und wenn sich in die lateinischen Gesänge der zerschmetternde Riesenschrei der Posaunen mischte, überlief manchem, der sich kurz vorher noch unantastbar in seiner Lebenssicherheit gefühlt hatte, ein kühler Schauer plötzlicher Erkenntniß. Bruder Baldrian hatte das kirchliche Leidwesen sogleich in eine unbestimmte Wehmuth versenkt, die ihn allmählich weit weg führte aus dem bunten Wirrsal des Morgenlandes zu dem grauen Kloster in seinem schwäbischen Walde. Das Predigen und die Musik hörte er nur noch so, wie er etwa daheim in seiner Zelle aus der Erinnerung hervor die Brandung des Meeres hören würde, dagegen wirklich wurde ihm das grüne Geflüster der Waldbäume und der stille Tanz der Sonnenringlein die Stämme hinunter auf dem Moose, wie er es einst erlebt hatte. Es kam ihm, während er in Gedanken unter den schirmenden Kronen saß und es linde über sich rauschen hörte, eine sinnige Betrachtung, wie sie der Stunde angemessen war: nämlich daß die Brust des Menschen in seiner Jugend auch sei wie Wald und Feld zur Sommerszeit, wo viele Vögel wären, die unaufhörlich durcheinander zwitscherten, während lichte Sonne auf die grünen Blätter schiene. Da singe die Nachtigall von Liebe, die Hoffnung aber sei wie die Lerche, die so hoch hinauf fliegt, daß kein Auge sie mehr erblicken kann. Mancher Vogel wird von feindlichen Pfeilen getroffen, aber die Lerche steigt doch immer wieder in die Wolken und wirbelt ihr Lied aus der Kehle. Einmal aber kommt der Herbst und löst die Blätter von den Bäumen, und sie wanken im Nebel durch die nackten, ausgespreizten Aeste. Das ist das Alter. Die Nachtigall erfriert, und zuletzt fällt auch die tapfere kleine Lerche todt ins verfärbte Moos, und man sieht, was es für unscheinbare Geschöpfe waren, die den Wald mit so süßer Musik erfüllten, so daß man anfängt zu zweifeln, ob es wirklich so schön gewesen sei, wie man meinte; und zuletzt sagt man sich mit bitterm Weh, daß die ganze grüne Pracht des Sommers nur eine thörichte Einbildung war, und sitzt frierend an ihrem Grabe.

Als Bruder Baldrian, aus diesen gramvollen Träumereien durch das Ende der Predigt aufgeschreckt, sich ängstlich und mitleidig nach seinem Freunde umsah, gewahrte er voll Staunen, daß der hocherhobenen Hauptes und mit einem siegreichen Lächeln dastand, daß es den Mönch daran gemahnte, wie er ihn vor vielen Jahren das erste Mal nach seiner Genesung gesehen hatte vor

der Hütte von Liebheidli's Eltern. Freilich damals hatte die untergehende Sonne röthlichen Goldgrund hinter seine Jugend gemalt, während er jetzt als ein dem Untergang Geweihter dicht vor dem schwarzen Trauertuch an der Kirchenmauer stand. Als sie aus der Kirche ins Freie traten, athmete der Ritter auf, und indem er über sich in die himmlische Sternenwelt sah, die inzwischen ihre makellose Herrlichkeit auseinandergebreitet hatte, sagte er: „Unser Patriarch muß lange gepredigt haben, denn die Sonne war noch nicht ganz hinunter, als wir in die Kirche eintraten. Erzähle mir nun, was er Gutes gesagt hat." Bruder Baldrian schämte sich einzugestehen, daß er ebensowenig davon vernommen hatte wie der Ritter, und half sich damit, daß er ihm sein Gleichniß von den Vögeln im Walde und der Menschenbrust vortrug. „Das ist anmuthig gepredigt", sagte Ritter Heinrich, „und könnte einem Heimweh machen nach Berg und Thal unseres Schwabenlandes, das doch der welsche Pfaffe niemals gesehen haben mag. Aber falsch ist seine Litanei doch, denn in meinem Herzen singen die Vögel jetzt lauter und schöner als je zuvor, obgleich ich doch allgemach in den Herbst hineingerathen bin. Uebrigens, wenn man doch einmal sterben muß, wünsche ich mir, vor der Nachtigall und der Lerche zu sterben, damit sie zugleich mit meiner Seele davonfliegen. Vielleicht, wenn ich vor Dir sterben sollte, sitzen die guten Sänger noch manchmal in den Bäumen vor Deiner Klosterzelle und singen Dir wonnige Gesänge, während in Deiner vereinsamten Brust nur noch der Vogel der Erinnerung zirpt." Die reizende Ruhelosigkeit hoffender Erwartung hielt den Ritter munter, und er schlug einen Umweg ein, fast ohne daß Bruder Baldrian es gewahr wurde, dem er mit gewinnender Zutraulichkeit seine leichtbeschwingten Einfälle, wie sie ihm kamen, vorplauderte. Man meine gewöhnlich, sagte er unter anderem, die Jugend sei die Zeit, wo man sich mit That und Genuß des Lebens ermächtigen müsse, im Alter, das bald herankomme, müsse man ausruhen und die Kinder aufwachsen sehen. Aber dem sei nicht so; das sei ein Irrthum, den die Unreife junger Jahre in Umlauf setze. In Wahrheit sei die Jugend eine Zeit der Dumpfheit, wo man in den alten Geleisen weiterrassele, die der Lebenskarren der Vorfahren eingegraben habe; viele Erlebnisse und Anschauungen weckten und bildeten erst im Menschen den Sinn für die echten, tieferen Schätze der Welt. Seit er ins Morgenland gekommen sei, vergleiche er sich mit dem Vögelchen, das die umhüllende Eischale, bis dahin seine Welt, zerbrochen habe. Früher sei ihm das Leben vorgekommen wie eine Reihe bald lustiger, bald fader Abenteuer, jetzt erscheine es ihm wie eine steigende Himmelsleiter, die mit jeder Sprosse an einen höheren, schöneren Stern sich anlehne, und deren unsichtbare Spitze in die goldene Unendlichkeit des Aethers münde. „Und ich will Dir noch eines sagen," fuhr er fort, indem er in spielender Zärtlichkeit an dem ergrauenden Haarkranz des Mönches zupfte, „unser Gott, zu dem wir beten, ist nur der Christengott; es gibt noch viele andere, ebenso ansehnliche Götter; aber vielleicht sind sie allesammt nur Götzentand, und der wahre Gott lacht über unsere Blindheit." Bruder Baldrian vermochte hierauf nicht zu antworten, außer daß er einen schwachen, stöhnenden Laut von sich gab und den Arm des Ritters krampfhaft umklammerte, als wolle er ihn

einer teuflischen Macht entreißen, die ihn an sich zu ziehen drohe. „Wir wollen nicht darum streiten," sagte der Ritter beschwichtigend, „denn erstens können wir es ja doch nicht ergründen, dann aber wäre es eine elende Sache, da wir so manches Jahr gute Kameraden waren, wenn wir uneins würden, nun wir das letzte Mal miteinander wandern. Auch kann kein rechter Gott, welcher es sei, wollen, daß man wegen nutzlosen Räthselrathens seinen alten Gesellen zu hassen anfange, den man zuvor geliebt hat." Bruder Baldrian nickte eifrig, während ihm helle Thränen über die Backen liefen, und sie setzten ihren Weg in einmüthigem Schweigen fort, der Mönch verstohlen schluchzend wie ein schüchternes Kind, der Ritter von einem dunklen, stolzen Wonnegefühl gehoben, das mit den neuen Göttern und der neuen Liebe zusammenhing.

Die letzte Sonne des Ritters, die mit strahlender Kraft am Himmel aufzog, verscheuchte ihm einen Traum, der ihn so nachdenklich stimmte, daß er eine Weile sinnend auf dem Bettrande sitzen blieb, ehe er sich völlig ankleidete. Dann begab er sich in Bruder Baldrian's Gemach, und obwohl dieser noch tief im Schlafe war, weckte er ihn nach kurzem Besinnen und setzte sich zu ihm, um seinen Traum zu erzählen. „Ich war zu Hause in meinem Burghof," sagte er, „und sah zu, wie meine Söhne sich mit allerlei edlen Spielen tummelten. Lachen thaten sie, daß es noch in meinen Ohren nachklingt. Ja, ich möchte schwören, daß das Lachen in meinem Zimmer oder unter meinem Fenster war, so gut hörte ich es. Aber beim Lanzenwerfen verwundeten sie den kleinen Blonden an der Schläfe, und während sie gleichgültig weiterspielten, stand er und ballte seine kleinen Hände und machte ein trotziges Gesicht, aber die Augen standen ihm doch voll Thränen vor Schmerz; ganz deutlich sah ich, wie sie feucht glitzerten. Ich wollte rasch zu ihm und ihm die Wunde verbinden, da wachte ich auf. Und nun will ich Dir etwas sagen, Bruder, und Dir einen Auftrag geben: wenn Du wieder heimgekehrt sein wirst, richte meiner Frau und den Buben aus, ich sei todt, im Kampfe gegen die Heiden gefallen. Auch könntest Du ihnen die Kapsel mit dem heiligen Splitter bringen, damit sie sie als Andenken haben und sehen, daß ich ein tapferer Ritter gewesen bin." Bei diesen Worten griff er nach seiner Kette, um sie abzulegen, aber der Mönch, bei aller Schlaftrunkenheit sich besinnend, wie werth ihm der Gedanke geworden war, daß der Ritter für alle Fälle seine Reliquie bei sich habe, hielt ihm ängstlich die Hand zurück, indem er sagte, das könnten sie noch besorgen, wenn sie Abschied von einander nähmen. Ritter Heinrich, welcher irgend eine fromme Grille dabei im Spiele glaubte, gab lächelnd nach, stand auf und ermunterte den Bruder, fröhlich weiterzuschlafen, wobei er ihm gutmüthig mit der Hand über die runde Stirn, die mühsam blinzelnden Augen und die kurze, breite Nase strich.

Bald darauf kam Olaija in einem weißen Frauenkleide, denn sie hatte ihre Pagentracht bereits Scheramur gegeben, die sie der Verabredung gemäß auf der Flucht tragen sollte, und dafür eines ihrer Gewänder angezogen. Es hatte sich dabei eine versteckte, quälende Hoffnung eingeschlichen, sie möchte dem Ritter in dieser Verwandlung neu und liebreizender erscheinen, aber der sah nichts als das Kleid, das ihm wohlbekannt war an einem wonnigen Leibe,

und aus dem ein feiner, starker Duft von Rosenöl strömte, wie er immer von Scheramur ausging. Olaija fühlte seine Empfindung, und indem ein Schauder sie überlief, nahm sie einen leichten Mantel, der ihm gehörte und an der Wand hing, und hüllte sich hinein. Dann forderte sie ihn auf, die letzten Stunden, die ihm noch verblieben, mit ihr auf dem Oelberg zuzubringen, von wo er sich, wenn es Zeit sei, geradewegs in das Kidronthal begeben könne, um die Fluchtgenossen zu treffen. Auf der Höhe des Berges spreitete Olaija den Mantel unter einer Palme aus, die vereinzelt unweit der Himmelfahrtskirche stand, um zu rasten; von da aus konnte man über die weißglänzenden Dächer Jerusalems bis zu dem dunkeln Streifen des Todten Meeres sehen und den wüsten Bergen dahinter, aber die vor Hitze flimmernde Luft war nicht rein und verschleierte den Horizont. Ritter Heinrich stand lange an die Palme gelehnt und sah in die Weite, bis ihn Hitze und Ungeduld ermüdeten, worauf er sich neben Olaija auf den Mantel warf und den Kopf in ihren Schoß legte, um den Rosenduft einzuathmen, der in ihrem Kleide war. Sie zog den Dolch aus dem Gürtel und legte ihn neben sich, wie wenn sie verhüten wollte, daß er das Haupt daran verletze. Der berauschende Geruch fing an, ihn zu betäuben, so daß seine Gedanken wie ein Reigen ausgelassener Tänzer ordnungslos an ihm vorüberglitten: an die Capelle im Walde dachte er, wo er mit Irmintreich getraut war, an die vielen Saracenen, die er mit seinem Schwerte getödtet hatte, und an die weihrauchduftenden Lilien, von denen ihm das Liebheidli erzählt hatte, daß sie jenseit des Abendrothes blühen. Im Westen, dachte er, wo die Sonne untergeht und der Tod ist, da blühen die Lilien; ich gehe dem Osten zu, wo die Sonne und das Morgenroth und die Rosen blühen und alles Schöne. Seine Lippen bewegten sich ein wenig mit, als er dies dachte, und da Olaija das ahnungsvolle, schwärmende Lächeln auf seinem Gesichte sah, das sie unabläßig zwischen Haß und Liebe betrachtete, griff sie schnell ihren kleinen Dolch, preßte ihn einen Augenblick zaudernd an die Brust und führte ihn mit tiefem, raschem Schnitt durch die Schläfe des Ritters. Er fuhr auf, ohne recht zu wissen, woher der jähe Todesschmerz kam, den er empfand, fiel aber, überwältigt, sogleich wieder zurück; sei es, daß er sich der geheimnißvollen Kraft seines Talismans erinnerte, oder daß es eine unwillkürliche Bewegung war, er griff nach der silbernen Kapsel, die auf seine Brust herabhing, als ob sie ihm Schutz gegen die unbekannte, dämonische Kraft geben könnte, die ihn niederwarf; in dieser Stellung wurde sein Leichnam von den ersten Andächtigen gefunden, die in der Frühe des Ostersonntags zum Gottesdienst in der Himmelfahrtskirche wallfahrteten.

Um dieselbe Zeit ungefähr, als Ritter Heinrich den Tod erlitt, bemerkte Bruder Baldrian, daß es Zeit für ihn sei aufzubrechen, wenn er der verhängnißvollen Trauung beiwohnen wollte, fand aber, daß ihm seine Kutte fehlte, welche Olaija, während er schlief, genommen und Scheramur gebracht hatte, ohne ihm einen Ersatz zu schaffen. Da wegen der Zurichtungen zum Feste Niemand im Hause Zeit für ihn hatte, wußte er sich keinen anderen Rath, als ein Gewand des Ritters anzulegen, so gut es gehen wollte. Es war dies ein Prachtkleid, das dem Ritter als huldreiches Geschenk vom Könige über-

reicht worden war, ganz grün und golden, so daß es Bruder Baldrian an die Wiesen seiner Heimath erinnerte, wenn sie im Mai mit gelbem Löwenzahn übersät sind. Mühevoll zwängte er das Barett, welches von einem Walde grüner und goldener Federn überragt war, über sein kahlgeschorenes Haupt und machte sich in dieser Verkleidung auf den Weg, indem er sich an den Häusern entlang durch die elendesten Gassen schlich in peinlicher Angst, es möge ihm Jemand begegnen und ihn erkennen. Als er schweißbedeckt und klopfenden Herzens in die Kirche eintrat, kam ihm ein Priester entgegen und bedeutete ihm unsanft, sich zu entfernen, da um diese Zeit der Eintritt Niemandem gestattet sei. Kaum aber hatte der Priester den Ankömmling einer näheren Betrachtung unterzogen, als er sich besann und fragte, ob der Herr etwa der Ritter Heinrich von der Aue sei, welche Frage der Mönch für das beste hielt mit Ja zu beantworten, um unter diesem Vorwande zunächst einmal dazubleiben; wenn der Ritter komme, dachte er, werde sich das Mißverständniß schon aufklären. Die alte Sklavin hatte unterdessen den Ritter vergeblich an dem verabredeten Platze gesucht, begab sich schließlich, in der Meinung, er sei etwa, durch Olaija benachrichtigt, schon von selbst in die Kirche gegangen, eben dorthin, wo ihr der Priester mit dem Zurufe begegnete, der Ritter sei schon da und warte. Sie warf sich eiligst das weiße Schleiertuch über und trat vor den Altar, wohin der Priester soeben auch den Bruder Baldrian geführt hatte. Als er nun das verhüllte Weib, in dem er trotz der Vermummung seine gefürchtete Feindin erkannte, an seiner Seite sah, und der Priester in überschwänglichem Tone zu reden anfing, begriff er, daß es bereits an die Trauung ging, und daß durch Anstiftung des Teufels heilige Hände im Begriff waren, ihn in eine augenscheinliche Todsünde zu verflechten. Es war ihm, als ob die feuergelbe Arabeske, die er mit Deutlichkeit durch den Schleier hindurchschimmern sah, sich ausdehne, mit langem, vorgestrecktem Halse nach ihm züngele und ihn umwinde, was ihn in einen starrkrampfähnlichen Zustand versetzte; währenddessen entrollte der Priester seine Predigt und heilige Handlung weiter und weiter, bis schließlich der aus seiner Benommenheit verzweifelt herausfahrende Bruder Baldrian ihn gröblich unterbrach und erklärte, er sei nicht der Ritter Heinrich und könne und wolle nicht getraut werden, mit wem es auch sei.

Diese unzeitige Behauptung hielt der Priester für nichts als eine lose Ausflucht, mit der sich der Ritter noch im letzten Augenblick einem lästigen Ehebunde entziehen wollte, ergriff ihn am Arme und hielt ihm mit strengen Worten seine Flatterhaftigkeit und Grausamkeit vor, wie das ihm aber nicht hingehen solle, sondern daß er durchaus diesem neugetauften Gotteskinde sein gegebenes Wort einlösen müsse. Dementsprechend traute er, Bruder Baldrian am einen Arme festhaltend, während die Alte den anderen hielt, unbeirrt weiter, und so wurde unter fortgesetztem Sträuben des Bräutigams die Ceremonie leidlich zu Ende gebracht und das Paar mit einem Schlußsegen des aufathmenden Priesters entlassen. Sowie aber Bruder Baldrian das Freie gewonnen hatte, ergriff er spornstreichs die Flucht, denn es war ihm nunmehr alles Andere gleichgültig, wenn er nur der Hexe entränne; auch war es mittler-

weile dunkel geworden. Sie war indessen mager und behende und holte den keuchenden Mann bald wieder ein, so daß er, aufs Aeußerste gebracht, nichts Anderes mehr wußte, als vor ihr auf die Kniee zu fallen und sie zu beschwören, sie möge von ihm ablassen. Wie sie nun aber seine Unterwerfung nur mit grausamer Verhöhnung beantwortete, vergällte sich seine friedfertige Seele und erfüllte sich mit Gelüsten, dergleichen ihn niemals zuvor angewandelt hatten. Er wurde nämlich gewahr, daß in einem Seitenschlitze seines Ritterkleides ein zierlicher Schmuckdegen steckte, und damit bemächtigte sich seiner der tollkühne Hang, seine teuflische Peinigerin ein für allemal hinwegzuschaffen. Als die boshafte Alte fortfuhr, ihr Opfer zu drangsalen, indem sie ihn nunmehr mit spöttischem Kichern zu Liebesthaten aufforderte, wie sie einem Ehemann anständen, führte er sie mit wilder und besinnungsloser Entschlossenheit, als wolle er sich ihrem Wunsche bequemen, den dunklen Thalweg hinunter in eine von den Höhlen, die er vordem mit Olaija besichtigt hatte; hier warf er sich sogleich unverzagt über sie und durchschnitt ihr die Gurgel, was ihm zu seiner eigenen Verwunderung gut von der Hand ging, ja er freute sich sogar in einem ruchlosen Lustgefühl, daß er sich so schön und gründlich an seiner satanischen Feindin rächen konnte. Freilich, nachdem die böse Person ihre menschenfeindliche Seele ausgeröchelt hatte und seine Mordlust verraucht war, ergriffen ihn Angst und Reue, und er hockte lange in starrem Grausen neben dem häßlichen Leichnam, bis er sich endlich soweit ermannte, einen anderen Schlupfwinkel aufzusuchen, wo er den Zeugen seiner Unthat nicht mehr vor Augen hatte. Die Nacht ging über seinem dumpfen Hinbrüten bald vorüber, und als mit dem Morgen große verlorene Wellen des Ostergeläutes ins Thal kamen und ihn weckten, getraute er sich nicht mit seiner grell aufgeputzten Sünderperson unter die Menge der andächtig Feiernden in der Stadt. Also blieb er in seiner Verborgenheit, wo er Muße hatte, sich die Natur und Tragweite seines Verbrechens klarzumachen. Nachdem er zu dem Schlusse gekommen war, daß es das Beste für ihn sei, in das heimische Kloster zurückzukehren und dort alles geheim zu halten, was er im Morgenlande ausgeübt hatte, stellte sich zwar eine gewisse Beruhigung ein, aber nichtsdestoweniger blieb eine große Wehmuth und Kraftlosigkeit in seinem Innern, die der Hunger vollends unleidlich vermehrte. Als der Abend grau und still zwischen den Felsengräbern hinaufkroch, wagte er sich aus seiner Höhle hervorzustehlen und schlich sich in seine Herberge. Da erfuhr er denn, was unterdessen vorgefallen war: daß man Ritter Heinrich todt auf dem Oelberge gefunden habe, ohne ein Zeichen der Ursache so plötzlichen Hinscheidens, und daß er mit der Hand seine Reliquie umklammert und ein verklärtes Lächeln auf den Lippen habe, woraus zu schließen sei, daß Gott ihn aus besonderer Gnade von dem heiligen Fleck, wo des Heilands Füße gestanden, gradewegs zu sich in den Himmel erhoben habe. In Würdigung dieses Wunders wurde der Ritter in der heiligen Grabeskirche beigesetzt, und der Patriarch veranstaltete eine Trauerfeier, bei welcher das schwarze Tuch vom Charfreitag wieder verwendet wurde; auch feierte er mit einer durch Trauer gemäßigten Begeisterung die christlichen und ritterlichen Tugenden des Verblichenen.

Wie nun das Volk sich zudrängte, um den Leichnam und den heiligen Splitter in der Kapsel in Augenschein zu nehmen, fiel es Bruder Baldrian ein, daß er dem Ritter versprochen hatte, seine Reliquie als Abschiedsgruß nach Hause zu bringen, was er als eine letzte Bitte doch wohl zu erfüllen verbunden sei; dieser Gedanke plagte ihn so sehr, daß er nach Mitternacht, als eine Todtenstille in Jerusalem herrschte, in die Kirche schlich mit der Absicht, dem Todten die Kette abzunehmen und damit zu entweichen. In der Kirche war ein zartes, farbiges Leuchten, denn der Mondschein fiel durch die bunten Fenster, und der Weihrauch, der am Tage verbrannt war, duftete noch nach, süß erlöschend. Bruder Baldrian kniete in großer Bangigkeit und klopfenden Herzens neben der Bahre nieder, die auf einem flachen Grabsteine stand, und ergriff sogleich das blitzende Kleinod, denn er hatte bei sich beschlossen, da es doch eine traurige und bedenkliche Sache sei, hier zu verweilen, daß er ohne Aufenthalt sein Geschäft vollführen und sich wieder davonmachen wollte. Da er aber das starre Angesicht sah, indem er sich darüber beugte, das ihn so oft traut und fröhlich angelacht hatte, nun aber in seiner Majestät ihn und die nichtsnutzige Welt von sich ausgeschlossen zu haben schien, hielt es ihn fest, daß er mit der Kette in den Händen neben dem Steine niederkauern und das Todtenbild betrachten mußte. Wo mochte er wohl sein, und wie mochte es ihm gehen auf seiner dunkeln Fahrt in die Ewigkeit? Die Seele, deren edles Kleid hier der allgütige Mond überglänzte, umflackerte die brennende Hölle. Was half ihm nun Trotz und Unerschrockenheit? Ohne Fürbitter stand er unter den teuflischen Gewalten, die ohne Zweifel danach lechzten, ihr Müthchen an ihm zu kühlen; auch des Heiligthums, das ihn hätte beschirmen können, war er nun beraubt, wie es wohl Gottes Wille gewesen war. Die Tage der Lust sind vorüber, und der Tag des Gerichtes ist gekommen, murmelte der Mönch in sich hinein, und es that ihm bei allem Schmerze wohl, daß nun endlich einmal die ausgleichende Gerechtigkeit walte. Wie er aber den Blick hob und die Unantastbarkeit und hehre Gleichgültigkeit des stillen Gesichtes sah, zog sich sein Herz ängstlich zusammen, und er wurde wieder schwankend in seinen Gefühlen. Wie viele Male hatte der kühne Mann ihn beschützt in dem gefahrvollen Morgenlande und Wunden für ihn empfangen! Hatte er ihn jemals verlassen, wenn er in Furcht und Nöthen war? Wie oft hatte er sein tapferes Haupt schlummernd an seine Brust gelehnt ohne Argwohn der strafenden Gedanken, die ihn darin belauerten! Als der Mönch in solchen Erinnerungen auf das wandernde Mondlicht sah, wie es durch die Fenster in den Dom fluthete, war es ihm, als käme das Liebheidli in engelhafter Verklärung mit den überirdischen Strahlen dahergeschwebt und setzte sich scheu und zärtlich zu Füßen des todten Ritters nieder. Sie lächelte den starren Schläfer an mit unsäglicher Liebe und Wehmuth und schmiegte ihre geduldige Seele an das harte Erz seines Panzers, obwohl sie in einem Rosengewölk zu Füßen Gottes Himmelswonne hätte genießen können. Von dieser seligen Erscheinung wußte Bruder Baldrian wohl, daß es nur eine Träumerei und keine Wirklichkeit war, aber nichtsdestoweniger wurde sein Gemüth davon so erschüttert, daß er in helle Thränen ausbrach, und nachdem er sorgsam die

Locken Scheramur's aus der Kapsel entfernt hatte, schickte er sich an, die Kette dem Ritter wieder umzuhängen mit dem inbrünstigen Gebet, das heilige Wahrzeichen möge ihn unverletzt durch das Fegefeuer in den Himmel führen.

Gerade in diesem Augenblick ereignete es sich, daß der Patriarch, um eine außerordentliche nächtliche Weihehandlung vorzunehmen, die Kirche betrat und des Mönchs ansichtig wurde, dessen Gebärde er so auslegte, als wäre er im Begriffe, dem hülflosen Verstorbenen das Heiligthum zu entwenden. Uebelthäter auf der That zu ertappen, lag als eine vorzügliche Eigenschaft in dem Genie des Patriarchen, deswegen wußte er sogleich Bescheid und stand, weit ausgreifend, in wenigen Schritten neben der Bahre, worüber Bruder Baldrian nicht wenig erschrak und zusammenfuhr. Seine Versuche, sich zu rechtfertigen, verschlimmerten seine Lage erheblich, denn er fügte dadurch nach der Meinung des Patriarchen noch Verstocktheit und freche Lügenhaftigkeit zu dem Uebrigen, so daß er es aufgab und sich als Kirchenräuber und Tempelschänder bis ins innerste Mark verfluchen ließ. Am Schlusse seiner Rede gestattete der Patriarch dem Frevler zu entweichen und seine Schande zu verbergen, damit Niemand etwas davon erführe und zur Verunglimpfung der Kirche benütze, was Bruder Baldrian auf der Stelle befolgte, nachdem er noch einen Blick auf den stummen Freund geworfen hatte, der nicht aufgesprungen war, um seinen armen Gesellen zu beschützen.

So langte der Mönch, mit Schimpf und Schande beladen, nach trübseliger Reise wieder in seinem Waldkloster an, wo ihn freilich die ahnungslosen Brüder mit großer Freude und Bewunderung wegen seiner Welterfahrenheit willkommen hießen. Er hätte seine Tage in Behaglichkeit und Ehren zubringen können, wenn ihn nicht häufig eine untröstliche Melancholie befallen hätte über die wunderliche Larve der Welt, ob sie Keiner je lüften könne und was wohl dahinter wäre; dazu sehnsüchtige Gedanken an den furchtlosen Kameraden, mit dem er sonst seine müßigen Stunden verplaudert hatte. Diese Schwermuth versuchte er auszutreiben mit Gebet und Philosophie, besonders aber dadurch, daß er die Lebensgeschichte Ritter Heinrich's in ein Buch schrieb, so wie er sie an Stelle Gottes angeordnet haben würde: nämlich daß die Güte und Treue des holdseligen Kindes das Herz ihres Herrn erweichten und er ihr Opfer nicht annahm, worauf er zur Belohnung seiner Krankheit ledig wurde und das Liebheidli als seine Frau heimführte.

Oft am Abend, wenn er seine Schreiberei weggelegt hatte, saß er gedankenvoll im Fenster und lauschte auf das Flöten einer fernen Nachtigall in seltsamen Träumen, ob das wohl der Liebesvogel aus Ritter Heinrich's Herzen sei. Dann, wenn die Nacht hereingesunken war, tauchten aus dem durchsichtigen Blau der Dunkelheit viele Bilder, eins nach dem andern: das Liebheidli, ein Himmelskrönlein im leichten Haar, süßtraurigen Dank lächelnd, daß er ihr Bildchen in einen wonnigen Garten der Poesie gestellt habe; der weise Meister von Salerno mit unergründlichen Augen voll Verachtung, und Olaija im schwarzen Kleide, den Dolch in den dünnen Händen, und im todtenfarbigen Gesicht rothe Lippen wie ein feiner Blutstreifen. Es kam auch der Ritter in goldiger Rüstung, eine Schärpe von königspurpurnem Roth darum gewunden,

ein Cherubsschwert an der Seite, und vernichtete Dämonen wanden sich wie Nebelballen zu seinen Füßen. Aber aus den verhüllten Wipfeln der Waldbäume wuchs ein schwärzlicher Coloß hervor, das Crucifix aus der Grabeskirche, und Scheramur, die rosenblättrige, wollte sich todtlachen und fragte, ob er den feinen Talisman nicht umhängen wolle? Und er meinte, das schwankende Ungethüm näher kommen zu sehen und ein würgendes Gefühl an der Kehle zu spüren. Zuweilen auch zuckten feuergelbe Blitze durch die Nacht, die sich zu der Arabeske am braunen Kleide des alten Saracenenweibes auswuchsen, anschwollen und in gewaltigen Krümmungen und Biegungen sich durch das Meer der Finsterniß über dem rauschenden Walde heran bäumten, und zuletzt sperrte der Arabeskenwurm seinen spitzwinkligen Rachen auf, als wollte er wie die Weltmeerschlange den Mönch und das Kloster und den Erdball verschlingen.

Dann schlug der Mönch ein Kreuz, bis das Unthier verschwand, und sprach ein Gebet für die Seelen der armen Sünder.

Vier Gedichte des Bakchylides.

Von

H. von Arnim.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Der Name Bakchylides, der seit der überraschenden Auffindung seiner Gedichte viel genannt wird, war früher wohl nur selten über den Kreis der zünftigen Philologen hinausgedrungen, und selbst diese konnten aus den dürftigen Resten seiner Gedichte, die in Theodor Bergk's Fragmentsammlung zusammengestellt sind, kaum zu einem Urtheil über Werth und Eigenthümlichkeit des Dichters gelangen. Dennoch glauben wir, den Lesern der „Deutschen Rundschau" einen Gefallen zu erweisen, wenn wir ihnen die Bekanntschaft dieses Dichters vermitteln. Es handelt sich um einen Lyriker aus der Blüthezeit der griechischen Literatur, einen Zeitgenossen des Aeschylos und Pindaros. Dichtungen, die bei den Menschen einer großen, urgesunden Zeit Beifall gefunden haben, bei einem Volke, dessen hohe Begabung für Kunst und Poesie unbestritten ist, fordern Beachtung und erwecken neben dem ästhetischen ein hohes geschichtliches Interesse. Wir wollen nicht zu großes Gewicht auf die Thatsache legen, daß die Literaturhistoriker des 3. Jahrhunderts v. Chr. den Bakchylides in den Canon der neun classischen Lyriker aufgenommen haben. Denn es ist nicht unbestritten, daß dieser Canon auf einem ästhetischen Werthurtheil beruhte, und wenn dies der Fall wäre, würden wir uns nicht vor dem Geschmack jener alten Kunstrichter beugen, sondern uns unser eignes Urtheil vorbehalten. Aber unzweifelhaft ist es, daß Bakchylides seinen Zeitgenossen neben Pindar und Simonides als einer der angesehensten Lyriker galt. Und, von der Geschmacksfrage abgesehen, wird schon an sich die Auffindung eines so alten Dichtwerkes jedem unbefangenen Gefühl überraschend und bedeutsam erscheinen. Gering ist die Zahl der Zeugen aus der großen Zeit des griechischen Freiheitskampfes, die noch selbst als lebendige Menschen zu uns reden. Jede neue lebensvolle Gestalt, die wir in unser Bild dieser Zeit einsetzen können, ist ein Gewinn für die Geschichte. Die griechische Lyrik war in der Ueberlieferung besonders schlecht weggekommen. Denn, von Pindar

abgesehen, hatten sich nur Trümmer erhalten, die für den Nichtfachmann sehr geringen Werth hatten, und selbst Pindar, der mit etwa fünfzig vollständig erhaltenen Gedichten als der Hauptvertreter griechischer Lyrik erschien, konnte wegen seiner herben Eigenart und der Dunkelheit seines Stils nie eine breite und tiefe Wirkung auf die moderne Leserwelt ausüben. Von Bakchylides haben wir nun eine Textmasse gefunden, die sich zwar mit der Pindarischen nicht messen kann, aber alle übrigen Reste der griechischen Lyrik an Umfang weit übertrifft und in der klaren Durchsichtigkeit ihres Stils weder dem Verständniß noch der Uebertragung ins Deutsche unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet.

Die Papyrushandschrift des Bakchylides wurde in Aegypten von Eingeborenen aufgefunden und gelangte durch Vermittlung von Händlern nach England in den Besitz des British Museum, in dessen Auftrage sie vor Kurzem Frederic Kenyon, unter thatkräftiger Mitwirkung anderer englischer Gelehrten, namentlich von Palmer und Jebb, entziffert und herausgegeben hat[1]). Die Schnelligkeit, die Zuverlässigkeit und der Scharfsinn, die der englische Herausgeber in der Lösung der Aufgabe bewährt hat, rufen mit Recht in der ganzen philologischen Welt staunende Bewunderung hervor. Als die Handschrift in England eintraf, war sie in ungefähr zweihundert Stücke zerrissen, von denen nur einige längere zusammenhängende Theile des Textes, die kleineren oft nur wenige Silben enthielten. Dennoch ist es der Geschicklichkeit des Herausgebers gelungen, weitaus die meisten dieser Fetzen wieder richtig aneinander zu fügen und den größten Theil des Textes lesbar zu machen. Ueber die Provenienz der Rolle ist den Herausgebern selbst nichts Näheres bekannt geworden. Doch darf es als sicher gelten, daß sie, wie andere antike Schriftrollen, die in den letzten Jahren in Aegypten entdeckt wurden, aus einem Grabe stammt. Gern gab man den Todten Bücher mit ins Grab, die bei ihren Lebzeiten zu ihrer täglichen Umgebung gehört hatten. Die Höhe des Papyrusstreifens beträgt neun englische Zoll. Seine ursprüngliche Länge berechnet Kenyon auf siebzehn Fuß. Doch ist es nicht ganz sicher, daß Alles zu einer Rolle gehört hat. Auf diesem langen, schmalen Streifen steht nun eine Seite oder Columne neben der andern. Glücklicherweise ist die Handschrift nicht, wie der Papyrus der Aristotelischen Schrift „von der Staatsverfassung der Athener," der vor einigen Jahren gefunden wurde[2]), in einer verschwommenen, schwer leserlichen Cursive, sondern in deutlicher Uncialschrift geschrieben, die nach dem Urtheil der Paläographen auf die Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. weist. Eine Ueberschrift der ganzen Sammlung, die den Verfasser nennt, ist nicht erhalten. Aber der Umstand, daß ein erheblicher Theil der bisher schon bekannten Bruchstücke des Bakchylides in ihnen wiederkehrt, gibt uns das unzweifelhafte Recht, ihm die Gedichte zuzuschreiben.

---

[1]) The Poems of Bacchylides. From a Papyrus in the British Museum. Edited by Frederic G. Kenyon. Litt. D. London: The British Museum.

[2]) Vergl. hierüber „Deutsche Rundschau", 1891, Bd. LXVII, S. 219 ff.: „Aristoteles und seine unentdeckte Schrift von der Staatsverfassung der Athener". Von Th. Gomperz.

Die Redaction.

Die erhaltenen Verse vertheilen sich auf zwanzig Gedichte, von denen fünf bloße Bruchstücke und nur sechs ganz unversehrt erhalten sind. Die übrigen sind mehr oder weniger beschädigt, aber doch so weit erhalten, daß man von dem Ganzen eine Vorstellung gewinnen und längere Partieen ohne Anstoß lesen kann. Auch wird sich noch manche verstümmelte Verszeile durch wahrscheinliche Vermuthung vervollständigen lassen.

Unsere Handschrift enthielt nicht die sämmtlichen Werke des Bakchylides, sondern nur eine Auswahl. Denn durch die literarhistorische Ueberlieferung und durch Bruchstücke kennen wir zahlreiche Werke des Dichters, die in unserer Handschrift nicht stehen und nie gestanden haben. Sämmtliche erhaltenen Gedichte gehören zur Gattung der Chorlyrik, d. h. sie waren zur Aufführung durch einen Chor bestimmt. Um dem Leser eine richtige Beurtheilung der Gedichte, die wir weiterhin mittheilen, zu ermöglichen, ist es erforderlich, das Wesen der griechischen Chorlyrik kurz zu schildern.

II.

Zur Lyrik rechnen die Griechen nicht Gedichte, die zur Recitation oder zur bloßen Lectüre bestimmt sind, sondern nur sangbare Lieder, deren wir zwei Gattungen unterscheiden: das für den Einzelvortrag bestimmte Lied und den Chorgesang. Zur ersten dieser beiden Gattungen gehört die ganze subjective Lyrik, in der die Dichter Lust und Leid, Haß und Liebe ihres eigenen Herzens in Worte kleiden. Ihre Hauptvertreter sind auf Lesbos Alkaios und Sappho, bei den asiatischen Joniern Anakreon. Wir haben es hier nur mit der Chorlyrik zu thun. Artbildendes Merkmal für diese ist nicht ein bestimmtes Stoffgebiet, sondern lediglich Form und Stil der künstlerischen Darstellung, so weit sie durch die musikalisch-orchestische Vortragsweise bedingt sind. Der Inhalt ist ein mannigfach verschiedener, je nach dem Charakter der festlichen Gelegenheit, bei welcher der Chor auftritt.

Die Verbindung der Poesie mit der Musik ist eine organische, d. h. Worte und Verse sind von vornherein für die Verschmelzung mit Tönen und Tacten eingerichtet. Der Dichter selbst erfindet die Melodieen: die griechischen Lyriker sind alle Dichtercomponisten. Aber der Chor singt nicht nur; er tanzt auch zugleich. Zu Wort und Ton gesellt sich die rhythmische Bewegung des Körpers. Aus dem Metrum können wir oft erkennen, ob diese Bewegung ein ruhiges, feierlich gemessenes Schreiten oder ein lebhaft, ja stürmisch bewegter Tanz war. Wir dürfen also die Werke, mit denen wir den Leser bekannt machen wollen, als Reigenlieder bezeichnen. In den meisten Fällen spricht sich diese Bestimmung der Gedichte in der sogenannten epodischen Composition aus, die von der Ueberlieferung auf Stesichoros von Himera, den bahnbrechenden Meister der Chorlyrik am Anfang des sechsten Jahrhunderts, zurückgeführt wird. Auf je zwei mit genauer metrischer Entsprechung gebaute Strophen, die Strophe und Antistrophe heißen, folgt eine dritte in ähnlichem, aber doch abweichendem Metrum, die Epode. Man darf vermuthen, daß in der Antistrophe nicht nur die Melodie, sondern auch die Tanzbewegung des Chors sich genau wiederholte. Dadurch wurde die Auffassung der complicirten metrischen Gebilde erleichtert.

Die besseren Werke dieser Art sind dem Schicksal nicht entgangen, Buchlyrik zu werden. Aber das ist etwas Secundäres. Verstanden müssen sie werden aus dem ursprünglichen Zweck, der dem schaffenden Dichter vorschwebte. Der aber war nicht die buchmäßige Verbreitung, sondern die einmalige Aufführung bei einer bestimmten Gelegenheit. Die Chorlyrik der Griechen ist in eminentem Sinne Gelegenheitsdichtung. Die Dichter schufen für concrete Bedürfnisse des Lebens. Für die Festlichkeiten des öffentlichen Cultus und des Privatlebens war fortwährend Bedarf nach neuen Liedern vorhanden. Denn in der musischen Kunst sah man das schönste und durch nichts zu ersetzende Mittel, die Festfreude zu adeln; und von einzelnen Fällen abgesehen, wo altheilige Lieder als Bestandtheile des Cultus mit frommer Scheu festgehalten wurden, wollte man immer neue Lieder hören. Warum hätte man auch die alten wiederholen sollen, selbst wenn sie die Loslösung von den Wurzeln ihrer Entstehung vertrugen, so lange schöpferische Kräfte, um immer Neues hervorzubringen, im Ueberfluß vorhanden waren? Daß die Chorlyrik Gelegenheitsdichtung ist, darin liegt ihre Stärke und ihre Schwäche. Ihre Schwäche, weil ihren Werken viel von den Zufälligkeiten ihrer Entstehung anhaftet, was den späteren Geschlechtern das Verständniß erschwert; ihre Stärke, weil immer diejenige Kunst die gesündeste ist, die für concrete Bedürfnisse arbeitet.

Die Chorlyrik hat ursprünglich nur Zwecken des Cultus gedient und ist in diesem Sinne religiöse Lyrik gewesen. Die griechischen Knaben und Mädchen, die zur Feier eines religiösen Festes einen Reigen aufführten, hatten, neben der Freude an Gesang und Tanz und dem Stolz, bei so feierlich wichtigem Anlaß mitwirken zu dürfen, vor Allem das Gefühl, eine religiöse Pflicht zu erfüllen. Den Gott dachte man sich bei der Feier persönlich gegenwärtig und hoffte, daß er sich mit der Gemeinde an dem Liede freue, das man ihm als köstlichstes Kleinod darbrachte. Erst viel später ist es üblich geworden, durch solche Reigenlieder auch rein weltliche Anlässe zu feiern. Nun wurde die Trauer um theure Verstorbene, der Jubel der Hochzeit, der Preis ruhmwürdiger Thaten, besonders der Siege in den Wettspielen, von Chören gesungen. Für uns ist diese Unterscheidung religiöser und weltlicher Lyrik von geringerer Bedeutung, als es zunächst den Anschein hat. Denn beide Arten haben sich schon früh von dem Zwange der Gelegenheit befreit, der nothwendig zur Eintönigkeit hätte führen müssen, und nach einem dichterisch dankbareren Stoff gegriffen, als ihn das Bitt- und Dankgebet an die Götter oder die immer wiederkehrenden Begräbnisse, Hochzeiten, agonistischen Siege darbieten konnten. Dieser Stoff, aus dem alle Poesie hohen Stils bei den Griechen schöpft, ist die griechische Heldensage. Schon vor der Zeit, aus der uns lyrische Texte vorliegen, hat sich die Entwicklung vollzogen, durch welche die Chorlyrik zur Sagenpoesie geworden ist. Denn schon das älteste uns bekannte Chorlied, das Jungfrauenlied des Alkman, das noch dem 7. Jahrhundert angehört, enthielt einen Mythos. Auch bei ihrem nächsten bedeutenden Vertreter, Stesichoros von Himera, der in den ersten Jahrzehnten des 6. Jahrhunderts blühte, trägt die Chorlyrik den Charakter der Sagenpoesie. Treffend nennt ihn ein antiker Beurtheiler „epici carminis onera lyra sustinentem“, einen

Dichter, der die leichtgebaute Lyra lehrt, die wuchtige Last des Heldengesanges zu tragen. Diese Tradition erhielt sich bis zu dem jüngsten Vertreter des Chorgesanges, bis zu Bakchylides. Auch in seinen Gedichten wird vor Allem die Sagenerzählung das Interesse des Lesers erregen. War es auch nicht, wie man irriger Weise gemeint hat, ein unverbrüchliches Kunstgesetz, daß das Chorlied einen Mythos enthalten müsse, so ist es doch bei größeren Compositionen dieser Art die Regel, daß der Mythos nicht fehlt. Meist nimmt er den mittleren Haupttheil des Gedichtes ein (so in den beiden Siegesliedern, die wir folgen lassen), während Anfang und Schluß von dem Anlaß der Feier handeln. Oft, namentlich bei der Cultlyrik, ist der Mythos der einzige Gegenstand der dichterischen Darstellung, und nur wenige Worte am Anfang oder am Schluß des Liedes erinnern an den religiösen Anlaß der Feier (wie in dem unten mitgetheilten Päan), oder eine solche Bezugnahme fehlt ganz (wie in dem Wechselgesang über die Thaten des Theseus).

Für die Einheitlichkeit des Kunstwerks war es erforderlich, daß der Mythos zu dem Anlaß der Feier in innerer Beziehung stand. Im Cultliede sollte man erwarten, nur solche Sagen dargestellt zu finden, die zu dem Gott, dem die Feier galt, in irgend einer Beziehung standen, und in Liedern, die der Verherrlichung von Menschen dienten, müßten die heroischen Abenteuer ein idealisirtes Abbild der Verhältnisse und Erlebnisse des Gefeierten darstellen. Aber auch die Besten unter den Lyrikern haben es damit nicht genau genommen. Selbst Pindar begnügt sich oft in seinen Siegesliedern, durch künstliche rhetorische Uebergänge den mittleren mythischen Theil mit dem auf die Veranlassung der Feier bezüglichen Anfang und Schluß des Gedichtes zu verbinden, statt eine innere Gedankenbeziehung herzustellen. Bakchylides hat sich im fünften Gedichte sogar den Uebergang gespart.

Durch die geschilderte Entwicklung zur Sagenpoesie ist die Chorlyrik das geschichtliche Bindeglied zwischen dem Epos und der attischen Tragödie geworden, die ja aus einer besonderen Art des Chorgesanges erwachsen ist. Die griechische Heldensage, die zuerst in der Form des epischen Heldengesanges dichterisch gestaltet worden war, wird in der Blüthezeit der Lyrik in lyrische Formen umgegossen, um endlich in der attischen Zeit der Tragödie ihren Stoff zu liefern. Mit diesem wiederholten Umgießen des Sagenstoffes in verschiedene dichterische Formen war natürlich eine beständige Fortentwicklung der Sage selbst verbunden. Nicht nur die epischen und die tragischen Dichter, sondern auch die Lyriker haben umgestaltend und ausgestaltend auf die Sage eingewirkt. Soweit wir bis jetzt urtheilen können, scheint die Wirkung des Bakchylides nach dieser Richtung keine bedeutende gewesen zu sein. Die Vergleichung seiner Sagendarstellungen mit der Sagengestalt des griechischen Epos und mit den bildlichen Darstellungen der Gefäßmalerei scheint zu dem Ergebniß zu führen, daß er sich im Allgemeinen eng an das Epos und an die zu seiner Zeit geltenden Sagenformen angeschlossen hat.

Was von der Substanz der Sage gilt, das gilt auch von dem Stil und der Darstellungsweise. Bakchylides steht darin dem Ton des Epos so nahe, wie es die durch Metrum und Vortragsweise bedingte Stilverschiedenheit überhaupt

zuläßt. Es würde nicht schwer sein, eine Bakchylideische Sagenerzählung ohne allzu große Aenderungen in den Stil des Epos zurück zu übersetzen. In durchsichtiger Klarheit fließt der Strom der Erzählung ruhig und gleichmäßig fort, wie im Homer; und wie in diesem werden die Gefühle und Gedanken der handelnden Personen mit Vorliebe in directer Rede ausgedrückt. Als Schmuck werden oft Gleichnisse aus dem Naturleben verwendet, die uns ganz Homerisch anmuthen. Nur ist der Ton etwas gehobener und hat einen stärkeren Beisatz von Süßigkeit. Die Verwendung der schmückenden Beiwörter, die auch im Homerischen Stil in so bezeichnender Weise hervortritt, kehrt bei Bakchylides in gesteigertem Maße wieder. Da ihm die alten epischen Beiwörter zu abgegriffen sind, so erfindet er neue in großer Zahl. Nicht alle Chorlyriker sind in ihren Sagenerzählungen so episch und so Homerisch gewesen wie Bakchylides. Bei Pindar z. B. waltet eine andere Weise vor. Einzelne Momente der Sage werden herausgehoben und ausgemalt, andere Theile der Geschichte mit wenigen Worten abgethan oder ganz übergangen. Bald eilt die Erzählung, und bald weilt sie. Selten kann man aus Pindar, wenn man die Sage nicht schon kennt, ein klares und anschauliches Bild von den Vorgängen gewinnen. Dazu kommt die subjective Reflexion, mit der Pindar seine Erzählungen tränkt und sättigt. Kurz, er zeigt in jeder Hinsicht das Gegenbild zu jener epischen Sagenbehandlung des Bakchylides. Zweifellos ist Pindar derjenige von den Beiden, der stärker von dem Herkömmlichen abwich. Bakchylides behielt die ältere, von Stesichoros begründete Erzählungstechnik bei. Denn dieser wird uns als der am Meisten Homerische unter den Lyrikern geschildert.

In dem kleinen Raum eines Chorliedes konnte natürlich nicht eine lange Folge von Begebenheiten, wie sie das Epos darbot, erzählt werden. Der Dichter mußte aus dem Zusammenhang der Sage ein einzelnes Glied herauslösen, dessen Größe den Proportionen seines Werkes entsprach, und es zu einem selbständigen Ganzen abrunden. Die lyrische Sagenerzählung mußte aus sich selbst verständlich sein und die Handlung zu einem befriedigenden Ziel und Ende führen. Von dieser Forderung der Aesthetik haben sich die Dichter in ihrer Praxis oft emancipirt, weil ihrem Publicum der ganze Zusammenhang der Sage bekannt war. Auf dieser Voraussetzung beruht schon die Thätigkeit der Rhapsoden, die einzelne „Aventiuren" des Epos den adligen Herren beim Mahle vortrugen. Wie falsch die Voraussetzung ist, daß diese Einzellieder der Rhapsoden immer ein geschlossenes Ganzes gebildet haben müßten, zeigt am Besten der Lyriker, der Nachfolger des Rhapsoden. Einige der Bakchylideischen Sagenerzählungen entbehren durchaus der künstlerischen Abrundung. Sie sind abrupt am Anfang und am Ende. Man hat daraus bei einigen auf Unvollständigkeit der Erhaltung geschlossen. Aber auch solche Lieder, deren Vollständigkeit zweifellos ist, zeigen dieselbe Eigenthümlichkeit. Man darf vermuthen, daß für den sagenkundigen Hörer ein besonderer Reiz darin lag, sich den Zusammenhang selbst zu vergegenwärtigen, aus dem der Lyriker ein einzelnes Glied herauslöste und mit frischen Farben schmückte.

III.

Ueber Bakchylides' Persönlichkeit und Leben sind uns nur wenige farblose Daten überliefert. Auch die neu entdeckten Gedichte haben nach dieser Richtung unsere Kenntniß nicht wesentlich vermehrt. Wir wissen, daß er in Julis auf der Insel Keos als Schwestersohn des Simonides geboren wurde. Daß der Einfluß seines berühmten Oheims für seine Entwicklung von Bedeutung gewesen, ist wahrscheinlich. Da er schon in den achtziger Jahren ein Gedicht auf den Sieg des Pytheas von Aegina verfaßte, den auch Pindar in der fünften nemeischen Ode besungen hat, so kann er nicht später als 510 geboren sein und war schwerlich viel jünger als Pindar. Eines der erhaltenen Gedichte feiert einen Sieg vom Jahre 468. Vielleicht hat er noch über die Mitte des 5. Jahrhunderts hinaus gelebt. In seinen späteren Jahren war er aus seiner Heimath Keos verbannt — warum, wissen wir nicht — und lebte in Sparta. Für Sparta ist denn auch, nach einem Vermerk der Handschrift, eines der erhaltenen Lieder gedichtet.

Im Uebrigen bezieht sich Alles, was wir von ihm wissen, auf seine dichterische Thätigkeit. Diese ist nicht auf den engen Kreis seiner Heimath beschränkt, sondern wie bei Simonides und Pindar eine universelle. Er dichtet nicht nur für keische, sondern auch für spartanische und athenische Chöre. Er feiert nicht nur keische Sieger, sondern auch solche aus Athen, aus Aegina, aus Phlius, aus Metapont, und vor Allem wetteifert er mit Pindar in der Verherrlichung Hieron's, des Tyrannen von Syrakus. Ursprünglich war die Thätigkeit der Chorlyriker eine locale, auf ihre Heimath beschränkte gewesen und hatte ihnen Ehre und Ansehen, aber nicht Geld eingetragen. Erst im Laufe des sechsten Jahrhunderts hatte sich, im Zusammenhang mit der allgemeinen Entwickelung der wirthschaftlichen Verhältnisse, der Dichterberuf zu einem gewinnbringenden Gewerbe entwickelt, und der Preis des Liedes, das die Muse gibt, wurde nun, wie der jeder andern Waare, durch Angebot und Nachfrage bestimmt. Der Dichter ging in die weite Welt hinaus, überall hin, wo man seiner bedurfte und seine Arbeit belohnte. In einer vielbesprochenen Stelle seiner zweiten isthmischen Ode klagt Pindar über diese Wandlung, aber es ist zweifellos, daß auch er, obgleich er der vornehmsten Gesellschaft angehörte und mit Fürsten und Adligen auf dem Fuße gesellschaftlicher Gleichheit verkehrte, Honorare für seine Gedichte erhielt. Wir werden dem Bakchylides nicht verübeln, was der stolze Pindar nicht unter seiner Würde fand.

Fürsten, reiche Adlige und städtische Gemeinden sind die Besteller, für die der Chorlyriker arbeitet. Im sechsten Jahrhundert sind es hauptsächlich die Tyrannenhöfe des Polykrates in Samos, der Peisistratiden in Athen, der Skopaden in Larissa, an denen sich die Dichter sammeln und reichen Lohn finden. Im fünften Jahrhundert spielt eine ähnliche Rolle der Hof des Hieron, für den wir Pindar, Simonides und Bakchylides thätig sehen. Speciell die Gattung der Siegeslieder wurzelt ganz in den Kreisen der Adelsgesellschaft, die, durch die Entwicklung der demokratischen Verfassungen aus ihrer politischen Vorherrschaft immer mehr verdrängt, sich immer ausschließlicher den Sportinteressen zuwandte. Für die Anschauung dieser Kreise war ein Sieg in den

Wettspielen, die in regelmäßiger Wiederkehr in Olympia, Delphi, Argos, Korinth und an vielen anderen Orten gefeiert wurden, der schönste Beweis adliger Tüchtigkeit und der würdigste Gegenstand für das Lied des Dichters. Wollte der Dichter eines solchen Siegesliedes einen Zusammenhang zwischen der Verherrlichung des Sieges und dem Mythus, den er behandelte, herstellen, so deutete er an, daß der Gefeierte durch seine agonistischen Siege dieselbe Ritterlichkeit und Heldenkraft bewährt habe wie seine heroischen Ahnen, von denen die Sage erzählte. Auch wenn der adlige Herr oder Fürst nicht einmal selbst zugegen war, sondern seinen Jockey reiten, seinen Wagenlenker fahren ließ, wurde ihm von dem gefälligen Dichter der Löwenantheil des Ruhms und der Ehre zugestanden. Abgesehen von den olympischen Spielen, den ältesten und vornehmsten, sind die Wettspiele alle erst im Laufe des sechsten Jahrhunderts eingerichtet worden. Während der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts sehen wir den Sport noch in voller Blüthe und die angesehensten Dichter zum Preise der Sieger thätig. Aber die feudale Weltanschauung, in der diese Poesie wurzelte, war schon durch die Culturentwicklung überholt. Pindar und Bakchylides sind die letzten Dichter, die Chorlieder für die Sieger bei den Wettspielen verfaßt haben.

Hieron, der Sohn des Deinomenes, der selbst einem vornehmen geloischen Adelsgeschlecht entstammte, betheiligte sich auch als König an diesem adligen Sport. Mehrere der schönsten Gedichte Pindar's und drei Gedichte des Bakchylides beziehen sich auf die Siege, die seine Rennpferde und Viergespanne bei den olympischen und pythischen Spielen davontrugen. Zweifellos war Hieron ein hochbedeutender Mann. Schon unter der Regierung seines Bruders Gelon, im Jahre 480, hatte er sich in der Schlacht bei Himera ausgezeichnet, auf welche Bakchylides im fünften Gedicht anspielt. In dieser Schlacht schlugen die Söhne des Deinomenes die Karthager aufs Haupt und retteten dadurch das westgriechische Colonialland von dem drohenden Joch der karthagischen Fremdherrschaft, während gleichzeitig im Osten, durch die Schlacht bei Salamis, der persische Angriff auf die griechische Freiheit scheiterte. Unter Hieron's Regierung (478—467) wurden im Jahre 474 die Etrusker bei Cumä geschlagen. Das war ein zweites Verdienst um die nationale Sache, das sich der Schlacht von Himera würdig zur Seite stellte. Hieron war der mächtigste und reichste Fürst der griechischen Welt, sein Hof der glänzendste. Die kostbaren Weihgeschenke, die er zum Andenken seines pythischen Wagensieges in Delphi aufstellen ließ, erregten, wie aus dem dritten Gedicht des Bakchylides hervorgeht, die staunende Bewunderung der Zeitgenossen. Mit den Dichtern verkehrte er auf freundschaftlichem Fuße, denn er wußte, daß ihr Lied seinem Namen Unsterblichkeit verleihen würde. Mehr als alles Andere sprechen für ihn die Huldigungen, die ihm der stolze und unabhängig gesinnte Pindar darbrachte. Pindar rühmt ihm das feinste Verständniß für die musischen Künste nach, und Bakchylides sagt, daß kein anderer lebender Mensch die Gaben der Muse besser zu schätzen wisse als Hieron. Pindar scheint eine aufrichtige und herzliche Freundschaft für ihn zu empfinden. Er scheut sich auch nicht, ihm gelegentlich in seinen Gedichten die Wahrheit zu sagen. Bakchylides hat kein so persön-

liches Verhältniß zu Hieron. Er dichtet für ihn auf Bestellung mehrere Epinikien. Das war sein Beruf, von dem er lebte. Nichts berechtigt uns, deswegen den Charakter des Bakchylides zu verdächtigen.

Im Alterthum war die Ansicht verbreitet, daß die beiden Dichter Nebenbuhler um die Gunst Hieron's gewesen seien, und manche dunkle Anspielungen in den Pindarischen Gedichten wurden von den alten Erklärern als versteckte Angriffe gegen Bakchylides aufgefaßt. Richtig ist, daß die beiden Dichter so grundverschiedene Naturen waren, daß, wenn sie am Hofe Hieron's zusammentrafen, ein feindseliger Gegensatz sich leicht entwickeln konnte. Aber daß sie dort zusammengetroffen sind, ist keineswegs sicher. Die Angaben der Pindarscholien über die Feindseligkeiten der beiden Dichter und namentlich die Angabe, daß Bakchylides den Pindar fortwährend verleumdet habe, beruhen lediglich auf willkürlicher Interpretation einiger Stellen der Pindarischen Gedichte und können nicht als eine glaubwürdige Ueberlieferung gelten.

Wir lassen nunmehr auf diese Vorbemerkungen die Gedichte selbst folgen. Die Gattung der Epinikien, der Siegesgesänge, der vierzehn von den zwanzig Gedichten der Handschrift angehören, veranschaulichen wir durch zwei Lieder, die beide dem Hieron gelten. Nr. 5 bezieht sich auf Hieron's olympischen Sieg mit dem Rennpferd Pherenikos, der nach der herrschenden Annahme dem Jahre 476 angehört; Nr. 3 auf den Sieg mit dem Viergespann in Olympia, den Hieron im Jahre 468 davontrug. Aus der anderen Abtheilung der Handschrift, welche Cultlieder mythologischen Inhalts umfaßt (Nr. 15—20), theilen wir ebenfalls zwei Lieder mit, die sich beide auf die Theseussage beziehen. Einige erklärende Anmerkungen sind beigegeben. Das Versmaß ist mit möglichster Treue dem des griechischen Originals nachgebildet, außer bei dem Päan auf den delischen Apollon. Hier ist statt dessen eine sechszeilige Reimstrophe gewählt worden, die dem balladenartigen Charakter des Gedichtes angemessen schien.

Epinikion auf Hieron's Wagensieg.

(Nr. 3.)

Str. 1. Die Herrin im sikelischen Fruchtgelände,
Demeter, und Kore im Veilchenkranze
Beschenke, o Klio, mit süßem Lied,
Und Hieron's olympische Wagenrenner.

Antistr. 1. Denn ihren Lauf begleitete Siegesehre
Und liebliche Anmuth am breiten Strome
Alpheios; Deinomenes' stolzem Sohne
Halfen sie die Krone des Siegs gewinnen.

Epode 1. Da tönte der Jubel des Volkes:
Heil dem dreimal sel'gen Mann,
Dem vor allen Griechen Zeus
Der größten Herrschaft Ehre lieh,
Der den Schimmer aufgethürmter Schätze nicht
In des Dunkels Schleier birgt.

Str. 2. Die Tempel ſtrotzen von feſtlichen Rinderopfern.
Es ſtrotzen die Gaſſen von Gaſtgelagen.
Es funkelt der herrlich gebildeten
Dreifüße Gold, von ſpielendem Licht umflimmert,

Antiſtr. 2. Die vor dem Tempel ſtehn, wo an der klaren
Kaſtaliſchen Quelle den Hain des Phoibos
Die Delpher behüten. Dem Gott, dem Gotte
Gib Dein Gold: ſo wächſt Dir des Reichthums Segen.

Epode 2. Und hat nicht der Heimath der Roſſe,
Lydiens, erhabnen Herrn,
Hat Kroiſos nicht am Schickſalstag,
Als Sardes fiel, vom Perſerheer
Durch des Zeus allmächt'gen Willen übermannt,
Der im Goldhaar ſtrahlende

Str. 3. Apoll beſchützt. Von jähem Schickſalswechſel
Betroffen, ertrug er es nicht, zu leben
In knechtiſcher Schmach. Einen Scheiterhaufen
Ließ er vor den Mauern der alten Veſte

Antiſtr. 3. Errichten, den er mit ſeiner trauten Gattin
Beſtieg und den jammernden, troſtberaubten
Schönlockigen Töchtern. Zum hohen Aether
Hub er betend da ſeine beiden Hände

Epode 3. Und ſprach: „O gewaltiges Schickſal,
Wo iſt nun der Götter Dank?
Wo iſt nun Apollon's Huld?
Dem doch ſo oft Alyattes' Haus
Dargebracht hat ungezählter Rinder Blut
Und der Goldgefäße Pracht.

Str. 4. Und doch iſt Sardes' hohe Stadt gefallen,
Vom Blute geröthet die Fluth des gold'nen
Paktolos. Die wehrloſen Frau'n und Mädchen
Schleppt der Sieger fort aus des Hauſes Frieden.

Antiſtr. 4. Nun wird das Bitt're ſüß, das Sterben Wonne."
So ſprach er und winkte dem treuen Diener,
Das hölzerne Sterbhaus in Brand zu ſtecken.
Schreiend ſanken da an der Mutter Buſen

Epode 4. Die Mädchen. Denn grauſig vor allen
Iſt der Tod, der ſichtbar naht.
Doch, als nun der Flamme Schein
Aufloht' in unbezähmter Kraft,
Sandte Zeus ein ſchwarz Gewölk und ſchnell erloſch
Von des Regens Strom die Gluth.

Str. 5. Nichts iſt unmöglich, was die Götter wollen.
Apollon, der deliſche Gott, entrückte
Den Greis in das Land der Hyperboreer,
Ihn und ſeine Töchter; und dort genießt er

Antistr. 5. Den Lohn der Frömmigkeit, dieweil kein Andrer
Mit reicheren Gaben die heilige Pytho
Bedachte. Kein Andrer im Griechenlande
Kann, o edler Hieron, sich berühmen,

Epode 5. Er habe dem Herrscher Apollon
Goldes mehr als Du geschickt.
Wer sich nicht im Neide bäht — — —

(Der Rest der Epode, die 6. Strophe und ein Theil der 6. Antistrophe sind zerstört.)

Antistr. 6. Der Herr Apollon
Hat also geredet zum Sohn des Pheres:
„Zwei Gedanken sollst Du im Busen hegen,

Epode 6. O Sterblicher, daß Du die Sonne
Nur noch morgen schauen wirst,
Und daß fünfzig Jahre Du
In Reichthums Fülle leben sollst."
Frommer Sinn und froh Genießen, diese zwei
Bringen herrlichsten Gewinn.

Str. 7. Wer weise ist, wird mich versteh'n. Den Aether
Trifft keine Befleckung. Des Meeres Fluthen
Verfaulen nicht. Gold ist der Freuden Quelle.
Doch dem Menschen ist es versagt, dem Alter

Antistr. 7. Entronnen, einer zweiten Jugend Blüthe
Zu kosten. Nur rühmlicher Thaten Schimmer
Stirbt nicht mit dem sterblichen Leib. Die Muse
Hält ihn frisch. O Hieron, Dein Gedeihen

Epode 7. Trieb herrliche Blüthen, zur Freude
Allem Volk. Wer so gelebt,
Dem ist Schweigen nicht Gewinn.
Und Mancher wird, der Dein gedenkt,
Dankbar sprechen: „O wie süß und anmuthreich
Sangst du, keische Nachtigall."

Das Gedicht feiert den olympischen Wagensieg Hieron's vom Jahre 468 (Ol. 78), den er nicht lange vor seinem Tode gewann.

Str. 1. Die Erwähnung der Demeter und Kore (Persephone) erklärt sich aus dem Umstande, daß das Priesterthum dieser Göttinnen in Hieron's Familie erblich war und von ihm selbst bekleidet wurde.

Str. 2. Die goldenen Dreifüße, von denen hier und in der Antistrophe die Rede ist, scheint Hieron zum Andenken an seinen pythischen Wagensieg vom Jahre 470 dem delphischen Apollon geweiht zu haben.

Epode 2. Die Eroberung von Sardes durch Kyros, die dem Lyderreich ein Ende machte, fällt in das Jahr 541 v. Chr. Ungefähr siebzig Jahre später sehen wir Bakchylides das Ende des Kroisos in dieser novellistisch ausgeschmückten Form erzählen. Er gibt die delphische Priesterlegende wieder, die die Tendenz verfolgt, Apollon gegen den Vorwurf zu schützen, daß er seinem treuesten Verehrer in der Noth nicht beigestanden habe. Herodot (I, 86 f.) contaminirt diese Version mit einer anderen, nach der Kroisos gerettet wird, weil er sich in der höchsten Noth des Solon erinnert.

Str. 3. Daß Kroisos sich selbst aus Verzweiflung verbrennen will, ist historisch glaubwürdiger als die Auffassung Herodot's, daß Kyros ihn zum Feuertode zwingt, die mit dem persischen Feuercultus unvereinbar ist. Man erinnere sich an Sardanapal.

Epode 3. Alyattes, der Vater des Kroisos. Der griechische Text ist am Ende dieser Strophe und am Anfang der folgenden lückenhaft, so daß der Gedanke ergänzt werden mußte.

Antistr. 4. Der treue Diener wird im Original Habrobates genannt.

Str. 5. Es wurde bei den Griechen, schon in der Zeit des Epos, viel gefabelt von den Hyperboreern, dem frommen und unschuldigen Volke im fernen Norden „jenseits des Nordwindes", das in paradiesischen Zuständen leben sollte. Herodot weiß nichts von dieser Entrückung des Kroisos und seiner Töchter.

Epode 5. Die Lücke im Text ist hier zu groß, um den Gedankenzusammenhang herzustellen.

Antistr. 6. Der Sohn des Pheres ist Admetos, dessen Herden, nach der Sage, Apollon hüten mußte.

Str. 7. Die Ewigkeit der elementaren Natur wird hier der Vergänglichkeit des Menschen gegenüber gestellt.

Antistr. 7. Bakchylides, „die keische Nachtigall", hofft, selbst an dem Nachruhm theilzunehmen, den er dem Hieron durch sein Lied bereitet.

Epinikion auf Hieron's Sieg mit dem Rennpferd.

(Nr. 5.)

Str. 1. O glücklicher Feldherr des roßkund'gen Volks von Syrakusai,
Du wirst ja der veilchenbekränzten Musen erquickliche Gabe
Recht verstehn,
Wie von dem heut'gen Geschlecht kein Zweiter: dem rechtlichen Sinn
Gönne Rast von schweren Sorgen. Wende hieher Aug' und Herz.
Denn der mit der Chariten Hülfe Dir ein Loblied
Webte, er sendet es nun von seinem gesegneten Eiland
Euch in Eure stolze Stadt,
Er, den sich zum Diener erkor die himmlische Muse, es möchte
Schütten aus der tiefsten Brust

Antistr. 1. Des Hieron Lob. Wie im Blau über uns mit braunen Schwingen
Geschwinde durchschneidend die Luft der Adler, der Bote des starken
Donnergotts,
Zeus, des Gewaltigen, schwebt im stolzen Gefühl seiner Kraft;
Und der Vögel hell Gezwitscher, es verstummt, wo er sich zeigt,
Und über die Häupter der Berge unaufhaltsam
Zieht er und über des Meers wildtosende, rastlose Wogen,
Regt, vom Zephyros getragen,
Durch den unendlichen Raum sein feines Gefieder, und jedes
Auge kennt des Adlers Flug;

Epode 1. So stehen auch mir ringsum tausend Pfade offen
Preisenden Liedes auf Euch, Deinomenes' streitbare Söhne,
Durch der Nike Huld, der schwarzgelockten, und des Ares mit eherner Brust.
O, nie erschöpfe Gottes Segen sich für Euch.
Er war's, der in goldigem Frühroth
An Alpheios' breiten Strömen führte zu wonnigem Sieg
Auf des Sturmwinds Flügeln Deinen Pherenikos,

Str. 2. Der auch in dem pythischen Spiel siegte. Zeuge mir's, o Erde,
Daß nimmer der Staub von den Hufen schnellerer Rosse im Kampf und Siegeslauf
Wirbelnd die Brust ihm befleckte. Schnell wie des Boreas Hauch,
Trägt er sorglich seinen Reiter vorwärts, neues Siegsgeschrei
Für Hieron wirkend, den gastlichsten der Fürsten.
Glücklich ist, welchem die Gottheit Antheil am Schönen gegönnt
Und ein Loos, des Neides werth,
Und reichliche Schätze dazu; denn keinem der Sterblichen ward
Ungetrübtes Glück zu Theil.

Antistr. 2. Der Pfortenzerschmetterer selbst, jener nie besiegte Sprößling
Des Zeus, der den Blitzen befiehlt, zur holden Persephone stieg er
Einst hinab,
Um aus der Hölle ans Licht zu bringen den bissigen Hund,
Der Echidna argen Sohn. Dort an des Kokytos' Strömung
Schaut' er unseliger Menschen Schattenbilder
Taumelnd, wie herbstliches Laub auf Idas' beweideten Höh'n
Hin und her der Sturmwind treibt.
Da ragt' aus der übrigen Schar des Helden im Lanzengefecht
Meleagros' Schattenbild.

Epode 2. Als diesen der streitkühne Heldensproß Alkmene's
Schaute, von Waffen umleuchtet, spannt' er die klingende Sehne
Seines Bogens,
Klappt' des Köchers Deckel auf und nahm den befiederten Pfeil,
Den eisenköpfigen, hervor. Doch näher trat ihm, näher der Geist Meleagros'
Und den Wohlbekannten grüßend, sprach er: „O Sprößling des Zeus,
Weiche nicht zurück! Des Herzens Wogen glätte!

Str. 3. Laß ab von dem Schusse! Der scharfspitz'ge Pfeil, von Menschenhänden
Entsendet, die Seelen der Todten kann er nicht schrecken." So sprach er.
Bebend jetzt
Rief der Amphitryonide: „Welcher unsterbliche Gott,
Welcher Mensch und welche Erde zeugte diesen schlanken Sproß?
Wer hat ihn erschlagen? Ist's wieder Hera's Tücke,
Die mein unseliges Haupt mit neuen Gefahren bedräut?
Blonde Pallas, schütze mich."
Und weinend erwiderte ihm der Held Meleagros: „Umsonst
Ist der Erdgebornen Müh',

Antistr. 3. Zu wenden der Himmlischen Rath. Denn sonst hätte wohl mein Vater,
Der reisige Oineus, der hehren Artemis grimmigen Zorn durch
Brünst'ges Flehn
Und durch der Ziegen und Rinder reichlich vergossenes Blut
Zu beschwichtigen vermocht. Doch in unbesiegtem Groll
Verharrte die himmlische Maid: den starken Eber
Schickte sie Kalydons Flur, den wüthenden, schäumend von Kraft,
Der des Weinbergs schöngereihte Pflanzen mit grimmigem Zahn
Benagte und Herde und Hirt
Tödtete, die ihm genaht.

Epode 3. Und blutigen Streit kämpften wir, der Griechen beste
Helden, in heißem Bemühn, sechs Tage hindurch mit dem Unthier.
Als Gott endlich

Den Aetolern Sieg verlieh, bestatteten wir die Gefährten,
Die mit Wuthgebrüll das Thier zerrissen hatt', Ankaios und ach! Agelaos,
Ihn, den besten meiner Brüder, welche Althaia gebar
In dem stolzen Haus des Oineus, meines Vaters.

Str. 4. Und noch war das grause Geschick nicht erfüllt. Denn Lato's Tochter,
Die ländliche Artemis, zürnte noch. Um das zottige, schwarze Eberfell
Mußten von Neuem wir kämpfen mit der Kureten Geschlecht.
Da erschlug ich meiner Mutter hurt'ge Brüder, Iphiklos
Zumal und den edlen Aphares. Denn im Kriege
Scheidet der trotzige Ares nicht von dem Feinde den Freund.
Blind und taub aus unsrer Hand
Enteilt in die feindlichen Reih'n der Speer, und es sterben durch ihn,
Die zum Sterben Gott bestimmt.

Antistr. 4. Das hatte wohl nimmer bedacht Thestios' verständ'ge Tochter.
Unselige Mutter! Verderben sann sie dem eigenen Sohn, ein Furchtlos Weib!
Und sie entflammte das Holz, das sonst sie im künstlichen Schrein
Heimlich wahrte. Denn mein Leben hing daran nach Schicksalsschluß
Und sollte erlöschen mit ihm. Ach! als ich eben
Klymenos' Waffen geraubt, des tapf'ren Daipylossohns
Von untadliger Gestalt,
Den ich vor den Thürmen ereilt, und fliehend die feindliche Schar
Pleurons altberühmte Stadt

Epode 4. Erreichte in Eil': ebb'te mir das süße Leben,
Schwand meine Stärke dahin. Zum letzten Mal athmend beweint' ich Holder Jugend
Allzu früh entschwund'ne Zier." Da hat des Amphitryon Sohn,
Der nie im Kampf gezittert, dieses einz'ge Mal die Wimper mit Thränen genetzet!
Voll Erbarmen mit des Dulders Schicksal erwiderte er
Also: „Nie geboren sein, das ist das Beste

Str. 5. „Dem Sterblichen, nimmer das Licht schau'n der Sonne. Doch was hilft es,
Zu weinen und klagen. Die Rede wende den künftigen Thaten
Gleich sich zu.
Ist von des streitbaren Oineus Töchtern im fürstlichen Haus
Unvermählt zurückgeblieben eine, die an Wuchs Dir gleicht,
Die möcht' ich als holde Gemahlin mir verbinden."
Und Meleagros' des Helden Seele erwiderte ihm:
„Deianira, jung und hold,
Sie war noch daheim, als ich starb. Noch hatte ihr kindliches Herz
Kypris' Zauber nicht berührt."

Antistr. 5. Weißarmige Muse, gebiete Halt hier Deines Wagens Eile
Und feire den hehren Kroniden, Zeus den Olympier, als den höchsten Gott,
Und des Alpheios geschwinde Fluth und des Pelops Gewalt,
Pisa auch, wo des berühmten Pherenikos schneller Lauf
Siegsehre dem zinnengekrönten Syrakusai
Und der Glückseligkeit Kranz dem fürstlichen Hieron schenkte.

Gebt der Wahrheit gern die Ehr',
Und wehret dem Neide mit beiden Händen, ins Herz sich zu schleichen,
Wenn das Glück ein Streben krönt.

Epode 5. So lehrt uns der Spruch Hesiod's, des alten Sängers,
Den sich die Musen zum Knecht erkoren, mit göttlicher Ehre
Ihm bekräftigend
Lob und Preis der Erdensöhne. Gerne gehorch' ich und sende
Dir, o Hieron, des Lobs beredten Mund, zu preisen den fürstlichen Stamm,
Der tief ins Erdreich edle Wurzeln senkt, die der gnädige Gott
Hütet, daß kein Frevel ihren Frieden störe.

Str. 1. Der Chor fordert den von Staatsgeschäften und anderen Sorgen bedrückten Hieron auf, dem Liede, das ihm Bakchylides aus Keos sendet, verständnißvolle Aufmerksamkeit zu schenken. Nicht der Dichter, sondern das Lied, d. h. der Chor ist es, der das Lob des Hieron „aus der tiefsten Brust" schütten möchte.

Antistr. 1. Wie der stolze, freie, durch nichts gehemmte Flug des Adlers sich daraus erklärt, daß er der Bote des Zeus ist, so ist der Flug des Liedes frei und stolz, weil es Hieron's Ruhm verkündet. Es hat den reichsten Stoff und wird sich überall in Griechenland verbreiten, ohne auf Widerspruch zu stoßen. Die Sänger geringerer Helden und Verdienste werden verstummen.

Epode 1. Des Ares: Anspielung auf den Sieg über die Karthager bei Himera (480), an dem vier Söhne des Deinomenes theilgenommen hatten. — Alpheios: der Fluß, an dem Olympia liegt. — Pherenikos: das Rennpferd Hieron's, das auch zwei pythische Siege gewonnen hatte.

Antistr. 2. Der Pfortenzerschmetterer: diesen Ausdruck entlehne ich der Uebersetzung von Wilamowitz (Bakchylides, Weidmann'sche Buchhandlung, 1898). Gemeint ist Herakles, der sich durch kein verschlossenes Thor aufhalten läßt und selbst in die Unterwelt hinab steigt. — Den bissigen Hund: Kerberos, den Höllenhund. — Echidna: ein schlangenartiges Ungeheuer. — Kokytos: der Strom der Wehklage, einer der Unterweltsflüsse.

Str. 3. Der Amphitryonide: Herakles, der Sohn des Zeus, heißt so nach seinem sterblichen Vater, Amphitryon, dem Gemahl der Alkmene. — Herakles ist voll Bewunderung für die Heldengestalt des Meleagros und fragt erstaunt, wer einen solchen Helden zu erlegen im Stande war. Die Erzählung des Meleagros gibt die Antwort auf diese Frage. — Hera verfolgte bekanntlich den Herakles mit allerhand Gefahren. Daher fürchtet er auch jetzt wieder eine Nachstellung der Göttin. Pallas galt als die besondere Beschützerin der Herakles in allen Nöthen und Gefahren.

Antistr. 3. Oineus, der Vater des Meleagros, König von Kalydon in Aetolien, hatte sich durch Versäumniß eines Opfers den Zorn der Artemis zugezogen. Zur Strafe schickte sie den kalydonischen Eber.

Epode 3. Den Aetolern Sieg verlieh: die Aetoler (Kalydonier), zu denen Meleagros gehört, werden hier genannt im Gegensatz zu den fremden Helden, die an der Jagd theilnehmen, besonders zu den Verwandten der Althaia, der Mutter des Meleagros, die aus Pleuron, der Stadt der Kureten (vergl. Str. 4), stammte.

Str. 4. Meleagros tödtet unabsichtlich im Kampfgetümmel die Brüder seiner Mutter, Iphiklos und Aphares, die im Heere der Kureten (Pleuronier) gegen die Aetoler kämpfen.

Antistr. 4. Althaia, die Tochter der Thestios, die Mutter des Meleagros, beschließt im Zorn über den Tod ihrer Brüder, dem Leben ihres Sohnes ein Ende zu machen, indem sie das Schicksalsscheit verbrennt. Als Meleagros sieben Tage alt war, hatten ihm die Moirai geweissagt, daß er sterben müsse, wenn das Holzscheit verbrannt wäre, das eben auf dem Herde knisterte. Althaia hatte es vom Herde gerissen und seither sorgfältig in einer Truhe verwahrt. Der Tod des Meleagros tritt ein, während er sich im Schlachtgetümmel befindet, als die Kureten bereits geschlagen sind und sich nach ihrer Veste Pleuron zurückziehen.

Päan.

(Nr. 17.)

Ein buntgeschnäbelt Schiff, an dessen Bord
Der tapfre Theseus weilt und zweimal sieben
Ziervolle Sprößlinge des Jonervolks,
Durchschnitt das kretische Meer, vom Nord getrieben,
Der lustig seiner Segel schimmernd Weiß
Schwellt' auf Athena's göttliches Geheiß.

Und Minos' Herz ward von der Gaben Macht,
Die Kypris gibt, gegürtet mit Verlangen,
So arg bethört, daß er mit dreister Hand
Zu streicheln wagt der Jungfrau zarte Wangen.
Doch Eriboia schrie, daß sie vernähme
Pandion's Enkel und zu Hülfe käme.

Und Theseus sah des Mädchens Noth; es sprüht
Aus finstren Brau'n des schwarzen Auges Feuer.
Sein Herze packt' ein grimmer Schmerz und schnell
Sprach er: „O König, Du verlierst das Steuer,
Das meistern sollte Deiner Lust Gedanken.
Frevler Gewaltthat setze selbst die Schranken.

Was uns der Götter Herrscherwille schickt,
Was man uns zuwiegt auf des Rechtes Wage,
Geschehe, wenn die Schicksalstunde kommt.
Du aber laß von ungerechter Plage.
Du sagst, Europa schenkte Dir das Leben,
Des Phoinix Tochter, die sich Zeus ergeben,

Der sich zu ihr gesellt auf Ida's Höh'n,
Und Niemand könne Dir an Adel gleichen.
Mich aber hat der Meeresgott gezeugt,
Poseidon, der die Tochter freite des reichen
Pittheus: ihr schenkten zur Vermählungsfeier
Die Nereiden einen gold'nen Schleier.

Drum, knosischer Kriegsherr, rath' ich Dir: laß ab
Von leid'gem Uebermuth. Nie sollte scheinen
Hinfürder mir der Eos Rosenlicht,
Wenn Du geschändet hättest dieser Einen,
Knab' oder Maid! Erst proben noch wir beiden
Der Arme Kraft, und dann mag Gott entscheiden."

So sprach der tapf're Held, und es erstaunten
Ob seinem Muth die Schiffsgenossen alle.
Doch Helios' Eidam packte Grimm und, neuen,
Heimtückischen Rathschlag spinnend, ihm zur Falle,
Rief er: „O großer Vater Zeus, ist's wahr,
Daß die Phönicierin mich Dir gebar,

So höre mich und sende jetzt vom Himmel,
Zum Zeichen, daß Du mich als Sohn erkanntest,
Geschwinden Blitzstrahls Feuergarbe nieder.

Und wenn auch Dich dem Gotte, den Du nanntest,
Aithra gebar, wenn die troizenische Maid
Der Meergott, dem die Erde bebt, gefreit,

So hole mir zurück aus Meerestiefen
Den Goldschmuck hier, den meine Hand getragen;
Der Fluth, die Deines Vaters Reich und Wohnung,
Vertraue Leib und Leben ohne Zagen.
Gib Acht, ob Kronios, dem das All gehört,
Der Herr des Donners, mein Gebet erhört."

Und es erhörte der gewalt'ge Zeus
Die kecke Bitt', und Ehre sondergleichen
Wollt' er erweisen seinem lieben Sohn!
Er warf den Blitz! Als das ersehnte Zeichen
Minos erschaute, froh der Gnadenspende,
Hub er zum Aether seine beiden Hände

Und sprach: „Du siehst, o Theseus, daß von Zeus
Dies Zeichen kam, das jedem Zweifel wehret.
Du aber tauche nieder in die Fluth,
Die tosende, ob mit Vaterhuld Dich ehret
Der Gott, auf daß Dein Ruhm verkündet werde,
So weit die Bäume grünen auf der Erde."

Er sprach's, und Jenem wankte nicht der Muth!
Vom wohlgefügten Bord sprang er geschwinde
Ins Meer hinab, das freudig ihn umfing.
Dem König lacht das Herze. Mit dem Winde
Ließ er in schnellster Fahrt das Schiff entschweben.
Doch andern Ausgang wollte Moira geben.

Nun eilte der beschwingte Kiel, mit Macht
Vom rauhen Nord in seine Bahn gezwungen.
Die Mädchen und die Knaben von Athen
Bangten um Theseus, den das Meer verschlungen.
Aus ihren zarten Augen quellen Thränen,
Weil sie dem Schicksal ihn verfallen wähnen.

Er aber ward zu seines Vaters Haus
Getragen schnell von freundlichen Delphinen.
Im Götterssaal schaut' er die Töchter all'
Des Nereus und fast bangt' es ihm vor ihnen.
Denn wie von rothem Feuerschein erglänzte
Der Glieder Pracht; die langen Haare kränzte

Zierlicher Bänder güldenes Geflecht,
Das Haupt umkreisend, und mit flinken Füßen
Labten sie sich an Spiel und Reigentanz.
Und, um des Vaters Gattin zu begrüßen
Trat er ins Frau'ngemach, wo er die traute,
Ernstäug'ge, hehre Amphitrite schaute.

Die schmückte ihn mit einem Purpurkleid
Und festete auf seinem lockigen Haupte
Die Krone, die als Braut sie einst empfing

Von Kypris, die mit Rosen dicht umlaubte. —
Unmöglich wird von Klugen nichts erachtet,
Was Götterwille zu vollenden trachtet.

Denn nah' der Barke taucht' er nun empor!
Hei! wie da schnell entsank der stolze Muth
Dem knosischen Kriegesherrn; ein Wunder schien's,
Als unbenetzt Theseus entstieg der Fluth,
Die Glieder leuchtend von der Götter Gaben,
Er, den sie wähnten tief im Meer begraben.

Der zierlichthronenden Mädchen Mund entfuhr
Ein Jubelruf aus angstbefreiten Herzen.
Im Meeresbrausen stimmt ein Danklied an
Die junge Schar dem Heiland aller Schmerzen.
Apollon, hat Dir dieses Lied gefallen
Des keischen Reigens, schenke Heil uns Allen.

Str. 1. Die Athener mußten, nach der Sage, dem König Minos von Kreta als Sühne für die Ermordung seines Sohnes Androgeos jährlich sieben Knaben und sieben Mädchen schicken, die dem Minotaurus geopfert wurden. In unserem Gedicht wird vorausgesetzt, daß Minos selbst kommt, um sich diesen Tribut zu holen. Theseus betheiligt sich an der Fahrt, um den Minotaurus zu tödten und den Athenerkindern das Leben zu retten.

Str. 2. Eriboia, eines der sieben athenischen Mädchen. — Pandion's Enkel wird hier Theseus genannt, als Sohn des Aigeus, des Sohnes des Pandion, während er doch nach dem weiteren Verlauf des Gedichtes Sohn des Poseidon ist.

Str. 5. Die Tochter des Pittheus: Aithra, die Mutter des Theseus.

Str. 6. Knosos, die Hauptstadt von Kreta.

Str. 7. Minos ist Eidam des Helios als Gatte der Pasiphae. — Die Phönicierin: Europa.

Str. 8. Troizen im Peloponnes ist die Heimath des Pittheus und der Aithra.

Str. 12. An dieser Stelle ist die Lesart und Erklärung zweifelhaft. Nach anderer Auffassung würde Minos, von Mitleid ergriffen, das Schiff aufzuhalten gebieten. — Moira, die Schicksalsgöttin.

Str. 16. Es ist auffallend, daß weder hier noch im Folgenden der Ring des Minos erwähnt wird.

Str. 18. Dem Heiland aller Schmerzen: dem Apollon als Päan (Heilgott). — Des keischen Reigens: diese Worte beweisen, daß das Lied ein Päan ist, der von einem Knaben- und Mädchenchor aus Keos, der Heimath des Bakchylides, zu Ehren des delischen Apollon vorgetragen wurde.

Theseus.

(Nr. 18.)

Chor athenischer Greise.

O Athens heiliger Flur Gebieter,
Sprich, Herrscher des üpp'gen Jonervolkes,
Was uns mit krieg'rischen Klängen kündet
Hellschmetternd der eh'rne Mund der Hörner.
Naht mit Heeresgewalt ein Held
Unsers heimischen Landes Marken

Zu tück'schem Ueberfall?
Treiben Räuber voll Hinterlist
Und mit roher Gewalt den armen
Schafhirten die Herde fort?
Was bedrückt Dir das Herz mit Sorge?
Sprich, Herr! Denn ich weiß, der jungen Krieger Schar
Wird, wenn einem der Sterblichen,
Dir auch treu zur Seite stehn,
Der Du Pandion's und Kreusa's Sohn bist.

Aigeus.

Es ist jüngst über des Isthmos weite
Heerstraße ein Herold uns gekommen,
Wunder vermeldend, die dort ein starker
Held schuf, der den übermüth'gen Sinis,
Aller Menschen gewaltigsten,
Des Kroniden Lytaios Sprößling,
Des Erderschütt'rers, schlug,
Und die menschenvertilgende
Sau in Kremmyon's Thal erlegte
Und Skiron den Schrecklichen,
Der in Kerkyon's Ringerschule
Herr ward; Polypemon's starker Hammer selbst,
Schnell entsank er Prokoptes' Hand,
Als sein Ueberwinder kam.
Bang' drum bin ich, was All' das uns bedeute.

Chor der Greise.

Aber wer, sage, woher der Recke
Uns naht und auf welche Rüstung bauend,
Ob er von Waffen des Kriegs umklirrt
Kommt, reisiger Heerschar stolzer Führer,
Oder einzeln und waffenlos,
Wie der reisende Kaufmann, schreitet
Ins fremde Land hinein,
Und doch stark und gewaltig ist
Und voll Muthes, so daß er jene
Kraftmenschen besiegen konnt'.
Oder ist er von Gott gesendet,
Ein Rächer zu sein der Sünd' und Missethat?
Denn wer immer nur Unheil schafft,
Wird dem Unheil nicht entgeh'n.
Allvollenderin ist der Zeiten Länge.

Aigeus.

Es sind zwei Männer sein ganz' Gefolge.
Er trägt um die wohlgeformten Schultern
Neben dem Schwert eine dicke Keule,
Zwei Speere mit glatten, blanken Schäften
In der Hand, auf dem blonden Haupt
Die lakonische Pickelhaube.
Ein purpurfarb'ner Rock

Und ein wollenes Oberkleid,
Ein theſſaliſches, deckt die Bruſt ihm.
Gluth blitzt aus den Augen ihm
Flammend licht. Noch ein Knabe ſcheint er
Und doch ſchon ein Mann, der Ares' ernſtes Spiel
Wählt in Krieg und dröhnender Schlacht
Statt des heit'ren Kinderſpiels.
Sein Wegziel iſt Athen, das ſchmuckbegabte.

Dieſes Gedicht iſt wichtig und intereſſant wegen ſeiner Form. Es iſt ein Wechſelgeſang zwiſchen Chor und Einzelſtimme. Dieſes dramatiſche Moment in einem Werk der Chorlyrik iſt um ſo bedeutungsvoller, weil ſich aus einer Art der Chorlyrik, dem Dithyrambos, die attiſche Tragödie entwickelt hat. Zweifellos iſt dieſes Werk zur Aufführung in Athen beſtimmt geweſen. Das zeigt, abgeſehen von der Verherrlichung des attiſchen Nationalhelden, die rühmende Erwähnung Athens in den erſten und letzten Worten. Das plötzliche Abbrechen am Schluß iſt zunächſt ſo auffallend, daß man an Unvollſtändigkeit der Erhaltung denkt. Aber das Gedicht iſt zweifellos vollſtändig. Man denke es ſich bei einem Feſte in Athen aufgeführt, das der erſten Ankunft des Theſeus in Athen galt (vergl. Plutarch, Leben des Theſeus. Cap. 36). Dann war die Behandlung des Themas „Theſeus kommt nach Athen", durchaus angemeſſen, und man verſteht, daß der Eindruck, der durch Theſeus' Nahen in Athen hervorgerufen wird, und die Schilderung ſeiner äußeren Ausrüſtung und ſeiner Art zu reiſen ebenſo viel Platz in dem Gedicht einnimmt wie die Schilderung ſeiner Heldenthaten. Ich denke mir die Aufführung des Liedes mit einer Proceſſion in Zuſammenhang ſtehend, bei der man zunächſt das in den erſten Verſen erwähnte Trompetengeſchmetter hörte und dann den Theſeus ſelbſt mit ſeinen beiden Begleitern einherſchreiten ſah, ganz in dem Aufzuge, wie das Lied ihn ſchildert.

Str. 1. Pandion's und Kreuſa's Sohn: Aus dieſer Stelle wiſſen wir, daß die Einzelſtimme Aigeus, der König von Athen, Vater des Theſeus und Sohn des Pandion, iſt.

Str. 2. Theſeus kommt von Troizen her über den Iſthmos nach Athen und verrichtet unterwegs die bekannten Heldenthaten. — Sinis iſt der Sohn des Poſeidon, der hier nach einem theſſaliſchen Cult den Beinamen Lytaios führt. — Prokoptes iſt nur ein anderer Name für Prokruſtes. Warum ſein Hammer, den ihm Theſeus entwindet, der Hammer des Polypemon genannt wird, iſt räthſelhaft. — Das Nahen eines ſo ſtarken Helden, deſſen Reiſe nach Athen geht, und von dem man noch nicht weiß, ob er in freundlicher oder in feindlicher Abſicht kommt, hat den Aigeus veranlaßt, die Trompeten blaſen zu laſſen, um den Heerbann Attika's zu verſammeln. Darauf beziehen ſich die Schlußworte der 2. Strophe.

Die Memoiren eines italienischen Veteranen[1]).

Von

P. D. Fischer.

[Nachdruck untersagt.]

Im Alter von neunzig Jahren ist im vorigen Herbst in seiner piemontesischen Heimath der General Enrico della Rocca gestorben, der älteste Veteran der italienischen Armee und der Träger ihrer besten Traditionen, nachdem kurze Zeit vorher der erste Band seiner Autobiographie von ihm veröffentlicht worden war. Dies Buch, von welchem schon jetzt die zweite Auflage erschienen ist, reiht sich den vorzüglichsten Memoirenwerken aus dem Kreise der Männer an, denen Italien seine politische Wiedergeburt verdankt.

Einem zur höchsten Aristokratie von Piemont gehörigen Geschlecht, dem der Grafen von Morozzo Marquis della Rocca und von Bianzè, entsprossen, war Enrico della Rocca mit den meisten jener Männer durch nahe Verwandtschaft, enge Freundschaft und langjährige Waffenbrüderschaft innig verbunden. Massimo d'Azeglio und Alfonso della Marmora sind seine Vettern, Camillo Cavour ist schon als Kind mit ihm zusammen am sardinischen Hof und in der Militärakademie gewesen. Mit neun Jahren unter die Pagen des nachherigen Königs Karl Albert aufgenommen, dann in das persönliche Gefolge des Königs berufen und später seinem Sohn Victor Emanuel beigegeben, in dessen unmittelbarer Nähe della Rocca ein volles Vierteljahrhundert hindurch als militärischer Begleiter, als Generalstabsofficier, schließlich viele Jahre hindurch als dienstthuender Generaladjutant geblieben ist, hat der General während ungewöhnlich langer Zeit zu der nächsten Umgebung der beiden Herrscher gehört, unter deren Regierung alle Wechselfälle der Wiedererstehung Italiens sich vollzogen haben. Neben seinen Hofstellungen ist der Verfasser dieser Erinnerungen einer der tüchtigsten und verdienstvollsten Officiere des kleinen sardinischen Heeres und später der italienischen Armee gewesen. Er hat in einer langen und arbeitsvollen militärischen Laufbahn die meisten der Officiere, die sich später in den Kriegen von 1848—1866 einen Namen gemacht haben,

[1]) Autobiografia di un veterano. Ricordi storici e aneddotici del Generale Enrico della Rocca 1807—1859. Seconda edizione. Bologna, Nicola Zanichelli.

im Generalstabe unter seiner Leitung gesehen. Im Jahre 1848 ist er Stabschef der Division, welche Victor Emanuel als Kronprinz geführt hat, und in der schlimmsten Zeit des Jahres 1849 Kriegsminister, dann bis zu seiner Ernennung zum dienstthuenden Generaladjutanten Chef des sardinischen Generalstabes gewesen; während der Campagne von 1859 hat er als Stabschef und als Adjutant König Victor Emanuel's auf hervorragenden Posten gestanden.

Außer diesen Vorzügen der Geburt, der Hof- und der militärischen Stellung sind es die persönlichen Eigenschaften des Verfassers, welche seinen Erinnerungen einen ungewöhnlichen Werth verleihen. Obwohl Hofmann von Kind auf und Soldat mit Leib und Seele, tritt uns Enrico della Rocca in seinen Aufzeichnungen als ein freimüthiger, offener und selbständiger Charakter entgegen, der sich trotz der Anforderungen der Hofetiquette und trotz der strengsten militärischen Zucht das Gepräge einer auf sich gestellten Persönlichkeit zu erhalten vermocht und das Recht der eigenen Ueberzeugung unter den schwierigsten Verhältnissen zu wahren gewußt hat. Dabei eine frische, mannhafte, selbstlose Natur, von festen Grundsätzen, aber ohne Prüderie, hitzig aufbrausend, aber leicht besänftigt und ohne jene hinterhaltige Nachträglichkeit, die Vielen als ein unzertrennlicher Bestandtheil welschen Wesens gilt. Einfach erzogen und von frühauf an Anstrengungen und Entbehrungen gewöhnt, hatte della Rocca sich während seiner Thätigkeit als Vermessungsofficier auf langandauernden Fußwanderungen und Bergbesteigungen bei jeder Witterung mit Hunger und Nachtlager im Freien dermaßen abgehärtet, daß er bis in das späteste Mannesalter hinein den größten Strapazen aller Art mühelos gewachsen war. Diese ungewöhnliche körperliche Rüstigkeit und die vorhin berührten Charaktereigenschaften sind es gewesen, die ihm im Verkehr mit Victor Emanuel von Anfang an die Achtung und Zuneigung des jungen Prinzen und dann das durch Nichts unterbrochene rückhaltlose Vertrauen und die persönliche Freundschaft des Königs verschafft haben. Selbst von außerordentlicher Körperkraft, feurig und zu allen wilden Streichen aufgelegt, fand der junge Fürst in seinem dreizehn Jahre älteren Begleiter einen Mann, der gleich ihm keinerlei Ermüdung kannte, der als Reiter, als Alpinist, als Gems- und Steinbockjäger den weitestgehenden Anforderungen zu genügen vermochte, und der dabei nie die Besonnenheit, die Haltung und die gute Laune verlor, so daß der Prinz sich bald daran gewöhnte, zu ihm wie zu einem ältern Waffenbruder aufzublicken, ohne dabei jemals das trauliche Gefühl guter Kameradschaft einzubüßen. Dies Verhältniß ist zwischen beiden unerschütterlich bestehen geblieben; ein schönes Zeugniß sowohl für den Fürsten als für den Edelmann, und für beide ein Besitz, dessen seltenen Werth beide zu schätzen wußten.

Freimüthig und offen, aber besonnen und haltungsvoll — so zeigt sich della Rocca auch in der Auswahl und in dem Tone der Aufzeichnungen, die er, auf sein vorzügliches Gedächtniß gestützt, erst wenige Jahre vor seinem Tode seiner Gattin in die Feder dictirt hat. Gegenüber dem Bestreben anderer Selbstbiographen, ihre eigene Person stets in den Vordergrund der Dinge und in das günstigste Licht zu stellen, berühren uns in diesen Erinnerungen auf das Angenehmste der freie und hohe Standpunkt, die sachliche Würdigung

fremder Verdienste, die Abwesenheit von Hofklatsch und Rancune. Der Genuß, einen Augenzeugen der wichtigsten Ereignisse aus dem reichen Schatze des Miterlebten erzählen zu hören, wird in diesen Memoiren durch keine Wichtigthuerei und durch keine Indiscretion des Erzählers getrübt.

Enrico della Rocca ist als Franzose zur Welt gekommen. Seine Vaterstadt Turin war bis zum Zusammenbruch des napoleonischen Reiches der Hauptort des französischen Departements des Po; im Königsschloß der Savoyer residirte als Gouverneur Napoleon's Schwager Borghese. Eine der frühesten Erinnerungen des Veteranen ist das Fest, welches im Turiner Schloßgarten beim Ausmarsch der zum russischen Feldzug von 1812 abrückenden Truppen stattfand. Französisch war auch die Sprache der gebildeten Classen in Piemont und ist es noch weit über das Ende der Franzosenzeit geblieben. Die Familienaufzeichnungen von Enrico's Vater sind in französischer Sprache geschrieben; sogar noch die Briefe, die der General während des Feldzuges von 1859 an seine Frau richtete, sind französisch. Wie allen seinen Alters- und Standesgenossen ist es auch della Rocca nicht leicht geworden, sich des Italienischen im vollen Maße zu bemächtigen. Hat doch ein Meister des Worts wie Cavour noch als Mann in einem (französisch geschriebenen) Briefe geäußert, daß er sich schwer entschließen würde, ein italienisches Manuscript in die Druckerei zu schicken.

Trotz seiner vornehmen Herkunft ist della Rocca in sehr bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen. Der Vater, ein jüngerer Sohn des steinreichen Marquis della Rocca di Bianzè, hatte ohne väterliche Zustimmung geheirathet und war von dem erzürnten Familienoberhaupt auf äußerst geringe Einkünfte beschränkt worden. Im Haushalte der Eltern ging es sowohl in der Stadt, wo ihnen ein kleines Logis im Familienpalast belassen war, als auf ihrem Landgütchen in der lieblichen Hügellandschaft der weinreichen Astigiana mitunter recht knapp zu. Aber das beeinträchtigte die Munterkeit und den Uebermuth der zahlreichen Kinderschar, die in rascher Folge das elterliche Heim füllte, nicht im Allergeringsten. Dem früh kränkelnden Vater stand die Mutter, eine gesunde, rüstige, entschlossene Frau, in der Erziehung der neun Kinder mit festem Sinn und rascher Hand zur Seite. Ihr lag es ob, die kleine Heerschar in Zucht zu halten. „Schulen gab es nicht, oder wenn es welche gab, so wurden wir nicht hineingeschickt. Der Vater lehrte uns lesen, schreiben, rechnen; ein guter Priester, dem wir nicht immer den schuldigen Respect erwiesen, brachte uns ein bißchen Latein bei und ließ uns den Katechismus aufsagen. Vater und Mutter waren beide leidenschaftliche Musikfreunde; trotz ihrer Haushaltungssorgen fand Mama Zeit, die damals so beliebte Harfe zu spielen; mein Vater begleitete sie auf dem Spinett oder trug seine eigenen Compositionen vor. In solchen Fällen hatte meine älteste Schwester die Aufgabe, den Teufelslärm zu stillen, mit dem wir Jüngeren das Haus erfüllten. Weh dem, der dann das von der Mama anbefohlene Schweigen unterbrochen oder sich von der Stelle bewegt hätte, die uns mit den Schultern an der Wand des Musikzimmers angewiesen war. Die arme Luise war unser Opfer; ihre Schienbeine hätten mehr, als sie es that, von den Püffen erzählen können,

die sie jedes Mal heimlich empfing, wenn sie an einen von uns herantrat, um Ordnung zu stiften. Wenn Mama etwas davon merkte, kam sie Luisen zu Hülfe, indem sie dem Uebelthäter ein paar Ohrfeigen verabreichte und ihn mit dem Gesicht gegen die Wand kehrte. Diese feste Zucht war für uns Jungen eine vorzügliche Vorbereitung für die militärische Laufbahn, in die wir sieben Brüder später sammt und sonders eintraten. Keinem von uns fiel es jemals ein, sich über die Eltern zu beklagen oder sie zu strenge zu finden, oder gar die Art von Verwöhnung von ihnen zu begehren, die jetzt die Grundlage der modernen Erziehung bildet, und die unsere heutige Jugend unfähig macht, irgend welche Entbehrung zu ertragen."

Enrico's Vetter, Massimo d'Azeglio, hat in seinen reizenden „Ricordi" die wunderlichen Zustände humorvoll geschildert, die nach der Rückkehr der savoyischen Dynastie in dem wiederhergestellten Königreich Sardinien eintraten. Nach langjährigem Exil in seine piemontesischen Erblande heimgekehrt, fing König Victor Emanuel I. 1814 da an, wo er 1798 aufgehört hatte. Grade wie sein Zeitgenosse, der alte Kurfürst von Hessen, versuchte der sardinische Monarch die sechzehn Jahre, die er auf dem damals noch halbwilden und weltfernen Eiland Sardinien in völliger Isolirung von dem Gange der Weltgeschichte zugebracht hatte, einfach zu ignoriren. Wie er in der Hoftracht des ancien régime zurückkam — unser Enrico erinnert sich, daß dem König aus der gepuderten Perrücke das Zöpfchen auf dem Rücken tanzte —, so meinte er Hof und Staat und Gesellschaft wieder auf den Stand von 1798 zurückdecretiren zu können. Die alten Hofkalender und Ranglisten traten wieder in Kraft; verwitterte Emigrirte nahmen ihre ehemaligen Würden und Stellungen wieder ein; die Officiere, welche in den Kriegen der Republik und des Kaiserreiches befördert worden waren, mußten in ihre früheren Chargen zurücktreten, um kriegsuntüchtig gewordenen Greisen Platz zu machen.

Unser Enrico hat dies barocke Schauspiel, das er zutreffend mit dem Wiedererwachen des verzauberten Schlosses von Dornröschen's Eltern vergleicht, aus unmittelbarster Nähe mit angesehen. Denn als neunjähriges Kind kam er an den Hof, um dem Prinzen von Savoyen-Carignan als Page zu dienen. Schon damals, im Jahre 1816, begannen die vielfachen Beziehungen, in denen della Rocca zu Karl Albert bis zu dessen Abdankung im Jahre 1849 verblieben ist.

Das Charakterbild dieses Fürsten ist oft gezeichnet worden, aber es erhält durch die Erinnerungen des Veteranen, die sich auf die ganze Zeitdauer von Karl Albert's wechselvoller Laufbahn als Prinz, als Thronfolger und als König erstrecken, und die stets auf Wahrnehmungen aus nächster Nähe beruhen, viele werthvolle Ergänzungen. Siebzehn Jahre war der Prinz alt, als König Victor Emanuel I., der, wie sein Bruder Karl Felix, keine Söhne hatte, den jungen Lieutenant aus der französischen Garnison als künftigen Thronerben nach Turin berief. Von ungewöhnlich hoher, schlanker Gestalt, schön, heiter und unterhaltungslustig, war Prinz Karl Albert an dem eben wieder eingerichteten Hof mit der strengen Etiquette und den alten Vorurtheilen eine ebenso glänzende als fremdartige Erscheinung, die bei der Jugend

lebhaften Anklang, bei den Anhängern des Alten dagegen wachsendes Mißtrauen erweckte. Mit eifersüchtiger Abneigung stellte sich ihm von vornherein der unmittelbare Thronerbe Karl Felix gegenüber, eine harte, eigenwillige, bigotte Natur, dem der junge Mann, der nach ihm die Königskrone zu tragen bestimmt war, äußerst unsympathisch, ja verdächtig war. Indeß unter dem Schutze des gutmüthigen wohlwollenden Königs und an der Seite einer jungen Gemahlin verlebte der Prinz Anfangs einige glückliche Jahre, die auch in dem Gedächtniß seines kleinen Pagen stets freundliche Lichtblicke geblieben sind. Die Kinder, die so früh in die Hoftracht gesteckt waren (unter ihnen bald darauf auch Camillo Cavour), hatten natürlich keinen harten Dienst; dazu ging der Prinz sehr nett mit ihnen um, nahm die jüngsten gern auf seine langen Beine, um sie zu liebkosen und ihnen Süßigkeiten zuzustecken, interessirte sich für ihre Unterweisung im Reiten und ihre Ausbildung in der Cadettenanstalt.

Aber diese gute Zeit ging schnell vorüber. Die sinnlose Art, mit der die Restauration in Piemont betrieben worden war, hatte in der in den Revolutionsideen erwachsenen Jugend tiefe Unzufriedenheit hervorgerufen, welche durch Italiens unselige politische Lage zur heftigsten Erbitterung gesteigert wurde. Schwerer als je zuvor lag Oesterreichs Hand auf der gesammten Halbinsel, die, auch soweit sie nicht unmittelbar dem Scepter des Kaiserhauses oder seinen Seitenlinien unterstellt war, gänzlich unter dem imperativen Gebot der Hofburg und des allmächtigen Metternich stand. Der Wiener Congreß, der diese unhaltbaren Zustände geschaffen hat, ist der eigentliche Vater des Sektenwesens und der Verschwörungen, die bald alle Theile Italiens mit immer stärkeren Netzen zu überspinnen begannen und schon im Anfang der zwanziger Jahre zu leidenschaftlichen, periodisch wiederkehrenden Aufstandsversuchen führten.

In einen der frühesten dieser Aufstände, in die Militärrevolution des Jahres 1821, sah sich Prinz Karl Albert auf eine für sein ganzes Leben verhängnißvolle Weise verwickelt. Die vornehmen jungen Officiere, die an der Spitze der Revolte standen, glaubten sicher zu sein, daß der Prinz ihre Ideen theilte. Als der Aufstand ausbrach, dankte Victor Emanuel zu Gunsten seines Bruders ab, ernannte aber, da dieser zeitweilig sich außer Landes befand, den Prinzen von Carignan zum Regenten. Mit dreiundzwanzig Jahren, gänzlich unerfahren, von den bisherigen Rathgebern des Königs verlassen, fand Karl Albert nicht die Charakterstärke, den Aufstand mit Entschlossenheit niederzuschlagen. Er ließ sich vielmehr von den Leitern der Emeute, die ihm zum Theil persönlich nahestanden, die Unterschrift einer Proclamation abdrängen, die den Erlaß einer Verfassung verhieß. Dieser falsche Schritt zog ein furchtbares Ungewitter auf das Haupt des Prinzen herab. Der neue König dementirte nicht nur den Erlaß des Prinzen, sondern wies diesen an, sich augenblicklich in das Hauptquartier des treu gebliebenen Theils der Armee zu begeben, wo ihm, nach schimpflichen Auftritten Seitens der zur Unterdrückung der Rebellion herbeigerufenen Oesterreicher, der Befehl zuging, sofort mit seiner ganzen Familie nach Florenz abzureisen.

Karl Albert hat den Fluch der Zweideutigkeit, welchen sein Verhalten während dieser Krise ihm zugezogen hat, nie wieder los werden können. Enrico della Rocca tritt der damals und lange späterhin weit verbreiteten Ansicht entgegen, daß der Prinz der Secte der Caribonari, die jenen Aufstand hervorgerufen hatte, selbst angehört und daß er seine Genossen verrathen habe, um sein gefährdetes Thronfolgerecht zu retten. Aber auch dieser eifrige und überzeugte Anwalt kann nicht in Abrede stellen, daß die Führer der Emeute sich vor dem Ausbruch dem Prinzen anvertraut hatten, und daß dieser es unterlassen hat, die daraufhin für ihn als Prinzen und als Officier unbedingt nothwendigen Schritte zur Verhinderung des Aufstandes zu ergreifen. Das Bewußtsein dieser Pflichtverletzung, die der Prinz später durch religiösen Asketismus zu büßen suchte, und die brennende Erinnerung an die Schmach, die ihm von den österreichischen Officieren im Lager zu Novara zugefügt worden war, haben Karl Albert's ganzes Leben vergiftet. Als er nach Jahren aus dem Florentiner Exil heimkehren durfte, war er ein gebrochener Mann, trotz seiner Jugend und seiner fröhlichen Sinnesart verschlossen, in sich gekehrt, verschüchtert, immer mehr verdüsterten und mißtrauischen Wesens, wie es ihm denn auch niemals, auch nicht als Heerführer der Italiener im Jahre 1848, gelungen ist, das volle Vertrauen der Nation und das Vertrauen zu sich selbst wiederzugewinnen.

Dem guten Gedächtniß della Rocca's sind auch die komischen Zwischenfälle nicht verloren gegangen, von denen der Aufstand von 1821 begleitet war. Neben dem Militär waren es die Studenten, die das große Wort führten. Sie hatten sich zu einer Freischar organisirt, welche die pompöse Bezeichnung „Bataillon der Minerva" führte, und erfüllten die Plätze und die Straßen in Turin mit kriegslustigem Lärm, der auch in die Mauern der Cadettenanstalt eindrang und die Martis et Minervae alumnos nicht wenig aufregte. Um allen Zwischenfällen vorzubeugen, führte der Commandant der Anstalt seine Zöglinge aus dem Tumult der Hauptstadt hinaus auf die Höhe der Superga und brachte sie einstweilen in den militärischen Gebäuden unter, welche die weithinschauende stolze Grabkirche des savoyischen Königshauses umgeben. Aber durch einen der Diener kam heraus, daß gegen die Tedeschi mobil gemacht würde. Gegen die Tedeschi! Diese Worte genügten, um die Jugend in lichterlohe Flammen zu setzen. Der mittlere Cursus, dem unser Held angehörte, bildete sofort die landesübliche Verschwörung. Es wurde beschlossen, heimlich zu entweichen, um sich den Vaterlandsvertheidigern anzuschließen; Jeder sollte sein Besteck und seinen silbernen Becher mitnehmen, aus deren Erlös die Kriegskosten zu bestreiten wären. Dem Beschluß folgte die Ausführung auf dem Fuße. Die jugendlichen Verschworenen — Enrico war noch nicht vierzehn Jahre alt — kletterten an einer steilen Stelle des Berges hinab, um sich in die Wälder zu schlagen. Aber ihr Exodus war bemerkt worden; man schickte ihnen die verständigeren älteren Cameraden nach, welche die jungen Ausreißer bald einholten und mit tüchtigen Püffen und Tritten zur Pflicht zurückführten.

Schlimmer als ihnen ging es den älteren Theilnehmern an der Emeute. Gestützt auf die österreichische Hülfsmacht, ging König Karl Felix gegen seine rebellischen Unterthanen mit einer Grausamkeit vor, durch die sein Name, in Carlo Feroce umgewandelt, noch jetzt in bösem Andenken steht. Damals begannen sich die österreichischen Staatsgefängnisse mit Italienern aus allen Theilen der Halbinsel zu bevölkern; die erste Serie von Flüchtlingen aus der Lombardei, aus Piemont, aus Neapel und dem Kirchenstaat suchte in der Schweiz und in Großbritannien ein Asyl. Ihr sollte noch manche andere folgen, ehe für ihr unglückliches Heimathland die Befreiungsstunde schlug.

In diesem Martyrium der freisinnigen und patriotischen Jugend Italiens änderte sich auch nichts, als Karl Albert im Jahre 1831 den sardinischen Thron bestieg. Von dem österreichischen Hof mit einem Mißtrauen betrachtet, das sich mit dem Ausbruch der Julirevolution noch verschärft hatte, unter der wachsamsten Controle der Wiener Staatskanzlei und ihrer Spione, ohne Vertrauen auf die eigene Macht und ohne Fühlung mit den Kräften, die sich in Italien überall zu regen begannen, hat König Karl Albert seine Ziele lange auf das Sorgsamste verschleiert. Er ist gegen die von Joseph Mazzini zu neuen Aufstandsversuchen verleitete Jugend seines Landes mit großer Strenge verfahren; sein Regiment hielt sich durchaus in den Bahnen des in Wien allein wohlgefälligen Absolutismus. Selbst für seine nächste Umgebung, in welche der junge Capitain della Rocca alsbald nach der Thronbesteigung berufen wurde, ist die feierliche, schweigsame Figur dieses Herrschers lange Zeit ein peinvolles Räthsel geblieben. Der Rest von Heiterkeit, der dem König anfänglich noch eigen war, und der sich in den ersten Jahren seiner Regierung, wie sich aus der anmuthigen Schilderung des Veteranen ergibt, namentlich während der Abendstunden in zwanglosen Plaudereien kundgab, wich immer mehr einer trüben, finstern Frömmigkeit und einer für Italiener ganz unverständlichen Anlage zur Selbstquälerei.

Es ist ein Glück für Italien, daß diese Anlage sich auf Karl Albert's Söhne nicht vererbt hat. Im Gegentheil waren die heranwachsenden beiden Söhne des Königs, der Kronprinz Victor Emanuel und der Herzog Ferdinand von Genua, ungewöhnlich muntere Naturen, die in Gemeinschaft mit ihrem wenig älteren Vetter, dem Prinzen Eugen von Carignan, ihrem jugendlichen Prinzenübermuth gern durch alle möglichen tollen Streiche Luft zu machen suchten. Victor Emanuel war schon damals ein leidenschaftlicher Jäger und verleitete die jüngeren Hofcavaliere zu heimlichen Ausflügen in den Schloßpark, deren Beute dann im Zimmer des Prinzen Eugen zu nächtlicher Stunde verzehrt wurde. Damals knüpften sich die Anfänge der Beziehungen zwischen dem Kronprinzen und seinem späteren vertrauten Begleiter an. Dies gute Verhältniß zwischen beiden und die Achtung, in welcher della Rocca trotz des Aergernisses, den sein Freimuth bei manchem Anlaß erregte, bei dem Könige stand, führte dazu, daß er, als Victor Emanuel's Heirath bevorstand, dem neubegründeten kronprinzlichen Hofe dauernd beigegeben wurde.

„Damals, im November 1840," sagt unser Verfasser, „begann für mich das Leben, das fünfundzwanzig Jahre dauerte, während deren, mit Ausnahme

meiner Reisen 1843 und 1849, kaum ein Tag verging, ohne daß ich Victor Emanuel nicht gesehen hätte. Ob ich in der Nähe war oder nicht, er rief mich immer zu sich, sei es, weil er mich besser kannte als die Andern, sei es, daß ihm meine gerade und wenig augendienerische Art besser gefiel als die übliche Haltung der Höflinge, namentlich aber weil ich, ohne seine fast zügellose Neigung für körperliche Uebungen zu theilen, im Stande war, Tage lang zu Pferde zu sein und Fußmärsche von zehn oder zwölf Stunden zu machen, ohne andere Folgen als einen tüchtigen Appetit, der, wie der des Kronprinzen, mit jeder, wenn nur reichlichen Nahrung vorlieb nahm." Dazu kam, daß della Rocca während seiner langjährigen Arbeiten in der topographischen Abtheilung des Generalstabes eine ungewöhnlich genaue Ortskenntniß besonders auch der Hochalpenthäler erworben hatte, die schon damals das Lieblingsjagdrevier Victor Emanuel's zu werden anfingen und es bis an das Lebensende des Königs geblieben sind.

Als Hofcavalier des Kronprinzen hat della Rocca im April 1842 an den großartigen Festen theilgenommen, die bei der Vermählung Victor Emanuel's vom Könige veranstaltet wurden. Damals lernte unser Veteran den als hochgeehrten Gast anwesenden Feldmarschall Radetzky kennen, eine Bekanntschaft, die ihm wenige Jahre später in einer schlimmen Stunde, nach der Niederlage von Novara, sehr zu Statten gekommen ist. — Mit der jungen Gemahlin des Kronprinzen war ein Engel in Menschengestalt in das alte Königsschloß der Savoyer eingezogen. Die Erzherzogin Maria Adelaide, von unvergleichlicher Sanftmuth und Seelengüte, ist von ihrem Gemahl stets aufrichtig verehrt worden; aber ihre stille, gleichmäßige Freundlichkeit vermochte sein Dasein auf die Dauer nicht auszufüllen. Victor Emanuel's feuriges Temperament, seine unbezähmbare Lebenslust, sein heißes Blut begehrten aufregendere Zerstreuungen. Er fiel sehr bald in seine lockeren Junggesellensitten zurück und schuf sich, um sie mit seiner Stellung als Kronprinz und als Ehemann zu vereinigen, eine Doppelexistenz, in welcher der Verkehr mit dem schönen Geschlecht eine nicht geringe Rolle einnahm.

Da es in ganz Italien bekannt ist, daß der rè galantuomo nichts weniger als ein Tugendspiegel gewesen ist, so hätte es seinem Vertrauten schlecht angestanden, diese Partie seiner Erlebnisse mit Schweigen zu übergehen oder das Mißliche derselben zu beschönigen. Die offene, aber tactvolle Art, mit der er sich darüber ausspricht, macht ebenso sehr seiner Klugheit als seinem Herzen Ehre. Stolz bei aller Ungebundenheit, auf seine fürstliche Würde eifersüchtig, glaubte Victor Emanuel im Verkehr mit Frauen sich niemals etwas zu vergeben; es genügte, daß die Betreffende jung, schön und gefällig war: er verliebte sich augenblicklich, ohne daß Stand oder Rang den mindesten Unterschied machten. Aber diese Laterna magica vorübergehender Liebschaften aus allen Classen der gesellschaftlichen Stufenleiter machten keinen Eindruck auf sein Herz, das, wenigstens nach der festen Ueberzeugung des Verfassers dieser Aufzeichnungen, immer der sanften Gemahlin und ihr allein gehört hat. Ihr widmete er stets das unbegrenzteste Vertrauen, die achtungsvollste Bewunderung, den besten Theil seines Daseins, selbst dann noch, als er die Verbin-

dung mit jener schönen Rosina eingegangen war, die nach dem Tode Maria Adelaiden's, als Gräfin Mirafiori seine morganatische Frau geworden ist. Die Gemahlin, die am ersten das Recht gehabt hätte, diese Doppelexistenz des Gatten zu verurtheilen, hat es nicht gethan; sie ist ihm trotz seiner Abschweifungen stets eine liebevolle und sorgsame Gefährtin geblieben und hat damit nicht nur einen unergründlichen Schatz von Milde und Nachsicht, sondern auch ein ungewöhnlich feines Verständniß für das innerste Wesen dieser exceptionellen Natur und für die Anforderungen dieser feurigen Sinne bewiesen.

Daß dem älteren Begleiter aus dieser Situation gleichfalls eine nicht leichte Stellung erwuchs, liegt auf der Hand und wird durch viele Aufzeichnungen des Verfassers bestätigt, um so mehr, als König Karl Albert und dessen sittenstrenge Gemahlin sehr dazu neigten, ihre Mißbilligung über das Treiben des Kronprinzen an seinem Vertrauten auszulassen oder ihn gar dafür verantwortlich zu machen. Von manchem allzu waghalsigen Vorhaben ließ sich der wilde junge Herr wirklich durch die Erwägung abbringen, daß sein Begleiter dafür auszubaden haben würde. „Là, i veui nen ch'a sia crià an causa mia“ [1]), pflegte der Prinz dann in seinem geliebten piemontesischen Dialect zu sagen.

Inzwischen gewannen in Italien die nationalen Ideen durch Schriften, wie Gioberti's „Primato degli Italiani“ oder Cesare Balbo's „Speranze d'Italia“, an Kraft, Zielbewußtsein und Verbreitung. Man sah den König dieser Bewegung mit einer Theilnahme folgen, die er vergebens durch seine geheimnißvolle Haltung zu verhüllen suchte. In früher Morgenstunde empfing er in seinem Schloß den aus der Romagna heimkehrenden Massimo d'Azeglio, der ihm die Hoffnungen der italienischen Patrioten in beredten Worten darlegte. Damals sprach Karl Albert jene in Italien unvergeßlich gebliebenen Worte aus, daß er, wenn die rechte Stunde gekommen sei, sein Heer, seinen Schatz, sein eigenes Blut und das seiner Söhne für die Sache Italiens hingeben werde. Damals ließ er auch jene Medaille schlagen, auf deren Vorderseite eine Sphinx einen Adler mit ihren Tatzen erwürgt, mit der Umschrift: „J'atans mon astre,“ dem Wahrspruch der Grafen von Savoyen, während die Rückseite die Profile von Dante, Columbus, Galilei und Michelangelo vereinigt.

Die erwartete Stunde schien mit den Lenzstürmen des Jahres 1848 gekommen zu sein. Dem Aufstande, durch den Sicilien sich von dem verhaßten Joch der Bourbonenherrschaft zu befreien suchte, folgten die Februarrevolution in Paris, der Sturz Metternich's in Wien auf dem Fuße. Schon kurz zuvor hatte König Karl Albert mit Hülfe geistlichen Zuspruches die Gewissensbedenken überwunden, die sich bei ihm dem Erlasse einer Verfassung entgegengestellt hatten. Der Verfasser entwirft eine lebensvolle Beschreibung der Aufregung, in welcher sich die fervide fantasie latine damals befanden. In die Zeit zwischen der Verkündigung und dem Erlaß der Verfassung fiel der Car-

[1]) Io non voglio che Lei sia gridato per causa mia, ich will nicht, daß Sie um meinetwillen Schelte bekommen.

neval, der den feurigen Volksdemonstrationen und Aufzügen ein besonders characteristisches, echt italienisches Localcolorit verlieh. Die gute Gesellschaft von Turin, verstärkt durch zahlreiche Deputationen, die aus allen Theilen von Italien herbeieilten, legte damals eine Art von Nationalcostüm an, das den schlanken Gestalten gewiß gut gestanden haben mag: die Damen erschienen in Amazonenröcken von schwarzem Sammt mit dreifarbigen seidnen Untergewändern und Calabreserhüten mit dreifarbigem Federbusch; die Herren trugen zur gleichen Kopfbedeckung Jagdjoppen und Beinkleider von schwarzem Sammt mit seidener dreifarbiger Schärpe und Aufschlägen. Der Aufstand Mailands, die Vertreibung der Oesterreicher nach fünftägigen Straßenkämpfen steigerten diese Feststimmung bis zum hellen Entzücken. Die ganze Nation sprach damals mit König Karl Albert: „L'Italia farà da sè."

Es ist bekannt, wie wenig diese Illusionen gegenüber der harten Wirklichkeit Stand gehalten, wie wenig die durch Freiwilligenscharen ohne Schulung und Zucht mehr numerisch, als ihrem Werthe nach verstärkten Truppen Karl Albert's gegen die Kriegserfahrung des greisen Marschalls Radetzky auszurichten vermocht haben. Der König, persönlich tapfer und furchtlos wie die Meisten seines kriegerischen Geschlechts, war kein Feldherr; er besaß weder die Uebersicht und Entschlossenheit, die ihn zur Uebernahme des Oberbefehls befähigt hätten, noch die Menschenkenntniß und die Entsagung, um sich unter den Befehl eines Andern zu stellen. Dem Kronprinzen hatte er zwar das Commando einer Division anvertraut, aber er wies jeden Versuch des Sohnes, seinen gesunden Soldatenblick zur Geltung zu bringen, auf das Schroffste zurück. Victor Emanuel und seinem Mentor, der ihm als Stabschef treulich zur Seite stand, blieb nichts übrig, als resignirt ihre Pflicht zu thun und durch persönliche Bravour zu ersetzen, was dem Heere an entschlossener und sachkundiger Führung fehlte. In der mörderischen Schlacht bei Goito (30. Mai 1848) haben beide ihre Waffenbrüderschaft im siegreichen Abweisen des österreichischen Angriffs besiegelt. Als im heftigsten Kugelregen die feindlichen Geschosse um sie einschlugen und rechts und links Mann und Roß zu Boden streckten, bog sich Oberst della Rocca zu seinem Kronprinzen hinüber und sagte ihm leise: „Heut' Abend werden wir wohl zusammen „a cà d' Bergniff (piemontesisch für casa del diavolo) sein." „Ich denke nicht im Mindesten daran," erwiderte ihm der Prinz. „Mich erwartet heut' Abend Jemand im Quartier, und zwar nicht Bergniff." — Trotz dieses und anderer nicht unrühmlicher Treffen ließ die piemontesische Heerleitung sich von Radetzky Monate lang innerhalb des berühmten Festungsvierecks festhalten, bis der alte Marschall nach Eintreffen der lange erwarteten Verstärkungen die Offensive ergriff, die Italiener bei Custozza (25. Juli 1848) schlug und zum Rückzug, sowie zur Räumung Mailands zwang. Karl Albert, der im Frühjahr unter dem unbändigsten Volksjubel in die lombardische Hauptstadt eingezogen war, hat sie am 2. August, von wüthenden Pöbelhaufen als Verräther beschimpft und bedroht, mit Lebensgefahr verlassen. Seine Officiere, die ihm zu Hülfe geeilt waren, fanden ihn an der Thür des Palastes Greppi, zu Fuß, bleich, den Degen

fest unter dem Arme. Als er sie sah, sagte er mit dem Ausdrucke des tiefsten Seelenschmerzes: „Ah mon cher La Rocca, quelle journée, quelle journée!“

Aber der unglückliche Monarch sollte noch einen schrecklicheren Tag erleben. Zu Haus mit den heftigsten Vorwürfen Seitens der Demokratie empfangen, die in dem neuen Parlament in Turin das große Wort führte, von dem brennenden Wunsche beseelt, die wieder in die alte Fremdherrschaft zurückgeführte Lombardei zu befreien und das noch muthig kämpfende Venedig zu retten, ließ Karl Albert, in unseliger Verblendung über die ihm zu Gebote stehenden Kräfte, sich im Frühjahr 1849 zur Kündigung des Waffenstillstandes hinreißen. Er begann im Vertrauen auf das Feldherrntalent eines polnischen Revolutionsgenerals von Anno dreißig am 20. März jenen Feldzug, der schon nach drei Tagen mit der gänzlichen Niederlage der Piemontesen bei Novara endigte. Noch am Abend des Unglückstages legte Karl Albert die Krone nieder und reiste ins Ausland ab, wo er wenige Monate darauf an gebrochenem Herzen verstorben ist.

Es war Italiens Rettung, daß sein Sohn, der unter so verzweifelten Umständen den Thron bestieg, sich den ungeheuren Schwierigkeiten gewachsen gezeigt hat, die ihn umringten. Mit festem Selbstvertrauen und unerschrockenem Herzen ist Victor Emanuel damals an die schwere Aufgabe herangetreten, den übermächtigen Feind zum Abschluß einer neuen Waffenruhe zu bewegen und seine rebellischen Unterthanen zur Pflicht zurückzuführen. Er hat beide Aufgaben gelöst, ohne dem Feinde gegenüber etwas von der Würde seiner Krone einzubüßen und ohne die von seinem Vorgänger erlassene Verfassung preiszugeben. Zu den Männern, die ihm in diesen schlimmen Tagen mit Rath und That zur Seite standen, gehört General della Rocca, den der junge König zum Kriegsminister seines ersten Cabinettes berief.

Unser Veteran, der sich kannte, hat sich zur Uebernahme dieses Postens nur auf das ausdrückliche Versprechen des Königs bereit finden lassen, daß er ihn freigeben würde, sobald ein geeigneterer Nachfolger von ihnen ermittelt worden wäre. Wie wenig der neue Minister für das parlamentarische Schlachtfeld sich eignete, davon sollte er sehr bald eine handgreifliche Probe ablegen. Am Tage des Wiederzusammentretens der Kammer wurde das neue Ministerium von der Opposition mit Zeichen des lebhaftesten Mißfallens empfangen. Als die harten Bedingungen verlesen wurden, unter denen der Abschluß des Waffenstillstandes erreicht worden war, erhob sich in der Kammer ein Schrei des Unwillens. Verschiedene Redner ergriffen das Wort, um die Fortsetzung des Krieges zu fordern, die ein Ding der Unmöglichkeit war; sie warfen den Ministern Feigheit und Unfähigkeit vor; einer verstieg sich sogar bis zu dem Worte Verrath. Kaum war dies Wort dem Zaun seiner Zähne entflohen, als sich der neue Kriegsminister, außer sich vor Zorn, mit geballten Fäusten erhob, um persönliche Rache für diese Insulte zu nehmen. Aber der Minister des Innern hielt ihn hinten an der Uniform mit solcher Kraft fest, daß er ihm ein paar Falten ausriß; er zwang den militärischen Collegen sitzen zu bleiben und nahm dann das Wort, um die Schmähungen der Gegner sachlich zu widerlegen. Zwei Tage darauf wurde die Kammer aufgelöst.

Allein auch außerhalb des Parlaments warteten die schmerzlichsten und schwierigsten Pflichten auf den Minister. Es galt vor allen Dingen, den Aufstand niederzuschlagen, der in Genua seine Fahne erhoben hatte und das ganze Land mit Anarchie bedrohte. Della Rocca war im Begriff, den Befehl über das Expeditionscorps zu übernehmen, als die Nachricht anlangte, daß sein Bruder, der in Genua ein Regiment commandirte, von den Aufständischen erschossen worden war. Um den Schein persönlicher Gereiztheit bei der ohnedies peinlichen Obliegenheit zu vermeiden, schlug der Minister statt seiner den General La Marmora vor, der in wenigen Tagen die Ordnung mit fester Hand wieder herstellte. — Dann waren die aus allen Fugen gerathene Armee, die gänzlich verwahrloste Militärverwaltung zu reorganisiren. Es mußte über die Führer, die das Unglück von Novara verschuldet hatten, Kriegsgericht gehalten, das Todesurtheil gegen den General Ramorino vollstreckt werden, der des offnen Ungehorsams vor dem Feind überführt worden war. Daneben liefen die Verhandlungen wegen des Friedensschlusses. Zu den Bedingungen, unter denen der Waffenstillstand bewilligt worden war, gehörten die Zurückrufung der Flotte, die zum Entsatz Venedigs im Adriatischen Meer verweilte, und die Auflösung der lombardischen Division, die sich dem sardinischen Heer angeschlossen hatte. Die Loyalität und die Festigkeit, mit welcher diese herben Verpflichtungen vom Kriegsminister erfüllt wurden, haben zur Erlangung leidlicher Friedensbedingungen beigetragen.

Inzwischen hatte Massimo d'Azeglio das Ministerpräsidium übernommen. Seiner Popularität und seiner Geschicklichkeit gelang es, den Ausgleich im Innern herbeizuführen. Unter Mitwirkung Cavour's, der bald darauf in das Ministerium eintrat, sind damals die Grundlagen für das gedeihliche Zusammenwirken der Krone und des Parlaments gelegt worden. Als della Rocca, seinem Vorsatze treu, bereits im September 1849 das Kriegsportefeuille niederlegte, befand sich das kleine Staatsschiff, das im Frühjahr von allen Seiten mit Untergang bedroht worden war, in einem Zustande und unter einer Leitung, die für die fernere Fahrt Vertrauen gewährten und Hoffnung auf eine bessere Zukunft zuließen.

„Am 7. September," sagen die Aufzeichnungen unseres Veteranen, „verließ ich das Ministerium; am 12. heirathete ich in der Kirche Madonna degli Angeli die Gräfin Irena Verasis di Castiglione, mit der ich mich einige Monate vorher verlobt hatte." An der Seite der jungen Gattin, die als Hofdame der Königin gleichfalls in die nächste Umgebung des Herrscherpaares trat, verlebte der General, der bald darauf zum Chef des Generalstabes ernannt wurde, glückliche Jahre. Es waren die Jahre der Sammlung, in denen Sardinien sich auf die Wiederaufnahme des nationalen Befreiungswerks vorbereitete, die Jahre, in denen es Cavour, seit 1852 Ministerpräsident, gelang, dem kleinen Staat Vertrauen innerhalb aller Kreise der italienischen Patrioten, Sympathie im Auslande und Bundesgenossen für den kommenden Krieg zu erwerben. Wenn seinem politischen Genie das Hauptverdienst an Italiens Wiedergeburt zuzuschreiben ist, so stellen die Aufzeichnungen della Rocca's doch auch das Verdienst des Königs in das rechte Licht, der ohne Rücksicht

auf seine persönlichen Neigungen und ohne kleinliche Eifersucht dem genialen Minister vollkommen freie Hand ließ und ihm auch in der Wahl seiner Gehülfen keine Schwierigkeiten bereitete, dabei aber immer seine Stellung als Monarch zu wahren wußte. Nur auf diesem Wege war das Zusammenwirken aller Kräfte zu erreichen, ohne das selbst Cavour's Staatskunst nicht zum Ziel geführt haben würde.

Ihr erster großer Erfolg war Sardinien's Theilnahme am Krimkriege. Dadurch wurde nicht nur die militärisch werthvolle Waffenbrüderschaft mit Frankreich und England geschlossen, sondern der kleine Staat auch politisch rehabilitirt und in den Areopag der europäischen Großmächte eingeführt. Auf der Reise, die Victor Emanuel nach dem Abschluß des Pariser Friedens nach London und Paris antrat, wurden die nächsten Früchte dieser weit ausschauenden Politik eingeheimst, weitere und reichere vorbereitet. Della Rocca, der den König neben Cavour und Massimo d'Azeglio auf dieser Reise begleitete, erzählt anschaulich und anziehend, wie sie sich zu einem wahren Triumphzuge gestaltete, und wie meisterhaft Victor Emanuel, ohne sich sonderlichen Zwang aufzulegen, bei großen Anlässen mit monarchischer Würde aufzutreten verstand. „Passen Sie mal auf, theurer Macigno[1]),“ sagte der König auf der Fahrt zum Lord Mayor seinem Begleiter, „wie ich mich heute 'rausreißen und wie ich während der englischen Rede zuhören und immer an den richtigen Stellen grüßen und danken werde.“ „Victor Emanuel,“ fahren die Aufzeichnungen fort, „hörte dann vor den Tausenden, die sich in der riesigen Guildhall zusammendrängten, den Speech des Lord Mayors an, als ob er alle Feinheiten verstände; er grüßte und dankte mit vollendeter Würde; dann gab er mir seinen Federhut und begann seine Erwiderungsrede im besten Französisch, mit kraftvoller Stimme, vorzüglicher Diction und stolzen Gebärden, wenige, packende Sätze, die den weiten Saal von donnerndem Beifall widerhallen ließen.“

In Paris war della Rocca dem Kaiser vorgestellt worden und hatte eine besonders freundliche Aufnahme gefunden, die sich bei wiederholten Besuchen am Tuilerienhof stets erneuerte. Diesen Beziehungen verdankte er wenige Jahre darauf die schwierigste und wichtigste Mission seines Lebens. Am 14. Januar 1858 hatte Orsini seine Bombe unter den Wagen des Kaiserpaares geschleudert. Unmittelbar nach diesem furchtbaren Attentat hatte Napoleon ein Rundschreiben an die Mächte erlassen, worin er zu strengen Maßregeln gegen die im Ausland verweilenden italienischen Republikaner und Radikalen aufforderte. Ganz besonders erzürnt zeigte er sich gegen Piemont, das er dem sardinischen Gesandten gegenüber offen als den Schlupfwinkel der Revolutionäre und der Meuchelmörder bezeichnete. General della Rocca wurde beauftragt, sich als außerordentlicher Botschafter nach Paris zu begeben, um dem Kaiser zu dessen Errettung die Glückwünsche seines Souveräns zu überbringen und gleichzeitig den Zorn des mächtigen Nachbars zu beschwichtigen.

---

[1]) Macigno, Mühlstein, war der Spitzname, den Victor Emanuel seinem Mentor verliehen hatte.

Er überbrachte ein königliches Handschreiben, worin Victor Emanuel seinem bon frère mittheilte, daß der Botschafter beauftragt sei, die Stellung mündlich darzulegen, welche die sardinische Regierung gegenüber dem kaiserlichen Circular einnehmen werde.

Die Ausführung dieses Auftrages wurde dem neuen Diplomaten nicht leicht. Es vergingen peinvolle Tage, ehe der Kaiser ihn rufen ließ, um demnächst, trotz freundlichen Empfanges, die volle Schale seines politischen Ingrimms über ihn zu ergießen. Napoleon erging sich, nachdem er den Botschafter aufgefordert hatte, genau aufzumerken und dem König wortgetreu zu berichten, in den schlimmsten Anklagen gegen die Turiner Regierung, die es an der nothwendigen Ueberwachung der in ihrem Lande befindlichen revolutionären Elemente, an Unterdrückung ihrer Ausschreitungen und an Verhinderung ihrer Mordpläne durchaus fehlen lasse. Er sprach offen aus, daß diese Haltung geeignet sei, die freundschaftlichen Gefühle Frankreichs für das subalpinische Königreich zu erkälten. Aus dem Bündniß mit den Westmächten habe Sardinien von England Nichts, von Frankreich Alles zu erhoffen. Aber wenn er Sardiniens Verbündeter bleiben solle, dann müsse es sich von allen jenen Flüchtlingen reinigen, die eine beständige Gefahr für ihn seien. Napoleon schloß damit, daß ihm aus allen Theilen Frankreichs Kundgebungen des Abscheus gegen das Attentat zugegangen seien, und daß sein Heer bereit sei, ihm nach jedem Orte zu folgen, der ihm als Zuflucht für Meuchelmörder bezeichnet würde. Von diesen drohenden Worten nahm der Kaiser trotz der Gegenvorstellungen des Botschafters nichts zurück; er erneuerte vielmehr das Verlangen, daß der Inhalt seiner Auslassung dem König wortgetreu übermittelt werde. Bevor er indeß den bekümmerten Italiener entließ, forderte er ihn freundlich auf, ihn, so oft er wolle, des Morgens zwischen Neun und Zehn in den Tuilerien zu besuchen. Della Rocca ließ sich das nicht zweimal sagen. Er benutzte die Gelegenheit, ehe der Courier die Antwort des Königs zurückbringen konnte, um für sein Land Stimmung zu machen. Es gelang ihm bei wiederholten Besuchen, den Kaiser in jenen Morgenstunden vertraulich zu sprechen und ihm bei einer guten Havannacigarre die schwierige Lage Piemonts zu erklären. Dem Könige sei es, dank seiner Loyalität, dank der Weisheit und Festigkeit von Massimo d'Azeglio und dem mächtigen Geiste Cavour's, gelungen, dieser Schwierigkeiten im eigenen Lande völlig Herr zu werden. Die Revolutionsgefahr gehe nicht von Sardinien, sondern von den unter dem Joche der Fremdherrschaft, namentlich der Oesterreicher, schmachtenden Theilen Italiens aus; sie könne nur dadurch beseitigt werden, daß Piemont einen Bundesgenossen in dem neu bevorstehenden Kampf für die Befreiung Italiens finde.

Inzwischen brachte der Courier die Antwort des Königs. Sie bestand in zwei Handschreiben, in deren erstem der Botschafter angewiesen wurde, das zweite, wie aus eigenem Antrieb und als ob er damit über seine Instruction hinausginge, dem Kaiser vorzulesen. Diese Komödie — Napoleon wird sie natürlich durchschaut haben — führte trotzdem zu einem guten Ziel. Der Kaiser hörte während der Vorlesung ernsthaft zu, lächelte bei einzelnen ihm besonders auf den Leib geschriebenen Stellen und sprach seine Bewunderung

über die stolzen Schlußworte aus, in welchen der König seinem cher La Rocca schrieb: „Wenn das, was Sie mir berichten, wirklich die Worte des Kaisers sind, so sagen Sie ihm in Ausdrücken, die ich Ihrer Wahl überlasse, daß man einen treuen Verbündeten nicht so behandelt, daß ich mir nie von irgend Jemandem habe Zwang anthun lassen, daß ich den Weg einer stets makellosen Ehre inne halte, und daß ich für diese Ehre nur Gott und meinem Volke verantwortlich bin; daß wir seit achthundert Jahren den Kopf hoch tragen, und daß ich ihn mir von Niemandem niederbeugen lasse; endlich aber, daß ich bei alledem nichts Anderes wünsche, als sein Freund zu bleiben."

„Voilà ce qui s'appelle avoir du courage," rief der Kaiser, „votre Roi est un brave, j'aime sa réponse." So habe er den König 1855 kennen gelernt, und so finde er ihn in diesen Worten wieder. Er wiederholte mehrere Male: „Ich bin sicher, daß wir uns verständigen werden," und beauftragte den Botschafter schließlich, dem Könige alsbald zu schreiben, ihn über des Kaisers Absichten zu beruhigen und ihm zu sagen, daß er, der Kaiser, inzwischen sein Urtheil berichtigt habe und von seiner Voreingenommenheit gegen Piemont zurückgekommen sei. So durfte della Rocca eine Depesche absenden, die ihm vom König und von Cavour die rückhaltlose Anerkennung seines diplomatischen Erfolges eintrug; ja er durfte nach der Abschiedsaudienz, die er am 20. Februar hatte, berichten, daß der Kaiser ihn autorisirt habe, dem König vertraulich, aber positiv zu sagen, er werde im Falle eines Krieges gegen Oesterreich seinem treuen Verbündeten Victor Emanuel mit mächtiger Hülfe zur Seite stehen; und daß der Kaiser schließlich verlangt habe, Cavour solle in directe Correspondenz mit ihm treten; „nous nous entendrons certainement."

Wie diese Erwartung in der Zusammenkunft Napoleon's mit Cavour zu Plombières sich erfüllte, gehört zu den weltgeschichtlichen Momenten unseres Jahrhunderts. Immerhin konnte della Rocca ohne Selbstüberhebung des frohen Glaubens sein, diesen Moment durch seine „Diplomatie bei der Cigarre" wirksam vorbereitet zu haben. Noch gewisser ist, daß er während des Feldzugs von 1859 als Generalstabschef der sardinischen Armee mit dem Degen tapfer auszuführen geholfen hat, was zu Plombières geplant worden war. Hier fallen seine Aufzeichnungen mit Berichten zusammen, die Jedermann zugänglich sind. Daß sie den Antheil, der Victor Emanuel und seinem Heer an den Erfolgen der Campagne zufällt, nicht verkleinern, ist begreiflich; sie werden indeß auch dem Verdienst des Verbündeten vollauf gerecht. Della Rocca spricht mit voller Anerkennung von den militärischen Eigenschaften, die Napoleon III. damals bethätigt hat. Er lobt die Schnelligkeit seiner Auffassung, die Klarheit seiner Pläne, die Thatkraft seiner Entschlüsse; niemals habe sich bei ihm jenes schlimme Schwanken in der Befehlsführung geäußert, das den Italienern während der Feldzüge von 1848/49 so schädlich gewesen ist. Weit geringer ist seine Bewunderung der französischen Generale. Schon damals traten unter ihnen die Selbstüberschätzung, die Verkennung der feindlichen Kräfte und der Mangel einträchtigen Zusammenwirkens an den Tag, die der französischen Kriegsführung 1870/71 das Verderben bereitet haben. Unter denen, bei welchen diese schlimmen Eigenschaften sich schon damals am

deutlichsten offenbarten, wird von unserm Veteranen, in Uebereinstimmung mit den späteren Ereignissen, Froissard genannt. Ueber Mac Mahon theilt er das damals entstandene Witzwort mit, er sei Herzog und Marschall geworden, weil er am Abend da angelangt sei, wo er des Morgens hätte ankommen müssen.

Auch nach Sybel's Schilderung wird man in Deutschland mit Theilnahme den Bericht lesen, den della Rocca's Aufzeichnungen von den Schlachtscenen bei Solferino während jenes furchtbaren Gewittersturmes geben, der den Donner der Geschütze übertönte. Nicht minder seine Eindrücke als Augenzeuge bei dem unerwarteten Abschluß des Waffenstillstandes, die getäuschten Hoffnungen der Italiener, die maßlose Erbitterung Cavour's. Auf die Unglücksbotschaft herbeigeeilt, die ihn ganz unvorbereitet traf, warf sich Cavour vergebens mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit dazwischen, um den Kaiser oder wenigstens seinen König zur Fortsetzung des Krieges zu bestimmen. Er hatte mit Victor Emanuel eine so erregte Auseinandersetzung, daß der König seinem Generaladjutanten am Abend mittheilte, ihm sei schließlich nichts übrig geblieben, als dem Wüthenden den Rücken zu kehren und ihn allein zu lassen. In einem Gespräch, das Cavour unmittelbar nach dieser Scene im Beisein della Rocca's mit dem Prinzen Napoleon hatte, ist der italienische Premier so weit gegangen, daß er rundweg erklärt hat, er werde sich lieber an die Spitze einer Revolution stellen, als das Befreiungswerk unvollendet lassen. Als er mit alledem nichts erreichte, legte er seine Aemter nieder und verließ das Land, um erst nach dem Friedensschluß wieder zurückzukehren.

Hier brechen della Rocca's Aufzeichnungen ab. Ob der zweite Band, der die Erzählung bis zum Einzug der Italiener in Rom fortzuführen bestimmt war, erscheinen wird, ist durch das inzwischen erfolgte Dahinscheiden des Veteranen ungewiß geworden. Auch ist es zweifelhaft, ob eine Fortsetzung des Werkes von gleichem Interesse sein könnte wie der vorliegende Theil. Denn er enthält den Aufstieg, dem der darauf naturgemäß folgende Stillstand nicht gleichkommen kann. Auch sind die Bilder der größten Zeitgenossen, in deren persönliche Nähe den Verfasser sein Lebenslauf geführt hat, schon im ersten Bande so treffend und so vollständig gezeichnet, daß ihnen kaum noch etwas hinzuzufügen ist. Gerade die Reihenfolge dieser Porträts ist es, die der Selbstbiographie della Rocca's, auch wenn sie unvollendet bleibt, dauernden Werth verleiht.

Die englische Grundaristokratie.

[Nachdruck untersagt.]

A great agricultural estate. Being the story of the origin and administration of Woburn and Thorney by the Duke of Bedford. Second edition. London, John Murray. 1897.

I.

John Stuart Mill erörtert im zweiten Capitel des zweiten Buches seiner „Principien der politischen Oekonomie" die Momente, welche zu Gunsten des privaten Grundeigenthums sprechen. Dieselben, sagt er, sind nur in so weit gültig, als der Grundeigenthümer der Verbesserer des Bodens ist. Sobald er aufhört, dieses zu sein, hat die politische Oekonomie nichts mehr zur Vertheidigung des Grundeigenthums zu sagen. In keiner gesunden Theorie vom Privateigenthum ist jemals gemeint worden, daß der Grundeigenthümer lediglich ein auf den Boden gesetzter Sinecurist sein solle. In Großbritannien ist er wohl nicht selten ein Verbesserer des Bodens, aber keineswegs in allen Fällen. In der Mehrzahl der Fälle gewährt er die Freiheit der Bebauung unter solchen Bedingungen, daß jeder Andere abgehalten wird, sie vorzunehmen. In den südlichen Theilen Englands können dauernde Meliorationen kaum anders bewerkstelligt werden als durch das Grundherrn-Capital. Daher ist der Süden, verglichen mit dem Norden von England und mit den Niederlanden von Schottland, noch außerordentlich zurück in landwirthschaftlichen Fortschritten. Der Hauptgrund ist der, daß eine durchgreifende Verbesserung des Bodens durch die Grundeigenthümer kaum vereinbar ist mit einem Gesetze oder einer Sitte des Erstgeburtsrechts. Wenn der Landbesitz als Ganzes an den einen Erben geht, so ist er gewöhnlich losgetrennt von den pecuniären Hülfsmitteln, die ihn befähigen würden, die Meliorationen zu machen; denn das Geld-Capital wird zur Abfindung der jüngeren Kinder gebraucht, und der Landbesitz ist oft selber schon schwer belastet zu dem gleichen Zwecke. Daher hat nur ein kleiner Theil der Grundeigenthümer die Mittel, kostbare Verbesserungen vorzunehmen, es sei denn mit geborgtem Gelde; schwere Verschuldung des Bodens macht ihre Lage precär, weil sie gleichsam nur auf einem schmalen Rande des Bodens sitzen, der den Schwankungen der Preise und Renten ausgesetzt ist. Indessen wären sie geneigt und hätten sie die Mittel zu Meliorationen — nur derjenige kann diese verständiger Weise vornehmen, welcher ernsthaft die Grundsätze der wissenschaftlichen Landwirthschaft studirt hat; große Grundherren aber haben selten irgend Etwas ernsthaft studirt.

Sie könnten wenigstens, fährt Stuart Mill fort, ihre Pächter veranlassen, dasjenige zu thun, was sie selber nicht thun wollen oder können; aber es wird in England allgemein geklagt, daß sie den Pächtern die Hände binden durch die Vorschriften veralteter Wirthschaftssysteme, oder in der Mehrzahl der Fälle machen sie gar keine Pachtverträge, die über das einzelne Jahr hinausreichen und dem Pächter eine längere Bürgschaft geben. . . . Das Grundeigenthum in England ist also sehr weit davon entfernt, die Bedingungen zu erfüllen, welche seinen Bestand unter ökonomischem Gesichtspunkt rechtfertigen. . . Wenn von der Heiligkeit des Eigenthums gesprochen wird, sollte man sich immer vergegenwärtigen, daß irgend welche Heiligkeit desselben nicht in gleichem Grade dem Grundeigenthum zukommt. Kein Mensch machte den Grund und Boden. Er ist das ursprüngliche Erbe des ganzen Menschengeschlechts. Seine Aneignung ist durchaus eine Frage der Zweckmäßigkeit. Ist das private Eigenthum am Boden nicht zweckmäßig, so ist es nicht gerecht.

Dieses sind die Gedanken Stuart Mill's, deren Consequenz er in den letzten Tagen seines Lebens gezogen hat, indem er (1872—1873) als Anhänger der Bewegung für Aufhebung des privaten Grundeigenthums öffentlich auftrat.

Ein anderer, wenigstens in England einflußreicher Denker, Henry Thomas Buckle, sagt gelegentlich von der englischen Grundaristokratie: „Die systematische Heuchelei einer Classe von Menschen, welche unglücklicherweise ebenso furchtbar sind wegen ihrer Macht, als sie verächtlich sind wegen ihrer Ignoranz" (Miscellanies, vol. I, p. 418).

Seit Mill und Buckle jene Worte schrieben, ist mehr als ein Menschenalter verflossen. Die Zahl ihrer Anhänger, das Ansehen ihrer Lehren, zumal die Autorität Stuart Mill's hat sich in England kaum vermindert. Jedoch in den Thatsachen hat sich seitdem Manches verändert. Die unerhörte Concurrenz landwirthschaftlicher Erzeugnisse, welche durch die Aufschließung neuer Erdtheile und durch Anwendung der verwohlfeilerten Verkehrsmittel über die Landwirthschaft des alten Europa heraufbeschworen worden ist, hat den Preis des Weizens auf dem Londoner Markte im Laufe der letzten zwanzig Jahre auf die Hälfte herabgebracht. Das Interesse der landwirthschaftlichen Producenten und Bodeneigenthümer befindet sich durch die Entwickelung Englands zum Industriestaate so sehr in der Minderheit, daß es — verschieden von den Staaten des Festlandes — einen Schutzzoll gegen jene Concurrenz auf Kosten der Mehrheit der Bevölkerung nicht hat erlangen können. Die Folge ist eine große Erschütterung der bisherigen Grundrenten und Pächtereinkünfte gewesen — eine Erschütterung, welche namentlich die Widerstandskraft jener Grundherren auf die Probe gestellt hat, die in dieser kritischen Situation eine sympathischere Figur gegenüber dem gemeinen Wesen darstellten, als Stuart Mill sie einstmals, zur Zeit des Aufschwunges der Kornpreise und der Grundrenten, gezeichnet hat.

II.

Der Herzog von Bedford, einer der größten Grundherren Englands, hielt am 13. Mai 1896 eine Rede über die Lage seines Grundbesitzes, welche weithin die Aufmerksamkeit erregte. Er gab Mittheilungen über seine Ein-

künfte und Ausgaben, über die herkömmlichen Lasten seines großen Besitzes, über freiwillige und gesetzlich auferlegte Opfer, über die Verpflichtungen für das Gemeinwesen, welche er, gleich seinen Vorfahren, in persönlichen und sachlichen Leistungen auf sich genommen — Mittheilungen, in denen man nicht das typische Bild der englischen Grundaristokratie wird sehen dürfen, wohl aber das Bild einer der größten unter ihren Existenzen.

Das Interesse, welches die Rede hervorrief, veranlaßte den Herzog von Bedford, in eingehender ziffernmäßiger Darlegung, auf Grund seiner Geschäftsbücher, die Rede zu einem Buche auszuarbeiten. Dieses Buch liegt jetzt vor. Eine lebensvolle Fundgrube zur Erkenntniß der Wirklichkeit, von der man nur wünschen muß, daß sie zahlreiche Nachfolge finden möge.

Denn diese Thatsache allein ist erfreulich. Einer der größten englischen Aristokraten tritt vor das Publicum, schlägt seine Haushaltsbücher auf, rechtfertigt sich und sein Dasein durch die Zeugnisse, die er über die Verwaltung seines großen Besitzes ablegt. Eine lange Reihe von nüchternen, geschäftsmäßigen Zeugnissen, welche der Welt sagen sollen: Dieses sind die Beweisstücke für die Art, wie ein englischer Aristokrat seine Stellung auffaßt, wie er diese Auffassung in Thaten täglich ausprägt. Prüft sie, und überzeugt Euch, ob die Anklagen Mill's und Buckle's dazu stimmen.

Der Sinn für die Oeffentlichkeit und die Rechtfertigung vor der Oeffentlichkeit ist also allein für sich etwas, was der Anerkennung werth ist — ein Muster für viele Andere, zumal in deutschen Landen, wo derartige Gesinnungen noch so wenig entwickelt sind.

Dann aber der sehr reiche Inhalt. Gewiß mag der kritische Leser in demselben manche Lücke, manchen Anlaß zu Einwänden entdecken. Erst ein contradictorisches Verfahren kann in diesen Erörterungen das letzte Wort sagen. Aber zunächst ist für sich diese Monographie eine reiche Quelle der Belehrung.

In der Rede, die der Herzog von Bedford am 13. Mai 1896 als Vorsitzender einer Versammlung des Unionisten-Vereins in Thorney hielt, warf er einen Blick auf die Geschichte seines Landbesitzes während der letzten achtzig Jahre und zeigte, daß sich die Zustände der Arbeiter auf demselben verbessert, daß die staatlichen und communalen Steuern zugenommen haben, daß die Grundrente verschwunden sei auf der Gesammtheit jener Besitzungen (in Bedfordshire, Buckinghamshire und Thorney), ja daß dieser Besitz gegenwärtig einen schweren Verlust Jahr aus, Jahr ein auf seinen Herrn wälze. Zu gleicher Zeit suchte er nachzuweisen, daß man sich der Verantwortlichkeit, die gemeinhin als untrennbar von der Stellung eines großen Grundeigenthümers betrachtet wird, keineswegs entzogen hatte, während der einzige Lohn in dem Gefühle bestand, ein Werkzeug zu sein zur Aufrechterhaltung eines Systems, welches in der Vergangenheit und in der Gegenwart zur Wohlfahrt von Tausenden beigetragen.

Die erweiterte Wiedergabe jener Rede soll Thatsachen bringen, welche die üblichen Argumente der Landreformer zu erschüttern geeignet sind. Sie soll zeigen, daß das bestehende System des Grundbesitzes nicht nur den unverletzten

Fortbestand von einer Generation zur anderen gestattet, sondern auch der auf dem Boden wohnenden Bevölkerung materielle und sittliche Vortheile bringt, die größer sind als irgend welche von den Reformern versprochenen, erprobten oder nicht erprobten Vortheile.

Und — fügt der gegenwärtige Besitzer hinzu — dieses System, welche Vorzüge oder Schattenseite es haben mag, ich habe es nicht geschaffen: alle günstigen Folgerungen, die aus den Thatsachen und Zahlen gezogen werden mögen, kommen nicht meiner Person zu statten. Es ist das Werk vieler Generationen, die nacheinander daran gearbeitet haben. So lange die englische Race ihren charakteristischen Zug vorsichtiger Ueberlegung bewahrt, wird sie der Annahme radicaler Aenderungen die Resultate sicherer Erfahrung vorziehen, mögen die neuen Theorien, die ihre Versprechungen nicht durch ihre Früchte bewiesen haben, noch so anziehend sein.

Im besonderen Hinblick auf die gegenwärtige Depression in der Lage der Landwirthschaft bemerkt der Herzog von Bedford: die Abhülfe liegt nicht in der Beseitigung der großen Grundherren, nicht in der künstlichen Herrichtung einer bäuerlichen Eigenthümerschaft, die weder Capital noch ererbte Fähigkeit zur Bewirthschaftung des Bodens hat; nicht in Schutzzöllen, nicht in der Production von Gemüse, Eiern, Enten oder Obst. Eine Hauptquelle für die Abhülfe liegt in der Wiederherstellung des Vertrauens und der dadurch herbeigeführten Anziehung größerer Capitalmassen in den Boden; in der Ermuthigung guter Landwirthschaft, in dem Glauben an die Heiligkeit des Privateigenthums, in dem Gegensatze zu der neueren Agitation, welche die Grundherren als eine Classe von Parasiten hinstellt, die ernten, wo Andere gesäet haben, die daher ausgerottet werden müssen.

III.

Der landwirthschaftliche Besitz des Herzogs von Bedford besteht aus zwei großen Complexen, demjenigen, dessen Mittelpunkt Thorney, und demjenigen, dessen Mittelpunkt Woburn ist (der letztere die Güter in Bedfordshire und Buckinghamshire umfassend). Die Ausdehnung dieser Ländereien umfaßt (1895) zusammen 51,643 acres ($2^1/_2$ acres = 1 Hectar), und zwar der erstere Complex 19,369 acres, der zweite 32,274 acres. Der Umfang dieses Besitzes hat sich nicht nur im Laufe dieses Jahrhunderts wenig verändert, er ist auch seit dritthalb Jahrhunderten im Wesentlichen derselbe geblieben, er hat sich also nicht (wie der gegenwärtige Besitzer mit Stolz hervorhebt) durch Auskaufen von Bauernland — gleich so vielen anderen großen Grundbesitzungen Englands — vermehrt.

Im Laufe der letzten fünfzig Jahre (1846—1895) hat sich nun die Rentabilität in folgender Weise verändert.

Die Einnahmen auf den Thorney-Gütern betrugen:

1846:	26 909 £
1878:	38 744 „
1879:	21 834 „
1895:	22 195 „

Dagegen haben die Ausgaben betragen:

1846: 15 611 £
1878: 27 493 =
1879: 24 083 =
1895: 22 636 =

Hieraus ergibt sich, daß in den Jahren 1846—1878 ein jährlicher Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben von £ 11,298 (£ 11,251) war, dagegen seit 1879 ein Deficit (1879: £ 2249).

Noch greller tritt dieser Contrast hervor bei dem anderen, dem größeren Complexe, demjenigen von Bedfordshire und Buckinghamshire. Die Einnahmen waren:

1846: 62 686 £
1878: 59 523 =
1879: 35 227 =
1895: 32 120 =

Diesen standen die Ausgaben gegenüber:

1846: 37 775 £
1878: 39 197 =
1879: 47 404 =
1895: 38 850 =

Hier war also in den Jahren 1846—1878 ein Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben von £ 24,911 (1846) und £ 20,326 (1878), dagegen seit dem Jahre 1879 ein großes Deficit. Die Ausgaben überragten die Einnahmen um £ 12,177 (1878) resp. £ 6,730 (1895).

In der That eine Rentabilität des großen Grundbesitzes seit etwa zwanzig Jahren, welche auch den leidenschaftlichsten Gegner desselben einigermaßen beruhigen, wenigstens über die Unwandelbarkeit und die constante Zunahme der Grundrente belehren kann.

IV.

Von vornherein drängt sich bei diesen Zahlen die Frage auf, aus welchen Quellen die Mittel fließen, um bei einer solchen Deficitwirthschaft die großen jährlichen Zuschüsse und obenein die Existenz eines großen Herrn zu decken. Denn allein die jährlichen Unterbilancen machen im Laufe von 18—20 Jahren etwa zweimal hunderttausend Pfund Sterling aus. Mindestens ebensoviel, wahrscheinlich viel mehr, kostet der Haushalt einer herzoglichen Familie wie derjenigen der Bedford's.

Ueber diese Seite des Problems sagt aber leider das interessante Buch nichts. Es wäre eine Aufgabe, durch deren Lösung sich der Herr Verfasser noch ferneren Dank von der Wissenschaft und der Socialpolitik verdienen könnte, wenn er mit dem gleichen Freimuth, wie über das Andere, auch darüber der Oeffentlichkeit etwas sagen wollte.

Indessen gelegentlich fällt in dieses Dunkel ein Licht hinein, hervorgerufen durch die Widerlegung, welche der Verfasser einer irrigen Zahlenangabe über die Rente seines Grundbesitzes entgegensetzt.

In einer Rede (6. October 1896) hat Sir William Harcourt, einer der Führer der liberal-radicalen Partei, die Grundrentenbeträge der großen Grundherren von England nach einem amtlichen Ausweis (vom Jahre 1892) als Beweise der immer noch günstigen Einnahmen angeführt, deren dieselben sich erfreuen, während der Schaden der agrarischen Krisis auf die Pächter falle. Als die größte Grundrenten-Einnahme figurirt in jener Rede diejenige des Herzogs von Bedford — nämlich £ 94,700. Woher kommt diese Summe? Sie ist um £ 40,000 größer als die Angaben, welche uns in den obigen Zahlen der Herzog selber gibt. Die Differenz findet sich bereits in dem amtlichen Ausweis, der wiederum entnommen ist dem Blaubuch der königlichen Commission zur Untersuchung der Lage der Landwirthschaft. Ob hier nun diese größere Summe zu Recht oder zu Unrecht steht — sie erklärt sich einfach dadurch, daß die Renten aus dem städtischen Grundbesitz (town property) zu den ländlichen Renten hinzugezogen worden sind.

Welches sind diese städtischen Renten?

Wer immer, wie so mancher deutsche Gelehrte und Schriftsteller, in der Nähe des British Museum zu London einmal gelebt hat, kennt die Straßen und Plätze, welche dasselbe umgeben, kennt ihre Namen, die alle mit einander an diese eine große Familie der Russel's und Bedford's erinnern. Wie es in Berlin Friedrichstraße, Friedrich-Wilhelmstraße, Wilhelmstraße, Dorotheenstraße, Augustastraße u. s. w. gibt als Denkmale des einen Herrscherhauses der Hohenzollern, so ist jenes Stadtviertel, dessen Mittelpunkt das British Museum ist, die alte Ortschaft Bloomsbury, erfüllt mit den Namen und Denkmalen der Bedford's: Russell Square, Great Russell Street, Bedford Square, Bedford Street, Woburn Place, Montague Street, und wie sie alle heißen.

Hier hat sich diese Familie verewigt und in den Namen der Straßen und Plätze nicht allein. Am Russell Square ist auch die Statue desjenigen Herzogs von Bedford, der vor mehr als hundert Jahren diesen Stadttheil bebauen ließ, indem er seinen Grundbesitz zu Baustellen verpachtete (nach englischer Weise auf 99 Jahre). An so mancher Stelle sieht man jetzt in diesem Stadtviertel, daß die 99jährige Pacht abgelaufen ist, die auf der so lange verpachteten Baustelle niedergerissenen Gebäude den neuen Pachtungen und neuen Bauten Platz machen, oder leere Baustellen, die den neuen Pächter suchen.

Und hier, inmitten von London, der Weltstadt mit 4½ Millionen Menschen, hat man im Laufe dieses Jahrhunderts und im Laufe der letzten Jahrzehnte von rückgehender Grundrente nichts gehört. Hier fließt eine Quelle des Ersatzes für jene oben erwähnten Verluste. Hierüber nähere Mittheilungen zu erhalten, würde von großem Werth sein. Und hier ist es immer noch wahr, was Adam Smith und Ricardo, Stuart Mill und Alfred Marshall über die Sorglosigkeit des Grundrentengenusses, über den „schlafenden Partner" u. s. w. gesagt haben.

V.

Wir möchten nun nicht verweilen bei den Klagen des großen Herrn über die ganze neuere Richtung der Steuergesetzgebung in England, über die Macht der Demokratie, über die Feindschaft der herrschenden Richtungen gegen die

Grundherren. Wir begnügen uns mit der wohlthuenderen Aufgabe, die thatsächlichen Eröffnungen des Verfassers hier in Kürze wiederzugeben, die uns einen Blick in seine Wirksamkeit als Landaristokrat thun lassen.

Von dem vierten Earl of Bedford (erst seit der Vertreibung der Stuarts datirt der Herzogstitel) sagt der englische Geschichtsschreiber James Anthony Froude (Short Studies, vol. III, p. 424): „Für einen Russell war kein Platz an der Seite von Laud und Strafford. Daher machte sich Bedford daran, seinen Boden zu melioriren und die Marschen um Whittlesea und Thorney zu entwässern. Wenn die Gewinnung von hunderttausenden von Acres fruchtbaren Landes zum Unterhalt englischen Lebens ein Titel auf ehrenvolle Erinnerungen ist, darf dieser Earl nicht zu unterst in dem Pantheon seiner Familie stehen."

Die neueren Generationen desselben Hauses haben ihr Erbe genutzt mit nicht minderer Rücksicht auf diejenigen, welche den also gewonnenen Boden bearbeiteten. Kein Zug in dieser traditionellen Haltung beleuchtet die Wahrheit dieses Satzes besser als eine Geschichte der Arbeiterwohnungen auf dem Grundbesitze der Bedfords.

„Ich kenne," sagt der Verfasser des gegenwärtigen Buches, „keine befriedigendere Form der Philanthropie für den Eigenthümer großen Landbesitzes als die Fürsorge für gute Wohnhäuser. Zugleich ist nichts wichtiger für einen Grundherrn als die Verwaltung derselben. Gute und behagliche Wohnungen, in denen die Anmuth und Würde menschlichen Lebens sich behaupten kann, bedeuten gewöhnlich, daß sie von guten und tüchtigen Arbeitern bewohnt werden."

Welche Bedeutung dieses Problem in unserem Falle gehabt hat, das zeigen die folgenden Zahlen: Es gab im Jahre 1894 auf dem gesammten Grundbesitze Bedford's 1803 Wohnhäuser, in denen 6723 Menschen behaust waren. Formell sind sie auf wöchentliche Kündigung vermiethet, thatsächlich wohnen zum Theil mehrere Generationen in denselben Häusern. Noch kürzlich vermachte die alte Mietherin eines solchen Hauses in einem Testament ihre Wohnung an eine nahe Verwandte — weil sie nicht anders wußte, als daß sie eine Art von erblichem Nutzungsrecht daran habe. Dieses System wirkt als Sporn zur Tüchtigkeit, und wirklich gibt es eine große Anzahl an erblichen Bewohnern, die den Erfolg desselben beweist. Es entsteht dadurch ein gesunder Kern der Bevölkerung, welcher an der Scholle haftet und nicht durch den Glanz der Städte angelockt wird.

Finanziell ist allerdings diese Vermögensanlage auf ein beträchtliches Minus hinausgelaufen. Die Renten sind geradezu nominelle. Sie sind weder auf die Herstellungskosten noch auf die Zahlungsfähigkeit der Miether basirt. Die Verwaltung der Häuser ist eine Quelle beständiger Sorge, und falls der Verwalter nicht sorgfältig ausgewählt ist als ein Mann von Tact und Wohlwollen, so sind Reibungen und Unzufriedenheiten unvermeidlich. Es wäre leicht, allen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, indem man die Wohnhäuser zusammen mit den Landgütern verpachtete. Indessen dann würde ein Herabkommen der Häuser und ihrer Bewohner die Folge sein, weil Niemand

die Pflicht hätte, die Wohnhäuser in gutem Zustand zu erhalten. Ein Verfall der Wohnungen ist aber stets begleitet von einer Degeneration der Bevölkerung.

Die Baukosten der sämmtlichen Arbeiterhäuser betragen 171 000 £, ohne Berücksichtigung der Baustellen und der zu den Häusern gehörigen Gärten. Es wohnten in 786 Häusern thätige Arbeiter, in 299 dagegen arbeitsunfähige, Wittwen u. s. w. Jene Summe, in englischen Staatspapieren angelegt, hätte etwa 5000 £ Jahresrente gebracht. In der thatsächlichen Anlage hat sie gar nichts oder weniger als nichts gebracht, da die Miethseinnahmen (von zusammen etwa 4000 £ im Jahre 1895) durch die Ausgaben (für Verwaltung, Reparaturen, Steuern u. dgl. von zusammen 6800 £) bedeutend übertroffen wurden. Freilich lohnt sich diese Kapitalanlage durch Festhaltung eines Stammes von Arbeitern auch wirthschaftlich in anderer Form als in der des directen Zinsertrages.

VI.

Ein anderer Punkt. Aus einer genauen Uebersicht für die vierzig Jahre von 1856—1895 geht hervor, daß in neun Jahren innerhalb dieses Zeitraumes mit Deficit gewirthschaftet worden ist und zwar in den Jahren 1867, 1868, 1879, 1880, 1885, 1887, 1893, 1894, 1895. Das Deficit betrug in Summa 61 005 £. Unberührt durch dieses Deficit ist in denselben neun Jahren für Wohlthätigkeitszwecke ein Betrag von 97 229 £ ausgegeben worden: für Kirchen, Schulen, Pensionen an die Gutsleute, Vergabungen. Nach einfach geschäftsmäßigen Grundsätzen hätte offenbar in diesen neun Jahren ein Ueberschuß an die Stelle des Deficits gesetzt werden können durch Unterlassung solcher Spenden in den mageren Jahren. In Wirklichkeit sind in den vierzig Jahren für Wohlthätigkeitszwecke durchschnittlich 7248 £ gezahlt worden, aber in den neun magern Jahren 10 803 £. Und wenn man den Durchschnitt des Reinertrages in den vierzig Jahren berechnet, so ergibt derselbe 7500 £, der Durchschnitt der Wohlthätigkeitsspenden 7248 £. Es wäre also Einkommen des Grundherrn und Spenden an Kirchen, Schulen u. s. w. im Durchschnitt etwa zu zwei gleichen Hälften gegangen.

Dann kommen die Pachtnachlässe (Remissionen) in Betracht. Als Folge von Mißernten, auswärtiger Concurrenz und anderen Ursachen sind dergleichen seit dem Jahre 1879 bei nicht weniger als siebzehn Gelegenheiten nöthig gewesen. Es wird wohl von den Landreformern behauptet, die Pachtnachlässe bedeuten in England nichts weiter, als daß die Grundherren sich extreme Pachtgelder ausbedingen, die sich danach als unerschwinglich erweisen und im Interesse der Gutsherren selber ermäßigt werden müssen. Indessen vor dem Jahre 1879 ist auf den Bedford'schen Besitzungen keine Spur eines allgemeinen Pachtnachlasses; nur eine partielle Remission trat 1822—27 ein. Von 1879 bis 1895 dagegen haben die Nachlässe jährlich im Durchschnitt 26 % betragen, und in den Jahren 1881 und 1895 haben Neuschätzungen statt gefunden, welche zu allgemeinen Ermäßigungen um 10, bezw. 35 % führten.

Drittens die Gewährung von Pachtland für die Arbeiterfamilien behufs Ergänzung ihres Bedarfs durch eigenen Gemüsebau, Schweinezucht u. dgl.

Wir geben hier keine näheren Daten und Zahlen. Wir führen nur eine bezeichnende Thatsache an.

Die neuere Gesetzgebung Englands hat sich von den einstmals darin herrschenden Grundsätzen des Gehenlassens, der Nichteinmischung in das Erwerbsleben, der individuellen Freiheit u. s. w., welche heutzutage noch auf dem Continent vielfach als der Inbegriff englischer Wirthschafts- und Socialpolitik angesehen werden, in den letzten zehn bis zwanzig Jahren immer weiter entfernt. Einen erheblichen Antheil hat die Gesetzgebung über Grundeigenthum und Verpachtung desselben, zumal für Irland, dann aber auch für Großbritannien. Ein socialistischer Zug hat sich, als Folge des Vordringens der Demokratie in der englischen Politik, mehr und mehr darin geltend gemacht. Dazu gehört auch, daß neuerdings (durch Gesetz von 1894) die Gemeinderäthe mit der Aufgabe betraut sind, für Pachtland der ländlichen Arbeiterfamilien zu sorgen, sofern sie ein Bedürfniß in dieser Richtung als in ihrer Gemeinde vorhanden erkennen.

In diesem Zusammenhange geschah es, daß der Herzog von Bedford bei den in dem Bereich seiner Besitzungen liegenden Gemeinden eine Anfrage ergehen ließ, ob die Gemeinderäthe geneigt seien, die Pachtländereien zu übernehmen und von sich aus an die Arbeiter zu verpachten. Dreizehn Gemeinderäthe wurden gefragt. Alle dreizehn lehnten das Anerbieten ab. Sie wollten die Gefahr und Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen. Jedoch nicht diese negative Seite der Angelegenheit ist das für uns Wesentliche, sondern die Motivirung der Ablehnung angesichts des bestehenden Zustandes.

Einer der Gemeinderäthe setzte eine Commission nieder, welche die Frage näher erörtern sollte. Der Bericht derselben sagt darüber u. a.: „Die kleinen Pächter zeigen selber keinen Wunsch, das Verhältniß zu ihrem gegenwärtigen Grundherrn zu vertauschen gegen das Verhältniß zu dem Gemeinderath. Die einzigen Beschwerden, die sie haben, scheinen die Höhe der Pachtgelder und der durch das Wild ihnen verursachte Schaden zu sein. Aus den uns vorgelegten Zahlen geht aber hervor, daß solche kleine Pachtung in gegenwärtiger Zeit als geschäftsmäßiges Unternehmen nicht lohnend sein kann. An den üblichen Gewächsen, wie Kartoffeln und Gemüsen, gestatten die Marktpreise keinen Gewinn; sie sind allein für den Hausbedarf eine zweckmäßige Zugabe. Unter diesen Umständen und angesichts der Erwägung, daß der Gemeinderath gesetzlich verpflichtet ist, sich gegen Verlust bei einer solchen Pachtung zu decken, sehen wir keine Wahl, als dem Gemeinderath die Ablehnung des Anerbietens zu empfehlen."

In einer anderen Gemeinde lautete der Beschluß des Gemeinderathes: „Nach einstimmiger Ansicht ist das gegenwärtige System so zweckmäßig, und die Leute scheinen so ganz befriedigt, daß es ein großer Fehlgriff seitens des Gemeinderathes wäre, die Ländereien zu übernehmen. Wenn daher der Herzog von Bedford es beim Alten lassen will, so ziehen wir vor, es in seinen Händen zu lassen." In den anderen Gemeinden lauteten die Beschlüsse meist kürzer, aber in der Sache übereinstimmend.

VII.

An die eben erwähnten Leistungen für das Gemeinwesen schließt sich eine Gattung derselben, die geradezu ein classisches Beispiel ist von der öffentlichen Function und freiwilligen Uebernahme von Lasten, welche die Stellung eines englischen Aristokraten charakterisiren. Leistungen und Lasten, welche dasjenige ersetzen, was auf dem Festlande der Staat herkömmlich zu thun gewohnt, zu thun genöthigt ist, weil es zwar nicht an reichen Leuten, aber an Bereitwilligkeit unter diesen reichen Leuten fehlt, solche Opfer für das Gemeinwesen darzubringen.

Eine englische Meile entfernt von der Station Ridgmont an der London- and North-Western-Eisenbahn liegt die Versuchswirthschaft von Woburn (Woburn Experimental Farm). Sie verdankt ihren Ursprung einem Aufsatze von Sir John Lawes und Sir Henry Gilbert im „Journal der königlichen Landwirthschafts-Gesellschaft" vom Jahre 1875 über den Düngerwerth angekauften Viehfutters.

Dieser Gegenstand wurde sehr wichtig in Folge des Gesetzes über ländliche Pachtungen vom selben Jahre, weil dasselbe bestimmte, es solle dem das Gut verlassenden Pächter für den nicht erschöpften Werth angekauften Futters eine schiedsgerichtlich bemessene Entschädigung gewährt werden. Der Vorstand der Königlichen Landwirthschafts-Gesellschaft bemühte sich, in der Erkenntniß der weitreichenden Bedeutung dieser gesetzlichen Vorschrift, sogleich der bloßen Meinung eine Correctur auf dem Boden der Erfahrung zu geben. Nach langen Berathungen kam der Vorstand zu der Entscheidung, daß eine Geldbewilligung für die Zwecke eines Versuchsfeldes seinerseits nicht gerechtfertigt werden könne. Da war es denn der Herzog von Bedford, der sich bereit erklärte, die ganzen Kosten des Unternehmens auf sich zu nehmen.

Man begann damit 1876. An der Spitze steht ein Special-Ausschuß der Königlichen Landwirthschafts-Gesellschaft, welcher wiederum wissenschaftliche Männer mit der Leitung betraut hat. Die Farm umfaßt 131 acres und hat in den Jahren 1877—1896 im Ganzen 16379 £ gekostet.

Danach hat der Herzog in Woburn seit 1895 ein Versuchsfeld für Obstbau eingerichtet. Der Hauptzweck ist, ein bisher unbefriedigtes, aber allgemein empfundenes Bedürfniß auszufüllen — nämlich eine Anstalt zu schaffen, in welcher alle Fragen, die mit dem Obstbau verknüpft sind, sei es von praktischem oder von wissenschaftlichem Interesse, methodisch studirt werden können. Ein Seitenstück für den Obstbau zu dem, was für die Landwirthschaft die erstere Station leistet. Die Anlage hat 3300 £ gekostet; außerdem werden die Ausgaben etwa 500 £ sein, den Zins der Anlage ungerechnet.

Der Grafschaftsrath von Bedfordshire hat in den letzten Jahren eine Landwirthschaftsschule errichtet, und zwar nahe bei den Versuchsfeldern des Herzogs. Dieser kam der Schule mit offener Hand entgegen. Er stellte die Gebäude (Raum für zwanzig Schüler) zur Verfügung der Schule, unter einem Aufwande an Baukosten von 3026 £. Zehn Stipendien werden jährlich vergeben: nämlich freie Wohnung, Nahrung, Unterricht für zwei Jahre, obenein (rewardwages) ein Taschengeld von wöchentlich 2—2½ Schilling. Die Candidaten sollen 15—17 Jahre und aus der Grafschaft gebürtig sein. Als

Vorbild ist die Landwirthschaftsschule auf dem Strickhof bei Zürich benutzt worden.

VIII.

Im Jahre 1874 gab es in Großbritannien 13 Millionen acres beständigen Weidelandes; im Jahre 1894 gab es deren 16½ Millionen. Nicht weniger als 3½ Millionen acres waren aus Kornland in Weideland verwandelt, als Folge der verlustbringenden Weizenpreise der beiden letzten Jahrzehnte.

Aber für jede 200 acres Ackerland, die in Weideflächen verwandelt sind, ist fünf Arbeitern ihre Beschäftigung genommen worden. Durch die Umwandlung dieser zwanzig Jahre sind 82175 Arbeiter mit ihren Familien aus der Ackerarbeit entfernt worden, die dabei so lange ein Einkommen von nahezu 3 Millionen £ erworben hatten. Es müssen also große unvermeidliche Vortheile des Landwirthschaftlichen Betriebes gewesen sein, welche dazu veranlaßt haben.

Auch über diesen Gegenstand hat der Grundbesitz des Herzogs von Bedford den Boden zu Versuchen abgegeben. Im Jahre 1881 bereits hat der verstorbene Herzog damit begonnen. Daran haben sich fernere Versuche gereiht. Die Ergebnisse sind nicht günstig für die Umwandlung des Kornlandes gewesen. Während es klar ist, daß auf der einen Seite dieselbe der Wohlfahrt der Landarbeiter schädlich ist, hat sich keineswegs Klarheit darüber herausgestellt, daß sie dem Grundbesitzer vortheilhaft ist. Ja, die Erfahrung der Bedford'schen Güter hat gezeigt, daß die Umwandlung in Weideland geradezu unvortheilhaft ist. Neuere Blaubücher scheinen zu ergeben, daß die Gewinne aus dem Grasboden von den Zwischenhändlern und den Eisenbahnen absorbirt werden. Ob dieses Resultat übereinstimmt mit der Gesammtheit der Erfahrungen in analogen Fällen, lassen wir dahingestellt. Schon die Thatsache der fortschreitenden Masse des neuen Graslandes, welches an der Stelle von Getreideland entsteht, scheint dem zu widersprechen.

Indessen diese Einzelheiten näher durchzusprechen, ist dieses nicht der Ort. Hier kam es namentlich darauf an, die Aufmerksamkeit auf die Persönlichkeit und ihre Haltung zu lenken, auf das Buch, welches von derselben Zeugniß ablegt.

Möchte dasselbe seine Kraft als mustergültiges Beispiel eines Buches und eines Aristokraten in zahlreicher Nachfolge erweisen, in England wie namentlich in anderen Ländern. Möchte aber auch der Verfasser, der in so dankenswerther Weise vor die Oeffentlichkeit getreten ist, aus dem Interesse, welches man bisher, wenigstens in England, an seinem Buche genommen hat, den Antrieb entnehmen, aus dem Reichthum seiner Archive fernere Mittheilungen und Zeugnisse an das öffentliche Licht zu bringen. So ganz besonders über die Geschichte des großstädtischen Grundbesitzes der Bedfords, aus welcher ein neues und lehrreiches, zu gleicher Zeit trostreiches Bild anderer Art zu entlehnen wäre, über die Geschichte der Baustellenrente in London während eines Jahrhunderts. W.

Erinnerungen aus der Jugendzeit.

Von

Julius Rodenberg.

[Nachdruck untersagt.]

Ferdinand Freiligrath.

II.

Es kam nun der Sommer 1858, der schönste von allen, die ich in London verlebt habe, reich an Anregungen jeder Art, bunt in dem Wechsel seiner Erscheinungen, die nicht aufhörten, den Reiz des Großen und Neuen für mich zu haben, während ich doch auch überall schon Anknüpfungen und Anhaltspunkte besaß. In diesem Sommer lernte ich Rubinstein kennen, hörte ich Joachim, der in Hannover Concertmeister war, nach längerer Zeit zum ersten Male wieder und beide zusammen mehr als einmal in den Nachmittagsconcerten der St. James's Hall, nahm meinen Platz in dem herrlichen neuen Lesesaal des British Museum, dessen Wunder die Beschreibungen meiner Freunde noch übertrafen, und kam meinem geliebten Freiligrath näher, als je zuvor. Kaum angelangt, erhielt ich bereits ein Bewillkommnungsschreiben von ihm, und ihn selbst, den Herzigen, traf ich in der nächsten Freitagsgesellschaft bei Schlesingers, in denen man damals alle Berühmtheiten der Londoner Season zu sehen sicher war. Schon am folgenden Sonntag pilgerten wir — denn niemals ging ich diesen Weg ohne Emanuel Deutsch — nach Hackney hinaus; und wie ganz anders erschien in seiner sommerlichen Umgebung das Kirchlein und der Kirchhof jetzt, als in jener ersten, halb spukhaften Novembernacht! Denn wenn Freiligraths inzwischen auch das alte Haus in Sutton Place mit einem stattlicheren und geräumigeren, nicht weit davon, in Upper Homerton vertauscht hatten: „the old Hackney steeple" blieb doch immer ihr Wahrzeichen und das Centrum, um das sie sich bewegten[1]). Freiligrath selbst ging, wie ein Pflanzer, in einem breiten braunen Strohhut und leichtem Leinengewand; wir saßen unter dem Apfelbaum im Gärtchen hinter dem Hause,

[1]) Buchner, Bd. II, S. 243.

Cigarren rauchend, eine nach der andern, und ich, zwischen dem Gespräch, in der neuen Ausgabe seiner Gedichte lesend, während aus der Gartenstube leis das Clavierspiel Käthchen's durch die Dämmerung klang. Dann gingen wir, vor dem Abendessen, noch ein Weilchen hinauf in Freiligrath's Arbeitszimmer, dessen Fenster, gleichfalls nach dem Garten hinaus, in die Wipfel der Bäume blickte. Feierlich jedesmal, wenn ich dieses Zimmer betrat, ward mir zu Sinn, und doch auch wehmüthig. Ein tiefer Frieden herrschte darin. An den Wänden in guter Ordnung stand die Bibliothek, und einmal auf dem Schreibtisch sah ich ein Buch aufgeschlagen — es war der Homer in Vossens Uebersetzung. Da gedachte ich jenes von Freiligrath's Gedichten, das, „*ΟΔΥΣΣΕΥΣ*“ überschrieben, mich in meinen Gymnasialtagen immer so tief bewegt hatte: —

Wie, da längst der Griechen Schriftthum mir verschließt ein dreifach Siegel,
Heut' ein griechisch Wort ich wieder las — auf eines Schiffes Spiegel . . .

Und nun macht der Dichter das Schiff, das den Namen des Dulders an seinem Spiegel trägt, zu seinem Boten, es soll auf seiner Fahrt südwärts einen Todten suchen — aber nicht wie Jener, an des Schattenreiches Pforten —

Wo Trinakria's Gestade sich erheben aus der Welle,
Dort, nicht fern von den Kyklopen, ist am Ufer eine Stelle,
Dort von Blumen leis umflüstert und von immergrünen Zweigen,
Wird ein frisches Grab, Odysseus, Deinen Wimpeln bald sich zeigen.

Es ist das Grab Platen's, über dem die Blumen des sicilischen Frühlings zum ersten Male blühten, als Freiligrath, im März 1836, seit vier Jahren Angestellter in einem überseeischen Amsterdamer Hause, diese Verse schrieb. Hier, in der Welthandelsstadt, wurden die großen Anblicke des Meeres und der Schiffe, die der Binnenländer so lange nur geträumt hatte, zu Wirklichkeiten für ihn; hier entstanden die meisten jener Gedichte, die seinen jungen Ruhm begründet haben, unter ihnen auch der „Löwenritt“, und hier, im Hafen, hat er das Schiff gesehen, dem er seine Grüße mitgab — „der Verbannte dem Verbannten“ . . .

Eil', Odysseus! Aufgewunden Deine Anker! frisch von hinnen,
Fliege, bis Du schimmern siehest Syrakusa's gold'ne Zinnen!

Noch war es kein politisches Exil, wie jetzt und hier in London; es war die tiefe Sehnsucht nach der verlorenen geistigen Heimath, das schmerzliche Gefühl, mit dem er einst als Lehrling in des Onkels Geschäft zu Soest, den Knaben nachblickte, die mit den Büchern unter dem Arm zur Schule gingen. Denn niemals hat er es ganz verwunden, daß er, durch die Verhältnisse gezwungen, den Studien entsagen und das Gymnasium so bald schon, in seinem fünfzehnten Jahr und dicht vor der Prima, hatte verlassen müssen.

Einen reizenden Zug aus ihrer gemeinsamen Erinnerung erzählt Franz Dingelstedt in dem von echter Herzenswärme durchströmten Nachruf, den er (1876) dem ihm im Tode vorauf gegangenen und nach langer innerer Entfremdung wieder völlig ausgesöhnten Freunde widmet. Das Wort: „Du bist Hofrath geworden, ich bleibe Freiligrath“ hatte sie noch nicht von einander geschieden: es war die Zeit, da Dingelstedt noch Schulmeister in Fulda war und Freiligrath seine glücklichen Tage am Rhein verlebte. Da geschah es,

daß dieser eines Tages unverhofft bei ihm eintrat und ihn bei der angenehmen Arbeit fand, den lateinischen Aufsatz seiner Secundaner zu corrigiren, zu dem er ihnen das Thema gegeben: „Interpretatio et solutio carminis Friligratensis inscripti *OΔYΣΣEYΣ*“ — die lateinische Prosaübersetzung eben jenes Platen-Gedichts. „Haben wir doch gelacht, daß ihm das frühe Bäuchlein wackelte,“ schließt Dingelstedt[1]).

Aber wenn Freiligrath sein Griechisch und besonders sein Latein von der Schule her niemals ganz vergessen hat, so war er doch in seinem eigentlichen Bildungsgang ein self-made man, der, was er an geistiger Habe besaß, sich zum größeren Theile selbst erworben hat, auch hierin wie in jedem anderen Betracht, äußerst gewissenhaft und gründlich. Ein unermüdlicher Leser, hat er sich eingehend namentlich mit deutscher und englischer Literatur, der neueren sowohl wie der älteren, beschäftigt, und daß auf diesen beiden Gebieten seine Kenntnisse weit über die des Dilettanten hinausreichten, beweist allein schon seine Coleridge-Ausgabe mit ihrer musterhaften Einleitung. Wohl hat er, in seiner grenzenlosen Bescheidenheit, niemals viel Aufhebens davon gemacht; aber dennoch dankbar jederzeit anerkannt, was er schon in jenem Jugendgedicht folgendermaßen ausgesprochen:

Wie mir, ach! das Buch des Wissens dunkel blieb auf vielen Blättern,
Aber wie das Buch des Lebens vor mir liegt mit farb'gen Lettern!

Nur die Feierstunden des Abends und der Sonntag konnten diesen Dingen geweiht sein, und ihn dann dort oben zu sehen, unter seinen Büchern, in dem stillen Hinterzimmer, in das kaum ein Laut aus Haus und Garten heraufdrang, an dem Tisch, an welchem er so manches schöne Gedicht geschrieben hatte und gewiß manches noch schreiben würde: das war für mich immer eine große Freude, der regelmäßig die des Beisammenseins mit der Familie sich anschloß. So war es auch an jenem Sommersonntagabend.

Aus der Bücherstube steigen wir hinab in das traulich erhellte Speisezimmer und treten, nach dem heitren Mahl, vor eine Rheinlandschaft, die dem Dichter ein befreundeter Düsseldorfer Meister verehrt hat. Sie zeigte den Rhein im Winter, und Freiligrath spricht vom Eisgang, wenn die Schollen brechen und der Frühling naht — und „Es ist doch ein andres Leben am Rhein!“ ruft er aus, entfernt sich, geht in den Keller und kommt mit einer Flasche Rüdesheimer zurück, die wir „auf den Vater Rhein“ leeren . . . .

Der folgende Brief Freiligrath's, der sich unter die meinen verirrt hat, ist nicht an mich, sondern an Deutsch gerichtet; aber er soll, nachdem er seit so vielen Jahren sich hier eingefügt, auch in dieser Reihe nicht fehlen:

17. Juli 1858.

Lieber Freund!

Haben Sie und Rodenberg Lust und Zeit, morgen Nachmittag nach Hackney heraus zu kommen? Ich habe unseren Freund bisher nur in Gesellschaft gesehen, und sehne mich ordentlich danach, einen stillen, ruhigen Abend (den ich

[1]) Franz Dingelstedt's Sämmtliche Werke. Fünfter Band. S. 359: „Die Externsteine.“

wahrscheinlich morgen haben werde) mit ihm und Ihnen verrauchen und verruddeln[1]) zu können.

Also wenn es Ihnen möglich ist!

Mit herzlichen Grüßen an Sie Beide Ihr F. Freiligrath.

Zwischen diesem Brief und dem folgenden liegt die mit Deutsch gemeinsam unternommene Reise nach Irland, die — freilich in einem anderen, als wissenschaftlichen oder poetischen Sinn — für unsren mündlichen und schriftlichen Verkehr uns vielen Stoff zu neuen Sprachbildungen bot.

Zunächst aber war es ein ernsthafteres Anliegen, über welches Freiligrath schreibt:

24. September 1858.

All right, lieber Freund!

Es hat mir natürlich sehr leid gethan, daß Sie und Deutsch am vorigen Sonntag nicht gekommen sind — Ihnen jedoch Ihr Ausbleiben übel zu nehmen, ist mir auch nicht entfernt eingefallen. Sie sind mir immer willkommen, und können Sie das eine Mal nicht, so können Sie dafür ein anderes Mal! Ich würde Ihnen vorschlagen, gleich nächsten Sonntag wieder gut zu machen, was Sie den vorigen gesündigt haben, aber ich bin selbst engagirt den Tag. Also später, so oft es Ihnen recht und bequem ist. Ich hoffe, wir sehen uns noch manches Mal, so lange Sie in London sind! —

Ist denn Ihre jetzige Adresse definitiv? Ich möchte es wissen, um Ihnen den ersten fertigen Band meiner amerikanischen Ausgabe schicken zu können. Auch der zweite Band ist schon unterwegs.

Soeben ist ein neues Bändchen von Longfellow heraus gekommen — „The Courtship of Miles Standish". Ich habe das Gedicht (wie „Evangeline" nach Voß-Goethe'schem Zuschnitt, und in Hexametern) gestern Abend mit Vergnügen gelesen und möchte es Ihnen empfohlen haben. Die Geschichte ist zwar sehr anekdotisch (selbst als Idylle; von Ansprüchen, wie man sie an's Epos macht, ganz zu geschweigen), aber sie ist frisch und gesund und wird sich sicher viele Freunde machen. Longfellow thut immer glückliche Griffe. Eine Episode aus dem Leben der Pilgrim-fathers war, nach Evangeline und Hiawatha, das Beste und Amerikanischste, was L. geben konnte! Gestört hat mich eine Kleinigkeit: die Anspielung auf Bertha die Spinnerin im Munde des Puritaners Alden! Alden ist zwar ein Schreiber und Büchermensch und will die Sage in Southampton in einem bookstall gelesen haben — aber die Allusion scheint mir nichtsdestoweniger nicht am Ort. Sie ist „out of costume". Der Dichter hätte sie machen können, aber er durfte sie diesem Helden nicht in den Mund legen. Aber dem sei, wie ihm wolle — das Ganze ist hübsch und liebenswürdig. Machte ich andere Hexameter als solche, die hinken und krachen, und wäre ich, moreover, von Gottes Zorn nicht ein Stück Financier, so übersetzte ich das Ding. Wissen Sie was: Sie sollten sich dran machen! Es kostet Sie nur einen Anlauf! In acht Tagen haben Sie die Uebersetzung fertig, und X. schickt Ihnen ein Paar neue Hosen[2]).

---

[1]) In Sander's Wörterbuch findet sich „ruddeln" als ein jüdisch-deutsches Wort für „mediſiren" bezeichnet („ein Rädchen zu mediſirendem Gespräch bilden"); aber der Ausdruck wird in diesem Sinne ganz allgemein, wenigstens in Norddeutschland, gebraucht.

[2]) Um diese Anspielung zu erklären, müßte ich weit ausholen; ich beschränke mich darauf zu sagen, daß Herr X. der Verleger einer Zeitschrift war, an der ich damals mitarbeitete und mitzuarbeiten auch die Londoner Freunde aufforderte, die jedoch, zumal nach englischen Begriffen, recht mäßig honorirte. Als ich nun in diesem Sommer in London mit einem neuen Hut anlangte, der — wieder nach Londoner Begriffen — ziemlich unmodern war und aus dem Verlagsort jener Zeitschrift stammte, da scherzten die Freunde: „Herr X. honorire seine Autoren jetzt nur noch mit Hüten und anderen Kleidungsstücken."

Freund Deutsch, empfange meinen herzlichen Dank für die Abschrift, die mir soeben von seiner Güte zukommt!

Immer Ihr treu ergebener
F. Freiligrath.

Miles Standish, der „Captain von Plymouth" genannt, war ein wackrer Soldat, der zuerst in dem Unabhängigkeitskampfe der Holländer gegen die Spanier unter den von der Königin Elisabeth gesandten Hülfstruppen sich rühmlichst hervorthat und alsdann, 1620, mit den Pilgrimvätern auf der „Maiblume" nach Amerika auswanderte, woselbst er „durch seine Weisheit und seinen Muth" die junge, von den Feindseligkeiten der Indianer bedrohte Colonie Plymouth vor dem Untergange rettete. Die Anekdote, wie Freiligrath sie nennt, um welche Longfellow sein Gedicht wob, ist die Ueberlieferung, daß Miles Standish, nach dem Tode seiner ersten Frau, sich durch einen gewissen John Alden um die Gunst einer anderen Schönen, Priscilla Mullins, bewarb, die sich jedoch in seinen Botschafter verliebte und diesen auch schließlich heirathete. Für diese Kränkung ward Miles Standish dadurch entschädigt, daß eine Dame, von der man nur noch den Vornamen Barbara kennt, „die Hand eines der größten und edelsten Männer annahm, welchen die Vorsehung jemals erstehen ließ, um die Schlacht der Freiheit in der alten Welt zu schlagen und die socialen Grundlagen der neuen zu legen". Das Gedicht, in seiner puritanischen Alterthümlichkeit und Sittenstrenge fesselte mich ungemein, und daß ich daran dachte, der Anregung Freiligrath's zu folgen, zeigen mir noch einzelne, halb verwischte Bleifederzeilen, die, beim ersten Lesen über die englischen Verse geschrieben, sich in dem Büchlein erhalten haben. So, wo beim ersten Begegnen John Alden's mit Priscilla, diese dem Abgesandten Miles Standish's erwidert:

Wenn ich des Werbens nicht werth, wie bin ich dann werth des Gewinnens?

Und weiter:

— denn wahrlich, die Neigung des Weibes
Ist nicht ein Ding, das man fordert und hat, sobald es gefordert.

Oder, wo John Alden, mit der erwachenden Liebe für Priscilla, sich als Verräther am Freunde fühlt:

Besser wohl läg' ich im Grab auf dem moosigen Kirchhof in England,
Besser noch todt und vergessen, als leben in Schmach und Entehrung.

Dicht vor der glücklichen Lösung, als „Liebe noch den Anschein von Freundschaft trug", erblickt John Alden die Geliebte am Spinnrad, und hier ist es, wo er sie mit der Spinnerin Bertha vergleicht. —

Indessen trat der Gedanke, Longfellow's Gedicht zu übersetzen, bald hinter den Vorarbeiten zur „Insel der Heiligen" zurück. Aber auch auf diesem Wege begleitete mich die Theilnahme Freiligraths, und nicht an den ernsten Dingen allein; auch auf die Scherze seiner jungen Freunde ging er gutwillig ein. Er besaß die Harmlosigkeit einer reinen, kindlichen Natur, und in seinem Gemüthe wohnte dicht neben dem höchsten dichterischen Schwunge der Humor. Wer in der

letzten Ausgabe seiner Gedichte diejenigen liest, die hier unter dem Titel „Scherzhaftes" zusammengestellt sind und das Datum von 1837—1875 tragen, der begreift, wie warm und hell von Fröhlichkeit seine Seele war. Der wird nun auch begreifen, welches Vergnügen Freiligrath an dem seltsamen Sprachgemisch fand, das sich eben zwischen Deutsch und mir auszubilden begann, und daß er, im Gespräch und in Briefen, nicht wenig dazu beitrug, es zu fördern. Einmal, als wir ihm von unsren Fahrten und Abenteuern in „grün Erin" erzählten, kamen wir auch auf Michaulin, den Kellner eines Hôtels an den Seen von Killarney zu sprechen und auf seinen Frack, der von einer so wunderbaren Beschaffenheit war, daß wir lange umsonst nach einem Namen dafür suchten — bis wir, weiter „reitend" — denn so lautete ja unser Wort für „to ride" — eines Tages, zwischen Clifden und Westport, an einen Ort gelangten, der Letterfrack hieß und nun freudig ausriefen: so soll sein Name sein! Letterfrack soll er heißen. — „Ei der Tausend!" sagte da Freiligrath, nachdem er sich erst ein bißchen vor Lachen geschüttelt, „so seid Ihr wohl gar in Frakkland gewesen." Und als wir ihn ungläubig anschauen, fährt er fort: „so steht es doch in der Edda geschrieben: Sigurd ritt hinauf nach Hindarfiall und wandte sich südwärts gen Frakkland." Zur Erklärung für den uneingeweihten Leser will ich hier hinzufügen, was der gelehrte Professor des betreffenden Fachs an unserer Universität mir auf meine Frage geantwortet hat, als ich, zweifelnd an seiner Correctheit, den zunächst folgenden Brief Freiligrath's nach so langer Zeit wieder gelesen: „es ist richtig, das ‚Frankenland' wird in der Edda als Frakkland erwähnt, allerdings nirgends in den poetischen Theilen, nur in den prosaischen Abschnitten, deren Redaction dem Sammler und Aufzeichner des 13. Jahrhunderts zuzuweisen ist; aber jedenfalls gehörte das ‚Frakkland' (das kk für nk ist allgemein) zu der alten, ursprünglichen Ueberlieferung." — So gut wußte Freiligrath, der rastlos Arbeitende, selbst in der altnordischen Dichtung Bescheid, er, den der Geiser und der Hekla schon als sechzehnjährigen Knaben dichterisch inspirirt hatten!

29. September 1858.

Morgen, lieber Freund, sollen Sie die gewünschte Notiz haben.

Einstweilen nur die Mittheilung, daß Sigurd in der Edda wirklich südlich gen Frakkland reitet (mit der Hauptstadt Letterfrakt, lassen Sie uns ergänzen). Simrock's Uebersetzung hat statt Frakkland die abgeschwächte Form Frankenland — darum wird sich der Kellner von Killarney aber wenig kümmern. Der beiliegende Zeitungsausschnitt wird Sie einen weiteren Blick in die Verworfenheit deutsch-amerikanischer Journalistik thun lassen. Die Dinge sind wirklich schreckhaft — aber amüsant!

Ich vergaß, Ihnen jüngst zu sagen, wie sehr ich mich über Dr. Siegfried's Gruß gefreut habe. Erwidern Sie denselben, ich bitte, bei Gelegenheit aufs Allerfreundschaftlichste.

Ich habe heute Morgen, nothgedrungen, unserem Freunde Deutsch einen wahrscheinlich nicht willkommenen Besuch aufs Museum geschickt. Ich konnte der Sache nicht wohl aus dem Wege gehen, will mich aber aufs Angelegentlichste entschuldigt haben.

Heute Abend oder morgen früh das Weitere.

Mit herzlichem Gruß Ihr

F. Freiligrath.

Der in dem Brief erwähnte Dr. Siegfried, ein Landsmann von Max Müller, und wie dieser aus Dessau, war Professor des Sanskrit am Trinity College zu Dublin und hatte sich unser daselbst gar freundlich angenommen. Auf die trüben Geschichten von Karl Heinzen, dem rabiaten Redacteur des „Pionier" in Cincinnati, soll hier nur so weit eingegangen werden, als zum Verständniß des Folgenden nothwendig ist. Aus dem noch immer in Freiligrath's Briefe liegendem Zeitungsausschnitt erhellt zunächst so viel, daß man den alten Recken — „ein sterbender Löwe" wird er in dem Blatte genannt, in Wahrheit hat er noch zweiundzwanzig Jahre, bis 1880, sich seines Daseins erfreut — „zum Opfer einer ruchlosen Verschwörung gegen seinen literarischen Ruhm" gemacht, indem eine „Conspiration, an deren Spitze der Bierbrauer Richter und der Emigranten-Wirth Fickler" standen, unter seinem Namen Gedichte von Rückert drucken ließen, um ihn hernach des Plagiats zu zeihen!

Diese Vorgänge berührten Freiligrath, wenn auch nur mittelbar und von fern, doch um so widerwärtiger, als er damals eben mit einer amerikanischen Ausgabe seiner sämmtlichen Werke beschäftigt war. Ein New-Yorker Buchhändler, Friedrich Gerhard, hatte den Verlag übernommen und in der Ankündigung erklärt, der Ertrag solle „zur Realisirung einer seit lange besprochenen, schönen Idee, nämlich der Gründung eines deutschen Hospitals in New-York kräftig mitwirken"; er verpflichte sich daher, je nach der Anzahl der innerhalb einer gewissen Frist abzusetzenden Exemplare, Summen bis zum Betrage von 8000 Dollars für den genannten Zweck beizusteuern. Ueber diesen „Zweck", soweit er dazu behülflich sein sollte, dachte Freiligrath ziemlich skeptisch; aber die Sache selbst lag ihm sehr am Herzen, zumal ja seine politischen Gedichte damals in Deutschland überhaupt nicht mehr gedruckt werden durften. Auch war in dieser Ausgabe eine Reihe von älteren Gedichten aufgenommen, die von den früheren Sammlungen ausgeschlossen gewesen; und ich hatte, mit der Absicht darüber zu schreiben, ihn um ein Verzeichniß dieser Nova gebeten. Hierauf bezieht sich der folgende Brief:

30. September 1858.

Lieber Freund!

Die Angabe der Gedichte folgt bestimmt heute Abend. Gestern Abend wurde ich verhindert.

Ich habe Ihnen soeben noch ein paar Nummern „Pionier" und „Newyorker Staatszeitung" geschickt. Leider ist nicht zu verkennen, daß auch die letztere im Schimpfen das Außerordentliche leistet — jedoch scheint Heinzen den Ton angegeben zu haben. Mir ist es kaum lieb, daß diese ganze widerwärtige Polemik gewissermaßen indirect durch mich veranlaßt worden ist (durch Heinzen's Angriff auf die Gerhard'sche Spital- und Prämien-Wirthschaft), doch sind nachher auch andere Elemente hinzu gekommen. Man scheint gegenseitig der Gelegenheit froh gewesen zu sein.

„Brich endlich los, du lang verhaltner Haß!"

Bitte, lassen Sie in Ihrem Aufsatze über die Amerika-Ausgabe die ganze Misère dieses Zankes möglichst aus dem Spiel. Auch brauche ich Sie nicht zu bitten, in Bezug auf die mir von Gerhard gezahlten Tantièmen anders als bloß andeutend zu Werke gehen zu wollen. Halten Sie den Punkt etwas mysteriös — doch so, daß den Collegen in Deutschland einigermaßen das Maul wässert!

Die Ehen, die im Himmel geschlossen werden, sind heute, mit des Edlen von und zu Putlitz „Testament des großen Kurfürsten" zusammengekoppelt, an die Rhadamanthe von Wellington Street abgegangen. Natürlich nur eine kurze, freundliche Notiz. Aber auch darin, wenn sie (wie ich hoffe) passirt, wird man, nach stereotyper, löblicher Gewohnheit, jedes Epitheton ornans, mit dem ich Ihren Namen bekränzt habe, abstreifen, und nichts als das trockene Skelett des fait accompli übrig lassen. Ich kenne diese Herren. Wird man warm, spricht man vom Herzen, gleich ist der Verdacht da, und der Rothstift hat freien Lauf.

Gruß und Handschlag! Ihr

F. Freiligrath.

Unter den „Ehen, die im Himmel geschlossen werden", verstand Freiligrath ein kleines Singspiel, das ich im Jahre zuvor verfaßt und im Jahre darauf das Vergnügen hatte, zuerst von Friederike Großmann und dann von Anna Schramm in der Hauptrolle dargestellt zu sehen. Die sehr hübsche Musik dazu war von meinem Freunde, dem Capellmeister Georg Goltermann in Frankfurt a. M. Ueber „das Testament des Großen Kurfürsten" brauch' ich nichts hinzuzufügen; man erinnert sich, daß dieses Schauspiel von G. zu Putlitz seiner Zeit einen großen Erfolg auf allen deutschen Bühnen hatte. „Die Rhadamanthe von Wellington Street" sind die Redacteure des „Athenäum", für welches Freiligrath regelmäßig den deutschen Artikel schrieb; es war damals, und ist heute noch, eines der angesehensten literarischen Wochenblätter Londons.

So nachsichtig und milde Freiligrath in der Beurtheilung Anderer war, so strenge war er gegen sich selber. Einige der Gedichte, die jetzt zu seinen schönsten gezählt werden, haben lange liegen müssen, ehe sie veröffentlicht wurden. Das tief ergreifende: „O lieb', so lang du lieben kannst," hat Freiligrath als Neunzehnjähriger, nach dem Tode seines Vaters gedichtet[1]), und auch an dem im Jahre 1840 entstandenen „Ruhe in der Geliebten" (So laß' mich sitzen ohne Ende), buchstäblich das nonum prematur in annum erfüllt: beide wurden erst 1849 aufgenommen, als Freiligrath „zwischen den Garben" Umschau hielt:

Ob aus verlornen Aehren,
Ob aus verwehter Streu
Nicht etwa noch mit Ehren
Ein Strauß zu binden sei?

Nicht anders ging es jetzt, als er sich anschickte, mehrere seiner Jugendgedichte, die zum Theil bald dreißig Jahre geruht hatten, in der amerikanischen Ausgabe ans Licht zu bringen: und darunter sind doch solche, wie „der Hafengang" (Dies nun heiß' ich mein Vergnügen), „An Afrika" (Ihr wunderbaren Zonen) und „Stimme von Senegal" (Die Nacht brach an, das Zelt war aufgeschlagen), Gedichte, sämmtlich aus der ersten Amsterdamer Zeit (1832), in denen aber doch schon der ganze Freiligrath steckt, und die denn auch endlich in seinen „Gesammelten Dichtungen" ihren dauernden Platz erhalten haben.

---

[1]) Buchner, Bd. I, S. 43.

5, Upper Homerton, Hackney.
Freitag Abend.
1. October 1858.

Dies, lieber Freund, sind die für Amerika hinzugekommenen Poemata:

Die Blüthe	S. 315
Das kranke Kind . . .	= 317
Der Tod	= 319
Am Strande	= 323
Hafengang	= 327
An Afrika	= 329
Stimme vom Senegal .	= 336
Sonett	= 448

Mit Ausnahme des Sonetts gebe ich alle diese Juvenilia gern preis, und habe sie eigentlich auch nur in Gerhard's Ausgabe mit aufgenommen, damit diese sich doch einigermaßen von den älteren deutschen Drucken unterscheidet.

Wollen Sie und Deutsch nicht übermorgen, Sonntag, Abend zu Thee und Abendbrot zu uns herauskommen? Sie werden uns sehr erfreuen durch Ihr Kommen, und sollen auch belohnt werden durch die Anwesenheit eines kleinen deutschen Fräuleins, einer Verehrerin und Bekannten Scheffel's, die über Literatur und Leben ganz klug drein zu reden weiß, was schon daraus erhellen mag, daß ihr der Stallgeruch der Hackländer'schen Novellen nicht zusagt.

An Deutsch bitte ich meine Einladung mit den herzlichsten Grüßen freundlich ausrichten zu wollen. Also hoffentlich auf baldiges Wiedersehen!

Tout à vous! F. Fr.

Speisen Sie nicht zu lange und zu stark im London! Unsere Theestunde ist 6.

„The London," so hieß ein für unsere Verhältnisse ziemlich üppiges „Dining House" in Fleetstreet, „corner of Chancery Lane", das Deutsch und ich ausnahmsweise manchmal besuchten, wenn wir uns etwas „zu gute thun" wollten.

Das nachstehende Tagebuchblatt — „Sonntag Nacht, 3. October" — scheint mir dafür zu sprechen, daß wir Freiligrath's Postscriptum befolgt haben.

„Eins nach Mitternacht vorüber. Wie braust mir's im Hirne! Eben komm' ich von Freiligrath's heim. So brauste mir's vor zwei Jahren in den Ohren, als ich zum ersten Male bei ihnen war. Diesmal war es nicht weniger entzückend. Wir tranken, wir lachten, wir sangen „ich weiß nicht was soll es bedeuten" . . . ich stand vor dem Bilde von St. Goar, und sah das Haus an, in welchem einst Freiligrath gelebt und welches auch mir einmal in schönen Sommertagen sehnsuchtsvoll über den Strom zugewinkt . . . Die dunkeläugige „Verehrerin" aus Neuwied begleitete und sang mit uns —".

Inzwischen war meine Anzeige des ersten Bandes von „Ferdinand Freiligrath's sämmtlichen Werken" (New-York, 1858. Verlag von Friedrich Gerhard) in der „Weser-Zeitung" erschienen, und alsbald erhielt ich folgenden Brief:

4. October 1858.

„Gut gebrüllt!" theurer Freund und Löwe, und ich bedanke mich wirklich („sehr wirklich!") aufs Allerschönste und Allerherzlichste für die klare und den Nagel auf den Kopf treffende Auseinandersetzung! Alles Gute und Freundliche, was Sie bei der Gelegenheit mir persönlich haben angedeihen lassen,

mögen Sie freilich selbst vertreten. Es würde lächerlich sein, mich dagegen sträuben zu wollen; ich kann nur froh und dankbar sein, daß die frische, strebende Jugend mir ergrauendem Dattelvater so warme Sympathien zuträgt.

Alle Facta sind richtig von Ihnen dargestellt worden. Nur einen kleinen, nebensächlichen Irrthum habe ich entdeckt: die Originale von Longfellow's Schriften erscheinen in Boston, nicht in Philadelphia!

Adieu denn für heut', lieber Freund! Sapperlot, wie werden die poetischen Dattelväter zwischen Rhein und Oder nunmehro aufschau'n! Ihnen ist der „Wind of the West from the Caves of the mystic Atlantic" wellkommen! „Abendwärts glüht Morgenroth," sagt Freiligrath, ‚Tod des Führers'[1]).

Ich hoffe, Sie sind gestern Abend beide wohl nach Haus gekommen!

Herzliche Grüße an Deutsch!

Immer Ihr

F. Freiligrath.

Mit dem „Dattelvater" steigt eine ganze Reihe lustiger Associationen in mir auf; Freiligrath hatte das Wort, mit welchem ein besonders alter und ehrwürdiger Palmbaum bezeichnet werden sollte, in einem afrikanischen Reiseberichte der „Kölnischen Zeitung" gefunden, und es gefiel ihm so außerordentlich gut, daß er es als seine erste Contribution — und diese, merkwürdig genug, aus dem eigentlichen Lande seiner Dichtung — in unseren Sprachschatz aufnahm. Der „Dattelvater" wurde von nun ab eine stehende Figur für uns; wir ließen ihn in allen möglichen etymologischen Abwandlungen auftreten und nannten alle möglichen Menschen so — vor Allem ihn, den deutschen Professor, „den Wunderbaren, Vielgestaltigen" — aber noch ganz andere Leute mußten sich's gefallen lassen, so zu heißen.

12. October 1858.

Lieber Freund!

Sollte (was ich nicht vermuthe) nichts Besonderes mich verhindern, so werde ich Ihrer freundlichen Einladung auf morgen Abend mit Vergnügen folgen. Nur muß ich — leider! — bitten, daß Sie mich bei Zeiten wieder ziehen lassen, um die letzten Fahrgelegenheiten nicht zu verfehlen.

Dank auch noch für die Nummer der „Weserzeitung", die ich meinerseits gleich an Longfellow weiter geschickt habe. Aber, aber — mit der „Majestät" sieht's schlecht aus, fürcht' ich. Sie mögen's verantworten.

Dümont, der Dattelvater von Cöln, scheint sobald noch keinen Raum zu haben für Sie und mich.

Also auf ein frohes Wiedersehen!

Von Herzen Ihr F. Fr.

Was es mit der „Majestät" für eine Bewandtniß hat, ist mir nicht ganz mehr erinnerlich; aber offenbar bezieht sich der Tadel auf einen Ausdruck, den ich im Ueberschwang meines Gefühls — ich hoffe nicht von der Person Freiligrath's, denn auf diese hätte die Bezeichnung allerdings nicht gepaßt —, wohl aber von seiner Poesie gebraucht haben mag. — Freiligrath kam zur ver-

[1]) Das schöne Gedicht, das Freiligrath hier scherzhaft erwähnt, schildert die Bestattung des auf hoher See gestorbenen Alten, der seine kleine Schar von Landsleuten aus dem Schwarzwald nach Amerika führen wollte:

Der da sprach: „Brecht auf nach Abend!
Abendwärts glüht Morgenroth!"

abredeten Zeit in das „Goldene Viereck“ — nämlich den Golden Square, in dem ich damals hauste; ich war sehr stolz darauf, auch ihn einmal bewirthen zu dürfen, hatte mein Bestes gethan, den theuren Gast würdig zu empfangen und außer ihm noch den immer geistreich angeregten Max Schlesinger, den überaus amüsanten Jacob Kaufmann, natürlich auch Emanuel Deutsch und den guten deutschen Professor geladen, der in seiner Unschuld still und vergnügt da saß, bescheiden zuhörend, wo so viel „kluge Männer“ sprachen.

22. October 1858.

Lieber Freund!

Ihr Briefchen vom 14. sammt Béranger's Neuen Liedern richtig erhalten. Aufrichtigen, herzlichen Dank! Er wäre früher erfolgt, wenn ich nicht ein allzeit gehetzter Mensch wäre, der wenig mehr zur Einkehr in sich selbst und bei seinen Freunden kommen kann.

Ich kam nach jenem vergnügten Abend in Ihrem Auferen Wirthlein[1]) wohlbehalten gegen 1 Uhr nach Hause. Von Lenau und der Polin (NB. diese Geschichte, wie ich sie Ihnen damals flüchtig erzählt, darf keinesfalls in irgend ein Feuilleton der Welt kommen) habe ich nicht geträumt, wohl aber, wenn ich mich recht erinnere, von dem, so lange ich bei Ihnen war, unentwickelt gebliebenen Dattelvater. Seine Dattelvaterschaft war wirklich, wenn man so sagen darf („Sie sagen es nicht!“ wird er rufen) kryptogam.

Ihr Béranger hat mir einige frohe Stunden bereitet. Die Lieder, wenn auch im Ganzen unter den früheren Productionen des guten, alten Chansonniers, enthalten doch vieles sehr Hübsche und Anmuthige (wie reizend in seiner Resignation ist nicht z. B. l'avenir des beaux Esprits), und Ihre Uebersetzung ist treu und fließend und poetisch. Hin und wieder, freilich, darin muß ich Prutz Recht geben, haben Sie es sich mit dem Verse etwas leicht gemacht, und ein Sänger, wenn er Ihre Uebersetzung zu der Melodie der Originale singen sollte, würde nicht selten in Verlegenheit kommen.

In dem hübschen Liede „Wär' ich ein Spielmann“ ist mir in der Zeile der ersten Strophe: „Ach, im Krug beim Erdenkranze“ das Unterstrichene dunkel geblieben. Das Original hat „aux guingettes“ in den Schenken oder, wie wir Westfalen und Engern sagen, im Kruge. Was ist aber ein Erdenkranz? Ist ein Druckfehler schuld an der unverständlichen Lesart, und soll es vielleicht heißen: im Krug beim Erndtekranze, oder: im Krug zum Erndtekranze (der Erndtekranz das Schild des Kruges?) — darüber, lieber Freund, wollen wir bei einer Cigarre des Weiteren uns verständigen.

Ihnen und Deutsch (den ich bestens zu grüßen bitte) schickte ich gestern per Stadtpost Exemplare des zweiten Bandes meiner Newyorker Edition.

Herzlich und treu ergeben Ihr F. Fr.

Wie seltsam in einem Menschenleben sich die Dinge verknüpfen! Heute noch bewahr' ich diese beiden Bändchen, deren eines, das von Béranger, aus Hannover, deren anderes, das von Freiligrath, aus Rinteln stammt, in meiner Bibliothek; und hier in London sollte das, was so weit auseinander lag, sich nun endlich begegnen! In jenem Büchlein, neben dem Motto von Herwegh, find' ich auch noch eine lange Liste der in meinem sechzehnten Jahre von mir übersetzten Lieder Béranger's. Es waren Schulübungen. Nun aber war es Ernst geworden, und ich hatte seine „Dernières Chansons“, die nicht lange

[1]) Upper Hôtel: meine Wohnung war ziemlich hoch gelegen.

nach Béranger's Tode (1857) herausgekommen, wirklich in einer deutschen Uebersetzung erscheinen lassen. Sie war in den Mußestunden des vorigen Winters entstanden, und jetzt, in diesem Londoner Herbst, erhielt ich die ersten Exemplare. Da dacht' ich an den alten Emigranten hinter der Kirche, der mich französisch gelehrt, und den Lehrer in Hannover, den einst mein knabenhafter Versuch auf mich aufmerksam gemacht, und fragte mich, was er dazu gesagt haben würde? Freiligrath's Urtheil war das des Freundes, der zu tadeln sich schwer entschließt; doch es ist, in all' seiner Milde, charakteristisch für ihn selber, den unübertroffenen, ja kaum wieder erreichten Uebersetzer. Er hätte das nie werden können, ohne der große Dichter zu sein, mit der ihn besonders auszeichnenden Gewalt über die Sprache, die sich auch in seinen Uebersetzungen so schöpferisch erweist, daß man oft im Zweifel ist, ob man ihre Schönheiten seiner Kunst, ob man sie den Originalen zuschreiben soll. Es sind eben neue Gedichte, die den Stempel und das Gepräge von Freiligrath's machtvoll dichterischer Persönlichkeit tragen. Aber Eines hat er immer treu wiedergegeben, was des fremden Dichters wahres Eigen ist und woran man ihn vor allen Anderen erkennt: seine Melodie. Dies, und nichts Anderes, hat er gemeint, wenn er mir vorwirft, daß ich es mit dem Verse zu leicht genommen, d. h. mit der rhythmischen Bewegung, die sich der Melodie des Originals anpaßt. Wie wunderbar dagegen geben Freiligrath's Uebersetzungen, z. B. der Lieder von Robert Burns, ihren Ton und ihre Klangfarbe wieder! Ist es nicht, als wäre man mitten in Schottland's Moor- und Nebelwelt, wenn man das wunderschöne Lied „O säh' ich auf der Haide dort" in Mendelssohn's congenialer Composition oder „John Anderson, mein Lieb, John" nach der alten schottischen Weise singen hört? Und doch ist weder das eine noch das andere wörtlich übersetzt. Freiligrath macht sich gar nichts daraus, in dem anderen Liede „Nun holt mir eine Kanne Wein" statt „a silver tassie" zu setzen: „Und laßt den Becher fein von Golde." Das will aber nicht etwa heißen, daß er nicht in den Sinn des Wortes eindränge; nur, daß er es, wenn erforderlich, höheren dichterischen Absichten opfert. Daß er es zuvor genau prüft, gewissenhaft wägt und unermüdlich hin- und herwendet, zeigt der obige Brief, wiewohl es sich in diesem Falle thatsächlich nur um einen Druckfehler gehandelt hat und seine letzte Conjectur („im Krug beim Erndtekranze") die richtige war.

Die „Constellation der beiden Dattelväter" im folgenden Schreiben bezieht sich auf ein „advertisement" im „Athenaeum" vom 23. October 1858, in welchem Kinkel und jener deutsche Professor, eben unser „Dattelvater *κατ' ἐξοχήν*", einen „distinguished German gentleman" empfehlen, der sich seiner literarischen Studien wegen in London aufhalte und geneigt sei, „intelligenten und vorgerückten Schülern einige Stunden Unterricht in der Sprache und Literatur seines Landes zu geben". Wer der „distinguirte" Dattelsohn sein mag? fragt Freiligrath. Ich fürchte, daß ich es selber gewesen bin, der, um in englische Häuser zu kommen und ihre Sprache besser zu lernen — vielleicht auch noch aus einem anderen Grunde — zu diesem Auskunftsmittel griff. Doch nur *ein* Schüler meldete sich, und der war so wenig versprechend, daß aus

der Sache schließlich nichts ward. Freiligrath hat nie davon erfahren; sein Spott genügte mir, um mich und meinen Mißerfolg in Schweigen zu hüllen. Aber es ist nun wohl eine seltsame Ironie des Schicksals, daß Freiligrath's eigene Tochter behülflich war, den im Laufe so vieler Jahre mir dunkel gewordenen Sinn des Briefes aufzuhellen, indem sie, nach vielem Suchen, das „achte Sternbild im Osten" entdeckte, d. h. eben jenes Inserat, das sich auf der ersten Seite des „Athenaeum", an der achten Stelle der dritten, also nach Osten gelegenen Columne befindet. So präcis war Freiligrath in seiner Bildersprache, auch wenn es sich nur um einen Scherz handelte. Was dem Briefe jedoch erhöhte Wichtigkeit für mich verleiht, ist der Schluß.

23. October 1858.

Lieber Freund!

Die Constellation der beiden Dattelväter am Morgenhimmel des heutigen Athenäums (achtes Sternbild gen Osten) nimmt sich in der That ganz stattlich aus. Wer nur der bescheidene, wenn auch distinguirte, Dattelsohn sein mag, den sie in stiller Würde am Firmament aufsteigen lassen? Jedenfalls schließt er die Gruppe schön und bedeutungsvoll ab. Und ein halb frohes, halb wehmüthiges Gefühl überkommt den Schauer, wenn er, still betrachtend, inne wird, wie Er, der Einzige, der Dattelvater κατ' ἐξοχήν, solchermaßen nicht bloß amusant, sondern auch hilfreich und nützlich zu sein versteht. Miscet utile dulci — er ist ein Universalmensch.

Die preußischen Blätter reden und träumen viel von einer demnächst zu erlassenden Amnestie.

Wissen Sie, was ich von diesen Träumen halte? Ich bin Engländer geworden. Gestern sind meine Naturalisationspapiere vom Home Office eingetroffen.

Herzliche Grüße! Ihr F. Fr.

Man wird diesen Schlußpassus verstehen, wenn man sich erinnert, daß um eben diese Zeit, October 1858, der Prinz von Preußen die Regentschaft übernommen, nachdem er ein Jahr lang für seinen unheilbar erkrankten Bruder, Friedrich Wilhelm IV., als Stellvertreter fungirt hatte. Vielfache Hoffnungen, auch für die politischen Flüchtlinge, knüpften sich an diesen Regierungswechsel, und einige von Freiligrath's deutschen Freunden scheinen ihm den Gedanken an Rückkehr nahe gelegt zu haben. Aber trotz seines immer gleich tiefen Heimathsgefühls und seiner stets zunehmenden Sehnsucht nach dem Vaterlande, wies er die Versuchung weit von sich. Er wollte nicht um Gnade bitten. Ereignisse ganz anderer Art mußten ihm, erst manches Jahr später, den Weg ebnen, den ein Charakter, wie er, gehen konnte.

Der folgende Brief enthält wiederum Mancherlei, was mir im Laufe der Jahre zur Geheimschrift geworden ist, und zu der ich den Schlüssel nicht mehr finden kann. Daß im ersten Theile von der amerikanischen Ausgabe der Gedichte die Rede, versteht sich von selbst, und ebenso wird man in dem „Bernhard Taugenichts junior" leicht die Laune Freiligrath's wieder erkennen, der es frühe schon geliebt, sich selbst und seinen Freunden charakteristische Spitznamen zu geben[1]). Es ist bekannt, daß der um die Verbreitung der englischen Literatur in den nichtenglischen Ländern hochverdiente (von der Königin Victoria baronisirte)

[1]) Vergl. Buchner, Bd. II, S. 180.

Verlagsbuchhändler Bernhard Tauchnitz den Schriftstellern, deren Werke er in seine (1843 begonnene) „Collection of British authors“ aufnahm, Honorare zahlte, zu einer Zeit, wo Literar-Conventionen noch unbekannte Dinge waren und der Nachdruck überall in Blüthe stand. Daß diese Honorare, zu denen der Leipziger ehrenhafte Verleger absolut nicht verpflichtet war, sich mit den in England üblichen nicht vergleichen konnten, liegt auf der Hand; und damals soll Thackeray scherzend geäußert haben, was ihm Tauchnitz für seine Romane zahle, reiche gerade hin, um sich ein Reitpferd zu halten. Uebrigens sollte kaum zwei Jahre später (1860) Freiligrath selbst mit seinem Coleridge in der „Tauchnitz-Edition“ erscheinen und nachmals in der „Collection of German authors“ auch mit einem Bande eigener Gedichte (zuerst 1869, und in zweiter Auflage, um die Kriegsgedichte vermehrt, 1871): „Poems from the German of Ferdinand Freiligrath.“ Herausgegeben ward er von Freiligrath's Tochter Kate, welche die besten englischen Uebersetzungen von Gedichten ihres Vaters hier zusammenstellte, sich selbst aber zuerst auch als ausgezeichnete Uebersetzerin zeigte und ihren Namen als solche mit voller Berechtigung, wenn auch mit echt Freiligrath'scher Bescheidenheit, neben die berühmten von Adelaide Anne Procter, W. E. Aytoun, den Dichter der schottischen Cavalierlieder, Bayard Taylor, Justin Mac Carthy, Richard Garnett und so mancher Anderen schrieb.

Weiterhin jedoch in unserem Brief, wo der „Dattelvater“ wieder auftaucht, muß ich mich auf die Vermuthung beschränken, daß wir diesen Edlen zuletzt an jedem Ort und in jeder Gestalt sahen, und in unserer Phantasie so weit gingen, ihn wiederzuerkennen in einem Trompetenvirtuosen, der sich in der Concerthalle von St. James's hören ließ, und gar in dem Vorschneider der bekannten „dining-rooms“ von Simpson am Strand, „the Divan Tavern“ genannt, wo er die „Verbundenen“, d. h. die „joints“, die in silbernen Schüsseln ruhenden, auf Gestellen mit Rädern herumgefahrenen großen Braten kunstgerecht tranchirte, und wir ihn — in Gedanken versteht sich — mit dem tönenden Blech jenes Virtuosen beschenkten, damit er bei jedem neuen „Anschnitt“ Tusch blasen könne. So statteten wir unseren komischen Heros, der natürlich längst den irischen „Letterfrack“ trug, mit immer neuen Attributen aus, das ergötzliche Spiel fortsetzend, bis — Doch ich will den Ereignissen nicht vorgreifen.

5. November 1858.

Lieber Freund!

Wie der Kölnische Dattelvater sehr spät mit seinem Artikel gekommen ist, so komme ich sehr spät mit meinem nochmaligen besten Dank. Der Trompetenstoß hört sich wirklich sehr gut an, und wird nicht verfehlt haben, unter sämmtlichen Collegen jenseits des Rheins eine froh bestürzte Begeisterung hervorzurufen. „Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd“ — aufs Pferd des Herrn Thackeray nämlich, das der Stallmeister Bernhard Taugenichts junior für ihn sattelt, und das für uns (ein wahrer Boscostreich!) aus den Taschen des deutsch-amerikanischen Publicums springen und über den Ocean hertraben soll! Hoffentlich entspricht der Succeß des amerikanischen Freiligrath den sanguinischen Erwartungen des Hospitalerbauers! Denn dann kommt ihr Anderen sicher ungesäumt, Einer nach dem Anderen, an die Reihe.

Beim Trompetenstoß fällt mir der Dattelvater par excellence ein. Sein Solo bei Simpson hatte ich noch nicht Gelegenheit zu bewundern, wohl hab' ich ihn aber das Orchester in St. James's Hall, Picadilly, beherrschen hören. Es ist „wunderbar", wie das kühne Schmettern die Combattanten hinreißt. Die „Verbundenen" werden massacrirt, rechts und links, während hoch oben der dattelväterliche Tyrtäus im Letterfrack zornesmuthig in das von Ihnen gestiftete Blech hinein schnaubt.

Uebrigens hoff' ich, daß Sie ihm das Instrument nicht umsonst verehrt haben, und daß er Ihnen, zum Danke dafür, wenigstens seine halbe Praxis abgetreten hat. — Scherz bei Seite, Sie dürfen gewiß nicht so bald fortgehen, als Sie in Ihrem letzten Billet drohten! Lassen Sie mich wissen, wie lange Sie noch bleiben!

Nächste Woche hoffe ich, Sie und Deutsch (den ich herzlich grüße) auf einen Abend in die Hackney'sche Wildniß heraus bitten zu können. Heute Abend muß ich feuerwerkern und Sonntag Thee trinken.

Aufrichtig der Ihrige. F. Fr.

Inzwischen war es Mitte November geworden, und mein diesmaliger Aufenthalt in London neigte sich seinem Ende zu. Da plötzlich, als der furchtbare Schluß dieser Zeit so voll harmloser Fröhlichkeit, kam ein Tag des Entsetzens, des Schrecks und der Trauer — der Todestag Johanna Kinkel's!

Nicht gar lange zuvor noch, an einem Sonntage, der mir besonders in der Erinnerung geblieben ist, war ich zusammen mit Gottfried und Johanna Kinkel draußen bei Freiligraths gewesen. Das Verhältniß zwischen Freiligrath und Kinkel war jetzt, nach mancherlei Zwischenfällen, wieder ein freundliches; ein eigentlich freundschaftliches ist es wohl nie gewesen, obgleich beide Dichter sich lange, schon aus der vorrevolutionären Zeit vom Rheine her kannten und auf dem brüderlichen „Du" mit einander standen. Kinkel hatte, selbst in den Momenten wahrer Empfindung, etwas auf den äußeren Effect Berechnetes, was dem einfachen, bescheidenen Wesen Freiligrath's widersprach; und innere Gründe kamen noch hinzu. Doch er schlug die zur Versöhnung gebotene Hand nicht aus, und beide Familien nahmen den geselligen Verkehr wieder auf, der allerdings, bei den weiten Entfernungen Londons, sich nothwendiger Weise darauf beschränken mußte, daß sie sich zuweilen an den Sonntagen sahen; denn von Paddington, wo Kinkels wohnten, bis nach Hackney, zu Freiligrath's, war eine Reise. An solchen Sonntagen ging es dann aber immer auch recht munter her; zu den deutschen Freunden im Exil gesellte sich bald der eine, bald der andere distinguirte Schicksalsgenosse einer fremden Nation, und ich erinnere mich, daß an diesem Nachmittag der ungarische General Klapka, der Held von Komorn, unter uns war: ein Mann in der Frische seiner Jahre, mit der typischen Schönheit seines Volkes, ein echter Magyar, mit dunklen Augen, dunklem Bart und einer ritterlich-aristokratischen Tournüre. Hier, in diesem heiter angeregten Kreise, sah ich Johanna Kinkel zum letzten Mal, und so, wie ich sie da gesehen, steht sie noch heute vor mir: in der Hoheit ihrer Erscheinung und einer gewissen Herbigkeit der Formen, mit den großen, scharf ausgeprägten Zügen, den großen grauen Augen und einem schmerzlich leidenden Ausdruck, der, auch wenn sie lächelte, nicht ganz verschwand und ihrem keineswegs schönen, aber edlen Antlitz etwas unendlich Anziehendes verlieh.

Um fünf Jahre älter als Kinkel, war sie in der aus grenzenloser Liebe, trotz manches unbesieglich scheinenden Hindernisses geschlossenen Ehe sicherlich der stärkere Theil. Ein Blatt von ihrer Hand, das ich in meinem Jugendalbum bewahre, charakterisirt sie ganz. In ihren festen, schönen Schriftzügen hatte sie geschrieben: „Die Wahrheit ist mein Eigenthum, und ich nehme sie, wo ich sie finde. Zur Erinnerung an unser Gespräch im October 1856. Johanna Kinkel." In jenem Gespräch hatte sie mir auch gesagt, ich solle niemals ein Buch bloß anlesen, eine Mahnung, die wohl durch ein flagrantes Beispiel von Flüchtigkeit meinerseits veranlaßt war und die seitdem ich mir zu Herzen genommen. In der That, sie war von einer manchmal erschreckenden Wahrheitsliebe und fand stets den treffenden Ausdruck dafür.

Wir waren an jenem letzten Sonntag zuerst im Garten und begaben uns dann, als es dämmerte, hinein zu Tisch. Johanna Kinkel saß neben Ferdinand Freiligrath, der diese Frau hoch verehrte. Das Gespräch war laut und lebhaft; nur Freiligrath, sonst der Munterste von Allen, schien gegen seine Gewohnheit einsilbig. — „Was ist mit Ihnen?" fragte ich ihn, nachdem wir uns zurückgezogen hatten, um zu rauchen. — „Sie haben es wohl nicht bemerkt," gab er zur Antwort; „wir waren Dreizehn bei Tisch." —

Wir, Kinkels und ich, hatten verabredet, uns an einem bestimmten Freitag bei Schlesingers noch einmal zu treffen. Aber Kinkels blieben aus, und ich hörte nichts mehr von ihnen, bis zum folgenden Mittwoch. Es war ein trüber Novembermorgen, solch einer, wo der Nebel schwer auf London lastet und tiefer, immer tiefer sinkt, bis es manchmal mitten am Tage Nacht wird. Ich befand mich an meinem Platz im British Museum, dessen Besuch in diesem Herbste mir besonders angenehm gewesen war, weil außer Bergenroth jetzt auch Kinkel häufig dorthin kam. Um die Mittagszeit begaben wir Drei dann zusammen mit Deutsch uns in ein Bäckerlädchen gegenüber, in dem wir Caffee tranken und „buttered rolls" aßen, um hierauf frohgemuth Jeder zu seiner Arbeit wieder zurückzukehren. Heute war mir nicht so zu Sinn, etwas Unheimliches lag in der Luft. Von der mächtigen Kuppel herab schwebte die Dämmerung, welche den ungeheuren Raum mit all' seinen Büchern und Menschen in ein schwefelicht-gelbes Zwielicht hüllte und den Gestalten etwas Schwankendes gab. Jemand nahte sich mir, den ich erst erkannte, als er dicht vor mir stand. Es war Gustav Bergenroth, mit ganz verstörtem Gesicht. „Sie wissen es noch nicht?" fragte er beklommenen Tones. Erschreckt sprang ich auf. „Johanna Kinkel hat sich . . ." er stockte, dann fuhr er fort: „ist vorgestern aus dem Fenster ihres Schlafzimmers in den Hof gestürzt." — „Todt?" rief ich, zurückbebend vor dem Klang meiner eignen Stimme. — „Todt!" erwiderte Bergenroth.

Als ich nach Hause kam, fand ich auf meinem Tische zwei Briefe. Der eine war von Kinkel, der andere von Freiligrath.

Der von Kinkel stehe zunächst:

17. November 1858.

Lieber Freund!

Dieser Brief bringt Ihnen keine Neuigkeit mehr. Meine Frau starb vorgestern, den 15., um 2½ Uhr. Sie hat Sie sehr gern gehabt und sich sehr gefreut über die

lieben und guten Worte, die Sie über mein häusliches Glück und die Kinder nach Deutschland geschrieben haben. Ich bin so zerstört, daß ich mir muß helfen lassen wie ein Kind, um über die nöthigen ersten Dinge hinüber zu kommen, und in jeder praktischen Rathlosigkeit denk' ich immer, wie ich stets gewohnt war: Ich will meine Johanna fragen — und dann ist sie todt und kalt, oben auf dem Bett. Lieber Rodenberg, ich bin sehr elend — und was soll werden mit diesem Leben ohne Schönheit, Musik und Freiheitsgluth, wie diese reiche Frauenbrust sie in sich trug.

Ein Brief von Ihnen ist mitten in den Schmerz hinein geschlagen, ich habe ihn noch nicht auslesen können. Ich hoffe aber bald wieder zum Leben gefaßt zu sein, weil ich, der stärksten Hülfe in jeder Hinsicht beraubt, zur Arbeit mich fassen muß, damit meine Kinder leben und ihre Erziehung fortsetzen können. Den Luxus auf dem Museum zu studiren, werde ich mir lange, lange Zeit wohl nicht mehr gönnen dürfen. Doch heute nichts von mir, denn ihr Tod ist das einzig Wichtige.

Ihr armer, armer Freund
G. Kinkel.

Der Brief Freiligrath's lautet:

17. November 1858.

Lieber Rodenberg!

Ich muß Sie, mit Deutsch, jedenfalls vor Ihrer Abreise noch einmal bei mir sehen. Leider sind die Verhältnisse bisher einem Zusammenkommen nicht günstig gewesen. Vorigen Sonntag waren wir bei Blinds, und nächsten Sonntag werden wir, nach lange getroffener Verabredung, in einem anderen (auch Flüchtlings-) Kreise zubringen. Nun hatte ich auf einen Abend zwischen den beiden Sonntagen gehofft. Aber der jähe Tod der Frau Kinkel hat uns einen Flor über die Woche geworfen. Ich bin noch wie betäubt, und meine Frau ist im Innersten erschüttert und zerbrochen von der Nachricht. Das ist ein trauriger Beschluß Ihres Londoner Besuches! Hoffentlich bleiben Sie noch bis in die nächste Woche hinein und schenken uns dann, wenn wir Alle gefaßter sind, noch einen Abend. Wenn nicht, so drücken wir uns doch noch die Hand am Grabe der edlen, muthigen Frau.

Von Herzen Ihr F. Fr.

Traurige Tage kamen nun, der traurigste, der peinlichste der, an welchem das „Coroner's Inquest", d. h. die kronamtliche Untersuchung vor einer Jury stattfand, wie dies in England bei jedem Todesfall, dessen Ursache nicht feststeht, gesetzlich vorgeschrieben ist. Der arme, beraubte Mann hatte gar nicht an diese grausame Procedur gedacht, die ihn zwang, mit seinem Schmerz vor einer, wenn auch beschränkten Oeffentlichkeit zu erscheinen, und die Vorbereitungen zur Bestattung waren bereits getroffen.

18. November 1858.

Lieber Rodenberg!

Morgen früh, Freitag, um 11 Uhr 20 Minuten Vormittags, führt ein Specialtrain der Necropolis Company die Leiche zur Bestattung nach Woking. Einladungen, so viel ich weiß, sind nicht erlassen, doch wird die Begleitung von Freunden als Zeichen der Theilnahme gern gesehen werden. In Erwägung alles Peinlichen, was den Fall kennzeichnet, wird die Sache, denk' ich mir, mehr privater Natur sein. Keinesfalls eine Demonstration irgend welcher Art. Sie würden sich mit Deutsch (vielleicht schließen sich auch Schlesinger und Kaufmann an) etwas vor der bemerkten Zeit „at the private Station of the Necropolis Company in the Westminster Road close to York Road" einstellen müssen.

Ganz Ihr F. Fr.

Doch noch am selben Tage benachrichtigte mich Freiligrath, daß die Beerdigung verschoben worden, und am anderen Morgen erhielt ich von ihm das

ausführliche Schreiben, das man sogleich lesen wird. Niemals hab' ich Freiligrath so tief erschüttert gesehen, wie während dieser bittern Zeit, niemals aber auch so hülfsbereit und rastlos thätig, um den Anderen in ihrem Leide beizustehen.

19. November 1858.

Lieber Rodenberg!

Ich schrieb Ihnen gestern Abend eine hastige Zeile (vom Kinkel'schen Hause aus), um Sie von dem Aufschub der Beerdigung zu unterrichten.

Dieser Aufschub ist nöthig geworden durch den vom Coroner auf heute Nachmittag 4 Uhr angesetzten Inquest. K. war der Meinung gewesen, die Leichenschau, wenn überhaupt, werde am Mittwoch stattfinden. Da sich nun an diesem Tage keine Jury einstellte, so hatte er die Anordnungen fürs Begräbniß auf heute Morgen getroffen. Daraufhin schrieb ich Ihnen gestern mein erstes Billet. Nun kam plötzlich gestern Abend noch die Aufforderung vom Coroner für heute Nachmittag. Jetzt wird es zunächst vom Resultat des Inquest abhängen, wann die Bestattung vor sich gehen kann.

Wir, meine Frau und ich, haben die Leiche gesehen. Kopf und Gesicht unverletzt und unentstellt. Letzteres ruhig, friedvoll, wie schlafend. Wir haben die feste Ueberzeugung gewonnen, daß dieses klare, immer und immer nach harmonischer Durchbildung ringende Leben nicht mit einer so schneidenden Dissonanz (Sie wissen welche) endigen konnte. Dafür spricht uns dies stille Todtenantlitz, dafür Alles, was wir über die letzten Tage und den letzten Tag der Verstorbenen gehört haben. Nur ein unseliger Zufall, ein Aufreißen des Fensters beim plötzlich eintretenden Herzkrampf kann die entsetzliche Katastrophe herbeigeführt haben. Ich bin fest überzeugt, das Verdict der Jury wird „accidental death" lauten.

Ich möchte gern noch einmal mit Ihnen sprechen, ehe Sie fortgehen. Erhalten Sie diese Zeilen früh genug und können es sonst einrichten, so kommen Sie doch heute noch. Ich bin bis 5 Uhr in der City. Sonst morgen — von 10 bis 4.

Gott mit Ihnen und uns, lieber Rodenberg; was ist dies für ein elendes Leben! Und das bißchen Liebe, was es allein schön und erträglich macht — wie muß es bluten, bluten, bluten! Ihr F. Fr.

Ich habe die betreffenden Seiten in den „Memoiren einer Idealistin" nachgelesen, deren Verfasserin, meine Landsmännin, Frl. Malwida von Meysenbuch, dem Hause Kinkel's intim befreundet und die Vertraute Johanna's war. Ihre Mittheilungen bestätigen Dasjenige, was mit allen Einzelheiten mir heute noch gegenwärtig ist — die begleitenden Umstände jenes furchtbaren Ereignisses, von dessen Plötzlichkeit wir Alle wie betäubt und zerschmettert waren. „Nun wollen wir noch einmal für sie kämpfen," sagte Kinkel zu der langjährigen und bewährten Freundin, als sie Nachmittags am 19. November — es war ein Freitag — gekommen war, um ihn auf dem schweren Gange zu begleiten. Mit ihnen ging das älteste Töchterchen, eine mädchenhaft erblühende Gestalt, die Johanna hieß, wie die Mutter, und auch ihre schwermüthigen Augen hatte. Sie blieb, in ihrem schwarzen Gewande, draußen im Vorraum des Gerichtslocales; drinnen fand Kinkel uns Alle versammelt. Mit männlicher Fassung trat er vor die Geschworenen. Aufrecht stand er, so wie er schon zwei Mal vor seinen Richtern gestanden, das erste Mal vor dem Kriegsgericht in Rastatt, das ihn, „den ehemaligen Professor und Wehrmann in den Freischaren, Johann Gottfried Kinkel aus Bonn, weil er unter den badischen Insurgenten mit den Waffen in der Hand gegen preußische Truppen

gefochten, zu dem Verluste der preußischen Nationalcocarde und, statt zur Todesstrafe, nur zur lebenswierigen Festungsstrafe verurtheilt" hatte; das andere Mal am 2. Mai 1850 vor den Geschworenen in Köln, die den auch der Theilnahme am Siegburger Zeughaussturme angeklagten Gefangenen von Naugard in Folge seiner glänzenden Vertheidigungsrede zwar freisprachen, was aber sein Schicksal nur verschlimmerte: denn auf einem mißglückten Fluchtversuch wieder ergriffen, ward er nach Spandau transportirt. Heute, zum dritten Mal, galt es einzutreten für Diejenige, deren Heroismus und Seelenschmerz damals den jugendlichen Karl Schurz zu der schönen That begeistert hatten, den geliebten Lehrer in der Jacke des Sträflings aus der Festung zu befreien (in der Nacht vom 6. auf den 7. November 1850). Und so, wie einst auf dem Porträt, das lange noch in meiner Eltern Hause hing, sah ich ihn jetzt, am 19. November 1858, in Wirklichkeit: die rechte Hand über der Brust, auf dem Herzen, das schöne Haupt stolz gehoben; nur Bart und Haar, damals tief dunkel, waren jetzt mit Grau gemischt. Mit klarer Stimme gab er Bescheid auf die Fragen des Kronbeamten. Wiewohl sein Englisch einen gewissen Accent hatte, der den Rheinländer erkennen ließ, sprach er es doch geläufig, und er sprach mit der einfachen, aber großen Beredtsamkeit eines bewegten Innern. Er wollte das Andenken der Mutter ihren Kindern rein bewahren. Er schilderte mit überzeugender Kraft, wie glücklich ihr Familienleben gewesen bis zum letzten Tage, bis zur letzten Stunde; daß die Verstorbene jedoch seit längerer Zeit an Krämpfen des Herzens gelitten, daß sie wahrscheinlich an dem verhängnißvollen Tage während eines solchen Anfalls, um Luft zu bekommen, ans Fenster geeilt — und die englischen Fenster reichen tief herab bis auf den Boden —, es aufgerissen, das Gleichgewicht verloren habe ... Hier übermannte den bis dahin so Tapferen die Rührung; er konnte, nachdem er sich wieder gesammelt, nur noch hinzufügen, man möge seine draußen stehende Tochter hereinrufen; sie sei, wenn es gewünscht werde, bereit, auch ihr Zeugniß abzulegen. Da jedoch, nach einigen Worten des Vorsitzenden, erhoben sich alle Geschworenen, und einstimmig gaben sie den Wahrspruch ab: „Zufälliger Tod."

Am anderen Mittag, Sonnabend, 20. November, traf sich die kleine Trauerschar auf dem Bahnhof jenseits der Londonbrücke, wo der Specialtrain bereit stand. Das trübe Wetter der vorhergehenden Tage hatte sich aufgeklärt, eine herbere Luft wehte, den Nebel vertreibend, und die Landschaft, durch die wir fuhren, war von einem leichten Rauchfrost bedeckt. Denn weit außerhalb des Bann- und Dunstkreises von London liegt der Friedhof von Woking, auf welchem Johanna Kinkel ihre letzte Ruhestätte finden sollte. Die Hügel der Grafschaft Surrey blicken auf ihn herab, und er selber, damals fast noch leer, zieht sich über hügeligen Grund dahin. Als wir ihn betraten, kam die Sonne, die wir so lange nicht mehr gesehen, aus dem Wolkenflor heraus und beleuchtete den kurzen Weg, den wir, dem Sarge folgend, bis zu dem frisch aufgeworfenen Grabe noch zurückzulegen hatten. Hier sah ich die Freunde noch einmal beisammen, durch die mein Londoner Aufenthalt mir zu einem so bedeutenden Lebensabschnitt geworden war. Aber mit welchen Empfindungen

chied ich diesmal von ihnen! Mir winkte die Heimkehr, sie blieben, um in der Fremde den freudlosen Kampf fortzusetzen. Ob sie noch hofften, wenn sie des deutschen Vaterlandes gedachten? Dumpf und schwer war da die Atmosphäre, kein Lichtstrahl zeigte sich und nicht die leiseste Bewegung lüftete den Schleier. Und doch war es nicht mehr weit bis zum Anbruch des Tages der die Verbannten heimführen und ihre Herzen versöhnen würde. Doch sie, diese heldenmüthige Frau, war dem Schicksal zum Opfer gefallen. Auf ihrem Sarge, bevor er ins Dunkel entschwand, legte der Gemahl einen Lorbeerkranz mit rothen Bändern nieder, und mit den Kindern um sich her nahm er Abschied von ihr. Was in Freiligrath's Innern vorging, sollten wir erfahren, als wir das Gedicht kennen lernten, das unter den schmerzlichen Eindrücken dieser Stunde geboren ward. Nein, seine starke Seele verzagte nicht. Seinem Dichterauge zogen die großen Gestalten der Vergangenheit vorüber, welche durch ihren Gesang, ihre That oder ihr Martyrium diesen Boden der Freiheit geheiligt haben. Diese Luft war es, die mit Milton's Haar gespielt, „des Dichters und Rebellen," und deren Hauch die Schlachtstandarten Cromwell's geschwellt hat; diese Sonne, zu der aufblickend Algernon Sidney, nach der verunglückten Empörung gegen den feigen Stuart, den Tod auf dem Schaffot gestorben ist — „Algernon Sidney beheaded" steht unter seinem Porträt im alten Familienschloß zu Penshurst — diese Hügelkette, an der bis zuletzt, wenn sie nach dem Tower hinüberschaute, voll Sehnsucht und Schmerz und Liebe der Blick Lady Rachel Russell's hing, „wie Du der Hort des Gatten, der gefangen" . . . . Dann rollten die Schollen nieder und wir fuhren nach London zurück. Mir gegenüber saß Freiligrath, tief in sich versunken; ich wagte nicht, ihn anzureden. Es war, als ob etwas von seinen Visionen sich auch uns mittheile. Beim Aussteigen bat er Deutsch und mich, ihn noch an diesem Abend zu besuchen; aber da der Nachmittag mittlerweile schon weit vorgerückt war, verschoben wir's bis zum morgigen Sonntag Abend. Kaum eingetreten, kam uns Freiligrath in alter Herzlichkeit entgegen; die Spannung des vorhergegangenen Tages schien von ihm gewichen, er war wieder, wie wir ihn immer gekannt und gesehen hatten. — „Es ist gut," sagte er, „daß Sie heute erst gekommen sind — gestern Abend . . ." Er unterbrach sich. „Doch gehen Sie mit mir hinauf," und er führte uns in seine „Werkstatt", nahm — nachdem wir uns gesetzt hatten — ein paar beschriebene Blätter vom Tisch und begann zu lesen:

Zur Winterszeit in Engelland,
Versprengte Männer, haben
Wir schweigend in den fremden Sand
Die deutsche Frau begraben . . .

Es war das Gedicht: „Nach Johanna Kinkel's Begräbniß," das jetzt als eines der schönsten in der Sammlung seiner Gedichte steht. Doch so, wie er es an jenem Abend las — ohne jedes Pathos, mit kaum merkbar bewegter, leiser Stimme, so liegt es jetzt vor mir, in seinem ersten Druck „Als Manuscript für Freunde" — mir Alles zurückrufend, was sich in jenen düsteren Tagen an Leid und Weh zusammendrängte, doch auch diese letzten traulichen

Stunden bei Freiligraths, wo, wie dem Dichter selbst, sein befreiendes Wort uns die Beklommenheit von der Seele nahm.

Wenige Tage später verließ ich London. Auf der Fahrt die Themse hinab und über den schon von Winterstürmen bewegten Kanal, in dem dichten Nebel, der das heftig schaukelnde Schiff vor der Scheldemündung festhielt, überdacht' ich noch einmal Alles, was jetzt schon hinter mir lag wie ein schwerer Traum. Ich fühlte mich älter geworden; denn ein großer Schmerz reift die Seele. Nicht frohgemuth, wie zwei Jahre früher, betrat ich den festländischen Boden. Die belgische Landschaft, die mir sonst immer nur im Sommerglanze gelacht, lag begraben im Schnee, der Rhein ging trüb' und hoch, und die Weser sang mir auch kein Heimathlied mehr, wie ehedem. Denn das Elternhaus war inzwischen aus der trauten Stille der kleinen Stadt nach Hannover verpflanzt worden, und wenn ich jetzt hinüberblickte zu den hessischen Hügeln, so hatte mein Herz mir nichts mehr zu sagen. Mir ward plötzlich, als sei nun die Romantik der Jugendzeit dahin, die Welt nüchterner, ich selbst ein Anderer, Aelterer geworden. Ich hatte den Ernst des Lebens zu sehr in der Nähe geschaut, als daß ich nicht anfangen sollte, selber ernst über das Leben zu denken. An freundlicher Förderung fehlte mir's auch jetzt in Hannover nicht, wo ich als Knabe mein erstes Leid erfahren und in späteren Jahren mit der Unbesonnenheit des erwachenden Thatendrangs mich über Alles glaubte hinwegsetzen und, um ganz frei zu sein, Alles opfern zu dürfen — auch Manches, was uns zum zweiten Male so nicht wieder geboten wird. Jetzt war ich ruhiger geworden und mein Inneres mehr herabgestimmt, aber auch fester und klarer in der Erkenntniß eines erreichbaren Zieles. Hier in Hannover schienen sich meine Vergangenheit und meine Zukunft zu berühren und von einander zu scheiden. Wenn ich auf meinen Spaziergängen an der Höheren Bürgerschule vorbeikam, so war noch immer das Eckfenster da, das mich an den entscheidenden Augenblick in meiner Schulzeit erinnerte. Konnte ich jetzt, mit meinem Herzen so voll und so schwer von den letzten Londoner Erlebnissen, zu jenen beiden anderen Fenstern an der Gartenseite des Gebäudes emporschauen, ohne daran zu denken, daß es dort war, wo ich in ahnungsloser Stunde den Namen Ferdinand Freiligrath's zum ersten Mal gehört hatte? . . .

(Schluß im nächsten Hefte.)

Die Maniaten.

Ein Beitrag zur Volkskunde des heutigen Griechenlands.

Von

Professor Dr. **A. Thumb.**

[Nachdruck untersagt.]

I.

Die mächtige Gebirgskette des Taygetos, welche die fruchtbare Ebene Sparta's im Westen überragt und in ihrer höchsten Erhebung bis 2400 Meter ansteigt, verläuft nach Süden in eine gebirgige Halbinsel, die im Cap Taenaron oder (heute) Matapan endigt und die mittlere der drei Zacken bildet, welche der Umrißzeichnung des Peloponnes charakteristisch sind. Diese Halbinsel, deren Basis etwa die Linie Kalamata (am messenischen Golf) — Gythion oder Marathonisi (am lakonischen Golf) bildet, wird von den Griechen Mani oder Maina genannt; ihre Bewohner heißen Maniaten, wofür man in Westeuropa meist die Bezeichnung Mainoten (Mainotten) gebraucht. Wenn schon die Griechen überhaupt sich in Europa nicht allzu vieler Sympathien erfreuen, so stehen die Maniaten, so weit man von ihnen weiß, in einem ganz besonders traurigen Ruf. „Jede Ecke des Landes" — so schreibt der französische Reisende Pouqueville im Anfang unseres Jahrhunderts — „bildet eine Anarchie von Räubern und Piraten und befindet sich fortwährend auf dem Stand des Qui-vive oder vielmehr im Kampf mit dem Nachbarn, und Alle betrachten sich im fortwährenden Kriegszustand gegen Alle. Fremdenhaß, Raub, Meuchelmord, Lüge und Diebstahl sind unter den Maniaten autorisirt . . . Die Maina befindet sich noch heute in der Zeit des Raubritterthums." Die Maniaten seien raub- und beutesüchtig, habgierig, nüchtern nur aus Geiz oder Noth, ihr Christenthum sei unter den Augen ihrer Priester ein ärgernißerregendes Beispiel von Immoralität — kurz, die Maniaten seien der Abschaum Griechenlands. Da wundert es uns nicht, wenn ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts dem Volksstamme zutraut, daß seine Mordlust und Grausamkeit sich gelegentlich bis zum Kannibalismus, zum Auffressen getödteter Feinde steigere! Man ist leicht geneigt, solche Schauergemälde als der Wirklichkeit entsprechend anzusehen, wenn wir hören, wie die Griechen selbst über die Maniaten gleich

harte Urtheile fällen. Ein beschreibendes Gedicht über die Maina, das aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stammt und wahrscheinlich einen Angehörigen der nördlichen Maina zum Verfasser hat, äußert sich über die Bewohner der inneren (südlichen) Maina in Worten, die an Schärfe nicht überboten werden können. „Die Männer gehen umher auf Diebstahl und Seeräuberei, und andere führen gegen einander Krieg und üben Verräthereien. Jeder geht wo anders hin, um zu stehlen. Und Einer paßt dem Andern auf, damit er ihn erwürge . . . Nachbar den Nachbar, Gevatter den Gevatter, Bruder den Bruder. — Dem Einen versprechen sie Freundschaft, dem Andern werden sie untreu. — Ihr Blick ist wild, häßlich anzusehen; sie haben rothe Augen und Nägel wie Thiere . . . Wenn Fremdlinge in ihren Ort kommen, machen sie dieselben zu Gevattern und laden sie zu Tische ein. Und wenn der Fremdling scheiden will, geben sie ihm die Ermahnung: ‚Gevatter,‘ sagen sie, ‚schau, wir wollen Dir gut . . . Zieh die Jacke aus, die Weste und Deinen Gürtel, auch Deine Hosen, daß kein Feind sie Dir nehmen kann; denn wenn Feinde Dich berauben und Andere sie Dir nehmen, bringst Du uns Schaden und große Schande. Deswegen, mein Gevätterlein, um Dir es kurz zu sagen, wir wünschen, daß Du auch Fes und Hemd dalassest und die Schuhe — jetzt bist Du sicher und hast Keinen zu fürchten.‘ So ziehen sie den unglücklichen Fremdling aus bis auf die Haut, die Unbarmherzigen, und lassen ihn laufen. — Vor Menschen schämen sie sich nicht, und Gott fürchten sie nicht, mit den Armen haben sie kein Mitleid, die Fremdlinge bedauern sie nicht. Sie sind grausam und thierischen Sinnes und haben keine Aehnlichkeit mit Menschen. — Wer mit ihnen ißt, beschmutzt sich unfehlbar, er verdammt seine Seele, ohne es zu wissen. Es soll sie nicht einmal Einer grüßen, sondern sie fliehen wie Schlangen.“

„Nur die Tsimovioten (d. h. die Bewohner von Tsimova an der Grenze der inneren und äußeren Maina) sind gute Menschen,“ fügt der wohlwollende Verfasser hinzu, der natürlich für sich selbst eine Ausnahme macht. Wenn auch diese Schilderung das Merkmal tendenziöser Uebertreibung zu deutlich an sich trägt, so könnte man doch vielleicht aus der Uebereinstimmung mit anderen Berichten schließen, daß die Maniaten ein über alle Maßen verkommener Volksstamm seien. Entwirft doch ein Reisender der neuesten Zeit, der Letzte, der sich über die Maniaten geäußert hat, ein Bild, das zu unserer Auslese paßt: zwar ohne rhetorischen Schwung, aber mit desto wuchtigerer Deutlichkeit schreibt Alfred Philippson dem Maniaten die Charakterzüge der Gesetzlosigkeit, Gewaltthätigkeit, Grausamkeit und Treulosigkeit, des Jähzorns, des mangelnden politischen Sinnes und des Hanges zu ewigen Händeln zu und weiß von Mißtrauen, ja Erbitterung gegen ihn, den Fremden, zu erzählen. Es sind erst einige Jahre her, seit Philippson mit solchem Urtheil auf Grund eigener Anschauung die ungünstigen Urtheile älterer Zeit zu bestätigen schien — und doch, würde das Alles den thatsächlichen Verhältnissen entsprechen, so muß ich mich billig wundern, daß ich den Händen jener Unmenschen entronnen bin und von dem Volksstamm überhaupt berichten kann, der in so schlechtem Rufe steht.

Denn ohne jene Schilderungen allzu ernst zu nehmen, da meist in ungünstigem Sinne übertrieben zu werden pflegt, wo man auf das heutige Griechenland zu sprechen kommt, baute ich auf die maniatische Tugend der Gastfreundschaft, die wenigstens da und dort anerkannt wurde, und unternahm April 1894 recht sorglos meine Tour durch das berüchtigte Gebiet. Militärische Begleitung verschmähte ich; in Folge der Empfehlungen, mit denen mich die griechische Regierung versehen hatte, wurde sie mir zwar einige Mal aufgedrängt, aber ich betrachtete sie doch mehr als Zierrath und freute mich, daß ich gerade in demjenigen Theil des Landes ohne militärischen Schutz war, wo die Eigenart der Bewohner am stärksten hervorbricht, in der südwestlichen und südlichen Ecke der Halbinsel, in der sogenannten inneren Maina (*Μέσα Μάνη*) und in den „Bösen Bergen" (*Κακοβούνια*). So trat mir der Bewohner viel unbefangener entgegen, als wenn ich wie ein „regierungsseitig" empfohlener Reisender auftrat. Führer, Diener und Gehülfen waren mir zwei biedere Maniaten, mit denen ich rasch Freundschaft schloß; der Eine, der gewissermaßen als „Impresario" nicht nur um mein leibliches Wohl treu besorgt war, sondern auch in verständiger Weise meine Erkundigungen über Land und Leute förderte, verdient genannt zu werden: er heißt Petros Vrikiadis, war damals Besitzer einer kleinen Schenke in Gythion (Marathonisi) und mag Allen empfohlen werden, die von Gythion aus Landtouren unternehmen wollen. Der Zweite, der das Maulthier stellte, hatte eine etwas bewegtere Vergangenheit; aber mein Vertrauen auf seine Biederkeit und Zuverlässigkeit schwand auch dann nicht, als er mir erzählte, daß er wegen Körperverletzung vier Jahre im Gefängniß zugebracht habe: er war nämlich Elementarlehrer gewesen und hatte bei einem Streit das Messer gebraucht, wofür er mit Verlust seines Amtes und zeitweise der Freiheit bestraft wurde. Der arme Kerl mußte die ganze Zeit seiner Strafe absitzen; „denn kein Abgeordneter hat sich um mich gekümmert," klagte er. „Dann bin ich Agojat geworden, bin ein freier Mann und brauche nicht nach Abgeordneten und Ministern zu fragen." Sein früherer Beruf ging ihm nur noch insofern nach, als er sich etwas darauf zu gute that, hin und wieder die „edleren Ausdrücke der Schriftsprache" statt derjenigen des gewöhnlichen Volkes mir gegenüber zu gebrauchen und mit mir über die Vorzüge der neugriechischen Schriftsprache zu discutiren, worin ich ihm aber nicht ganz zustimmen konnte.

Der beste Ausgangspunkt für eine Tour in die Maina ist das kleine Hafenstädtchen Gythion am lakonischen Meerbusen, das man von Athen aus in zwölf- bis fünfzehnstündiger Seefahrt erreicht. Von hier zog ich die Ostküste hinunter bis zum Cap Taenaron, in dessen Nähe einst der Sänger Arion vom gesangliebenden Delphin ans Land gesetzt wurde. Die ganze Ostküste fällt steil zum Meere ab und läßt nirgends einer Strandebene Raum. Dagegen senkt sich die Westseite des die Halbinsel durchziehenden Gebirges in sanfterem Abhang zum Meere und bietet Platz zu größeren Flächen. Je weiter man aber gegen Nordwesten vorwärts kommt, desto mehr erfreut uns anbaufähiges Land, bis wir schließlich nach Ueberschreitung eines kleinen Grenzflüßchens, unweit von Kalamata, in die gesegnete, fruchtstrotzende Ebene

von Messenien eintreten. Im Gegensatz zu den fruchtbaren Gefilden Messeniens ist die Maina ein steiniges Gebirgsland, in dem große Strecken, nicht nur die felsigen Kuppen der gänzlich unbewaldeten Berge, sondern auch die Abhänge oft bis ganz in die Nähe des Meeres, vollständig unbebaut sind. Und selbst ein großer Theil des bebauten Bodens mußte von den Bewohnern in harter Arbeit den Bergen abgewonnen werden: in schmalen, terrassenförmigen und von Mauern gestützten Streifen wird an den unteren Berghängen das Ackerland zusammengehalten, auf dessen magerer Scholle das Getreide nur schwächlich gedeiht. Eine Hülsenfrucht (*λούπινα*, Lupinen), die auf dem armen Boden am besten fortkommt, ist die wichtigste pflanzliche Nahrung der Bewohner; die „Bohnen" werden conservirt, indem man sie in Säcken ins Meer versenkt und längerer Einwirkung des Meerwassers aussetzt. Während Griechenland sonst überall durch trefflichen Wein sich auszeichnet, hat die Natur den Maniaten dieses Geschenk versagt. Und während sonst auch der ärmste griechische Bauer sich einen Labetrunk gönnen kann, ist den Aermsten der Maniaten der Wein ein so seltenes Getränke, daß die Bewohner einer armseligen Steinhütte, in der ich einmal zu übernachten genöthigt war, nicht einen Krug besaßen, um Wein holen zu können; sie mußten einen höchst bedenklichen Blecheimer benutzen, nach dessen sonstiger Verwendung ich mich zu fragen scheute.

Oliven und eine Eichenart, die für die Gerberei sehr geschätzt wird, sind die einzigen Landeserzeugnisse, welche dem Maniaten sein Dasein sichern; es ist sein Stolz, wenigstens diese Producte in besonderer Güte zu besitzen. Oliven und Oel aus der Maina werden auf dem athenischen Markt wegen ihrer Feinheit bevorzugt. Was das Land an animalischen Producten hervorbringt, ist gering und gerade für die eigenen Bedürfnisse ausreichend: selbst die Kleinviehzucht ist wenig entwickelt — von Großviehzucht ganz zu schweigen. Denn während Ziegen- und Schafherden überall an den Abhängen der griechischen Berge zwar dürftige, aber doch genügende Nahrung finden, reichen die Berge der Maina nicht einmal dazu aus. Nur die Schweinezucht wird in größerem Umfang betrieben, mehr als im übrigen Griechenland; eingepökeltes Schweinefleisch bildet daher die wichtigste Fleischnahrung — nebenbei bemerkt, von einer Härte und Zähigkeit, daß die Zähne eines Raubthieres zu ihrer Bewältigung nöthig sind. Noch eine andere Nahrung hat den Maniaten der Himmel geschenkt, die Wachteln. Wenn im Herbste diese Zugvögel aus dem Norden wärmere Himmelsstriche aufsuchen und vor ihrer Wanderung übers Meer in der Südspitze der Halbinsel sich in dichten Scharen zu kurzer Rast niederlassen, werden sie in Netzen — ähnlich den Schmetterlingsnetzen unserer Jugend — gefangen und theils frisch verzehrt, theils eingemacht als besonderer Leckerbissen für das Jahr hindurch aufbewahrt. Es wäre Thorheit, aus falscher Sentimentalität den Bewohnern eines so armen Landes diesen „Vogelmord" zum Vorwurf zu machen; handelt es sich doch darum, den Hunger, nicht etwa die Launen einer flüchtigen Damenmode zu befriedigen.

Armuth und Dürftigkeit sind der Maina eigen, und trotzdem ist ihr Gebiet in Anbetracht seiner geringen Anbaufähigkeit sehr bevölkert: in den beiden Eparchien (Bezirken) Gythion und Vitylo wohnen etwa 46 000 Menschen

in ein paar kleinen Städtchen, sowie zahlreichen Dörfern und Weilern. Die Beschaffenheit des Landes läßt Faulenzen auch bei größter Bedürfnißlosigkeit nicht zu; die Noth treibt Viele in die Welt hinaus, um etwas zu verdienen, und Maniaten gibt es wohl überall im Orient, wo Griechen wohnen.

Die Härte des Lebens hat in der Maina ein sehniges, freiheitliebendes und thatkräftiges Volk geschaffen: die äußere Erscheinung stellt den Maniaten allen anderen griechischen Stämmen ebenbürtig zur Seite. Sie haben eine nicht sehr hohe, aber schlanke und bewegliche Gestalt; die bräunliche Hautfarbe und das tiefschwarze Haar lassen sie als reine Vertreter der brünetten Rasse erscheinen. Das Gesicht ist schmal; nur hin und wieder trifft man vollere Formen; schmal ist auch die Nase und gerade, nur gelegentlich zu leichter Adlernase gekrümmt. Es ist ein kräftiger und wohlgeformter Menschenschlag; Wohlbeleibtheit wird man vergebens suchen. Schönheit der Frauen wird von einem Franzosen gerühmt, von einem deutschen Reisenden geleugnet: man sieht sie nicht gerade häufig, aber ebenmäßige, sympathische Züge sind durchweg Regel; unter den weiblichen Angehörigen vornehmer Familien fand ich theils feine, aristokratische Erscheinungen, theils solche, die man mit dem Wort „Rasse" zu charakterisiren pflegt. Freilich, wie sonst in Griechenland trifft man auch in der Maina unter dem starken Geschlecht mehr Schönheit vertreten als im „schönen"; gerade unter den Männern, und nicht am wenigsten unter Greisen, fallen Gesichtszüge auf, die durch edle Form hervorragend ausgezeichnet sind.

Der körperliche Typus, den ich geschildert habe, gehört vorzugsweise der engern Maina an; nördlich der Linie Tsimova-Maurovuni treten neben die Brünetten blonde und braune Typen. Von Tsimova gegen Nordwesten wandernd, konnte ich durch Zählungen, die ich in einigen Volksschulen vornahm, eine Steigerung in der Zahl der Blonden (bis 20 Procent) beobachten. Neben dunkeläugigen, schwarzhaarigen Griechenkindern mit bräunlichem Teint fielen die kleinen Blondköpfe mit blauen Augen und weißer Hautfarbe um so mehr auf, da man solche Westphalenerscheinungen nicht im südlichsten Winkel unseres Erdtheils erwartet.

Wer von Gythion aus südwärts ins Land reitet, der trifft schon nach halbstündiger Wanderung in den Dörfern oder vereinzelt auf Hügeln eigenartige viereckige Thürme an, die sich mehren und mächtiger werden, je weiter man nach Süden kommt. Nähert sich der Reisende im Südwesten der Halbinsel einem Dorfe, so glaubt er eine große, wohlbefestigte Burganlage vor sich zu haben: zehn, fünfzehn und mehr Thürme überragen die Häuser oft um drei bis vier Stockwerke. Sie sind nicht bewohnt, sondern dienten den bevorrechteten Familien als Mittel- und Stützpunkt ihrer Macht, wenn sie mit ihren Feinden in Fehde lagen. Da heute eigentliche „Kriege" selten sind, so werden diese Thürme nicht mehr so häufig gebraucht: aber wie noch vor wenig Jahren regelrechte Schlachten geliefert wurden, so können diese Thürme jeden Augenblick ihrem Zwecke wieder zugeführt werden. Sah ich doch in einem kleinen Dorfe, wo es nur zwei solcher Thürme gab, jeder einer mächtigen Familie angehörig, wie auf dem einen ein mit der Flinte bewaffneter Maniate Wache

hielt, sei es um die Annäherung eines Angehörigen der feindlichen Familie zu signalisiren oder um einen solchen niederzuschießen.

Die Häuser, in denen die Maniaten wohnen, sind nur zum Theil an die Thürme angebaut; denn nicht jede Familie in unserem Sinne, sondern nur die Familienverbände haben Thürme. Die aus Stein schmucklos hergestellten Häuser zeigen einen einheitlichen Plan: vom Hofe gelangt man auf steinerner Treppe zu einer kleinen, gegen Süden gerichteten Terrasse, von wo man in die Wohnung eintritt; unter dieser und der Terrasse, also zu ebener Erde, ist Stallung oder Keller. Die Wohnung selbst besteht aus zwei Theilen, einem Herdraum, dessen Boden die gestampfte Erde ist, und der die zur Hauswirthschaft nöthigen Geräthe und Geschirre enthält, und einem Schlafraum, der mit Brettern gedielt ist. Aber selten sind diese beiden Theile durch eine Wand getrennt: der erhöhte Fußboden markirt allein die „Wohn- und Schlafstube", wenn ich mich bei diesen einfachen Verhältnissen so ausdrücken darf. Von einer Möblirung ist kaum zu reden; Betten sind dem gewöhnlichen Volke unbekannt: die Leute legen sich auf den Boden und wickeln sich in Decken ein. Wer ein wirkliches, wenn auch keineswegs bequemes Bett besitzt, gehört schon zu den wohlhabenderen Bauern; und wer deren gar mehr als eines sein eigen nennt, muß schon einer der besseren Familien angehören. Tische, Stühle, Kommode und vielleicht noch ein altes Sopha habe ich nur bei Familien gefunden, die sich fürstlichen Geschlechtes rühmen. Einige Truhen bilden sonst das wesentlichste Mobiliar; zur Mahlzeit sitzen die Maniaten mit gekreuzten Beinen auf dem Boden um eine runde Holzplatte herum, die auf etwa ein Decimeter hohen Leisten steht, und auf der die Speisen aufgetragen werden. Diese hinwiederum werden auf einem kleinen eisernen Dreifuß gekocht, den man über das Feuer stellt, und das Feuer brennt nicht in einem Herde, sondern wird auf dem Boden aus dürren Reisern angezündet; der Rauch entweicht durch die Spalten des Daches oder durch Thür und Fenster, falls ein solches überhaupt vorhanden ist. Der Reisende muß also in der Maina mit manchem europäischen Vorurtheil brechen; er muß in den meisten Fällen darauf verzichten, allein und ungestört der Nachtruhe zu pflegen und darf schon froh sein, wenn er nicht gerade in ein Haus geräth, wo ein Säugling durch sein Schreien weniger die Familie als den im selben Raum nächtigenden Fremdling empfindlich in seiner Ruhe stört.

Erst wenn man wiederum die äußere Maina (nördlich von Tsimova) betritt, findet man auch in den Wohnungen bessere Verhältnisse. Die Thürme verschwinden mehr und mehr — sie wurden abgetragen und oft in Wohnungen verwandelt —, die Häuser werden stattlicher und behaglicher.

Es ist eine völkerpsychologisch ganz auffallende Erscheinung, daß diejenigen Maniaten, die in der Lebensweise und Sitte am Alten in der zähesten Weise festhalten, in ihrer Kleidung das Alte fast aufgegeben haben. Der Franzose Pouqueville, der im Anfang des Jahrhunderts die Maina bereiste, gibt in seinem Reisewerke noch Abbildungen der maniatischen Männer- und Frauentracht; ich selbst habe dagegen in der ganzen engeren Maina nur einmal einen Bauern gesehen, der wenigstens Fragmente der alten Tracht noch trug; hierin

ist die äußere Maina, die Sitte und Lebensweise viel weniger treu erhalten hat, conservativer geblieben: man trifft dort noch die weiten Pluderhosen und kurze Jacke, wie sie nicht etwa im übrigen Peloponnes, sondern auf den Inseln des Aegäischen Meeres regelmäßig begegnen. Aber die unverfälschtesten Maniaten sind in Lumpen gehüllt, denen man eben noch europäischen Ursprung ansieht. Selbst bei den Wohlhabenden ist die Kleidung recht schäbig: so prägte sich meinem Gedächtniß besonders lebhaft ein würdiger Greis ein, der als naher Verwandter des Petro-Bey, des im Anfang unseres Jahrhunderts lebenden Fürsten der Maina, in Manieren und Haltung ganz den Aristokraten zur Schau trug und seiner äußeren Erscheinung Vornehmheit zu verleihen glaubte, indem er beständig in einem durchlöcherten alten Gehrock und einem abgeschabten Cylinderhut sich seinen anspruchslosen Landsleuten zeigte. Es ist mir ein Räthsel, wie es kam, daß ein sonst durchaus conservativer Volksstamm gerade seine Tracht so leicht aufgab — es erklärt sich vielleicht diese Gleichgültigkeit in der Kleidungsweise aus dem Mangel an ästhetischem Sinn; jedenfalls zeigt diese Thatsache, daß Volkstracht und Bewahrung alter Sitte nicht unbedingt von einander abhängen.

Der mangelnde ästhetische Sinn, den übrigens der Maniate mit dem ganzen neugriechischen Volke theilt, wird durch das Fehlen einer heimischen Kunstfertigkeit bestätigt: wenigstens ist mir eine solche nirgends aufgefallen. Denn wenn ein Bauer auf den First seines Hauses als Zierrath drei Weinflaschen stellt, so zeigt das nur, wie primitiv der Sinn für Ornamentik ist; selbst solcher „Schmuck" ist vereinzelt. Und die Heiligenbilder, die man gelegentlich über dem Portal einer Kirche sieht, z. B. Georg's des Drachentödters, bestätigen durch ihre Unbeholfenheit und Scheußlichkeit das Fehlen künstlerischer Begabung. Dagegen ist die poetische Begabung des Maniaten nicht gering; sie tritt weniger im leichtfüßigen heitern Lied hervor, als in den Klageliedern, mit denen die Frauen ihrem Schmerz um einen theuren Hingeschiedenen, besonders um einen im Kampf gefallenen Verwandten Ausdruck geben.

II.

Die heutigen Griechen sind, soweit es sich um das Landvolk handelt, bis jetzt treue Bewahrer alter Sitten geblieben. Was daher die Maniaten von allen andern Griechen sondert, ist nicht sowohl die Erhaltung alter Sitte — keineswegs auch, wie ich beiläufig bemerke, ein besonders merkwürdiger Dialekt —, als vielmehr die treue Bewahrung zweier Eigenthümlichkeiten, die unter den europäischen Stämmen nahezu einzig sind: es handelt sich um die Blutrache und den Brautkauf.

Die Blutrache herrscht in Europa, soviel ich weiß, nur noch bei den Corsen und den Albanesen. Bei den Maniaten ist sie geradezu eine rechtliche, d. h. durch Sitte und Volksbrauch fest geregelte Einrichtung, die heute noch, trotz Regierung und Polizei, fortbesteht. Denn was ich im Folgenden darüber mittheile, beruht durchaus auf eigenen Erkundungen, denen der thatsächliche Brauch zu Grunde liegt.

Die sittliche Grundlage der Blutrache ist die Solidarität der Familie, nicht nur der Familie in dem engeren Sinn, den wir diesem Begriff beilegen, sondern des Familienverbandes in seiner weitesten Ausdehnung, also des Geschlechtes. Zu einer solchen Familie gehören alle, die sich einer gemeinsamen Abstammung bewußt sind, wie sie durch einen gemeinsamen Geschlechtsnamen formell ausgedrückt ist. Die Zusammengehörigkeit eines solchen Verbandes kommt rein äußerlich oft darin zur Geltung, daß alle Glieder desselben in einem Theil des Dorfes zusammenwohnen. So vertheilen sich die etwa 1200 Einwohner des Dorfes Vitylo (an der Westküste der Maina) auf drei große Familien, die schon seit Jahrhunderten ansässig sind und drei auch durch das Terrain deutlich geschiedene Quartiere bewohnen. Wie weit das verwandtschaftliche Gefühl bei den Maniaten geht, zeigt die Anlegung von Trauerzeichen bei Verwandten so entfernten Grades, daß wir kaum noch von Verwandtschaft sprechen würden. Je größer eine Familie ist, desto stolzer und trotziger pocht sie auf die durch ihre Größe bedingte Macht, desto gefährlicher ist es für eine minder zahlreiche Familie, jene zu verletzen: denn die ganze Sippe steht eng zusammen, um die Ehre ihrer Mitglieder mit den Waffen zu vertheidigen oder — heute z. B. zur Zeit der Wahlen, früher zur Behauptung einer herrschenden Stellung — den Einfluß der Familie zu stärken. Ist einmal Blut geflossen, wurde z. B. der Angriff auf die Ehre eines Mädchens oder einer Frau durch Mord gerächt, oder wurde ein Maniate von einem andern im Streit um Besitz oder aus zufälligem Anlaß erschlagen, so fühlt die ganze Familie die geradezu heilige Verpflichtung, für den getödteten Angehörigen an dem Geschlecht des Mörders Rache zu nehmen: für Blut muß wieder Blut fließen. „Das Blut eines Ungerächten kommt nicht zur Ruhe," sagt der Maniate, d. h. es ruft auf zur Rache. Und eine Familie, die einen Verwandten nicht rächen würde, wäre ehrlos, der allgemeinen Verachtung preisgegeben. Bei der Ausübung der Blutrache handelt es sich aber nicht etwa darum, gerade den Mörder zu treffen: man sucht vielmehr den Mord durch Tödtung eines tüchtigen und angesehenen Gliedes der feindlichen Familie zu vergelten; so wurde in einem Städtchen der südwestlichen Maina (Kitta) einige Tage, bevor ich dort durchkam, der Arzt erschossen, weil man so die Familie des Gegners am empfindlichsten zu treffen glaubte.

Wie schwer dieser Zustand auf Allen lastet, konnte ich wiederholt beobachten. In einem Städtchen, das als Mittelpunkt des westlichen Gaues der Maina in vieler Beziehung moderner ist als die Dörfer (Tsimova), war ein Jahr vor meiner Ankunft ein Mord geschehen: die Familie des Mörders wagte sich seitdem nicht in die Oeffentlichkeit, und blieb sie auch bis zur Zeit meiner Anwesenheit noch ungeschädigt, so wurde doch ein Mord in jedem Augenblick erwartet. Und noch bezeichnender ist ein Anderes: als ich einer Wittwe aus dem angesehenen Geschlecht der Mauromichalis (das ich bereits erwähnte) zusammen mit meinem Gastfreunde Besuch machte, hörte ich von einem Briefe sprechen, der den Betheiligten schwere Sorge zu machen schien: ein Sohn der Frau, der außerhalb der Maina als Officier diente, hatte mitgetheilt, daß er in Ausübung seiner militärischen Pflicht bei einer Gefängnißrevolte einen

Sträfling aus der Maina niedergeschossen habe; die gedrückte Stimmung der Familie wurde mir begreiflich, als man uns erklärte, daß die Familie des Getödteten Repressalien anwenden, d. h. an irgend einem Verwandten des Officiers in der Maina Rache nehmen werde.

Die blutige Feindschaft zweier Familien kann ein Menschenalter hindurch, ja noch länger währen. Bei diesem Kriegszustand würden schließlich beide Theile in der Ausübung nothwendiger Thätigkeit, z. B. Bestellung der Felder, vollständig gehindert, wenn es kein Mittel gäbe, wenigstens zeitweilig die Feindseligkeiten einzustellen. Durch Vermittlung einer einflußreichen neutralen Familie kann für eine bestimmte Zeit, etwa für einen Monat, ein Waffenstillstand geschlossen werden. Die sprachliche Bezeichnung dieses Vertrags, τρέβα (tréwa)[1]), ist nichts anderes als das deutsche Wort „Treue", das in das mittelalterliche Latein und in die romanischen Sprachen überging, von da in den Orient, zu den Maniaten gelangte und in demselben speciellen Sinne verwendet wurde, wie er in der treuga Dei, dem mittelalterlichen Gottesfrieden, vorliegt. Wie einst zu den Zeiten des allgemeinen Fehderechtes die Häupter der Kirche und des Staates bemüht waren, die ewigen Händel der Ritter wenigstens zeitweilig einzuschränken, so lebt heute im 19. Jahrhundert diese mittelalterliche Institution noch fort in diesem Winkel Europas. In der Maina garantirt die vermittelnde Familie für die genaue Beobachtung des Waffenstillstandes; sie legt Demjenigen, der ihn verletzt, eine Buße auf, sei es in Geld oder durch Einziehung des Gewehres — denn jeder Maniate besitzt vom 16. Jahre an seine eigene Waffe. Sollte aber die Familie des Uebertreters mit dessen Verletzung der τρέβα einverstanden sein, so betrachten die Bürgen des Waffenstillstandes dies als persönliche Beleidigung und nehmen am Kampfe gegen die wortbrüchige Familie theil.

Auch ohne daß ein förmlicher Waffenstillstand geschlossen wird, kann es den Angehörigen einer auf Kriegsfuß stehenden Familie ermöglicht werden, ungefährdet einen nothwendigen Gang zu machen: er bittet einen Bekannten aus einer mächtigen, unbetheiligten Familie um dessen Begleitung; der Gegner weiß wohl, daß er sich neue Feindschaft zuziehen würde, wenn er jenen durch Schädigung seines Schützlings beleidigte. Denn der „Kriegsfall" ist gegeben, wenn ein Maniate an der Seite eines Freundes aus neutralem Geschlecht getödtet wird: dieser hält es für seine Pflicht, die Verwandten des Ermordeten im Rachewerk zu unterstützen.

Während in allen diesen Fällen die Sicherheit einer feindlichen Person nur auf der Macht der vermittelnden Personen beruht, also nichts beweist für die innere, ethische Verpflichtung zum treuen Worthalten, zeigt eine andere Gewohnheit, daß wir doch berechtigt sind, das Gefühl für die Heiligkeit des Vertrages anzunehmen. Wer einen schutzlosen Fremdling begleitet, ist auch in feindlichem Gebiet ungefährdet. Es wurde mir versichert, daß ich mit einem Mitglied einer auf dem Kriegsfuß lebenden Familie getrost überall hingehen könne, ohne daß mein Begleiter — geschweige denn ich selbst — einer Behelligung ausgesetzt wäre.

[1]) Das Wort ist mir sonst aus dem Mittel- oder Neugriechischen nicht bekannt.

Von der Blutrache sind im Allgemeinen ausgenommen die Familienangehörigen weiblichen Geschlechts; nur bei Ermordung eines Weibes, einem höchst seltenen Fall, erstreckt sich bisweilen die Blutrache auch auf die Frauen der feindlichen Familie. Die Knaben werden nur geschont, so lange sie noch ganz klein sind; dagegen unterliegen die Priester durchaus dem unheimlichen Brauch.

Der Kampf zweier Familien kann jedoch nicht ewig währen — Einigung und Friedensschluß sind nicht unmöglich. Erschöpfung führt schließlich zur Einstellung der Feindseligkeiten. Oder es bietet die eine Partei in hochherzigem Entschluß der andern Versöhnung und Amnestie an, indem sie erklärt, einen Mord verzeihen zu wollen. Dadurch fühlt sich aber die Gegenpartei sehr verpflichtet und erwidert das Entgegenkommen des Feindes durch das Anerbieten einer förmlichen Verbrüderung. Ja diese Verbrüderung kann so enge werden, daß der Vater eines Ermordeten einen Sohn des Gegners als seinen eigenen Sohn betrachtet, ihn sein Kind nennt. In der äußeren Maina ist die Versöhnung an Stelle der Blutrache das Gewöhnlichere geworden; und diese selbst, wie die ursprüngliche Wildheit der Sitten überhaupt, ist hier gemildert, indem man nur nahe Verwandte, Brüder und Vettern ersten Grades zu rächen sich verpflichtet fühlt; hier scheint die Blutrache bald ganz zu schwinden, was freilich im Süden der Halbinsel vorläufig noch nicht zu erwarten ist, jedenfalls so lange nicht, als dem Volk ein unerschütterliches Vertrauen in eine über allem Parteigetriebe stehende Pflege der Gerechtigkeit fehlt. Es ist der griechischen Regierung bis jetzt nicht möglich gewesen, die Ausübung der Blutrache zu hindern. Zwar sprach der griechische Minister des Innern kurz vor meinem Besuch der Maina (1894) mir gegenüber sich recht optimistisch darüber aus, daß die kurz vorher erfolgte Neugestaltung, resp. Einführung einer militärischen, von Officieren und Soldaten ausgeübten Polizei bald Ordnung schaffen werde; aber ich konnte mich sehr rasch überzeugen, daß sie wohl Kämpfe großen Stils verhüten kann, aber nicht im Stande ist, das Blutrecht selbst zu unterdrücken. In einem Dorfe der Ostküste waren fast alle männlichen Bewohner dem Strafgesetz verfallen (*φυγόδικοι*), aber der Officier, der mir dies erzählte und mich nach jenem Dorfe begleitete, mußte mir angesichts der Maniaten zugeben, daß es nahezu unmöglich sei, einen der Mörder zu fassen; es kommt vor, daß man einen verhaftet, aber den Unrechten erwischt. Ich habe einmal der Vernehmung eines solchen des Mordes beschuldigten Maniaten in Tsimova beigewohnt: in das Wohn- und Amtszimmer des graubärtigen Polizeiofficiers, dem die altgriechischen Classiker lieber waren als sein Beruf, wurde der angebliche Mörder geführt, ohne daß man Fesselung oder irgend eine besondere Sicherheitsmaßregel für nöthig befunden hätte; während mir und meinen Begleitern der übliche Caffee aufgewartet wurde, während die Frau des Officiers sich mit ihrem Säugling beschäftigte und eine Anzahl überflüssiger Personen ab- und zugingen, spielte sich die Vernehmung ab, die darin bestand, daß der Officier in den Acten blätterte, den Mann sich ansah und dann wieder abführen ließ, überzeugt, daß der Verhaftete zwar der betheiligten Familie angehöre, aber nicht der gesuchte

Mörder sei. Ich hatte das Gefühl, als ob die Polizeibehörden bis jetzt von vornherein das Nutzlose ihrer Thätigkeit einsähen und daher Alles gehen lassen, wie es geht — ein Grundsatz, der überhaupt bei dem griechischen Volke beliebt ist.

Die Blutrache mit all ihren Begleiterscheinungen, die Streit- und Rachsucht der Maniaten, ihre Familienkämpfe lassen es begreiflich erscheinen, daß man über diesen Volksstamm so ungünstige Urtheile fällte, wie ich sie oben mitgetheilt habe. Streitsucht macht die Maniaten überall in Griechenland unbeliebt; nach den Mittheilungen eines jungen, aus der Maina stammenden Juristen, der eine Studie über griechisches Gefängnißwesen veröffentlicht hat, sind die Maniaten in den Gefängnissen zahlreicher als die Bewohner anderer Landschaften. Und selbst im Gefängniß wissen sie das „Gesetz" der Blutrache durchzuführen. Denn bei den höchst mangelhaften Zuständen der griechischen Strafanstalten kommen Streitigkeiten zwischen den Sträflingen (die in Collectivhaft gehalten werden) nicht selten vor, und die Maniaten üben auch da sofort blutige Rache, wenn bei solchem Streit einer der Ihren getödtet wurde.

III.

Für die Beurtheilung eines Volksstammes ist es immer wichtig, die Stellung kennen zu lernen, welche die Frau oder überhaupt das weibliche Geschlecht einnimmt. „Während die Männer dem Diebstahl, der Seeräuberei, dem Kampf und Streit nachgehen, besorgen die Weiber harte Feld- und Hausarbeit; sie dreschen sogar das Getreide mit ihren Füßen; im Sonnenbrande bewegen sie ihre Zunge wie ein lechzender Hund; ihre Hände und Füße sind voll Schrunden und verhärtet, wie die der Schildkröte" — so schildert das schon erwähnte Gedicht über die Maina die schwere Stellung der Frau. Daß ihr harte Arbeit zugemuthet wird, während der Mann es sich bequemer macht, kann ich aus eigener Anschauung bestätigen; aber dennoch ist die Stellung der Frau keine unwürdige: sie wird als die Genossin des Mannes betrachtet, sie bewegt sich freier, weniger scheu, als es sonst im Orient, auch unter den Griechen, üblich ist. Von der Blutrache ist sie ausgenommen, wie ich schon erwähnte. Durch Mord wird die Beschimpfung eines Mädchens oder einer Frau gerächt, weil der männliche Angehörige darin eine persönliche Beleidigung sieht; wie überall in Griechenland ist es strenge Pflicht der Familie, ihre weiblichen Angehörigen zu beschützen, für ihren Lebensunterhalt zu sorgen.

Ueber Eheschließung denken die Griechen im Allgemeinen sehr prosaisch und realistisch; die geschäftliche Seite, also die Festsetzung der Mitgift, wird sehr genau erwogen und geregelt, bevor die Verlobung eingegangen wird. In der Maina ist nun das unmöglich, weil der heimische Brauch Mitgift noch heute ausschließt: die Frau kann ihrem Mann nie etwas in die Ehe bringen, weil die Tochter nicht erbberechtigt ist, wenn sie Brüder hat; ja selbst wenn sie brüderlos ist, beerbt sie ihren Vater nur zum Theil, soweit es zu ihrem Lebensunterhalt nothwendig ist, während der Hauptbesitz, besonders Haus und

Hof, an eine männliche Seitenlinie fällt. Damit ist klar und deutlich der Begriff der durch die männlichen Mitglieder allein vertretenen Sippe ausgedrückt.

Die Form der Eheschließung ist — von den kirchlichen Ceremonien abgesehen — der Brautkauf. Natürlich handelt es sich nicht um einen Kauf in juristischem Sinn, sondern nur mehr um einen Brauch; aber dieser Brauch ist doch so eigenartig, daß er innerhalb Europa's kaum noch irgendwo begegnet, unter den Griechen allein den Maniaten eigen ist. Der Bräutigam hat zunächst dem Schwiegervater in natura zu liefern, wessen dieser für die Hochzeit bedarf, also Lämmer, Brod, Wein; aber er hat überdies an den Vater, an den Bruder oder Vetter der Braut, sowie an den Bruder der künftigen Schwiegermutter eine bestimmte Summe, etwa je einen Thaler (*τάλλαρο* = 5 Francs), zu zahlen, d. h. er muß die Braut gewissermaßen ihren sämmtlichen männlichen Verwandten, dem ganzen Geschlecht abkaufen. Es würde zu weit führen, die verschiedenen Formen zu beschreiben, in denen sich dies vollzieht. Ich bemerke aber wieder das Eine, daß in der äußeren, nordwestlichen Maina die Zahlung einer Geldsumme von Seite des Bräutigams ganz zur bedeutungslosen Ceremonie geworden ist, da man dort bereits „moderner" denkt und eine bestimmte Mitgift als Regel betrachtet. 1500 Drachmen (also kaum 1000 Mark) werden übrigens schon für die Mitgift einer reichen Braut angesehen.

Ich muß es mir hier versagen, den Verlauf einer Hochzeit mit ihren Gebräuchen und abergläubischen Vorstellungen zu schildern; es sind im Ganzen nur Varianten der überall in Griechenland herrschenden Gebräuche und nur im Zusammenhang mit diesen verständlich. Von den Liedern, mit denen die Braut bei den verschiedenen Abschnitten der Feierlichkeit begrüßt wird, hebe ich eins als charakteristisch für die ursprüngliche Auffassung der Ehe hervor: wenn die Mutter sich vor dem Hochzeitszug vor ihrem Kinde verabschiedet, dann singen die Freundinnen:

„Mutter, verbirg mich, Mutter, verbirg mich, es holt mich sonst der Fremde."
„Wo Dich verbergen, Tochter mein, wo Dich verbergen, Herzchen?
Denn ich bin's, die Dich dem Fremden gab, drum wird Dich der Fremde holen."

Die Tochter wird also wider ihren Willen dem Fremden übergeben, an ihn verkauft. Auch heute noch wird das Mädchen ebensowenig wie der junge Mann um seine Zustimmung gefragt: die beiden Väter verloben kraft ihrer väterlichen Gewalt ihre Kinder; der Gedanke an Widerspruch ist nach der Gesinnungsweise der Maniaten geradezu ausgeschlossen: schon im zartesten Alter kann über das Schicksal der Kinder verfügt werden, ja es kommt vor, daß zwei befreundete junge Ehemänner mit einander verabreden, ihre erst zu erwartenden Kinder mit einander zu vermählen, falls dem einen ein Knabe, dem andern ein Mädchen geboren werde. Die Heirathen werden manchmal sehr früh geschlossen, beim Manne zum Beispiel, wenn er der einzige Sohn ist: einer der Bauern, bei dem ich einmal übernachtete, hatte mit sechzehn Jahren geheirathet; in einem anderen Orte lernte ich eine einundzwanzigjährige Frau (Tochter eines Arztes) kennen, die mit dreizehn Jahren verheirathet wurde,

mit vierzehn Jahren schon Wittwe war! Die Wittwe trägt ihr ganzes Leben hindurch das äußere Zeichen der Trauer, welches darin besteht, daß sie den rothen Besatz ihres Rockes lostrennt. Wiederverheirathung ist sehr selten; auch Ehescheidung kommt nicht oft vor. Nur wenn die Ehe ohne männliche Nachkommen bleibt, bietet die Frau bisweilen selbst Auflösung der Ehe an, damit der Gatte eine zweite Ehe eingehen könne; es wurde mir versichert, daß in diesem Falle die erste Frau auch weiterhin im Hause des Mannes bleibe.

Alle diese Züge des maniatischen Rechtes und Brauches — Blutrache, Erb- und Eherecht — zeigen, wie wichtig den Maniaten der Begriff der Familie oder Sippe ist, einen wie großen Werth dieselben auf Erhaltung und Stärkung derselben legen: Verhältnisse, die unserm modernen Staatsbegriff fremd sind, da bei uns die Gesellschaft rechtlich sich nicht mehr nach Geschlecht und Familie gliedert, sondern in die einzelnen gleichberechtigten Individuen aufgelöst ist.

In andern Dingen als den besprochenen bietet das Volksleben der Maniaten zwar viel Interessantes, aber weniger Merkwürdiges. Aberglaube und Sitte bei Geburt, Krankheit und Tod, die Vorstellungen von den Dämonen, vom Schicksal, von guten und schlimmen Vorbedeutungen, und was sonst hierher gehört, bewegen sich in demselben Kreis des Denkens und Fühlens wie bei allen anderen Griechen. Was den Aberglauben betrifft, so will es mir fast scheinen, als ob die Maniaten in mancher Beziehung aufgeklärter seien als viele ihrer Landsleute: so spielt der unheimliche Vampyrglaube keine Rolle mehr — hat vielleicht in der Maina überhaupt nie eine Rolle gespielt.

IV.

Bei einem Volksstamm, der innerhalb seiner nächsten Verwandten eine so eigenartige Stellung einnimmt wie die rauhen Bewohner der Maina unter den Griechen, drängt sich die Frage auf, durch welche ethnographischen oder geschichtlichen Factoren diese Sonderstellung bedingt ist. Man hat die Eigenart der maniatischen Sitten bald aus einer Vermischung mit Slaven oder Albanesen, bald aus ihrer echten Abstammung von den alten Spartanern erklärt. Beide Ansichten stehen sich diametral gegenüber; sie berühren sich in letzter Linie mit der Frage nach der Abstammung der heutigen Griechen überhaupt. Ich habe schon bei anderer Gelegenheit gezeigt, daß das griechische Volk zwar im Mittelalter mit fremden Elementen durchsetzt wurde, daß aber die griechische Nationalität Siegerin geblieben ist; einzelne Gegenden haben das griechische Blut reiner als andere erhalten. Gerade der Peloponnes zeigt sehr gut die verschiedenen Stufen von Reinheit und Mischung des griechischen Volkes: neben Landschaften, wo immer nur Griechen wohnten, gibt es wieder solche, wo einst Slaven in großer Zahl sich niederließen, oder wo über diese griechische und slavische Schicht noch ein weiterer Volksstamm, der albanesische, sich lagerte. Für die engere Maina nehme ich keine Mischung (erheblicher Art) an, wofür ich in Kürze den Beweis zu liefern versuche.

Zwei Stämme des Peloponnes werden als Nachkommen des tapferen Soldatenvolkes der Spartaner in Anspruch genommen: die Tzakonen im Osten der Eurotaslandschaft (an den Abhängen des Parnon zum Meere hin) und die Maniaten. Für die Tzakonen bürgt — mehr als der Name, dessen Zusammenhang mit dem Namen der Lakonen noch nicht sicher aufgeklärt ist — ihr eigenartiger, den andern Griechen unverständlicher Dialekt, der in seinem Kern als die jüngste Entwicklung der dorischen Mundart der Spartaner angesehen werden muß, während sonst die Bewohner der Landschaft Tzakonien keine besonderen Stammeseigenthümlichkeiten aufweisen. Für die Maniaten fehlt dieses sprachliche Kennzeichen ihrer Abstammung: ihr Dialekt ist derselben Quelle entflossen wie alle neugriechischen Mundarten von der Südspitze Italiens bis ins Innere Kleinasiens. Viel Gewicht legten aber manche Forscher darauf, daß die Maniaten sich selbst Lakonen nennen und als solche sich im scharfen Gegensatz zu allen Peloponnesiern fühlen: dieses Bewußtsein einer besonderen Stellung ist allerdings vorhanden, erklärt sich aber ohne Weiteres aus der ganzen Geschichte und Lage des Stammes. Doch habe ich mich nach meiner eigenen Erfahrung nicht davon überzeugen können, daß die Bezeichnung „Lakonen" und das Bewußtsein lakonischen Ursprungs als alte und rein volksthümliche Ueberlieferung wirklich bestehe, und so lange darüber Zweifel walten, d. h. so lange die nachträgliche und künstliche Uebertragung geschichtlichen Wissens ins Volk nicht ausgeschlossen ist, so lange darf auf jener „Ueberlieferung" keine ethnographische Hypothese aufgebaut werden.

Wir wenden uns daher zuerst an die Geschichte, um Näheres über ethnographische Verschiebungen der Maina zu erfahren. Die Landschaft war in den Zeiten des sinkenden Alterthums in blühendem Zustand, bewohnt von Lakoniern, die, als die „Freien" (*Ἐλευθερολάκωνες*) bezeichnet, unter den Peloponnesiern eine bevorzugte Stellung einnahmen, eine Stellung, welche auch von den späteren Bewohnern gegenüber Byzanz, gegenüber den Venetianern und Türken, ja gegenüber der Regierung des neu erstandenen griechischen Staates gewahrt wurde. Wie aber die alten Eleuthero-Lakonen zu „Maniaten" wurden, darüber gibt die geschichtliche Ueberlieferung keinen Aufschluß: der Name Maina tritt uns mit einem Mal gegen das Ende des ersten Jahrtausend n. Chr. entgegen; er haftet seit dem dreizehnten Jahrhundert insbesondere an einer Burg, die im Südwesten der Halbinsel von einem fränkischen Dynasten erbaut wurde. Wir vermögen nicht einmal zu sagen, ob diese Burg von der umgebenden Landschaft oder diese von dem Burgberg ihren Namen hat; das Wort „Maina" hat zwar manche phantastische Deutung erfahren, ist aber noch nicht zweifellos gedeutet worden.

Vom Ende des Alterthums bis zum Auftreten des Namens Maina sind die ethnographischen Vorgänge in der Taenaronhalbinsel in ein geschichtliches Halbdunkel gehüllt; wir wissen zwar, daß die Slavenfluth, welche vom sechsten bis achten Jahrhundert den Peloponnes zu überschwemmen drohte, auch in das Taygetosgebirge eine Welle gesandt hat, den slavischen Stamm der Milinger, aber wir wissen nicht, wie weit diese Welle gereicht, welche Theile der Halbinsel sie berührt, welche sie verschont hat. Die Geschichte versagt

uns klare Auskunft über die Abstammung der Maniaten, und so müssen wir diese bei ihnen selbst zu holen versuchen, jedoch nicht aus den ihnen eigenen Sitten, in denen man spartanische Verhältnisse sehen wollte, für die man aber besser oder mindestens ebenso gut bei den Albanesen Parallelen findet, und die — so wenigstens die Blutrache — secundäres Ergebniß geschichtlicher Entwicklung sein können; wir holen unsere Auskunft lieber in Vorgängen, die zwar minder auffallend, aber darum auch weniger der Vernichtung ausgesetzt sind.

Hierher gehört zunächst die körperliche Beschaffenheit, der Typus der Maniaten, den ich bereits als reinen Vertreter der brünetten Rasse charakterisirt habe: der Kern der Maina ist von diesem Typus bewohnt; Mischung mit Slaven- oder Albanesenblut ist hier ausgeschlossen. Nur in der äußeren Maina zeigt das Auftreten blonder Typen eine Mischung an — vielleicht mit Albanesen. Es ist daher sicher kein Zufall, daß eben dieses durch Mischung beeinflußte Gebiet der nivellirenden Wirkung der modernen Verhältnisse weniger Widerstand leistet als die engere Maina, die nicht nur ihr Blut, sondern auch ihre Eigenart rein erhalten hat. Mit den Thatsachen der somatischen Anthropologie stimmt ein weiteres Merkmal, das uns die geographische Namenkunde liefert. Ein Volk läßt, auch wenn es in einem Lande untergegangen ist, in den Ortsnamen des von ihm bewohnten Gebietes, in der Benennung der Flüsse und Berge, der Städte und Dörfer, der Felder und Einöden Spuren seiner Anwesenheit zurück. Daß Kelten und Römer im Südwesten unseres Vaterlandes, daß Slaven einst östlich der Elbe gesessen haben, dafür zeugen noch heute zahlreiche Ortsnamen keltischen, römischen und slavischen Ursprunges. Ebenso werden die Namen, welche deutsche Colonisten in den Vereinigten Staaten Amerika's oder im Süden Brasiliens aus heimathlichen Gefühlen ihren Siedelungen gegeben haben, den deutschen Ursprung auch dann noch verkünden, wenn ihre Bewohner längst anglisirt oder romanisirt sein werden und ihre Abstammung vergessen haben. Nicht anders war es auf der Balkanhalbinsel, in Griechenland. Wo Slaven einmal wohnten, haben sie die Spuren ihrer Anwesenheit nicht in der Sprache, nicht in Sitte und Glauben, nicht in bürgerlichen Einrichtungen zurückgelassen, wohl aber in zahlreichen geographischen Namen. Die Verbreitung slavischer Ortsnamen im Peloponnes ist unser wichtigstes Hülfsmittel, um die ehemaligen ethnographischen Verhältnisse des Landes aufzuhellen.

Nun finden wir in der äußeren Maina eine nicht unerhebliche Zahl von Orts- und Flußnamen, die deutlich slavischen Ursprung verrathen, während sie südlich von Tsimova nur ganz vereinzelt vorkommen. Das erlaubt den Schluß und bestätigt die Annahme, daß die Bewohner der südlichen Maina von größeren Slavenscharen verschont geblieben sind. Und so haben wir das Recht, in diesen Maniaten Nachkommen derjenigen Bevölkerung zu sehen, die in alter Zeit die Taenaronhalbinsel bewohnten, also Nachkommen der „freien Lakonen", der nächsten Verwandten des Heldengeschlechtes der Spartiaten.

Die heutigen Verwandten der alten Spartaner machen ihren Ahnen keine Schande in den Charakterzügen, welche wir im Spartanervolk bewundern:

in kriegerischer Gesinnung und unbezwingbarer Liebe zur Freiheit. Die ganze Geschichte der Maina ist, so weit wir sie zurückverfolgen können, ein fortwährender Kampf für die Freiheit, freilich manchmal auch für die Gesetzlosigkeit. Die Maniaten dürfen sich rühmen — ebenso wie die Sphakioten auf Kreta — nie die Fesseln der Knechtschaft getragen zu haben: die Versuche der Türken, das rauhe Bergland des Maniatenstammes zu unterwerfen, scheiterten an dem Freiheitssinn desselben; im Bund mit den Venetianern gelang es ihnen sogar, den Türken manch' schwere Niederlage beizubringen. Als im vorigen Jahrhundert in allen Griechen der Drang nach Freiheit erwachte, waren die Maniaten die Seele der peloponnesischen Bewegung. Die Maina wurde von Orloff, dem Günstling der Kaiserin Katharina II. von Rußland, als Operationsbasis eines griechischen Aufstandes gewählt: die Maniaten waren bereit zum Kampf gegen die Türken (1769—1771), und obwohl die Peloponnesier von den Russen schmählich im Stich gelassen wurden und ein schreckliches Strafgericht über sich ergehen lassen mußten, so mißlang doch den Türken jeder Versuch, sich in der Maina festzusetzen; sie begnügten sich mit einer äußerlichen Anerkennung ihrer Oberhoheit und waren damit zufrieden, daß die Maniaten die aus ihrer Mitte von den Türken ernannten Beys oder Fürsten anerkannten; von 1771—1821 gab es acht solcher Fürsten, welche von den Türken aus den einflußreichsten Familien der Maina gewählt wurden, die jedoch, auf ihre persönliche Macht gestützt, factisch selbständig waren und als freie Männer ein freies Land regierten. Diese Fürstenherrschaft brachte der Maina zugleich den Vortheil politischer Einigung, während vorher ihre großen Familien im ewigen Kampf mit einander lagen und sich nur einigten, wenn ein äußerer Feind ihre Freiheit bedrohte. Der letzte der maniatischen Fürsten war Petro-Bey aus der Familie der Mauromichalis. Als Haupt einer mächtigen Familie, mit zwei anderen mächtigen Geschlechtern der Maina durch Verbrüderungsvertrag verbunden, war Petro-Bey Mauromichalis einer der berühmtesten Führer des griechischen Freiheitskampfes.

Die Maniaten haben auch während dieses Freiheitskrieges ihr Land vor türkischer Invasion geschützt. Als Ibrahim Pascha 1826 mit seinen wilden Scharen den Peloponnes verheerte, fand er wirksamen Widerstand an den Grenzen der Maina und mußte in ohnmächtigem Grimm auf die Niederwerfung dieses Gebietes verzichten, wie vor ihm viele Türkenführer. Die Erinnerung an diese Zeit ist noch heute in mündlicher Ueberlieferung lebendig. Durch eine Thalschlucht, die an der Westküste (südlich von Tsimova) sich nach dem Meere öffnet, versuchte eine von Ibrahim Pascha 1826 dort gelandete Truppe in die Maina einzudringen, um wehrlose Dörfer zu überfallen, während die waffenfähige Mannschaft die Nordwestgrenze vertheidigte; mit freudiger Genugthuung erzählten mir meine maniatischen Begleiter beim Passiren der Schlucht, wie damals Greise und Frauen mit Waffen, die sie gerade zur Hand hatten — und waren es auch nur Sensen — den Türken so lange Stand hielten, bis Hülfe von den Truppen an der Grenze herbei kam.

Es ist nicht zu verwundern, daß ein Volksstamm, der viele Jahrhunderte oder über ein Jahrtausend hindurch im Zustand ungezügelter Freiheit gelebt

hatte, sich nur schwer in die Ordnung eines modernen Staates einfügen ließe; als Griechenland ein selbständiges Staatswesen geworden war, kam es den Maniaten recht sonderbar vor, einer Centralregierung gehorchen zu sollen, was ja für sie bis dahin nie der Fall gewesen war. Schon 1830 erhoben sie sich gegen die Centralgewalt; 1834 erfuhren bayerische Hülfstruppen, welche die Regentschaft des minderjährigen Königs Otto in die Maina schickte, was es heiße, mit den unbändigen Maniaten sich in einen Kampf einzulassen. Nur sehr langsam beruhigten sich die Maniaten; ein wesentliches Verdienst hat sich dabei ein Bayer, Oberst von Feder, erworben, der die „Pacificirung" der Maina zu leiten hatte; es gelang ihm dies so gut, daß er sich die Maniaten sogar zu ergebenen Freunden machte, die mit aufrichtiger Bewunderung zu ihrem „Bezwinger" emporsahen — ein Beweis dafür, daß die rauhen Söhne der Maina nicht jene treulosen Barbaren waren, wie sie uns von allen möglichen Reisenden geschildert werden, sondern ritterliche Tugenden sehr wohl zu schätzen wußten. Freilich, die Haltung der Maniaten ist auch noch heute nicht zu vergleichen mit derjenigen ruhiger Staatsbürger: denn meine Darstellung der heutigen Verhältnisse mag gezeigt haben, daß der Stamm auch da noch seine Eigenart behauptet, wo sie (wie die Blutrache) mit der Polizei- und Regierungsgewalt eines modernen Staates in Conflict kommt.

Sind aber darum die harten Urtheile über den Charakter der Maniaten berechtigt, von denen ich am Eingang meiner Schilderung eine Auslese gegeben habe? Ich muß darauf mit Nein antworten. Hier wie in vielen anderen Dingen, die das heutige Griechenland betreffen, ist es zur Gewohnheit geworden zu übertreiben — so zu übertreiben, daß der Irrthum handgreiflich ist. Zwar bilden Hang zum Streit und Kampf, Mangel an Eintracht, Rachsucht und Gewaltthätigkeit hervorstechende Züge im Wesen des Maniaten; aber diese Eigenschaften sind weniger angeboren, als vielmehr das Ergebniß einer gewissen geschichtlich begründeten Nothlage. Jahrhunderte lang abgeschieden von der Theilnahme an einem großen Staatswesen, erst seit Kurzem angegliedert an einen Staat, der selbst noch der Consolidirung bedarf, blieben die Maniaten auf Selbsthülfe angewiesen; Jahrhunderte lang hat es für sie kein oberstes Gesetz, keine imponirende und unparteiische Gerechtigkeitspflege gegeben; was Wunder, daß jede Familie in ihrer persönlichen Kraft allein die Sicherheit gegen Schädigung am Leben und Besitz sah? Darf man einem Volk Gesetzlosigkeit vorwerfen, weil es sich noch nicht an das gewöhnt hat, was wir Gesetz nennen; weil es seinem eigenen, zwar für uns merkwürdigen, aber historisch doch begründeten Gewohnheitsrechte folgt? Denn daß selbst in der Ausübung der Blutrache ungeschriebene Gesetze anerkannt werden, habe ich oben gezeigt. Züge brutaler Treulosigkeit kann ich nicht finden, eher List oder auch Hinterlist im harten Kampf ums Dasein. Die Beleidigung der Familienehre, ein Angriff auf seine über Alles geliebte Freiheit entflammt den Maniaten zur Leidenschaft, ja zur Wildheit, aber es sind ritterliche Motive, die den von Natur kriegerischen Sohn der Maina zum Kampf treiben, und im Kampfe um die Freiheit entfaltet er Eigenschaften, die den Krieger zieren, zähe Ausdauer und Tapferkeit. Der Maniate ist von Natur nicht grausam, blutgierig und

wild, ja nicht einmal disciplinlos — sonst würden die Maniatenjungen in der Schule nicht jene musterhafte Haltung zeigen, wie ich sie wiederholt, selbst bei den Schülern eines sechzehnjährigen Lehrers, beobachtet habe. In der Mitte der Maniaten fühlte ich mich, obwohl allein, unbedingt sicher, und wenn ich (was öfter vorkam) im gleichen Raum mit diesen Leuten nächtigen mußte, so störte meine Nachtruhe doch nie der Gedanke, daß ich bei „wilden", „blutgierigen", „räuberischen" Menschen weile. Hang zum Diebstahl ihnen vorzuwerfen, halte ich für eine Verleumdung; der Diebstahl wird vom Maniaten für ein entehrendes Vergehen angesehen, das er dem von ihm verachteten Messenier vorwirft. Raub, besonders Strand- und Seeraub, ist früher allerdings eine Hauptbeschäftigung gewesen, aber wir dürfen da nicht unseren Maßstab anlegen: denn gilt nicht bei Homer der Seeraub für ein legitimes Gewerbe? Und allzu weit sind die Maniaten von homerischen Zuständen nicht entfernt, abgesehen davon, daß sie sich die Erfindung des Schießpulvers zu Nutze gemacht haben.

Dem Maniaten fehlt (wie überhaupt den Griechen) die sprudelnde Lebhaftigkeit und der laute Humor des Italieners; aber trotzdem ist der Bewohner der Maina nicht ohne Witz, nicht ohne poetische Begabung; er ist gesellig und gesprächig im Verkehr wie alle seine griechischen Landsleute. Gefälliges Benehmen, das durchaus nicht eigennützigen Motiven entspringt, herzliche Freundlichkeit gegen den Fremden, der ihn versteht, ja eine heilige Scheu vor dessen Unverletzlichkeit — diese Tugenden einer gastfreundlichen Sinnesart habe ich so oft an mir selbst erfahren, daß es mir unbegreiflich ist, wie noch ein Reisender der jüngsten Zeit von Mißtrauen gegen die Fremden, ja Fremdenhaß sprechen konnte.

Mit einem freundlicheren Bilde kann ich meine Schilderung schließen als womit ich sie begonnen habe. Zwar sind die Zustände, die ich angetroffen, jenen ähnlich, über die frühere Reisende berichten; aber die psychologischen und historischen Factoren, welche jenen Zuständen zu Grunde liegen, scheinen mir verzeichnet worden zu sein.

Wird das kleine Völkchen der Maina noch lange seine Eigenart behaupten können? Noch fand ich die alte Stammesart, aber ich glaube schon Keime entdecken zu können, die eine Umbildung und Modernisirung anbahnen. Der nivellirende Einfluß europäischer Cultur wird einmal auch in diesen Winkel dringen. Der Polizeigewalt vermögen die Maniaten Stand zu halten, weil sie die Gesinnung zwar unterdrückt, aber nicht ändert; auch der Verkehr mit Europäern wird vorläufig keine Aenderung bringen, denn die Maina wird so selten besucht, daß ein fremder Reisender auf Jahre hinaus den Gesprächsstoff der Einheimischen bildet. Aber dem Einfluß der durch die Schule eindringenden und gesuchten Bildung wird selbst der rauhe, wetterharte Maniate nicht auf die Dauer widerstehen können.

Constantin Meunier.

[Nachdruck untersagt.]

Zwecklose Kraft unbändiger Elemente!
Da wagt mein Geist sich selbst zu überfliegen;
Hier möcht' ich kämpfen, dies möcht' ich besiegen.
Und es ist möglich! —

Es ist das Bild, das Goethe vom sterbenden Faust entwirft. Für uns, die wir uns abmühen an den Aufgaben einer Zeit, der das verwirrende Getriebe der Industrie das Gepräge gibt, überstrahlt es an Leuchtkraft alle anderen Bilder seines Werkes. Die ragende Gestalt im Gewimmel einer unabsehbaren Arbeitermenge, der Geist, der dieser Gestalt ihren aufrechten Stolz verleiht, der sie durch die Muskeln jener Tausenden ein Werk verrichten läßt, mit dem sie die Hand auflegt auf ihren Erdball wie auf ein Werkzeug — wahrhaftig, das Bild ist von einer so schwindelnden Tiefe des Hintergrundes, daß es fast kleinlich ist, hervorzuheben, Goethe habe in ihm die ganze von unserem Jahrhundert durchlaufene Strecke überschaut. Aber es ist Alles, was wir bis jetzt sehen können. Wie klein sind gegen diesen Arbeiter Faust, den Bauherrn, den großen Unternehmer, all die Gestalten, die nach der Versicherung unserer Dichter dieselbe Idee verkörpern. Lauter Auffassungen aus der Lemurenperspective. Wir jammerten über das Elend unserer Industrie, wir träumten von einer „besseren Zukunft", von „Ausgleich" oder „Vergeltung". Die Arbeit, die industrielle Arbeit unseres Jahrhunderts war uns niemals freier Wille, am wenigsten Stolz. Wir sahen nur die Concurrenz in ihr, den Kampf ums Dasein. Aber hinter der Concurrenz, hinter dem „struggle for live" stand eine Idee, die wir nicht kannten. Faust kannte sie, und das machte ihm das Geklirr der Spaten zur Musik, das ließ ihn frohes, freudiges Leben fühlen, wo wir blind sein, ja die Nase zuhalten möchten vor Schutt und Qualm.

Das Schlimmste haben wir hinter uns. Wir beginnen uns wohl zu fühlen beim Stampfen und Zischen unserer Maschinen. Der Lemur wird zum Faust. Das ist der Sinn unserer Arbeiterorganisationen. Ein neuer Typus Arbeiter kommt herauf. Von einer „Abrechnung" will er nichts wissen. Die Arbeit ist ihm nichts Widerwärtiges, von dem er sich, je eher je besser, befreien möchte, um sich dann geistigen Dingen als etwas dem Fremden hinzugeben. Seit die Idee der Arbeit ihm durch den Ruß der Schlote hindurch sichtbar wurde, weiß er, daß er nie ein tieferer Gelehrter war, als da er sich als tüchtiger Arbeiter bewährte. —

Eine neue Art Mensch taucht nicht auf, ohne von der hellseherischen Kraft künstlerischer Phantasie vorausgeahnt zu sein. Goethe's Faust war die erste Ahnung des neuen Typus. Man verstand sie nicht. Dieses ganze inhaltschwere Jahrhundert mußte zu Ende rollen mit all seiner socialen Entwicklung, seiner Vernichtung der Kleinindustrieen durch den Großbetrieb, seiner Verdrängung der Concurrenz durch die Coalition und der Vereinung aller denkbaren Thätigkeiten durch einen kosmisch empfindenden Geist.

Noch ist nicht Alles geschehen, aber schon ist die Aussicht frei, und schon wurde uns ein Künstler möglich, der uns die neue Art klar in allen Einzelheiten vor Augen führen konnte.

Das ist der Belgier Constantin Meunier.

Meunier ist jetzt 67 Jahre alt. Er begann als Bildhauer und war dann lange Zeit ausschließlich als Maler thätig. Seine bedeutendsten Werke schuf er erst nach seinem 56. Jahre. Es sind Sculpturen. In Deutschland wurde sein Name bei Gelegenheit der internationalen Ausstellung in Dresden im vorigen Jahre viel genannt. Man hatte dort seine Hauptwerke zu einer Separatausstellung vereinigt. Eine kleinere Ausstellung folgte in Berlin um die Wende von 1898.

Herr v. Tschudi hat zwei seiner Statuetten für die Nationalgalerie erworben. Besondere Dankbarkeit um ihn schulden wir Deutschen dem Director des Dresdener Sculpturencabinets, Herrn Georg Treu. In einer Abhandlung von geringem Umfang[1]) hat er es verstanden, ebenso glücklich die Werke wie das Werk Meunier's zu charakterisiren. Der Abhandlung ist außer einigen Textillustrationen und 34 Tafeln (theilweise freilich mangelhafter Reproduction) eine sehr werthvolle autobiographische Skizze Meunier's beigegeben.

„Es gibt, um mich so auszudrücken, zwei Leben in meinem Leben," sagt Meunier von sich selbst. Das erste der beiden reicht bis in sein 50. Lebensjahr. In ihm entstand eine Reihe von Gemälden (die Sculpturen der ersten Periode zählt Meunier nicht mit, als bloße Studien der Lehrzeit). Ich kenne diese Gemälde nicht, aber ihren Titeln nach zu urtheilen ist der Uebergang vom ersten zum zweiten Leben Meunier's so scharf nicht, als es Meunier selbst wohl scheinen mag. Da ist eine „Hospitalscene", dann „Die Beerdigung eines Trappisten", „Die Trappisten bei der Arbeit"; ferner Waisen, Märtyrer, Heilige, ein „Judaskuß" und ein „Letztes Abendmahl". Das ist keine freudige Auffassung des Daseins. Sind die Titel bezeichnend für die Gemälde, so ist, was Meunier in seiner ersten Zeit schuf, eine bloße Allegorie dessen, was er später unmittelbar darstellen lernte.

Der „Zufall" führt ihn in das „schwarze Land", die Industriegegend Belgiens. Er ist „überwältigt von dieser wilden und tragischen Schönheit". Der Anblick wirkt auf ihn wie die Erweckung eines Lebenswerkes, das er zu schaffen hat. Er ist schon 50 Jahre, aber er spürt in sich die Kraft einer neuen Jugend. Unverzüglich macht er sich an die Arbeit, und nun entstehen jene Werke, die einer späteren Zeit einmal der classische Ausdruck der Weltanschauung unseres Maschinenalters sein werden.

„Il y a, pour ainsi dire, deux vies dans ma vie." Das Wort gilt, aber in einem anderen Sinne als Meunier es braucht. Der Uebergang fällt später, er trennt den Sculptor Meunier vom Maler. Der Maler, das ist der Lemur, ist der Arbeiter, wie dieses ganze Jahrhundert ihn sah. Der Sculptor ist Faust.

Das „schwarze Land". Den Belgiern ist es le Borinage, uns sind es die Industriegebiete Westphalens und Oberschlesiens. Wer diese Gegenden schaut mit dem Auge des Ingenieurs, den kann ihr Anblick erfrischen wie ein Bad. Er kennt die Einheit der Kraft, die aus den hunderten von Schloten da wirbelt und flammt, er weiß, daß diese Kraft die besten Werke seiner Zeit lebendig macht, und daß sie ihm selbst neuen Lebensmuth einflößen kann. Wehe aber dem, der eines solchen Blickes nicht fähig ist! Er sieht nur eine zerfetzte Landschaft, ein wüstes Chaos ohne Sinn und Ziel. Diese Anschauung aber, die Anschauung der letzten beiden Generationen, lebt in den Werken des Malers Meunier.

Der erste Eindruck, den das schwarze Land in seinen Bildern macht, ist der, als müßte die Luft da dröhnen und widerhallen von einem betäubenden Lärm nie endender Geräusche. Ein ewiges Hin und Her von Karren, Drahtseilbahnen und fernen Eisenbahnzügen, ein Auf und Nieder arbeitender Krahnen und Transmissionen verwirrt das Auge. Und von all den Bewegungen ist keine lautlos. Unablässig dieses Rasseln und Stampfen und Rollen, das sich vereint zu einem dumpfen Stimmengewirr, einer trostlosen ewigen Melodie. Nur die nahen oder fernen Rufe der Dampfpfeifen, Warnungssignale oder Arbeitszeichen, heben sich ab. Wie ein Schrei der Verzweiflung tönt ihr Ruf über die schwarze Ebene hin, oder auch wie ein Stöhnen, ein ächzendes, heiseres Stöhnen, das sich losringt aus einer zerarbeiteten Brust. Aber der Schrei verhallt, und das Stöhnen verhallt, und nur das Stimmengewirr summt weiter, immer weiter, in die sinkende Nacht hinein und wieder in den grauenden Tag.

[1]) „Constantin Meunier". Von Georg Treu. Dresden, E. Richter. 1898.

Meunier retouchirt nicht. Den Schmutz und das Elend der Industriegegend hat er in seinen Gemälden mit grausamer Ausführlichkeit geschildert. Und doch fühlen wir nichts von Widerwillen, ja nicht einmal überlegenes Mitleid. Es ist eine fast religiöse Stimmung, die uns überkommt, eine Andacht, die still die Hände faltet. Dieselbe Tiefe des Gemüths, die den Bauernbildern Millet's Distanz schafft vor den Darstellungen der Kartoffelmaler, gibt den Industriebildern Meunier's etwas wie die Weihe eines Evangeliums.

Nirgends drängt diese Thatsache sich uns stärker auf, als in den Arbeiterscenen. Mit einer wahren Christenliebe hat der Maler Meunier den Armen des Geistes gesehen und geschildert. Hier ist er bei den modernen bildenden Künstlern ohne jede Parallele, und nur auf die russischen Dichter, die Garschin, Tolstoi, Dostojewski, ließe sich allenfalls hinweisen.

Machen wir uns wieder die Zeitumstände klar. Als Meunier den ersten tieferen Einblick in das Leben der belgischen Industrie gewann, befand diese sich in jener furchtbaren Uebergangszeit, die der Alleinherrschaft der Maschine vorausging. Die Organisationen der Arbeiter, einseitig vom Unternehmer gefügt, hatten die arbeitenden Massen in ein Ganzes gebracht, das zwar vortrefflich alle verlangten mechanischen Leistungen hervorbringen konnte, jede menschliche Bethätigung aber ausschloß. Was da in den Fabriken und unter Tage arbeitete, waren Menschenmaschinen von so erstaunlich zweckmäßiger Anordnung, daß sozusagen die bloße Uebersetzung in ein anderes Material genügte, die wirklichen Maschinen von Stahl und Eisen in Gang zu bringen.

Auch mit dieser Epoche können wir uns nachträglich als mit einer nothwendigen Uebergangserscheinung versöhnen. Aber ebenso verstehen wir den geradezu fanatischen Haß der Zeitgenossen gegen diese Menschenmaschinen, die Empörung gegen die „Ausbeuter" (von einem höheren Standpunkte nicht weniger Opfer als ihre Arbeiter) und das Mitleid mit den „Ausgebeuteten". Man lese „Germinal", die literarisch beste Schilderung dieser Menschenmaschinen. Wie da das System, die fühllose Maschine souverän herrscht, wie sie ihren ehernen Gang weiter geht, immer weiter, unbekümmert um all das Glück, das sie zermalmt.

So der Maler Meunier, wo er uns in das Leben seiner Arbeiter hineinführt.

Da stehen die Grubenleute am Förderschaft und warten auf die Schale, die sie in ihr Inferno bringen wird. Das Seil schwirrt, vom Maschinenhaus herüber dröhnt und stampft die Maschine. Kein Wort sprechen sie, da man sich doch nur schreiend verständigen könnte in diesem Höllenlärm. So hocken sie da, mit stumpfen, gleichgültigen Mienen, gleichsam nur Schatten von Menschen, leblose Seelen, die sich rüsten zur Fahrt in den Hades.

Dann sind sie im Stollen. Truppweise zerstreuen sie sich hierin und dorthin. Mit krummem Rücken, den Hals weit vorgebeugt, die Grubenlampe in der Linken, rechts das Werkzeug, so gehen sie vor. Und wie sie in die todten Gänge tiefer und tiefer hineindringen, ist es, als ob das Bergwerk zu leben begönne, als ob athmendes, warmes Leben in die Luftgänge dieses Kolosses käme — indeß die Menschen selbst den letzten Rest ihres Menschendaseins hingeben.

Und wir sehen den furchtbaren Austausch, das Hinüber des Menschenlebens in das Gestein des Bergwerks. Wie sie auf dem Bauch, auf dem Rücken daliegen, wie in Folterwerkzeuge gespannt, und so dem großen Ungeheuer einen neuen Luftweg öffnen. Ihr Blick, die Arbeit ihrer Arme, die Thätigkeit des Gehirns, Alles ist wie erschöpft, wie aufgesaugt von der einen Thätigkeit, die die Maschine von ihnen verlangt. Man hat das Gefühl, diese, wie ein zur Weißgluth überanstrengter Stahl aufs Aeußerste gespannte Arbeit müßte sich Luft machen in einem einzigen wilden Schrei und dann leblos zusammenbrechen. Aber man fühlt auch, dieser Schrei würde nichts Anderes bedeuten als das Geräusch eines abspringenden Metallstückchens, das dann gleichgültig entfernt und durch ein anderes ersetzt werden würde.

Die Förderschale bringt sie wieder ans Licht. Ihr Tagewerk ist vollbracht — für heute. Mit rothen, übermüden Augen, die den Schlaf schwer finden werden, trotten sie in ihren schweren Holzschuhen zwischen den Schutthalden hin ihren Dörfern zu. Schmutzige, niedrige Hütten, zu Seiten der verregneten Straßen, die man mit ausgebrannten Kohlen deckte. Da werden sie die Nacht zubringen. An der Seite ihrer Frauen, die jung waren, die Kinder in die Welt setzten, und deren hohle Wangen doch nie ein Lächeln gerundet zu haben scheint. An der Seite ihrer Kinder, die frühreif sind und entartet und nur den einen Lebenszweck haben, keine Menschen zu sein.

Und das Ende? Es gibt kein Ende für dieses Elend, es müßte denn die Erlösung sein durch ein jähes Unglück. Ein solches Unglück hat Meunier in einem seiner Bilder mit unheimlicher Genialität gebildet. Die „Hekatombe". Schlagende Wetter haben da einen ganzen Trupp Unglücklicher auf einmal hingerafft. Nun liegen sie da, in einem Schuppen, auf Holzgestellen, reihenweise gelagert. Das Zwielicht einiger Blendlaternen beleuchtet die verstümmelten Körper. Und in dem Zwielicht hocken einige Frauen und schneiden die Leichentücher zurecht. Eine von ihnen hält die Schere für einen Augenblick still und schaut mit weiten Augen ins Leere. Wie eine Vision des Schreckens starrt es plötzlich aus ihrem Blick. Durch das Fensterloch drüben schimmert das Nachtbild des schwarzen Landes, fahl wie die Verwesung. Und aus dem Dunkel heraus keucht es und keucht, die ewige Arbeit des pays noir, die keinen Tag kennt und keine Nacht, kein Glück und kein Unglück. Wie die Verdammten sind sie festgeschmiedet an diese endlose Arbeit, und wie die Verdammten mühen sie sich ab an ihr, in die sinkende Nacht hinein und wieder in den grauenden Tag.

Die „wilde und tragische Schönheit" des Borinage läßt Meunier nicht mehr los. Immer intimer lernt er das Leben der Bergleute kennen. Da geschieht das Merkwürdige: langsam formt sich das Bild des schwarzen Landes in der Vorstellung des Künstlers um. Aus dem Trümmerhaufen wird eine planvoll erdachte Maschine. Aber die Maschine herrscht nicht mehr über die Menschen, die an ihr beschäftigt sind. Die Menschen haben sie in ihrer Gewalt, sie bändigen mit ihr die Bestie Naturkraft, sie zwingen mit ihr die Elemente zu Arbeiten, die den Erdball umformen werden nach ihrem Bild. Und das Bewußtsein dieser Macht gibt dem Gesicht auch des letzten Packknechtes einen Ausdruck der Hoheit. Wie der adlige Stolz einer neuen Aristokratie schaut es uns an aus diesen Zügen. Der Kärrner ist verschwunden, der neue Faust tritt in die Erscheinung.

Die klare Bildung dieses neuen Typus ist die große That des Bildhauers Meunier. Man vergleicht Meunier gern mit Emile Zola, aber dieser Vergleich trifft doch nur den Maler. Die Schilderungen seiner Gemälde, das schwarze Land in seinem Elend, sind freilich Germinal. Germinal in seiner Größe und Germinal in seinem Unvermögen. Sie verstehen sich aufs Gruppiren, sie spielen Massen gegen Massen aus, aber sie vergessen über die Gattung das Individuum. Das ist der große Mangel Zola's, daß er bei seinen Bergarbeitern nicht heimisch wurde. Sie waren ihm ein Unterwegs, wie ihm die Bauern, die Makler, die Soldaten und alle anderen Stände bloßes Unterwegs gewesen sind. Deshalb ewig bei ihm diese fatale Herrschaft sogenannter Ideen, die wie unentrinnbare Naturmächte den Menschen niederhalten. Nie hat er den Souverän der Idee verkörpern können, Faust, der sich als den Herrn des Planeten fühlt, der mit ruhiger Hand die Elemente im Zügel hält. Er ist beim Kärrner geblieben, beim armen, hülflosen Arbeiter der Uebergangszeit. Denselben, oder vielmehr dieselben Arbeiter — sie sind ja möglich nur im Plural — finden wir wieder in Meunier's Gemälden. Meunier's Sculpturen jedoch geben einen Typus, den Zola niemals kannte.

Allein der Uebergang von der Malerei zur Sculptur ist charakteristisch. Er bedeutet eine Verdrängung des Hintergrundes, der Miliendarstellung. Ganz freilich

mochte Meunier auf die Umgebung nicht verzichten. Im Relief ist ihm nicht das Marmorbild der Antike, sondern die Bronce der Renaissance maßgebend. Seine Figuren bewegen sich hier in einer Umgebung, die Perspective hat. Aber immer ist diese Umgebung vereinfacht, in wenige, übersichtliche Linien gebracht. In dieser Einfachheit kann sie uns nicht mehr verwirren, wir werden ihrer Herr. Man sehe das schwarze Land, wie es sich jetzt hinter den Bergarbeitern hinzieht. Es ist, als ob dieses Land mit all seinen Triebkräften und Werkzeugen diesen Arbeitern gehorchen müßte wie ein zahmes Thier. Die kahlen Gerüste einer Karrenbrücke oder eines Förderschachtes, vordem wie Skelette in der ausgebrannten Ebene durcheinander liegend, scheinen jetzt belebt vom Nerv einer gewissen hageren Kraft.

Die neue Erkenntniß hat Meunier nicht blind gemacht für das Elend der Arbeit. Da zeigt er das Grubenpferd, den kopfhängerischen, abgehetzten Klepper, der jahraus, jahrein die Karren über die schmalspurigen Geleise der Stollen zerrt. Oder die Arbeiterfrau, ein armes, wie eine Schlacke ausgebranntes Wesen. Aber der Schmerz ist hier geadelt von einer stillen Größe. Es ist nicht mehr der grausame Schmerz des Germinal, der seine Opfer grundlos quält, sondern die hier leiden, sind die Märtyrer einer großen Idee. Die Idee der Arbeit, die Alles in sich faßt, was unsere Zeit an Großem und Edlem leisten konnte, umgibt ihre Qualen wie mit einem unsichtbaren Nimbus.

Im Gebiete des Borinage ist Meunier der große Sinn der Arbeit klar geworden. Er ist ihm seitdem nachgegangen, wo immer er sich bethätigte. An den Stätteplätzen der Häfen, über den Schollen der Ackererde, in Fabriken, Ziegeleien, beim Fischfang. Und immer der eine Gedanke des faustischen Menschen, der die Arbeit beherrscht, der durch sie die Elemente in seinen Willen bringt. Nie ist der Mensch hier klein, wie groß auch die Natur um ihn her sich dehnt. Ein Relief Meunier's zeigt eine Abtheilung Schnitter bei der Arbeit. Die Kornwogen rauschen um ihre Köpfe, als sollten sie darin ertrinken. Und doch verläßt uns nicht das Gefühl der Ueberlegenheit dieser Menschen, deren Wille das Kornfeld werden ließ, und deren Wille es auch niederlegt. Wie unendlich hoch stehen diese Feldarbeiter über den Geschöpfen aus Zola's „La terre"!

Ein anderes Relief läßt uns unmittelbar das Schauspiel sehen, wie Menschengeist und Menschenkraft ein Element niederzwingen. In einer Glashütte ist ein Thontiegel geborsten. Das flüssige Glas strömt in den Arbeitsraum, eine ungeheure Flamme schlägt heraus, wie eine Sturmfluth droht sie Alles wegzuschwemmen. Sofort sind acht Menschen zur Stelle, mit einem eisernen Wagen den Tiegel wegzuschaffen. Jede Linie ihrer Körper ist Kraft und Wille, keine Bewegung ist zwecklos, jede einzelne leistet, was sie soll. Wie Zahnräder greifen die verschiedenen Handlungen ineinander. Eine Menschenmaschine vollendeter Zusammensetzung arbeitet vor uns, aber diese Maschine entwürdigt nicht mehr. Diese acht Menschen, zusammengeschweißt durch eine gemeinsame Idee, sicher im Bewußtsein ihres Könnens, das ist Faust am Strande, Faust und sein stolzes: „Und es ist möglich!"

Und nun die Einzelstatue, die unmittelbare Gestaltung des neuen Typus. Es ist wunderbar, mit welcher Kunst Meunier hier, wo jede Umgebung ausgeschlossen ist, uns doch die Vorstellung einer solchen zu geben weiß. Eine einfache Geste, ein bestimmter Blick, eine Stellung genügen ihm. Ich wies auf das Brustbild der Arbeiterfrau. Man kann sie nicht länger betrachten, ohne sie nicht inmitten ihres Elends mit einer Deutlichkeit zu sehen, als ginge man durch das Arbeiterdorf und blickte durch das Fensterchen in das niedrige Zimmer dieser Aermsten. Wie der rechte Arm sich rückwärts beugt, wo die rechte Hand sich irgendwo, am Herde vielleicht, zu schaffen macht. Wie die Linke das Hemd über die verdorrte Brust hochzieht. Vor allem aber der Blick mit seiner schmerzlichen Zärtlichkeit und die leise Neigung des Kopfes. Eine moderne Caritas beugt sich da nieder, die Mutter mit der ganzen Liebe für ihr wimmerndes, schwächliches Kind.

Bei keiner seiner Freistatuen läßt Meunier uns eine solche unsichtbare Umgebung vermissen. Das macht es ihm möglich, auch in den Einzelgestalten die Idee des neuen Arbeiters mit einer Kraft der Suggestion zu verkörpern, daß selbst eine ihm fernstehende Zeit ihn schon verstehen muß.

Ein Fischer steht da am Strande. Breitbeinig, die Fußspitzen geradeaus; die Stellung, die ihm das schwankende Boot zur Gewohnheit machte. In seinem sich reckenden Kopf, seinem weithin ausschauenden Blick liegt es, wie die ganze Unendlichkeit des hohen Meeres. Der Mund ist geöffnet. Wir wissen, dieser Mund macht nicht viel Worte; die Menschen, in deren Ohr das Meer seine ewigen Lieder singt, sind wortkarg. Nur einen Ruf wird dieser Mund von sich geben, aber der Ruf ist ein Befehl, und dem Befehl wird gehorcht. Dieselbe Ruhe und Sicherheit, die jene Arbeiter in der Glashütte zu Herren des Feuers machte, läßt diesen einfachen Fischer fast wie einen Gott des Meeres erscheinen. Wir trauen ihm Uebermenschliches zu. Keine Brandung würde sein Rettungswerk für ein sinkendes Schiff zerstören können.

Ein anderes Element: Faust im Schurzfell und mit der Zange am Eisenhammer. Auf sein Werkzeug gestützt, die Linke in der Hüfte, schaut er mit überlegener Ruhe in die Gluth. Wieder, je länger man hinsieht, das bunte Leben um ihn her. Die Feuer zischen und wirbeln, die glühenden Eisenmassen sprühen Funken. Der Mann dort schaut gelassen zu. Er ist kein Sklave der Arbeit, sondern ihr Herr. Nichts Hastiges liegt in seinen Mienen, keine lauernde Aufmerksamkeit, und doch wird er keine Secunde zu früh oder zu spät eingreifen. Die Funken werden dann noch wilder um ihn zischen, aber er wird dieselbe Ruhe bewahren, dieselbe Ueberlegenheit. Wie groß, wie erhaben dieser Hammermeister als Herr des Feuers selbst gegen die alten Götter und ihren Titanenkampf!

So führt Meunier uns von Gewerbe zu Gewerbe, und wo er hinkommt, ist es, als ginge die Sonne auf über Ländern, die in einer ewigen Nacht begraben lagen. Der Dockarbeiter am Kai schaut zu uns herüber wie ein Wikingerfürst; Böcklin's „Eroberer" hält den Nacken nicht steiler als dieser Tagelöhner unter der Sackleinewand. Den Bauer hinter dem Pflug, wie Meunier ihn sieht, könnte die Gesandtschaft eines Volkes als ihren König einholen, und das Volk hätte glücklich gewählt.

Ein Künstler von der Klarheit des Wollens und der Geradlinigkeit der Entwicklung wie Meunier geht nicht fort, ohne der Welt ein Werk zu geben, in dem seine besten Kräfte wie in einem Brennpunkt vereinigt erscheinen. Meunier ist dabei, ein solches Werk seinem Ende entgegenzuführen. Der Titel kann uns nicht überraschen. Ein „Denkmal der Arbeit". Vier Reliefs mit lebensgroßen Figuren bilden den Untersatz. Ein Vorgang am Kai, die Stauung eines Schiffes darstellend, eine „Heimkehr der Grubenarbeiter" und die geschilderten Scenen der Kornmäher und Glasbrenner. Die Ecken dieses Sockels flankiren die Einzelgestalten des Fischers, des Hammermeisters, des Lastträgers und Bauern. Auf diesem Untersatz wird sich eine nur erst concipirte Freigruppe erheben. Meunier selbst sagt darüber das Folgende:

„Dargestellt ist der Frieden und die Fruchtbarkeit, hier wiedergegeben durch eine männliche Figur, die in breitem Wurf den Samen über die Erde streut, sie zu befruchten. Dann zwei Figuren, eine kräftige Frau, Tochter der Erde, die das Kind an ihren Busen drückt, ferner eine zweite männliche Figur, welche die Früchte der Erde einsammelt."

Zu allen Zeiten hat man mit Vorliebe den Männern der Kraft ein Denkmal errichtet. Ob es nun ein Doryphoros war oder der Mann der Armeen. Auch Meunier's Werk wird eine Apotheose der Kraft sein. Aber für die Kraft, die hier ihre Wirkungen ausübt, empfanden die vergangenen Zeiten nichts von Verehrung. Die Kraft der Arbeit war verachtet. Das Jahrhundert erst, das mit Goethe begann, lernte diese Verachtung verachten und auch den Stolz der Arbeit fühlen. In Meunier's Werk wird es sich ein Denkmal setzen, wie es die Menschheit nie vorher gesehen.

Willy Pastor.

Sebastian Fischer's Chronik.

[Nachdruck untersagt.]

Als in Folge des Staatsvertrages von Compiègne die frühere Reichsstadt Ulm im November 1810 aus bayerischem Besitz in württembergische Hände überging, hielt sich die bayerische Regierung, da Ulm acht Jahre lang ein Theil des bayerischen Staates gewesen war, für berechtigt, einen Theil des ulmischen Staatsgutes nach München überzuführen, ehe der württembergische General von Hayn Besitz von der Stadt ergriff. Noch heute wird das von allen guten alten Ulmern als eine Handlung der Ungerechtigkeit angesehen, und mit Schmerzen empfindet man es besonders, daß eine Anzahl von Kleinodien der Stadtbibliothek damals nach München geschafft worden ist, namentlich alle Luther-Drucke, die theilweise eigenhändige Widmungen Luther's an den Ulmer Reformator Conrad Sam enthielten, und die einzige Originalhandschrift der 449 Blätter starken Chronik Sebastian Fischer's. Wenn etwas das Gefühl der erlittenen Unbill zu mildern vermochte, so war es die Gefälligkeit, mit der die Verwaltung der bayerischen Staatsbibliothek die Handschrift zur Benutzung auslieh. Nunmehr ist die Chronik den weitesten Kreisen zugänglich gemacht, indem der Nestor der ulmischen Geschichtskenner, Professor a. D. Dr. med. Karl Gustav Veesenmeyer, sie nach einer (von ihm in Gemeinschaft mit dem verstorbenen Landgerichtsrath Bezing gefertigten) wortgetreuen Abschrift im Auftrag des Vereins für Kunst und Alterthum für Ulm und Oberschwaben dem Druck übergeben hat (Ulm, Gebrüder Nübling). Wenn man auch wünschen möchte, daß er den Druck durch Annäherung an den jetzigen Brauch leichter genießbar gemacht hätte, statt die verschnörkelte Rechtschreibung des Originals beizubehalten, so muß man ihm doch für die Uebernahme des mühsamen Werkes Dank zollen, um so mehr, als er durch eine Inhaltsübersicht, die bei der kunterbunten Anordnung der Chronik höchst nützlich ist, durch Anmerkungen und ein Register die Brauchbarkeit der Chronik wesentlich erhöht hat. Das Register ist freilich nicht vollständig genug, indem Wörter wie Carion, Plinius, Zug fehlen; auch ist es von lästigen Druckfehlern nicht ganz frei: immerhin treten solche Mängel hinter den Vorzügen zurück.

Sebastian Fischer war seines Zeichens ein ehrsamer Schuhmacher in Ulm um die Mitte des 16. Jahrhunderts, also ein Zeitgenosse der ungeheuren umfassenden revolutionären Bewegung, die wir schlechtweg als „Reformation" zu bezeichnen gewohnt sind. Auch sein Vater Sebastian war ein Schuhmacher, wie er seinen Schwiegersohn gleichfalls aus dieser Zunft erlas; die Festigkeit der Tradition tritt uns aus diesen Thatsachen recht deutlich entgegen. Die Mutter hieß Agnes Glocker; sie gebar ihren zweiten Sohn, eben unseren Sebastian, am 16. October 1513. „Da bin ich an die Welt kumen, und verleih mir Gott eine selige Stund, so ich wieder von der Welt abscheid, desgleichen allen Kreaturen, Amen." Mit zwölf Jahren, also 1525, fing Sebastian an, das Handwerk zu lernen; wie er ins zwanzigste Jahr ging, am 24. Juni 1533, begab er sich der Sitte gemäß auf die Wanderschaft, die drei Jahre und neun Wochen, bis 19. August 1536, dauerte. Nach gelegentlichen Angaben (S. 62 und S. 155 ff.) arbeitete er 1533 in Zürich und Zug, 1534 in Bern, 1535 in Basel; von da ging er nach Worms, Heilbronn, Frankfurt und Nürnberg. Er hat auf dieser Wanderschaft offenbar Vieles gelernt, was über sein nächstes Ziel hinaus lag; namentlich hat er eine hervorragende Anlage zum Zeichnen und Malen, die durch keinerlei Unterricht entwickelt

ward, selbst ausgebildet und schöne Proben davon, so zwei Zeichnungen des Ulmer Münsters, eine des „wunderbarlichen Zeitglockenthurms zu Bern", seiner Chronik einverleibt; von seinem künstlerischen Sinn zeugt auch seine überaus schöne und dabei kräftige Handschrift. Leider zog er sich unterwegs ein schweres Gehörleiden des linken Ohrs zu, seiner Meinung nach durch Erkältung; vom Mai 1535 an — er weilte damals in Basel — brauchte er neunzehnerlei Kuren, darunter die schmerzhaftesten, ohne Erfolg; man tropfte ihm Schmalz von Escherfischen oder den Inhalt einer Hausenblase ins Ohr, goß ihm „grünes Aetzwasser" ein und stieß einen Meißel nach, so daß er „mächtig große Schmerzen litt", ließ ihm Dämpfe ins Ohr eindringen, daß er „ein Marter litt, dergleichen ich mein Leben lang nie gelitten hab' und wie das hell Blut von dem Rauch heraus ging." Alles war umsonst, auch eine Badereise nach Blumers (Plombières): „Gott hat's also geschickt, es hat also sellen zugaun".

Sebastian Fischer war in Nürnberg, als ihm ein Bote geschickt ward, seine herzliebe Mutter sei schwer krank; man meinte, sie werde sterben. „Also zog ich heim; ich wär' noch lang nit heimzogen, hätt' es nit solche Ursach gehabt." Nach seiner Heimkehr machte er ohne Zweifel sein Meisterstück und trat in die Schuhmacherzunft ein. Am 6. Februar 1541, dem Sonntag nach Lichtmeß, hielt er Hochzeit mit Hildegard Cleß, der Tochter eines Webers von Biberach; er wohnte im Hause seines Vaters (es trägt jetzt die Nummer südlicher Münsterplatz 42) und verlor im selben Jahre, am 27. Mai, seinen Vater, der sein Leben nur auf 58 Jahre brachte. Die Mutter überlebte den Vater noch bis zum 14. Februar 1547; beide wurden auf dem Allerheiligen-Kirchhof begraben, und Sebastian Fischer gibt aufs Genaueste die Plätze an, wo sie zur ewigen Ruhe eingebettet wurden. Von seiner Frau bekam Fischer vier Kinder, einen Sohn, Sebastian, und drei Töchter, Katharina, Anna und Sarah; von diesen blieb ihm nur die Tochter Katharina; die anderen starben alle in zarten Jahren. In Folge der Unsauberkeit der kaiserlichen Besatzung in Ulm — diesen Grund gibt der Rath der Stadt in den von mir ausgezogenen etwa tausend Schriftstücken aus der Zeit des schmalkaldischen Krieges mit aller Bestimmtheit an — entstand 1547 in der Stadt „ein großes Sterbet", von dem auch Hildegard Fischer, Sebastian's „herzliebe Hausfrau", ergriffen ward. Sie verschied am 21. November, erst dreißig Jahre alt. „Ist mir so nah gangen, daß nit ein Wunder wär gewesen, daß ich gleich also vor Leid gestorben wär; denn sie ist mir von Grund meines Herzens lieb gewesen. Es hat aber weder Weinen noch Schreien geholfen; ich hab sie müssen fahren lassen; doch hat mich das herzlich getröst, daß sie so ein christlich fein still End hat genommen ... Sie liegt im Garten neben dem Siechhaus, da man, wie das Evangeli angefangen hat, die Leut hingelegt hat, die keinen Glauben an das Papstthum mehr gehabt haben, die nit haben wöllen auf dem Kirchhof liegen. Gott verleih ihr und uns eine fröhliche Auferstehung an dem jüngsten Gericht. Amen."

Sebastian Fischer blieb nicht lange Wittwer, und dazu mag ihn der Umstand mit bestimmt haben, daß er durch sein Gehörleiden mehr und mehr von aller Welt sich abgeschlossen fühlte und eines vertraulichen Umganges im Hause um so mehr bedurfte. Auch das rechte Ohr wurde von dem Leiden ergriffen: „Ich hör jetzt gar nichts mehr; ich kann Niemand verstehen, es red mir dann eins zum Ohr hinzu. Weder Arzet noch Doctor kann mirs hinwegbringen mit keiner Arzenei, ondern es bleibt steif stehen, und kann mirs Niemand hinwegthun wan Gott der Allmächtig." Unter solchen Umständen heirathete er nicht ganz drei Monate nach dem Tode seiner ersten Frau, am 15. Februar 1548, eine Wittwe Anna Speyrer, geborene Winckler, die 1498 geboren, also damals fünfzig Jahre alt war — fünfzehn Jahre älter als er selbst. Die Ehe scheint trotzdem eine glückliche gewesen zu sein; jedenfalls hat Fischer trotz allen Ungemachs seinen treuherzigen Humor nicht verloren, wie sein Eintrag zum 2. Juli 1550 (Blatt 396, nicht, wie im Register steht, 369) beweist. Damals kam Kaiser Karl V. zum vierten Mal nach Ulm, und aus diesem Anlaß kamen zwei „seiner Schuhmacher" in Fischer's Haus mit

der Bitte, daß er ihnen für zwei schwarze Korduanstiefel statt der darin befindlichen starken Sohlen zwei leichtere verkaufe. Während sie dann die Sohlen einnähten, zog Fischer einen der Stiefel des Kaisers an; „der lag mir so glatt an, daß ich keine Hose hab, die mir glatter anlieg; also hatt ich an meinem Fuß den Stiefel des großmächtigen Kaisers an, den er hat angehabt, als er zur Stadt herein geritten ist. Also was ich an dem gerechten Fuß ein römischer Kaiser, und an dem linken Fuß ein schmalziger Schuhmacher."

Ueber das Jahr 1554 hinaus führt keine Andeutung in Fischer's Chronik. Im Jahre 1561, am 12. Februar, heirathete sein einziges am Leben gebliebenes Kind Katharina, noch nicht ganz achtzehn Jahre alt, den Schuhmacher Jörg Glöcklin von Thalfingen, dem sie zwei Töchter und einen Sohn gebar, wie aus Einträgen, die von einer ungeübten Hand in die Chronik gemacht sind, hervorgeht. Es ist aber kaum wahrscheinlich, daß Sebastian Fischer das Alles noch erlebt hat; wenn er nicht etwa so schwer erkrankte, daß er von 1554 an die Feder nicht mehr zu führen vermochte, so muß er noch in diesem Jahre, erst 41 Jahre alt, gestorben sein; andernfalls würden wir sicher Berichte aus der Zeit nach 1554 von ihm besitzen. Dazu stimmt, daß er in der Aufzeichnung der Päpste (Blatt 205 b) Julius III., der 1555 starb, als noch lebend aufführt.

Die Chronik Sebastian Fischer's zerfällt in zwei Bestandtheile: Angaben, die er aus anderen Büchern übernommen hat, und Berichte über Selbsterlebtes oder von ihm Gehörtes.

Was den ersten Bestandtheil angeht, so bezieht er sich natürlich ganz überwiegend auf nicht ulmische Dinge, und darüber hat einer der besten Kenner der Ulmer Alterthümer, Oberstudienrath Dr. Pressel, Rektor des Karlsgymnasiums in Heilbronn, den Ausspruch gethan, daß der Werth dieser auf Nichtulmisches bezüglichen Partien über den von Schreibübungen kaum hinausgehe. Obwohl der Herausgeber der Chronik gegen diesen Satz Einsprache erhebt, so ist er doch insofern unbedingt richtig, als den hierher gehörigen Aufzeichnungen Fischer's selbstverständlich die Originalität und damit der wissenschaftliche Werth abgeht; wir erfahren aus ihnen nichts, was wir nicht anderswoher wüßten, nichts, was unsere Kenntniß der betreffenden Vorgänge irgendwie förderte. Aber trotzdem nimmt man auch von diesen Theilen der Chronik mit lebhaftem Interesse Kenntniß. Lernen wir daraus auch nichts Neues über geschichtliche Thatsachen, so lernen wir doch den Umkreis der Dinge kennen, für welche das städtische Kleinbürgerthum des sechzehnten Jahrhunderts, so weit es überhaupt geistig höher angeregt war, sich interessirte; wir erfahren, wie weit sein Wissen von der Geschichte, der Erdkunde, den Naturvorgängen ungefähr reichte. Da lesen wir von der „Bauernpraktik", d. h. den bäuerlichen Witterungsregeln, „so mehr auf augenscheinliche Zeichen denn auf verborgene Ursachen des Gestirns gegründet sind"; von dem wunderbar sprechenden Raben des Schuhmachers bei Plinius; von der Größe und Weite der Welt, den Winden, den Zonen und Welttheilen; vom Berg Vesuvio, vom Pilatussee, der, wenn etwas mit Fleiß (= Absicht) in ihn geworfen wird, ergrimmt und einen Wolkenbruch schickt; von der Stadt Rom; von den römischen und türkischen Kaisern; von den Päpsten; von der Zerstörung Jerusalems; von den siebenzig Auslegern des alten Testaments; vom Alkoran der Türken; von Dr. Luther; von den Berner Predigerunruhen 1507; vom Bruder Klaus; vom Maler Apelles, wie er dem Schuster, der sein Gemälde kritisirt, zuruft: Schuster, bleib bei deinem Leisten! von Virgilius Maro, „ein Fürst der Poeten, der auch in der schwarzen Kunst hoch erfahren war, so daß er eine erzene Mücken, von Glockenspeis gegossen, macht, die alle anderen Fliegen von der Statt trieb"; von Wilhelm Tell und dem Anfang der Eidgenossenschaft; von den Habsburgern seit Friedrich III.; von den Concilien zu Basel und Constanz; von den Ketzern, geordnet nach ihren Abweichungen von den zwölf Artikeln des Apostolicums; von allerlei Thatsachen der älteren Ulmer Geschichte, wobei einige Hauptstücke, die Zerstörung durch Kaiser Lothar's Scharen, die Belagerung durch Karl IV., der Bau der Münsters, nicht aber die Führung des schwäbischen Städte-

bundes, deutlich herausgehoben sind. Sebastian Fischer gibt uns auch an, welche Quellen er ausgeschrieben hat: die Chronik Carion's; die Sebastian Franck's; den tractatus de civitate Ulmensi des Mönchs Felix Fabri (wohl in deutscher Uebertragung); die Chronik des Luzerner Gerichtsschreibers Petermann Etterlie; die „große" Chronik von Johannes Stumpff; eine Frankfurter und eine Augsburger Chronik; Luther's und Spangenberg's Postille; zeitgenössische Flugschriften: angeführt wird auch öfters Plinius' des Aelteren Naturgeschichte, aber wohl nicht aus direkter Kenntniß. Diese Bücher hatte er mit einem für seine Verhältnisse erheblichen Geldaufwand sich verschafft; für die „große Schweizer Chronik" hatte er 6 Gulden 5 Batzen (nach heutigem Geld etwa 11 Mark) gegeben. Es hat etwas Rührendes, den durch sein Gehörleiden vereinsamten Mann sich vorzustellen, wie er in den freien Stunden, die sein Handwerk ihm läßt, sich zu den einzigen Freunden flüchtet, mit denen der Verkehr noch leicht ist, seinen Büchern; wie er sie liest und wieder liest und das, was ihm besonders merkwürdig scheint, in seine Chronik einträgt, die ohne Zweifel bestimmt war, als Hausbuch in der Familie zu bleiben, auch wenn dereinst mit den anderen Habseligkeiten Fischer's kleine Bibliothek veräußert werden sollte.

Erheblich wichtiger ist nun freilich derjenige Bestandtheil der Chronik, der aus Berichten über das besteht, was er selbst gesehen und gehört und miterlebt hat. Diese Berichte umspannen etwas über zwanzig Jahre, 1533—1554. Aus den Zeiten seiner Jugend und Wanderschaft stammen die Abschriften gedruckter Predigten seines Oheims Konrad Sam, des Ulmer Reformators, und die grausigen Nachrichten über allerlei furchtbare Missethaten und ihre nicht minder furchtbare Ahndung durch die damalige Gerechtigkeitspflege: „auf dem Weg von Worms bis Oppenheim, ist fünf klein Meil, gehts etwa einer in 4 oder 5 Stunden, haben ich und meine Gesellen gezählt 21 Mörder, die uff Rädern lagen, ohne die an den Galgen hangten." In Zürich hörte er auch von der damals noch ziemlich frischen Niederlage bei Kappel, von Meister Ulrich Zwingli's Tod und dem Ueberfall am Zuger Berg: er hat hierüber eine Erzählung niedergeschrieben, die nicht unwerth ist, auch von den Kennern des Herganges gelesen zu werden. Eine im Ganzen zusammenhängende Erzählung der Zeitereignisse erhalten wir aber erst über die Zeit von 1546—52, also über die Jahre des schmalkaldischen Kriegs, des Interims- und Fürstenkriegs gegen Karl V. Manches hat Fischer dabei aus schriftlichen Berichten von Zeitgenossen geschöpft; aber in der Hauptsache spricht er entweder als Augen- oder Ohrenzeuge: ein paar Mal beruft er sich z. B. auf Aussagen der kaiserlichen Landsknechte, die von Anfang 1547 an Jahr und Tag in Ulm lagen, so zum Beleg dafür, daß die Protestanten — oder, wie Fischer sich bezeichnend ausdrückt, „das ganze römische Reich, das sich aufgemacht hat, den Kaiser zu bekriegen" — bei Ingolstadt die durch das Geschütz der Schmalkaldener erschütterten Kaiserlichen durch einen kühnen Angriff sicher überwältigt haben würden. Mit höchster Anschaulichkeit, in treuherzig-biederem Ton entwickelt sich die Erzählung vor uns; wie unübertrefflich ist in seiner Schlichtheit der Bericht über jenen 14. October 1546, da in Ulm der Schreckensruf erscholl: Hannibal ante portas!, da Morgens sieben Uhr der regierende Bürgermeister, der wackere Georg Besserer, der tüchtige Sohn des größeren Bernhard Besserer, die gesammte Bürgerschaft in den Hof des Zeughauses berief, um sie zu fragen, ob sie auch jetzt noch gesonnen sei, wie ehedem, Leib und Leben bei dem Evangelium zu lassen, „und niemand sich anders merken ließ, denn daß sie alle schrieen, sie wölleten Leib und Leben bei dem Evangelium lassen;" wie um zehn Uhr und wieder Abends vier Uhr die Sturmglocke gezogen ward, weil man glaubte, hinter den „reitenden Streifern, die sich herzu ließen", komme sofort des Kaisers ganzes Heer: unter den Bürgern, die bis zur Nacht im Harnisch kampfbereit dastanden, ist auch Fischer selber gewesen. Mit der Gabe frischer, unmittelbarer Erzählung verbindet er einen strengen Sinn für die Wahrhaftigkeit: über den Tod seiner Großeltern möchte er gern etwas berichten; „ich weiß es aber nit: so mag ich auch nicht schreiben weder (= als) das ich weiß" (S. 46 a). Die Nachricht Carion's,

daß bei Kappel 5000 Züricher erschlagen worden seien, erklärt er für falsch: es sei ihm, als er in Zürich arbeitete, von beiden Parteien gesagt worden, daß die Anzahl der Züricher überhaupt nicht 5000 gewesen sei und nur 200 von ihnen gefallen seien; „nun ihm sei, wie ihm will, ich hab es selber nit gezählt; darum so kann ich es auch nit wissen; aber von 200 Mannen, die erschlagen seien, haun ich oft gehört" (S. 117 a). Nachdem er das Schicksal der Reichsstadt Constanz 1548 beschrieben hat, schließt er (S. 220 b) mit den Worten: „ich hab fleißig nach solchen Ueberfall gefragt, und ander Leut von meintwegen (= auf meine Veranlassung) und hab also geschrieben das Fürnehmst, das ich erfahren hab."

In religiöser Hinsicht steht Sebastian Fischer auf dem Boden der Reformation, wie sich das bei einem Ulmer, der in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts heranwuchs, von selbst versteht: mit solchem Eifer hörte er Sam's Predigten, daß er, wie oben erwähnt, sich über hundert von ihnen abschrieb: es schmerzte ihn sehr, daß während seiner Wanderschaft sein Bruder sie in sein Haus nahm und sie da verloren gingen. Fischer ist erfüllt von einem unbedingten Gottvertrauen, das ihn weder bei herben eigenen Schicksalen noch angesichts unbegreiflichen fremden Leids verläßt. Zum Jahre 1552 erzählt er, daß die Landsknechte des Raths vor dem Hause ihres Hauptmanns Stammler eine Ehrensalve abgaben: „so luget aber ein jungs Töchterle von 14 Jahren in Melcher Schneiders Haus, neben der Apotheke an der langen Gassen, zu einem Gitter am Boden heraus. So ist ein Tropf unter ihnen, der hat einen Stein (= eine Kugel) geladen und trifft das Mädle und schießt ihm die Hirnschale, was oberhalb der Augen ist, als hinweg, daß das Mädle gleich in die Kammer fiel; was gleich tot. Es nimmt mich groß Wunder nach menschlicher Rechnung, daß Gott so einen frommen Menschen so erbärmlich läßt um sein Leben kommen; denn es wahrlich ein gut frumb Mädle gewesen ist, daß sie mich von Grund meines Herzens übel erbarmet. Ich will aber Gott hiermit nit gestraft haben; er weißt alle Ding wohl zu machen."

Politisch ist Fischer ein loyaler Unterthan seiner Obrigkeit, des Bürgermeisters und Raths seiner Stadt; was sie für gut halten, das hat in der Regel auch seinen Beifall. Den schmalkaldischen Krieg faßt er, wie wir schon sahen, als einen Kampf zwischen dem römischen Reiche deutscher Nation und seinem Oberhaupt auf; und in der That nicht ohne Grund: auf Seiten des Kaisers fochten anfänglich nur ein paar kleine Fürsten, wie Hans von Küstrin, Albrecht von Brandenburg, während im gegnerischen Heerlager vier Kurfürsten und alle großen Reichsstädte außer Nürnberg standen; da mag es ihm scheinen, daß auf Seiten des „Reiches" Macht und Recht zugleich sind. Aber wohler ist es doch Fischer, wenn Kaiser und Reich nicht im Gegensatz zu einander stehen, und man meint es ihm anzufühlen, daß er 1552 ganz dem wackeren Bürgermeister Sebastian Besserer beipflichtete, der im Fürstenkrieg die Bürgerschaft ermahnte, bei Kaiserlicher Majestät zu bleiben, dem sie als ihrem gebührlichen, recht erwählten Herrn und Kaiser geschworen habe: in zwei gefährlichen Sachen solle man immer das Ehrlichste und Beste erwählen und nach gemeinem Sprichwort sich halten: es ist besser, ehrlich gestorben, als schändlich gelebt.

Alles in Allem kommt man zu dem Ergebniß, daß Sebastian Fischer eine kernige, kräftige Natur und redliche Seele war — probus vir et anima candida. Man pflichtet gern dem unbekannten Dichter bei, der in den wohlgemeinten, wenn auch etwas dunkel gerathenen Versen auf Blatt 27 des Registers „zu Ehren dem Sebastian Fischer" geschrieben hat:

„Diß Manns Verstand und Witz
In seinen guten Gaben!
Er kennete ganz Schwitz
Desgleichen auch das Schwaben.
Er lasse solche mehr
Schirmen zu seiner Ehr'."

Gottlob Egelhaaf.

Forschungsreisen in Australien, Neu-Guinea und den Molukken.

[Nachdruck untersagt.]

Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeers. Reiseerlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers in Australien, Neu-Guinea und den Molukken. Von Richard Semon, Professor in Jena. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1896.

Richard Semon ist ein Schüler Ernst Haeckel's. Als Zoologe vorgebildet, hat er auch noch das ganze Studium der Medicin durchgemacht, um für seine Forschungsreisen geistig vollkommen ausgerüstet zu sein. Bevor er seine große, fast zweijährige Reise nach Australien unternahm, hatte er sich bereits an einer Expedition des Afrikareisenden Flegel in das Niger-Benue-Gebiet betheiligt. Bei seiner australischen Reise verfolgte Semon ganz bestimmte wissenschaftliche Ziele. Sie galt hauptsächlich der Erforschung zweier merkwürdiger Bindeglieder in der Thierreihe, der eierlegenden Säugethiere, des Schnabelthieres (Ornithorhynchus) und des Ameisenigels (Echidna), sowie der einzigen vorhandenen Art mit einer Lunge versehener Fische, des Ceratodus Forsteri. Die eierlegenden Säugethiere vermitteln zwischen den höheren Säugethieren und den Vögeln, der Lungenfisch bildet das Bindeglied, das missing link, zwischen den Fischen und Amphibien. Diese Bindeglieder spielen in der Darwin'schen Theorie eine große Rolle. In seinem Buche „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl" weist Darwin zur Begründung seiner Entwicklungstheorie auf die Thatsache hin, daß die großen Unterbrechungen in der organischen Stufenreihe durch die zahlreichen ausgestorbenen Formen zu erklären seien. Das Schnabelthier und der Ameisenigel sind die einzigen überlebenden Vertreter ihrer Classe, der Ursäuger, deren Blüthezeit in das Mittelalter der Erdgeschichte fällt und deren Verwandte nur noch im fossilen Zustande in der Trias, der Jura und Kreide nachgewiesen sind. In ihrem Vorkommen sind das Schnabelthier und der Ameisenigel allein auf Australien beschränkt, weshalb dieser Erdtheil treffend das Land der lebenden Fossilien genannt wird. Auch das Verbreitungsgebiet der auf der übrigen Erde längst ausgestorbenen Beutelthiere, die sonst nur noch in Amerika in einer einzigen Familie, der der Beutelratten, überleben, dehnt sich nicht über Australien hinaus. Semon hat im Sinne Darwin's gearbeitet, der in seinem oben genannten Buche die ganze damals bekannte Stufenfolge des Thierreiches behandelt, um seine Schlußfolgerung, daß der Mensch zwar das beherrschende Thier der Erde sei, aber von einer niedriger organisirten Thiergattung herstamme, zu begründen. Der Mensch bildet das Endglied einer natürlichen Entwicklungsreihe. Während die fortschreitende Civilisation die niederen Menschenrassen zum Aussterben bringt und so den Abstand zwischen dem Culturmenschen und den ihm nächststehenden Organismen allmählich vergrößert, ist es Aufgabe der Wissenschaft, die Beweismittel für die organische Stufenreihe des Thierreiches, kommen sie nun aus Resten der Vorwelt oder aus noch jetzt lebenden Wesen, zu sammeln und zu untersuchen.

Aber das vorliegende Buch, in welchem Semon die Ergebnisse seiner australischen Reise für einen größeren Leserkreis zusammenfaßt, geht weit über den Rahmen einer wissenschaftlichen Abhandlung zur Vertheidigung von Darwin's Theorie hinaus. Der Verfasser hat interessante Thatsachen aus der Thier- und Pflanzenwelt gesammelt und theilt wichtige Beobachtungen über die ethnologischen, wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der bereisten Länder mit.

Nachdem Semon im August 1891 im Hafen von Brisbane, der Hauptstadt von Queensland, gelandet war, begab er sich zunächst nach Gayndah, am Mittellauf des Burnett, um dort Schnabelthiere und den Lungenfisch zu studiren. Später führte er, um besser Echidna und Beutelthiere fangen zu können, elf Monate hindurch, nur von einem Weißen und zwanzig Australnegern begleitet, tief im Innern des australischen Busches ein Lagerleben. Er schildert die Eigenart der australischen Landschaft mit ihren lichten Buschwäldern, deren Hauptbestand hochgewachsene Eukalyptusbäume bilden, und den überall eingestreuten Dickichten, die als „Scrub" (Busch) bezeichnet werden. Der Scrub ist an das australische, in einem Wechsel von reichlichen Niederschlägen mit oft Jahre lang andauernden Dürren bestehende Klima gebunden. Sein Baumbestand setzt sich aus mäßig hohen Akazien und den abenteuerlich gestalteten Flaschenbäumen zusammen. Dieser echte Scrub ist wohl zu unterscheiden von dem tropischen Scrub, der sich an gewissen Küstenstrecken, auf Bergeshöhen und in feuchten Schluchten des nördlichen Queensland findet und einen wirklichen Urwald mit Palmen, Baumfarnen, Lianen, Orchideen und allem sonstigen Zubehör darstellt. In seinem Camp umgab den jungen Gelehrten die völlige Einsamkeit der Wildniß; nur alle Sonntage verschaffte er sich eine Zerstreuung, indem er zu einem ein paar Kilometer entfernt wohnenden Großpächter Mac Cord, dem Besitzer riesiger Viehherden, hinüber ritt, dessen Familie ihm einen anregenden Verkehr bot.

Australien ist der jüngste Erdtheil seiner Entdeckung sowie seiner Entstehung nach. Die höheren Säugethierarten, die auf der übrigen Erde aus beutelthierähnlichen Vorfahren hervorgegangen sind, fehlen in Australien, dessen Festland sich am spätesten aus dem Meere erhoben hat und am längsten von den anderen Erdtheilen getrennt war. Die lebende und die fossile Säugethierfauna Australiens besteht nur aus den eierlegenden Säugethieren oder Monotremen und den Beutelthieren. Eine Ausnahme macht nur der Dingo, ein aus anderen Erdtheilen eingeschleppter und in Australien verwilderter wolfähnlicher Hund, der einzige australische Vertreter der höheren Säugethiere oder Placentalier. Die tiefste Säugethierstufe nehmen zweifellos die Monotremen oder Kloakenthiere ein, die den Vögeln in der Stufenreihe am nächsten stehen. Diese Verwandtschaft bekundet sich auch dadurch, daß ihre Jungen nicht lebensfähig, sondern in einem haselnußgroßen Ei, dessen Schale von einer lederartigen Haut gebildet wird, zur Welt kommen. Die Mutter thut sie erst in ihren Beutel, eine Spalte in den Bauchdecken, wo sie zur Reife kommen und aus dem Ei ausschlüpfen. Aber während beim Schnabelthier und Ameisenigel der Brutbeutel nach der Reife der Jungen wieder verschwindet, bleibt er bei der höheren Stufe der Placentalosen, den Beutelthieren, bestehen. Das junge Beutelthier kommt bereits lebendig, ohne Ei, zur Welt, bedarf aber längerer Pflege im Beutel der säugenden Mutter. Gleichwie in der placentalen Säugethierwelt haben sich auch in der Familie der Beutelthiere auf Grund der verschiedenen Ernährungsweise die Pflanzenfresser und Raubthiere je nach dem Standort als Spring-, Baum- und Kletterthiere entwickelt. Die über die Grassteppe hüpfenden Känguruhs gleichen den Springmäusen, das Gebiß der fleischfressenden Beutelmarder und Beutelwölfe erinnert an das der placentalen Raubthiere. Die äußere Aehnlichkeit zwischen diesen Gruppen der Beutelthiere und der Placentalier wird durch die Anpassung an ähnliche Lebensbedingungen bewirkt.

Während der Mangel der Zähne, der zur Vogelähnlichkeit des Schnabelthiers beiträgt, auf die vorwiegende Muschelnahrung dieses Säugethiers zurückzuführen ist,

für deren Zerkleinerung harte Kieferränder zweckmäßiger sind als brüchige Zähne, verdankt der australische Lungenfisch oder Ceratodus die anatomische Eigenthümlichkeit, daß er zum Athmen außer den Kiemen auch noch seine, ihrem Bau und ihrer Gefäßversorgung nach in eine Art Lunge umgewandelte, Schwimmblase benutzt, den Bedingungen des australischen Klimas, den langdauernden Dürren, die mit heftigen Regengüssen abwechseln. Zeitweilig schwellen die Flüsse zu mächtigen wasserreichen Strömen an, um darauf fast völlig auszutrocknen, so daß nur wenige tiefe Wasserlöcher und einige schwache Rinnsale erhalten bleiben. Bei gutem Wasserstande nun deckt der Ceratodus seinen Sauerstoffbedarf mittels der Kiemen aus dem fließenden Wasser; in der Trockenperiode läßt er sein Maul aus dem schlammigen für die Kiemenathmung ungeeigneten Wasser hervorragen und athmet durch die Lunge. Obgleich der Ceratodus als typischer Vertreter der Classe der Lurchfische oder Dipnoer und ebenso seiner Entwicklung nach, deren Stadien Semon eingehend beobachtet hat, ein Uebergangsglied zwischen Fischen und Amphibien bildet, ist er doch ein ausgesprochenes Wasserthier, das keinen längeren Aufenthalt an der Luft verträgt, weil seine Kiemen rasch eintrocknen. Der Ceratodus, der in früheren geologischen Perioden die ganze Erde bewohnte, wie durch fossile Funde bewiesen ist, hat sich gegenwärtig nur noch in den beiden australischen Flüssen Burnett und Mary erhalten. In den übrigen Gewässern Australiens ist er offenbar durch die regenlosen Perioden, die ganze Flußgebiete zum Austrocknen bringen, ausgerottet worden.

Ueberraschende Aufschlüsse gibt Semon über die Verbreitung der Schwanzlurche, wie des Feuersalamanders, der Wassermolche, des mexikanischen Axolotl, die in Australien wie überhaupt auf der südlichen Hemisphäre gänzlich fehlen und auch nicht in fossilen Resten vorhanden sind. Keine andere Thierclasse ist in ihrem Vorkommen so sehr von der Temperatur abhängig wie die Amphibien. Das Verbreitungscentrum der geologisch ältesten Amphibien, der Schwanzlurche, liegt auf der nördlichen Halbkugel; gegen den Wendekreis des Krebses hin werden sie seltener und verschwinden in den Tropen ganz. Semon weist nun nach, daß diese Erscheinung mit der Vorliebe der Schwanzlurche für feuchte Kühle zusammenhängt; der Tropengürtel bildete daher für sie eine unüberwindliche Schranke. Eine einzige Gattung von Schwanzlurchen, Spelerpes, die auch in Mittelamerika und im nördlichen Peru vorkommt, bestätigt die Regel; denn sie ist in diese südlichen Breiten nur über die kühle Hochebene von Mexiko und die hohen Bergzüge der Anden vorgedrungen. Die ungeschwänzten Amphibien oder Froschlurche dagegen bevorzugen das heiße Klima und haben ihre Hauptverbreitung in den Tropen.

Anfang 1892 wandte sich Semon nach Thursday Island, der in der korallenriffreichen Torresstraße gelegenen kleinen Insel, um hier im Uebergangsgebiet des Indischen Oceans in den Stillen die Seethiere zu studiren; aber er wurde enttäuscht. Thursday Island ist der Mittelpunkt einer schwunghaft betriebenen Perlmutterfischerei, an der sich eine aus Abenteurern aller Länder gemischte Bevölkerung betheiligt; indeß fehlen ihr die Fischer von Beruf, die der wissenschaftliche Tiefseeforscher nicht entbehren kann. Ein Ausflug, den Semon nach Neuguinea unternahm, gibt ihm Gelegenheit, die wundervolle Thierwelt dieser größten Insel unseres Planeten zu schildern. Besonders entzückte ihn, wie so viele Reisende vor ihm, die großartige Farbenpracht der Paradiesvögel, die auf Neuguinea heimisch sind. Die Paradiesvögel sind den sonst einfarbigen Rabenvögeln nahe verwandt. Daß sie sich auf Neuguinea den buntfarbigen Glanz des Gefieders erwarben, der sie zu der schönsten aller Vogelfamilien macht, liegt an den für die Züchtung der Vögel auf Form und Farbenschönheit besonders günstigen Verhältnissen dieser Insel, der Affen, Halbaffen, Katzen, Marder und Eichkatzen, die gefährlichsten Räuber der Waldvögel, ihrer Nester und Nestlinge, gänzlich fehlen. Durch das dichte Dunkel des Urwaldes auch vor den Raubvögeln geschützt, konnten sich die Paradiesvögel in ungehemmter geschlechtlicher Zuchtwahl zu ihrer auffallenden Schönheit entwickeln. Von Neuguinea

machte Semon einen Abstecher nach den Sundainseln. Auf Java ist er von dem tropenhaft üppigen botanischen Garten in Buitenzorg, dem Sanssouci von Batavia, freudig überrascht. Die prächtigen Anlagen des Gartens ziehen sich am Fuße des javanischen Vulkanriesen hin. Java macht in seiner Thierwelt auf den Beobachter einen vertrauteren Eindruck als Australien. Die Insel gehört bereits zum Bereich der indischen Fauna; die Beutelthiere sind verschwunden, dafür schaukeln sich Affen in den Wipfeln der Bäume, wirkliche Eichkätzchen springen von Ast zu Ast. Hier gibt es Spitzmäuse, Marder, zahlreiche Viverrakatzen, Panther; auch Tiger kommen vereinzelt vor. Eigenthümlich im Vergleich zu Java ist die Thierwelt von Celebes. Diese Sundainsel besitzt einen großen schwarzen Affen, der an die afrikanischen Babuine erinnert. Ferner die sogenannte Büffelantilope, eine kleine Rinderart, die im ganzen malayischen Archipel keinen Verwandten hat; sodann ein eigenthümliches Schwein, den Hirscheber oder Babirusa, dessen Oberkiefereckzähne nach oben durch die Haut des Schnauzenrückens wachsen und sich dann hornartig nach unten und hinten krümmen. Diese Thierformen hat Celebes jedenfalls von Westen erhalten, und daraus ergibt sich der Schluß, daß Celebes mit einer Landmasse zusammenhing, die sich weit gegen Afrika hin erstreckte und von der Madagaskar vielleicht ein letzter Rest ist. Im Gegensatz zu Wallace, dem berühmten Kenner und Schilderer der malayischen Inseln, rechnet Semon die Insel Celebes nicht zur australischen, sondern zur orientalischen Region und erklärt ihre Fauna für eine verarmte orientalische mit starken australischen Beimischungen.

Sodann lag Semon an den Küsten der Molukkeninseln, insbesondere der Insel Ambon, die unter ihrem älteren portugiesischen Namen Amboina bekannter ist, dem Studium der Meeresthiere ob. Auf dem von Korallen überzogenen Meeresgrunde enthüllt sich dem Auge des Forschers die Farbenpracht der unterseeischen Korallengärten, eine Architektur von sonderbar gestalteten und prachtvoll gefärbten Seethieren, die, zum Theil festgewachsen, wahre Beete von bunten Blumen oder zierlich verzweigten Büscheln darstellen. Ein interessantes Beispiel von Zusammenleben stellte Semon fest, als er einmal an einer Qualle auf Ambon fluchtähnliche Bewegungen wahrnahm. Bei genauer Untersuchung fand er, daß in dem gewölbten Schirm der Qualle ein mittelgroßer Fisch Obdach gesucht hatte, der durch Stöße an die Innenwand die fluchtähnlichen Bewegungen veranlaßte. Fisch und Meduse leben in einer Art Gesellschaftsverhältniß, aus dem beide Vortheil ziehen. Den Fisch schützen die Nesselbatterien der Meduse vor seinen Verfolgern, und der Meduse verhilft der Fisch wiederum zur Flucht. Semon schildert die Gefahren, die den Seeigeln und anderen Stachelhäutern von den großen Seeschnecken, den sogenannten Tritonshörnern, drohen. Die Schnecke besitzt in einer schwefelsäurehaltigen Flüssigkeit, die sie aus ihren Speicheldrüsen ausscheidet, ein Mittel, um die Kalksubstanz der Stachelhäuter aufzulösen, die sie dann mit der Reibeplatte, ihrem Kauorgan, vollends zerreibt. Der Forscher fand ferner in den Molukkengewässern die schon ältere Wahrnehmung bestätigt, daß viele grundbewohnende Seethiere, sowie Fische ausgedehnte Flächen- und Tiefenwanderungen unternehmen und sich zum Laichen an der Küste sammeln. Der Palmendieb auf Ambon, eine Krebsart von der halben Größe eines Hummers, bietet ein merkwürdiges Beispiel von Lebensanpassung. Mit seinen gewaltig starken Scheren vermag er die schwer zerbrechlichen Schalen der Kokosnüsse mühelos zu öffnen und auch die steinharte Frucht des Kanaribaumes zu zertrümmern, eine Fähigkeit, in der nur noch eine Kakaduart auf Neuguinea mit ihm wetteifert. Da er seinen Lebensunterhalt so bequem auf dem Lande finden kann, hat dieser Molukkenkrebs seine wasserbewohnenden Gewohnheiten gänzlich aufgegeben. Das große Barriereriff, das die Nordostküste Australiens in einer Länge von fast 2000 Kilometern umsäumt, gibt dem Verfasser Veranlassung, das Wachsthum der Korallenbauten in Uebereinstimmung mit Darwin's Ansicht über diesen Gegenstand zu erklären. Die Breite des Riffcanals, welcher die Barriere vom Festland trennt, schwankt zwischen 160 Kilometern im Süden und nur 8 Kilometern am Nordende.

Die Tiefe des Kanals, in welchem sich noch zahlreiche vereinzelte Riffe verstreut finden, ist nicht unbeträchtlich und geht bis zu 100 Metern. Die Korallenthiere pflegen in unmittelbarer Nähe der Küste zu bauen, da sie nur in seichtem Wasser leben können. Die Erklärung für den weiten Abstand des Barrierenriffs von der Küste und seinen dem Küstenumriß parallelen Verlauf findet Semon darin, daß die Nordostküste Australiens in fortdauernder Senkung begriffen ist und der Abstand zwischen dem Außenrande des mitwachsenden Riffs und der Strandlinie des eigentlichen Festlandes sich daher beständig vergrößerte. „Dieser ganze Abstand füllte sich aber nicht mit Korallenbauten aus, sondern der Bau schreitet nur am äußeren Rande fort, weil nur hier das offene Meer kräftig gegen den Steinwall brandet und die Korallenthiere zu ihrem Wachsthum und Gedeihen ausgiebigen Wasserwechsel, wie ihn die Brandung hervorruft, unumgänglich bedürfen." Aehnlich wie bei der langgestreckten Küstenlinie Nordostaustraliens durch die Senkung ein ebenso langgestrecktes Barrierenriff mit gleich geformtem Riffkanal entstanden ist, bildet sich um eine Insel, deren centraler Kern im Meere versinkt, aus dem ringförmigen Riffkanal eine kreisförmige, vom Riff umsäumte Lagune, also Riffbildungen, die man als Atolle bezeichnet.

Auch zur Völkerkunde bietet Semon's Buch eine Fülle von Anregungen und neuen Gesichtspunkten. Semon hat auf seinen Jagdausflügen vielfach mit den Eingeborenen, deren Dienste er auch zum Fang von Echidna in Anspruch nahm, in persönliche Beziehungen treten müssen. Die eingeborenen Australier erklärt er für eine durch körperliche und geistige Merkmale fest umschriebene Menschenrasse. Sie haben sich bis jetzt weder an Ackerbau noch an Viehzucht gewöhnt; als nomadisirende Jäger durchstreifen sie ihren heimathlichen Erdtheil. Dies Wanderleben, das durch keine Sorge um die Zukunft getrübt wird, verleiht dem Geist etwas Unstetes und verhindert jedweden Culturfortschritt. Andererseits schärft das beständige Nimroddasein die Sinne außerordentlich, sodaß sich die Australier zu unübertroffenen Jägern entwickelt haben. Schon die Knaben üben sich in Wurfspielen, und der Bumerang ist eine Erfindung der Australier. Die religiösen Begriffe der Eingeborenen erheben sich nicht über blinden Aberglauben; einige Zaubermärchen, die sie endlos wiederholen, sind die einzigen Zeugnisse ihrer Phantasiethätigkeit. Die Ideale der Unabhängigkeit und Gleichheit sind bei den Australiern in schönster Weise verwirklicht; eine fast vollkommene Besitzlosigkeit benimmt ihnen zugleich den Hauptantrieb zu gegenseitigen Fehden. Auch die leisesten Ansätze zu Staatenbildungen fehlen; in politischer Hinsicht ist die Horde als eigentliche Einheit aufzufassen, durch Heirathsbeziehungen zwischen den Horden entsteht die höhere Einheit des Stammes. Häßlich wirkt in der Erscheinung des Australiers die geringe Entwickelung der Waden, sowie überhaupt die auffallende Magerkeit der Leiber, die von der vorwiegend dem Thierreich entnommenen und an Stärke und Zucker armen Nahrung der Eingeborenen herrührt. Das Weib ist bei den Australiern, die trotz der Aehnlichkeit einzelner Gesichter mit verkommenen Ariern eine sehr tiefstehende Menschenrasse bilden, lediglich die Sclavin, das Lastthier des Mannes. Mit ihren nächsten Nachbarn, den Papuas auf Neuguinea, den Maori auf Neuseeland und den Malayen der Sundainseln, sind die Australier nicht verwandt; in den Urstämmen Indiens, den Dravida, dagegen begegnen Typen, die an die Australier erinnern.

Ein lebhafter und fröhlicher, dem sorglosen Lebensgenuß hingegebener Menschenstamm bewohnt Neuguinea. Semon hebt den auffallend entwickelten und allgemein verbreiteten Kunstsinn der Papuas rühmend hervor. Ihre Waffen und Geräthe verzieren sie mit schönen Mustern und bunten Farben. Aeußerlich sowohl wie ihrem Charakter nach unterscheiden sie sich von den primitiven Wilden Australiens wie den ernsten zurückhaltenden Malayen. Vielleicht sind die Papuas mit den Negern Afrikas verwandt, eine Möglichkeit, die an Hurley und dem Italiener D'Albertis Vertheidiger findet. Die üppige Entfaltung des Haupthaares, das wie

ein aufstrebender Busch das Haupt krönt und eine prächtige gesträubte Mähne bildet, gereicht den Papuas zu besonderem Schmuck. Sie sind wesentlich eine Küstenbevölkerung; das gebirgige Innere Neuguinea's ist nur spärlich bewohnt. Die Jagd, für die Australier die einzige Quelle des Lebensunterhaltes, betreiben die Papuas mehr als Sport; daneben widmen sie sich dem Ackerbau und Fischfang und unternehmen sogar an den Küsten Neuguinea's entlang und nach den benachbarten Inseln weite Seehandelsfahrten, auf denen sie Sago gegen Thonwaaren eintauschen.

Der Insel Java und den Molukken gelten die Schlußcapitel des Buches. Semon beschreibt den Typus der stillen demüthigen Malayen, die entfernt verwandte Züge mit den Mongolen aufweisen und ihrem ganzen Wesen nach so verschieden sind von den geräuschvollen, lebensfrohen Papuas oder den unbefangen heiteren Polynesiern. Eine streng einheitliche Rasse, wie die Eingeborenen Australiens, stellen die Malayen allerdings nicht dar, dazu waren ihre Wechselbeziehungen zu den umwohnenden Völkerschaften von jeher zu enge und vielseitige. Das Malayische zeigt überdies deutliche Anklänge an die polynesischen Sprachen, und von den Polynesiern ist es wahrscheinlich, daß sie durch eine Mischung von Malayen mit Papuas entstanden sind und sich durch selbständige Weiterentwicklung zum Range einer eigenartigen Rasse erhoben, noch ehe sie sich über die Inselflur der gesammten Südsee verbreiteten. Auf Java stattete Semon den eigenartigen Tempelruinen von Boro-Budor einen Besuch ab, gewaltigen Steinmassen, die sich terrassenförmig auf einem Hügel erheben und in drei concentrischen Kreisen von kleinen glockenförmigen Bauten endigen. Die Mauern sind in verschwenderischer Fülle mit phantastischen Reliefdarstellungen religiösen Inhalts bedeckt, und in regelmäßigen Abständen befinden sich Nischen, die je ein sitzendes Buddhabild enthalten. Das architektonische Motiv dieser Tempel, die durch ihren Umfang und die reiche phantasievolle Ausschmückung imponiren, aber eine ästhetisch befriedigende Gliederung vermissen lassen, ist den Reisfeldern entlehnt, die ebenfalls terrassenförmig an den sanft ansteigenden Bergen Java's über einander liegen. Diese Tempelruinen sind das Denkmal einer Culturstufe, von der die javanischen Malayen längst herabgesunken sind. Auch die damals blühende Bildhauerkunst ist jetzt spurlos verschwunden, wohl eine Wirkung des Eindringens des Mohammedanismus, dem die jetzigen Javaner anhängen und der alle bildliche Darstellung der menschlichen und thierischen Gestalt verbietet. Uebrigens beschreibt der Verfasser auch brahmanische Tempelruinen, die er auf Java besuchte. Entsprechend der vielgötterigen brahmanischen Religion ist hier das Heiligthum in eine größere Zahl von Einzelbauten aufgetheilt, die auch in Terrassenform angelegt, aber viel schlanker sind als der Boro-Budor.

Mit der reizvollen Schilderung eines Ausflugs in das Himalayagebirge auf der Heimreise durch Indien schließt der Verfasser seine interessante Reisebeschreibung. Das Buch wird stets einen bedeutsamen Platz in der wissenschaftlichen Reiseliteratur einnehmen; an stilistischem Werth steht es auf gleicher Höhe wie Ernst Haeckel's wundervolle „Indische Reisebriefe".

H. v. Horn.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte März.

Am 5. März wurde in der Budget-Commission des deutschen Reichstages die erste Lesung der Marine-Vorlage zum Abschlusse gebracht, deren Annahme mit einigen das Wesentliche des Gesetzentwurfes nicht berührenden Abänderungen kaum noch einem Zweifel unterliegen konnte, nachdem der Führer der Centrumspartei, Dr. Lieber, seine als Zustimmung aufzufassenden Erklärungen abgegeben hatte. Mögen sich immerhin innerhalb des Centrums Gegensätze regen, die namentlich in Süddeutschland Unterstützung finden sollen, mag auch Dr. Lieber selbst durch seinen auf die spätere Deckung der Kosten bezüglichen Antrag gewissen Empfindlichkeiten innerhalb seiner Partei Rechnung tragen wollen, so konnte doch der Kern der Flottenvorlage nicht mehr gefährdet werden. Bezeichnend ist, daß ein anderes Mitglied des Centrums, der Abgeordnete Müller-Fulda, am 2. März den von der Budget-Commission auch angenommenen Antrag gestellt hatte, wonach der Reichskanzler um Auskunft ersucht werden sollte, ob Bedenken entgegenstehen würden, die erforderlichen Neubauten von Kriegsschiffen anstatt in sieben, bereits in sechs Jahren fertig zu stellen. Der Staatssecretär des Reichs-Marineamtes, Contre-Admiral Tirpitz, erklärte nun im Namen des Reichskanzlers in der Budget-Commission, daß keinerlei Bedenken entgegenstehen, daß vielmehr die verbündeten Regierungen es nach der Ansicht des Fürsten Hohenlohe mit Dank begrüßen würden, wenn zunächst die Commission und später der Reichstag der vom Abgeordneten Müller-Fulda angeregten Aenderung zustimmen würden. Der Staatssecretär des Reichs-Marineamtes hob zugleich hervor, daß thatsächlich erhebliche militärische und politische Vortheile daraus erwachsen würden, falls die in Aussicht genommene Organisation bereits ein volles Jahr früher zur Durchführung gelangte, zumal da die Schiffsbaukosten dadurch nicht gesteigert würden. Im Interesse der Verstärkung und der Neuorganisation der deutschen Streitkräfte zur See mußte die Flottenvorlage von Anfang an als ein wesentlicher Fortschritt angesehen werden. Die mannigfachen neuen Aufgaben, die der Marineverwaltung, insbesondere in Ostasien, erwachsen sind, ließen auch dringend geboten erscheinen, daß in Bezug auf die Organisation der deutschen Marine planmäßig vorgegangen würde, ohne daß die erzielten Ergebnisse von Jahr zu Jahr in Frage gestellt werden könnten.

Deutschland ist dann in der Lage, der Entwicklung der Verhältnisse in China ruhig zuzusehen. Im Besitze der Bucht von Kiaotschau, wird es nach wie vor die nördliche Interessensphäre Rußlands, sowie die südlicher gelegene Großbritanniens anerkennen. Trotz der erregten Zeitungsfehde, die sich in der englischen und der russischen Presse aus Anlaß der Rußland hinsichtlich China's zugeschriebenen Absichten entsponnen hat, steht andererseits nicht zu befürchten, daß sich daraus Ver-

wicklungen ergeben könnten, durch die Deutschland in Mitleidenschaft gezogen werden würde. Vielmehr darf der Erwartung Ausdruck geliehen werden, daß ein Ausgleich zwischen den russischen und den englischen Interessen gefunden werden wird. Im Sinne der Aufrechterhaltung des Friedens darf nicht minder gewünscht werden, daß aus Anlaß der cubanischen Angelegenheit zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten von Amerika kein Conflict entstehe. Für Deutschland ist auch in dieser Angelegenheit völlige Zurückhaltung geboten. Wenn aber in jüngster Zeit von Reclamationen die Rede war, die von Seiten der spanischen Regierung in Washington erhoben worden sein sollten, so muß darauf hingewiesen werden, daß in Madrid jedenfalls der Augenblick für solche Beschwerden schlecht gewählt gewesen wäre, da durch die Katastrophe des amerikanischen Kriegsschiffes „Maine" in den cubanischen Gewässern und andere Vorgänge die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten ohnehin sehr erregt war.

Beobachtet Deutschland im Hinblick auf die Meinungsverschiedenheiten zwischen England und Rußland in Ostasien, sowie auf den spanisch-amerikanischen Antagonismus vollständige Zurückhaltung, so darf es aus Anlaß der Neuordnung der griechischen Finanzen durch das von der griechischen Kammer angenommene und vom König Georg sanctionirte Gesetz einen bedeutsamen Erfolg constatiren. Die unablässigen Bemühungen der deutschen Regierung, die darauf abzielten, die älteren Ansprüche der deutschen Gläubiger durch die neuen Verpflichtungen Griechenlands nicht verkürzen zu lassen, haben zu einem erfreulichen Ergebnisse geführt, da durch die europäische Finanzcontrole alle erforderlichen Bürgschaften in dieser Hinsicht gewährt werden. Zugleich zeigt sich aber, daß durch das entschiedene Vorgehen der deutschen Regierung auch die Interessen der Gläubiger Griechenlands in anderen Staaten gewahrt worden sind.

Fragen der inneren Politik sind es, die in anderen Ländern im Vordergrunde des Interesses stehen. In Oesterreich ist es aus Anlaß der Sprachenverordnungs-Frage zu einer neuen Ministerkrisis gekommen. Wie Graf Badeni schließlich dem Sturme weichen mußte, der durch die am 5. April v. J. für Böhmen und am 22. April für Mähren erlassenen Sprachenverordnungen heraufbeschworen wurde, vermochte auch Herr von Gautsch nicht, die Geister wieder los zu werden, die sein Vorgänger gerufen hatte. Die für beide Kronländer publicirte neue Sprachenverordnung konnte weder die Deutschen noch die Tschechen befriedigen, und noch am Abende desselben Tages, an dem diese Publication erfolgt war, reichte das gesammte Ministerium seine Entlassung ein, die vom Kaiser Franz Josef angenommen wurde. Ob Graf Thun, der mit der Neubildung des Cabinets betraut worden, in der Lage sein wird, Ordnung in das Chaos zu bringen, darf zunächst bezweifelt werden. Der Grundfehler, daß die Regelung der Sprachenfrage nicht von Anfang an auf der Basis eines Gesetzes in Angriff genommen wurde, hat sich als verhängnißvoll erwiesen, und daraus ergeben sich alle weiteren Consequenzen. Da Graf Thun, der neue Ministerpräsident, seine politische Thätigkeit als feudaler Tscheche begonnen hat, und seine vor einem Jahrzehnte im böhmischen Landtage gegen die „Unversöhnlichkeit" der Deutschen, sowie für die Wiederherstellung der Wenzelskrone gehaltene Rede ein Programm zu bedeuten schien, blicken die Deutschen in Oesterreich nicht eben hoffnungsvoll in die Zukunft. Im Deutschen Reiche, wo mit Recht stets daran festgehalten wurde, in die innere Politik der verbündeten österreichischen Monarchie sich nicht einzumischen, ja, selbst den Schein einer solchen Intervention zu vermeiden, kann es nach wie vor nicht an innigen Sympathien für die deutsche Bevölkerung Oesterreichs fehlen. Jedenfalls wird abgewartet werden müssen, ob durch eine stärkere Hinneigung zu tschechisch-polnischen Bestrebungen ein Einfluß auf die auswärtige Politik ausgeübt werden könnte. Ihr Leiter, Graf Goluchowski, ist ein allzu erfahrener Staatsmann, als daß er sich der Wahrnehmung der aus einem solchen Wechsel sich ergebenden Gefahren verschließen könnte.

In Frankreich rüsten sich die Parteien für den bevorstehenden Wahlkampf. Es sind nicht gerade glückliche Vorzeichen, unter denen die gemäßigten Republikaner in diesen Kampf eintreten, da es ihnen keineswegs gelungen ist, Reformen größeren Stils zu verwirklichen. Auch das Finanzwesen läßt mehr als je zu wünschen übrig, und es ist bezeichnend, daß die Deputirtenkammer selbst im letzten Jahre ihrer Wirksamkeit nicht vermocht hat, die Berathung des Staatshaushaltes rechtzeitig zu beenden. Wie in früheren Jahren durch die Bewilligung „provisorischer Zwölftel" die Budgetbedürfnisse für einzelne Monate gedeckt werden mußten, konnte von diesem in einer geordneten Staatsverwaltung höchst bedenklichen Auskunftsmittel auch in der letzten Session der Legislaturperiode keineswegs Abstand genommen werden. Daraus ergibt sich der weitere Mißstand, daß der Senat, dem das von der Deputirtenkammer nach vielen Verzögerungen erledigte und dann übermittelte Budget als dringende Vorlage zugeht, mit Fug an der ihm zugemutheten Rolle, auf jede ernsthafte Prüfung zu verzichten, Anstoß nimmt. So drohten bereits zu wiederholten Malen Conflicte zwischen den beiden parlamentarischen Körperschaften, indem die Deputirtenkammer daran festhielt, daß ihr die letzte Entscheidung in Budgetangelegenheiten gebührte, ohne daß jedoch bisher eine bestimmte Abgrenzung der wechselseitigen Befugnisse auf der Grundlage der Verfassungsgesetze erzielt werden konnte.

Im radicalen Feldlager sind andererseits die Angriffe auf den Senat in jüngster Zeit nahezu verstummt. Sollte nun durch das muthige Verhalten einzelner Senatoren wie Scheurer-Kestner und Trarieux in der Dreyfus-Frage und im Zola-Processe diese veränderte Frontstellung der Radicalen herbeigeführt worden sein? Charakteristisch ist jedenfalls, daß die Initiative für die Revision des Dreyfus-Processes von einem der Vicepräsidenten des Senates ausgegangen ist. Allerdings erwies sich dann auch in dieser parlamentarischen Körperschaft der Druck der öffentlichen Meinung wirksam, so daß Scheurer-Kestner bei der in der jüngsten ordentlichen Session vollzogenen Neuwahl des Vorstandes unterlag und auf die frühere Amtswürde verzichten mußte. Im Zola-Processe sind aber so grelle Streiflichter auf die Zustände der dritten französischen Republik gefallen, daß es nur von einer oberflächlichen Betrachtungsweise Zeugniß ablegen würde, falls angenommen werden sollte, daß mit der Verurtheilung Zola's die Angelegenheit ihren Abschluß erhalten habe. Vielmehr hat der Militarismus, der namentlich durch den Chef des Generalstabes, General de Boisdeffre, und die Generale de Pellieux und Gonse repräsentirt wurde, sich mit solcher Kühnheit hervorgewagt, daß die constituirten bürgerlichen Gewalten weit zurückstehen mußten. Während die militärischen Zeugen, ohne vom Präsidenten des Schwurgerichtshofes unterbrochen zu werden, auf den Dreyfus-Proceß zurückgreifen durften, indem sie, zum Theil auf ihre Soldatenehre, die Schuld des Verurtheilten der Teufelsinsel beschworen, wurden Zola und dessen Rechtsbeistand, sowie Clémenceau, der für sein Blatt „L'Aurore" eintrat, systematisch daran verhindert, den vollen Beweis für die Ungesetzlichkeit des früheren Verfahrens zu erbringen. „Vive l'armée!" lautete der stereotype Ruf, der sich in den Tagen des Zola-Processes auf den Straßen der französischen Hauptstadt vernehmen ließ, und mit dem auch die Verurtheilung des Haupt-Angeklagten zu der schwersten nach dem Gesetze zulässigen Strafe: ein Jahr Gefängniß und dreitausend Francs Geldbuße, aufgenommen wurde. Diesem Rufe, dem gegenüber kein noch so triftiger Beweisgrund Stand zu halten vermochte, muß aber eine symptomatische Bedeutung beigemessen werden, die dadurch in einem noch eigenthümlicheren Lichte erscheint, daß selbst eine so zweifelhafte Erscheinung wie Major Esterhazy im Gerichtssaale und auf der Straße gefeiert werden konnte.

Unter den markanten Zwischenfällen wird dann auch hervorgehoben, daß Prinz Henri von Orléans, der Vetter des orléanistischen Thronprätendenten, sich in den Tagen des Zola-Processes regelmäßig in und vor dem Palais de Justice zeigte und nicht versäumte, in auffallender Weise dem Major Esterhazy die Hand zu drücken,

einem Manne, der in vielerörterten Briefen die französische Armee verunglimpft hatte. So zeigte sich, daß der Ruf: „Vive l'armée!“ in Wirklichkeit alle diejenigen deckte, die fest zu einander standen, um die Unfehlbarkeit des französischen großen Generalstabes und der Kriegsgerichte in den Fällen Dreyfus und Esterhazy um jeden Preis aufrecht zu erhalten. Von glaubwürdigen Zeugen wird die Scenerie des Schwurgerichtssaales geschildert, in dem ein Chor von Officieren mit Säbelklirren die Beugung von Recht und Gesetzlichkeit begleitete. Auf den Straßen waren es dann dieselben tumultuarischen Elemente, die seiner Zeit dem General Boulanger zujubelten, die nunmehr die Armee feierten und Zola beschimpften.

Wäre aber die „grande épée“, der „starke Degen“, auf dem Plane erschienen, so würde wohl auch der „psychologische Moment“ dagewesen sein, den republikanischen Einrichtungen ein jähes Ende zu bereiten. In Deutschland könnte man jedoch allen diesen Vorgängen kühl bis ans Herz hinan gegenüberstehen, falls nicht, wie in der Anklageschrift gegen Dreyfus auch später im Gerichtssaale immer von Neuem Andeutungen in dem Sinne erfolgt wären, daß Deutschland die Macht sei, zu dessen Gunsten Verrath geübt worden sein soll. Allerdings hüteten sich gegenüber den ebenso bündigen wie loyalen Erklärungen, die der deutsche Staatssecretär von Bülow in der Budgetcommission des deutschen Reichstages abgegeben, die militärischen Zeugen im Processe Zola sehr sorgfältig, eine bestimmte Aeußerung in dem Sinne zu thun, daß Dreyfus doch in Beziehungen zu deutschen Persönlichkeiten oder Behörden gestanden habe. Allein die zweideutige Art, in der General de Pellieux von der Eventualität einer nahen Kriegsgefahr sprach, in der ferner die phantastische Visitenkartengeschichte vorgebracht und eine nicht minder phantastische Aufzeichnung zu einem wichtigen geheimen Actenstücke aufgebauscht wurde, ließ keinen Zweifel darüber obwalten, daß den Geschworenen die Ueberzeugung suggerirt werden sollte, der Verrath sei im deutschen Interesse erfolgt. So wurde in jesuitischer Art der Kernpunkt der ganzen Angelegenheit verschoben, während es sich doch um die Feststellung handelte, ob im Dreyfusprocesse ungesetzlich verfahren wurde, indem den Mitgliedern des Kriegsgerichtes ohne Wissen des Angeklagten und dessen Rechtsbeistandes geheime Pièces vorgelegt worden sind.

Dem Einwande gegenüber, daß es sich im Zolaprocesse lediglich darum handelte, ob die in dem Artikel der „Aurore“ erhobene Anschuldigung zutreffend wäre, das Pariser Kriegsgericht habe den Major Esterhazy „auf Befehl“ freigesprochen, hätte der Vertheidiger Labori auf die unmittelbare Vorgeschichte der Untersuchung hinweisen können. Denn als feststehend darf gelten, daß dem französischen großen Generalstabe nahe stehende Organe die Beendigung der Voruntersuchung gegen Major Esterhazy in der Weise ankündigten, es würde ein Beschluß, das Verfahren einzustellen, erfolgen. Unmittelbar darauf wurde in nicht minder zuverlässiger Weise bekannt, daß General Saussier, der frühere Generalissimus der französischen Armee, in seiner Eigenschaft als Militärgouverneur von Paris, der „ordonnance de non-lieu“ einen größeren Nachdruck geben wollte, indem er die Nichtschuld Esterhazy's durch Kriegsgericht proclamiren ließ. Dieses ist dann auch einberufen worden und hat den Angeklagten freigesprochen. Wenn sich die Vorgänge aber thatsächlich so abspielten, so durfte Zola wohl an der Unbefangenheit der Mitglieder des Kriegsgerichtes zweifeln, das nach der Auffassung des Generals Saussier lediglich eine Formalität erfüllen sollte. So griffen alle Theile des militärischen Organismus im Processe Zola in einander, und Oberstlieutenant Picquart mußte es schwer büßen, als er seinen Sinn für Recht und Gesetzlichkeit bekundete und rückhaltlos seine Zeugenaussage machte. Die französische Armee beansprucht eben, wie aus dem Verhalten ihrer Spitzen hervorgeht, eine Sonderstellung im Staate, die sich nicht durch Pflichten, sondern durch Vorrechte begründet. Wie gefährlich eine solche Auffassung für die bestehenden Staatseinrichtungen werden kann, zeigte sich bereits beim Sturze der zweiten französischen Republik.

Jedenfalls ist die jetzige Regierung gewarnt, und es muß anerkannt werden, daß es in Frankreich auch nicht an Persönlichkeiten fehlt, die, wie der frühere Justiz-

minister Trarieux und der frühere Bautenminister Yves Guyot mit aller Entschiedenheit gegen das Vordringen des Militarismus Front machen. Auch wäre es verfehlt, der Republik unmittelbar ein allzu ungünstiges Horoskop zu stellen. Wie in diesen Blättern zur Zeit Boulanger's von Anfang bis Ende daran festgehalten wurde, daß es diesem Abenteurer nicht gelingen würde, einen Staatsstreich erfolgreich durchzuführen, fehlt es auch gegenwärtig trotz der gekennzeichneten Dispositionen der französischen Armee an einem starken Willen und Kopfe, der alles mit sich fortzureißen vermöchte. Gerade durch den Proceß Zola ist erhärtet worden, daß selbst bei den Befehlshabern ein Mangel an Urtheilskraft besteht, der zunächst dem früheren Capitän Dreyfus verhängnißvoll geworden ist, aber auch verhindert, daß alle diese Generale weitumfassende Pläne entwerfen könnten. Wie daher weder der orléanistische noch der bonapartistische Prätendent augenblicklich ernst genommen werden darf, so scheint auch keiner der Generale, die im Zolaprocesse hervorgetreten sind, trotz allen volltönenden Worten und trotz dem für eine Umwälzung von oben geeigneten Milieu in der Lage zu sein, den von extremen Elementen gehegten Wünschen und Erwartungen zu entsprechen. Hierzu kommt, daß die im Jahre 1900 stattfindende Pariser Weltausstellung jenseits der Vogesen allzu zahlreiche Interessen berührt, als daß in den nächsten Jahren innere Verwickelungen befürchtet werden müßten.

Im Gegensatze zur französischen Republik bietet Italiens constitutionelle Entwicklung zu viel erfreulicheren Betrachtungen Anlaß. Die fünfzigjährige Gedenkfeier des „Statuto", die am 4. März d. J. begangen wurde, gestaltete sich denn auch zu einem Nationalfeste, das zugleich als Huldigung für die casa Savoia bedeutsam war. Das italienische Volk fühlt sich eben eins mit seinem Herrscherhause, dessen Verdienste um die Befreiung und Einigung der Nation in goldenen Buchstaben in den Annalen der vaterländischen Geschichte verzeichnet stehen. Nicht minder hat die Dynastie sich stets in den Dienst der fortschreitenden Cultur und Civilisation gestellt; und so konnte das italienische Volk mit dem Andenken Carl Albert's, des Königs, dem es das „Statuto", die Verfassung, verdankt auch dasjenige seines Sohnes, des Re galantuomo, Victor Emanuel, feiern und zugleich dem Souverain, der gegenwärtig auf dem Throne des geeinten Italiens sitzt, dem König Humbert, seine Huldigung darbringen. Wie der 4. März 1848 dem Königreiche Sardinien die constitutionelle Freiheit brachte, ist der 20. September 1870, der Tag, an dem die italienischen Truppen in Rom einzogen, das denkwürdige Datum, an dem die Einheit Italiens fest und unverbrüchlich begründet wurde. Wie solidarisch sich der König Carl Albert mit dem italienischen Volke wußte, wie ihm die freiheitliche Entwickelung des Landes vor fünfzig Jahren bereits als politisches Ideal vorschwebte, das erhellt deutlich aus dem Aufrufe, den er am 8. Februar 1848 an sein Volk erlassen hatte. „Für diese sich immer mehr befestigende Einigkeit," heißt es dort, „schöpften wir ungemein ermuthigende Beweise in den Gefühlen, mit denen unsere Unterthanen die jüngsten Reformen aufnahmen, die der Wunsch, das Land glücklich zu machen, nur rathsam erscheinen ließ, um die verschiedenen Zweige der Verwaltung zu verbessern und die Bevölkerung mit der Erörterung der öffentlichen Angelegenheiten vertraut zu machen. Nun, da die Zeiten für größere Aufgaben günstig sind und in Mitten der Veränderungen, die sich in Italien vollzogen, tragen wir kein Bedenken, dem Volke den feierlichen Beweis zu geben, den wir ihm von unserem Vertrauen auf seine Ergebenheit und seinen gesunden Sinn zu geben im Stande sind." Man braucht nur an diese der eigenen Initiative des Königs Carl Albert entstammenden Worte zu erinnern, um zu zeigen, daß das innige Band, das das italienische Königshaus mit der Nation verknüpft, bereits von den Vorfahren geschlungen worden ist.

Wer zu wiederholten Malen am 20. September im Pantheon zu Rom verweilte, ist, wie der Schreiber dieser Zeilen, sicherlich dort Augenzeuge manches pietätvollen Vorganges geworden, bei dem schlichte Leute aus dem Volke an der letzten Ruhe-

stätte des Königs Victor Emanuel dessen Andenken in rührender Weise ehrten. So sprach auch König Humbert am 4. März d. J. allen italienischen Patrioten aus dem innersten Herzen, als er auf dem Capitol in seiner an die Vertreter der Nation gerichteten Ansprache das italienische Rom dem alten universellen Rom als das neue nationale gegenüberstellte und als den Ausdruck des Rechts bezeichnete, während das antike durch die Gewalt begründet worden sei.

Auch hier bietet sich eine Parallele zwischen dem kraftvoll aufstrebenden modernen Italien und der dritten französischen Republik dar, in der Recht und Gesetzlichkeit keineswegs so geschätzt werden, wie König Humbert es als Maßstab für sein eigenes Land gehalten wissen will. „Come ogni diritto, Roma Italiana è inviolabile.“ „Wie jedes Recht, ist das italienische Rom unverletzlich.“ Diese vom König Humbert auf dem Capitol gesprochenen Worte riefen enthusiastischen Beifall hervor. „Zu uns,“ fuhr der König in seiner Ansprache fort, „werden diese erhabenen Erinnerungen nicht von Vorherrschaft und Eroberung reden,“ und führte dann aus, daß das moderne Recht jeder Nation ihre Grenzen anweise. Als die beiden höchsten Ziele, die der moderne Gedanke den freien Völkern anweise, bezeichnete der Monarch die wirksame Thätigkeit des Lebens und die Erziehung des Geistes. „In einem Lande, das sich eines so lachenden Himmels, eines so fruchtbaren Bodens erfreut, das so reich an Geist und Tüchtigkeit ist, sind die Arbeit und die Schule die Factoren einer wahren und sicheren Größe, der Panzer und die Wehr gegen jede Gefahr.“ Mit dem Hinweise auf die unauflösbare Einigkeit des savoyischen Königshauses und der Geschicke des italienischen Volkes schloß die Ansprache, die nicht bloß im eigenen Lande, sondern auch diesseits der Alpen in dem befreundeten und verbündeten Deutschland einen lebhaften Widerhall gefunden hat. Auf der Bahn der Civilisation fortschreitend, wird Italien auch in der Zukunft sich als ein bedeutsamer Culturfactor erweisen, wie es denn nicht minder auf dem Gebiete der auswärtigen Politik eine ehrenvolle Stellung unter den europäischen Großmächten errungen hat.

Literarische Rundschau.

Kaiser Wilhelm I.

[Nachdruck untersagt.]

Kaiser Wilhelm I. Von Erich Marcks. Zweite Auflage. Leipzig, Duncker & Humblot. 1897.

Heinrich von Sybel hatte es übernommen, für das dem Abschluß zuschreitende Riesenwerk der „Allgemeinen deutschen Biographie" das Leben Kaiser Wilhelm's I. darzustellen; in die durch den jähen Tod des Meisters gerissene Lücke trat Erich Marcks, der jugendliche Geschichtsprofessor der Leipziger Universität, bisher in der wissenschaftlichen Welt genannt als Biograph des Admirals Coligny, von nun ab den weitesten Kreisen bekannt als Biograph Kaiser Wilhelm's. Denn, um es gleich vorweg zu sagen: dies Werk von Marcks ist nicht nur zweifellos die weitaus beste Biographie Kaiser Wilhelm's I., es ist wahrscheinlich das beste Buch, das seit 1894, seit dem letzten Bande von Treitschke's „Deutscher Geschichte", auf dem fruchtbaren Felde der neueren Geschichte überhaupt entstanden ist. Wie verblaßt vor dem echten und edlen Metallglanz dieses Werkes das Flittergold prunkhafter Festschriften! Hier vereinigt sich umfassende und eindringende Forschung, ergebnißreich, obschon sie auf archivalische Studien hat verzichten müssen und nicht selten mit einem Fragezeichen endet, spürender Scharfsinn und gestaltende Kraft, feinsinniges Anempfinden und biographisches Mitempfinden, ein Blick, der Menschen und Dingen rasch ins Innere dringt, wie er weite Horizonte leicht umspannt, eine ganz eigene Ausdrucksform, in deren gehaltvoller Kürze Worte zu Sätzen, Sätze zu Gedankenreihen sich steigern, also daß auf 360 Seiten das Leben des Mannes, das mit seinem reichen Inhalt über ein Jahrhundert fast sich breitet, klar und voll zur Anschauung gelangt.

Vielleicht könnte man freilich finden, daß in dieser Biographie das individuelle Leben in seiner Mannigfaltigkeit gegenüber dem großen Zuge der allgemeinen Entwicklung nicht immer ganz zu seinem Rechte käme; und auch für mein Gefühl weicht der Biograph zu leicht und zu oft dem Historiker. Wo wir eben dem Menschen ins Herz schauen wollen, zeigt sich uns rasch das der Geschichte zugewandte Antlitz des Helden; zu schnell wandeln sich persönliche Eigenschaften in historische Kräfte. Aber so hat Marcks nun seine Aufgabe gefaßt: er will das Besondere und das Allgemeine in ihrer organischen Verknüpfung und Entwicklung, „den Wandel der Zustände, der Kräfte hier, des Innenlebens und seiner Ausstrahlungen dort stetig und immer von Neuem aufzeigen und darstellen". In diesem Sinne gestellt, hat die Aufgabe ihre erschöpfende Lösung gefunden. Von einer festen und sicheren Hand gezeichnet, entfaltet sich hier der Werdegang einer Persönlichkeit in ihrer Wechselwirkung mit der Zeitgeschichte, der Lauf eines Lebens, das die Strömungen der Umwelt in sich aufnimmt, um sie gewandelt

zurückzugeben, eine Entwicklung von äußerer Einfachheit und innerem Reichthum, ebenso durchsichtig in ihrer Klarheit wie großartig in ihrer Geschlossenheit.

Erich Marcks sieht in Kaiser Wilhelm das Preußenthum verkörpert, die altpreußische Vergangenheit, die altpreußische Art, den altpreußischen Staat, aber auch das altpreußische Selbstbewußtsein, den stolzen Großmachtstrieb des Preußen, wie es aus den Händen des großen Friedrich hervorgegangen war. Dies Preußenthum vertritt Prinz Wilhelm unter Friedrich Wilhelm III., mehr noch unter Friedrich Wilhelm IV.; dies hält er fest, inmitten aller Wandlungen, die sich um ihn und in ihm unter den wechselnden Einflüssen der Zeitgeschichte vollziehen. Denn dies Preußenthum ist nichts Starres, nichts Verknöchertes: es überwindet sich selbst ein erstes Mal in Prinz Wilhelm, als er 1847 dem „neuen Preußen" das Thor öffnen hilft und ihm „den Ruhm und die Ehre des alten" wünscht; es behauptet sich andererseits nach kurzen Schwankungen in seiner Eigenart, in Heerwesen und in Verfassung, als die Stürme der Conflictszeit an dem alten Bau des preußischen Staates rütteln und das Bürgerthum die Monarchie unter die Herrschaft des Parlamentes beugen will. In diesen Kämpfen, die der Prinzregent 1860 widerwillig aufnahm, der König 1861 und 1862 bewußt erfaßte, hat er der preußischen und damit der deutschen Verfassungsentwicklung ihre Bahnen bis zum heutigen Tage vorgeschrieben, der Krone die Selbständigkeit gewahrt oder wiedergewonnen, über Ständen und Parteien den Platz ihr fest angewiesen. Von der größten Bedeutung aber war, daß Wilhelm's ursprünglichste Kraft, der Kern seines Wesens, eben sein Altpreußenthum, in diesen Kämpfen wieder frei und zur Wirkung in die Welt hinein fähig wurde. Dennoch kam nicht eigentlich hiervon der Anstoß zur weiteren Entwicklung. Ergebnißlos, unfruchtbar gerade in der größten Frage — in der deutschen — führte des Königs eigenste persönliche Politik im Sommer 1862 einer Krisis zu, einer Nothlage, wie Marcks es nennt, aus der sie durch eigene Kraft den Ausweg nicht mehr fand. Ob Marcks diese Jahre ohne weithin sichtbare Erfolge, aber voll langsamen inneren Reifens, nicht vielleicht zu ungünstig beurtheilt? Daß man sie zum mindesten auch anders verstehen, als Jahre mehr oder weniger bewußter Vorbereitung auffassen kann, hat, scheint mir, Ottokar Lorenz in diesen Blättern kürzlich gezeigt. Damit hängt ein anderes Bedenken zusammen, das ich nicht zurückhalten darf. Durch die Herabdrückung der Bedeutung der Epoche von 1858—1862 erscheint die Folgezeit ohnehin höher gelegt; in der ferneren Darstellung von Marcks erweitert sich der Abstand zwischen der Tiefe von 1862 und der Höhe der nächsten Jahre zu einer schier unüberbrückbaren Kluft. Der Faden der Entwicklung scheint abzureißen. Daß es dann doch der König war, in dessen Persönlichkeit diese auseinander klaffenden Zeitabschnitte ihren festesten Zusammenhang hatten, das bleibt dem Leser nicht immer gegenwärtig, obschon es gewiß auch Marcks nicht anders meint; daß es ein Willensact des Königs war, der Bismarck herbeirief, das verschwindet in seiner geschichtlichen Bedeutung zu sehr vor der überwältigenden Größe des herbeigerufenen Genius. Aber die Entsagungspläne des Königs! Aber die Unterredung in Babelsberg und die Abdankungsurkunde! Ich bekenne offen: ich hege leise Zweifel an der Existenz dieser Urkunde, deren Mitwirkung die Scene in Babelsberg dramatisch zu hoch steigert, um ganz historisch zu sein, und ich glaube ferner, daß dieser Vorgang an welthistorischer Größe nichts einbüßt, wenn man ihn so versteht, daß der König einen Augenblick des Zagens damals schon überwunden hatte und Bismarck zu wagendem Angriff herbeirief, nicht aber, wie es zuweilen den Anschein hat, zur Deckung seines Rückzuges.

„Ich faßte ihn beim preußischen Portepee," in diesen Worten Bismarck's findet Marcks den Keim der ferneren Entwicklung angedeutet. Selbstschöpferisch aus eigenem Vermögen erscheint ihm König Wilhelm nur in der Militärorganisation; alles andere Neue ist nicht eigentlich sein Werk, wenn es auch von seinem Wesen wie von seinem Wirken erfüllt ist. Aber in dem Altpreußenthum Wilhelm's, ich bemerkte es schon, schlummerten kräftige Triebe von Macht und Größe; Bismarck ist

die zeugende Kraft, die diese Triebe zur Entfaltung bringt. Damit rückt in den Mittelpunkt unseres Werkes das Verhältniß Bismarck's zu seinem Fürsten, auf das alles Licht sich vereinigt, wie es wieder alles Licht auf die Ereignisse ausstrahlt. Denn aus dem Aufeinanderwirken dieser beiden historischen Potenzen, die eine nichts ohne die andere vermögen, entspringt die Geschichte der Folgezeit. Mit meisterhafter Kunst schildert Marcks die Entwicklung dieser Beziehungen von den spröden und kühlen Anfängen, durch Kampf und Gegensätze hindurch, bis zu dem herzlichen Einklang der letzten Jahre, einem unvergleichlichen Bilde hoher und reiner Menschengröße. Es mag gestattet sein, eine Phase dieser Beziehungen, die Darstellung der Krisis von 1866, hier in des Verfassers eigenen Worten zu wiederholen; sie ist geeigneter, seine Art zu veranschaulichen, als jede Erörterung.

„Darin lag für Bismarck eben die Schwierigkeit, daß der König zäh an sich selber festhielt und keinen anderen Willen einfach für den seinigen eintreten ließ. Er war der König; er hatte die Krone vom Tische des Herrn genommen, auf ihm lag die Weihe, und er war etwas Anderes als die Anderen. Das war zweifellos Wilhelm's Anschauung. Sie erlaubte ihm, den Anderen viel zu überlassen, denn er stand doch über ihnen; sie war es, die seine königliche Seele vor der Gefahr der Eifersucht auf seine Diener bewahrte; und wirklich hat er sich, als der Herr, in der Würde der wahrhaftigen Majestät, alle Zeit zwischen und über den Großen, die er berufen hatte, behauptet. Den Zusammenhang zwischen ihnen Allen, die Einheit über ihnen Allen stellte doch immer nur er selber dar . . . Nie hat Wilhelm auf die ernsthafte und ganz persönliche Antheilnahme an den Entschlüssen verzichtet. Es war ihm selbstverständlich, daß er sie zu fassen habe. Und Bismarck erkannte das an; er wußte auch, daß er mit dem preußischen Königthum zu thun hatte, und meinte nur handeln zu können, wenn er die ganze lebendige Persönlichkeit seines Fürsten für sich habe: ‚seine passive Zustimmung,' sagte er zu Bernhardi, ‚genügt mir nicht!' Und in der That, es ging ja um Krone und Dasein. Jene Verantwortung, die auf ihm lag, konnte kein Lebender dem Monarchen abnehmen: sie war seine Bürde aus Gottes Gnaden und Auftrag, und er fühlte sie ganz. Er hätte sich gewissenlos gefunden, wenn er sie nicht durchgekämpft hätte in bitterem Ernste, in schlaflosen Nächten in Thränen und heißem Gebet. Was in ihm widerstrebte, kam da Alles zu Worte, und wurde nur in hartem Ringen überwunden. Aufgezwungen hat ihm dies sein Minister; man darf wohl sagen, ohne diesen Zwang wäre König Wilhelm, so weit es über das Wenn und Aber Vermuthungen geben kann, zu keinem der großen Ergebnisse seiner Regierung gekommen. Aber daß er sich prüfte, daß er sich wandelte, daß er sich dann einsetzte und Alles wagte, das ist doch seine That und die ehrwürdige Leistung eines tiefen innerlichen Lebens. Er war gegen sich selber und seine Vergangenheit treu: um so härter ist jenes Ringen gewesen, und seine Berather haben ebenso schwer, vielleicht schwerer darunter gelitten als er selbst. Wäre er aber gegen sie so treu gewesen, wie er es ein Leben lang geblieben ist, wenn er von weniger zäher Treue gewesen wäre gegen sich selbst? Diese Schwerfälligkeit ist doch eben der Schatten seines Lichtes, oder vielmehr, sie ist selber Licht. Und man hat mit Recht gesagt, daß sein Volk und jede Nachwelt sich des großen Schauspieles dieser inneren Kämpfe freuen darf. Es war der Kampf lebendiger Gewalten, die Auseinandersetzung des Alten mit dem Neuen, die innerliche Ueberwindung des hier verkörperten alten Preußens, das sich jetzt, von einem Genius geführt, in die neue Zeit handelnd, nicht etwa bloß duldend, hinüber finden sollte; es war der Kampf lebendiger Menschen, bei denen Persönlichkeit gegen Persönlichkeit, Recht gegen Recht, Wille gegen Willen steht, und nicht etwa die willenlose Schwäche des Einen durch die einseitige Herrschaft des Anderen erdrückt wird. Aus dem Kampfe starker Kräfte aber entspringt in aller Geschichte die lebensfähige Zukunft" . . .

Wir brauchen dem Gange der Entwicklung nicht Schritt für Schritt weiter nachzugehen, wie Wilhelm im Jahre 1871 — einem anderen 1847 — sein Alt-

preußenthum abermals überwindet; wie er sich einlebt in die neue, die kaiserliche und liberale Welt, der sein Wesen wiederum doch den Stempel aufdrückt — denn von jeder Entwicklungsstufe unserer Zeitgeschichte läßt er willig die führenden Gedanken auf sich wirken, ohne sich je ihnen ganz hinzugeben, darum steht er herrschend über allen — wie seine Gestalt dann, hauptsächlich seit dem Umschwung von 1879, immer mächtiger emporwächst zu jenem ehrwürdigen Idealbild monarchischer Größe, der stärksten politischen Kraft unserer Tage. Endlich sehen wir verlöschen, was irdisch ist an der Persönlichkeit; aber ihres Wirkens und ihrer Bedeutung unvergängliche Grundzüge, als Glieder einer großen und einheitlichen geschichtlichen Entwicklung, hat der Biograph so fest und so tief uns eingeprägt, daß unsere Gedanken die Linie der weiteren Entwicklung zu erkennen meinen und mit der Frage bangend in die Zukunft schauen: Wie wird Wilhelm's Altpreußenthum in dem neuen Deutschland sich zu behaupten wissen, das aus der Zeiten Schoß mächtig jetzt emporbringt?

Man hat, scheint es, Erich Marcks für die Jung-Rankianer in Anspruch nehmen wollen. Mit demselben Recht, das Vorausgegangene wird es schon gezeigt haben, könnten ihn die Jünger August Comte's, die deutschen Vorkämpfer der Evolutionstheorie, könnten etwa Lamprecht und Breysig ihn zu den ihren rechnen; denn ganz entwicklungsgeschichtlich ließe sich sein Werk charakterisiren als der Werdegang einer Persönlichkeit, deren von der staatlichen Ueberlieferung und von den Vorfahren ererbtes und im Kern unveränderliches Wesen unter der Einwirkung der Umwelt in beständiger Wandlung fortschreitet. Allein, in Wahrheit spottet, hier wie immer, eine starke Eigenart jedes solchen Einschulungsversuches.

Natürlich weisen manche Züge auf Ranke zurück; die schöne Objectivität, die Hochschätzung des Staates, der Monarchie, wie wiederum andere Züge, namentlich die Betonung der Persönlichkeit, an Sybel und Treitschke erinnern. Viele Eigenschaften aber führen mitten in die Gegenwart hinein: modern ist der entwicklungsgeschichtliche Zuschnitt des ganzen Buches, modern die Auffassung unserer innerpolitischen Kämpfe als Classenkämpfe, modern vor Allem die biographische Technik mit ihrer Feinheit und eindringenden Schärfe der psychologischen Zergliederung und ihrer Darstellungsweise, die geschichtliche Vorgänge und Entwicklungen nie episch erzählt, sondern in raschen Zügen knapp zusammenfassend „deutet", wie der moderne Dichter ein Menschenschicksal in einigen Seiten novellistisch oder in einigen Strophen lyrisch veranschaulicht. So verwirklicht unser Buch, indem es die besten Ueberlieferungen der großen Meister bewahrt und zugleich dem Geistesleben unserer Tage breiten Zugang öffnet, den Typus der großen historischen Biographie, wie die Gegenwart sie verlangt.

Erich Marcks ist mit diesem Werke aus der Reihe der jüngeren Historiker als Einer für sich herausgetreten: ein Talent von starker und reicher Eigenart, dem sicher noch Bedeutendes, wahrscheinlich Großes gelingen wird.

Paul Bailleu.

Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen.

[Nachdruck untersagt.]

Unter diesem Titel beginnt in dem Kunstverlage der „Photographischen Gesellschaft" zu Berlin das Erscheinen eines auf umfassendem Plane ruhenden Werkes, zu dessen Herstellung Bild und Wort zusammenwirken. Die leitende Idee ist die, daß sich in den Gesichtszügen großer Männer und Frauen der Charakter des Jahrhunderts spiegele. Was dieser Zeit an Willenskraft, Arbeitslust und Thatendrang, an Unerschrockenheit und kühnen Entschlüssen, an strengem Forschergeist und Grübler-

sinn, an Träumereien und künstlerischer Phantasiefreude innewohnte, das komme Alles in den Gesichtszügen unserer Geisteshelden zum Ausdruck. Wie diese die wahren Erzieher der Menschheit seien, so müßten uns ihre Bildnisse gleich denen unsrer besten Freunde vertraut sein. Aus solchen Erwägungen kam die „Photographische Gesellschaft" zu dem Entschluß, die zeitgenössischen Originalbildnisse hervorragender Männer mit den verfeinerten Mitteln moderner Technik zu reproduciren, bei Einzelnen sogar durch eine Reihe von Porträts eine Vorstellung von der mit ihrem inneren Wachsthum mitschreitenden Entwicklung der äußeren Gestalt zu geben. Zusammen mit knapp gehaltenen biographischen Würdigungen, ohne principiellen Ausschluß einzelner größerer Aufsätze, soll dieses Bildnißwerk zu einem Stück Culturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts werden.

So erklärt sich in einer Ankündigung der Herausgeber, Karl Werkmeister. Er beruft sich mit Glück auf den Ausspruch Goethe's, daß die Gestalt des Menschen der Text zu Allem sei, was sich über ihn empfinden und sagen lasse. Das ist physiognomisch gedacht und gesprochen. Man weiß, mit welchem groß angelegten Werke des vorigen Jahrhunderts er und Herder in mitthätiger Verbindung standen. Lavater's „Physiognomische Fragmente" sind heute für uns eine wichtige Quelle zur Kenntniß der Cultur jener Zeiten. Die Porträts der ersten Männer und Frauen des vorigen Jahrhunderts sind dort zu einer Galerie vereinigt. Ein Stückchen Physiognomik, maßvoll und berechtigt, ist auch die bewegende Kraft des jetzigen Unternehmens. Herausgeber und Mitarbeiter haben sich zur Ausführung eines glücklichen Gedankens zusammengethan.

Im Laufe dreier Jahre soll das neue Werk in 75 Lieferungen fertig sein; jede Lieferung bringt in vornehmer Ausstattung und Format vier Seiten Text mit Illustrationen, sowie acht auf besonderen Blättern beigegebene Vollbilder. Liest und blickt man die beiden ersten bis jetzt vorliegenden Hefte durch, so stellt sich Vertrauen zu der praktischen Durchführung ein. Das Bild herrscht, wie es sein muß, vor; das Wort nimmt eine zurückhaltende Stellung ein. Man hat nicht geschlossene Gruppen gebildet, sondern in zwangloser Reihe läßt man die Vertreter der Literatur, der Wissenschaften, der Künste, der Technik und der Staatengeschichte sich folgen. Den Anfang machen vier Bildnisse der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, zwei davon aus ihrer Jugend, mit einem biographischen Abriß Herman Grimm's; es schließen sich an der Maler Adrian Ludwig Richter, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Werner von Siemens, Thorwaldsen, Lamartine und Lord Byron. Im zweiten Hefte finden wir Arthur Schopenhauer mit drei Bildnissen, Hans Christian Andersen, George Sand, Friedrich Overbeck, Gustav Freytag, Hector Berlioz, Canova und Helmholtz. Zu Schopenhauer wieder ein größerer Aufsatz Grisebach's, während den Uebrigen kürzere Texte von Julius Hart, Alfred Schmidt, Leopold Schmidt, O. Fröhlich und Wilhelm Bölsche gewidmet sind. Da jeder Mitarbeiter mit seinem Namen zeichnet, so hat die Verschiedenheit in Auffassung und Stil etwas durchaus Natürliches und Anziehendes, das vor Einförmigkeit bewahrt. Lebhaft sind die Bemerkungen zu George Sand ausgefallen; im Allgemeinen aber empfangen wir immer die rechte Anleitung zum Verständniß der Bildnisse.

Diese schönen Porträts so der Reihe nach zu betrachten, ist wahrer Genuß. Bei den meisten vergessen wir fast, daß es Reproductionen und nicht die Originale sind. Schmeichelnd kommen sie dem Bilde, das wir still in uns trugen, entgegen oder erstaunen uns auch, wo wir diese Menschen uns anders gedacht haben. Unwillkürlich festigen oder corrigiren wir unsere Vorstellungen. Die Ehrfurcht vor der Persönlichkeit wächst durch dieses Werk. Darin beruht auch sein erzieherischer Werth. In Haus und Schule wird es ein ebenso schönes wie wichtiges Bildungsmittel sein.

Berlin. Reinhold Steig.

Julius Grosse's Lebenserinnerungen.

[Nachdruck untersagt.]

Ursachen und Wirkungen. Lebenserinnerungen von Julius Waldemar Grosse. Braunschweig, George Westermann. 1896.

Die Anzeige dieses inhaltschweren Werkes, das die Causalität in einem geprüften Dichterleben entwickelt und weit über das Einzeldasein hinaus führt, kommt sehr verspätet, mag aber nun herzliche Glückwünsche zum siebzigsten Geburtstage (25. April) seines Urhebers nach Weimar mitnehmen, wo der verehrte Secretär der Schiller-Stiftung hoffentlich Lust und Muße findet, die vorläufig eben beim Eintritt in Weimar abbrechende Geschichte ein gut Stück weiter zu fördern. Im letzten Jahrzehnt haben die deutschen Autobiographien sehr beträchtlich zugenommen, und die Kühle des Publicums gegen einheimische Memoiren, von den köstlichen „Erinnerungen eines alten Mannes" (Kügelgen) besiegt, scheint jetzt völlig überwunden zu sein, wenigstens wenn bedeutende Männer der Politik und des Heeres oder ein Siemens Generalbeichte ablegen. Die Dichter stehen wohl zurück, so freudig Fontane's Dichtung und Wahrheit begrüßt worden ist. Der „Kampf um Rom" wird immer viel mehr Leser finden als das voluminöse Heldenepos Dahnias. Andererseits wäre es schade, wenn man an Roquette's Autobiographie vorbei ginge, weil „Waldmeister's Brautfahrt" für uns Klang und Farbe verloren hat. Läßt Roquette als Bekenner dem Leser doch eine flaue Stimmung zurück, da er zu wehleidig die Hand vom Mahle des Lebens zieht, bei geschmälerten oder ausbleibenden Erfolgen selbst keinen rechten muthigen Glauben an sich aufbringt, und darum Andere nicht von seiner poetischen Sendung überzeugen kann, so spricht hier sein Jugendfreund Grosse zwar nirgends ruhmredig oder advocatorisch, aber durchweg als ein tapferer, selbstbewußter Mann, der genießend und darbend, schaffend und verzichtend durch die Schule des Lebens geht mit der Erkenntniß, wie die Glieder der Kette in einander greifen, und an seinem Werthe nicht zweifelt, weil er neben den Treffern viele Nieten gezogen hat. Naturgemäß, wie Goethe's berühmtestes Beispiel zeigt, wecken die Knaben- und Jünglingsjahre einen stärkeren Reiz halbnovellistischer Reproduction: landpastörliche Idylle im Erfurtischen, Schuljahre in Magdeburg, Hallenser Studententhum mit Roquette, dem späteren Schauspieler Förster, durchsüßt und aufgeregt auch von junger Liebespein, sind, was Darstellung anlangt, die Meisterstücke des Bandes. Später ist manches etwas wirr gerathen und nicht genug durchgearbeitet, doch liest sich die verwickelte Münchener Herzensgeschichte wie ein psychologischer und dabei handlungs- und figurenreicher Roman. Aus dem Geometer wurde ein Maler, aus dem Maler wird ein Dichter von großer Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit. Die Lebensgeschichte ist der Commentar, der Generalnenner zu den Werken. Allgemeineres Interesse als die Reisen nach Italien und Frankreich und auch als das mystische Element seiner Weltanschauung erregen Grosse's von strenger Wahrheitsliebe und lebhafter Vergegenwärtigung erfüllte Bilder aus den bayerischen Poeten- und Literatenkreisen, der Bericht über sein unverdrossenes Journalistenamt an der Isar, die Erinnerungen an Richard Wagner und Ludwig II. Wir scheiden mit ehrlicher Hochachtung für das Wollen und Vollbringen des Dichters, mit warmer Neigung zu dem Menschen.

Erich Schmidt.

εσ. **Kleine Schriften.** Von Friedrich Zarncke. Zwei Bände. Leipzig, Avenarius. 1897.

Der ausgezeichnete Leipziger Germanist zählte zu den strengen Herren der Zunft, die das „Feuilleton" von der Wissenschaft abwehrten, und seine Aufsätze tragen, auch wo sie dem Interesse weiterer Kreise begegnen, selten ein gefälliges Kleid. Aber er war in manchen Sätteln gerecht, bei unermüdlicher Akribie kein Stockphilolog, als Rector 1870 und 1871 auch ein machtvoller Redner und als Erforscher der Universitätsgeschichte innerlich von einem starken Gefühl für unsere Hochschulen getrieben, in der sächsischen Kammer ein tapferer freisinniger Mann, in der deutschen Gelehrtenrepublik eine führende Persönlichkeit. Die Jüngeren wissen, daß er sich bemühte, ihnen die Nachwehen des unseligen Parteikrieges um der Nibelungen Hort zu ersparen, aus dem er selbst mit Bitterniß herausgekommen war, und daß er begreifliche Antipathien gegen Fachgenossen nie auf deren Schüler übertrug. Ihn haben viele als Lehrer verehrt und seine heilsame methodische Zucht gern mit den gemüthvoll eindringenden und umschweifenden Anregungen R. Hildebrand's gepaart. Der 2. Band bringt nach den Beiträgen zur Gelehrtengeschichte als recht dazu gehörig Jugenderinnerungen Zarncke's, Nachrufe, eine Vita von der Hand des Sohnes, dessen Pietät das ganze Denkmal errichtet hat. Der 1. enthält „Goetheschriften", die sich vornehmlich mit den Bildnissen des Dichters, der Vorgeschichte des Faust, der Entwicklung des Blankverses beschäftigen. Lehrreiche Privatdrucke werden zum Gemeingut gemacht, vergessene Recensionen aufgefrischt. Nirgends überraschende Gesichtspunkte, geistreiche Beleuchtungen, aparte Wendungen, vielmehr ein bedächtiges Suchen und Prüfen, das auf Lieblingsgebieten, wie jener Sammlung von Goethe-Porträts, doch zur Leidenschaft werden kann.

εσ. **Justinus Kerner's Briefwechsel mit seinen Freunden.** Herausgegeben von seinem Sohn Theobald Kerner. Durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert von Dr. Ernst Müller. Zwei Bände. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1897.

Kerner's ganzes Dasein war von Poesie umwoben. Er hat nicht früh gefeiert wie Uhland, der dann lange Jahre als einfacher Gelehrter und Politiker ein Stillleben führte, und dessen Briefe immer kürzer und sachlicher wurden, sondern von der Knabenzeit bis ins Greisenalter aus innerem Drang, ohne des Freundes formale Durchbildung, fortgedichtet, um seinen Schmerz und seine Liebe zu ergießen. Er war Poet als Hausvater, als Arzt, Romantiker als daemonum flagellum (Geistergeißel, wie das erneuerte Tübinger Diplom besagt), und sein Weinsberg war selbst ein lebendiges Stück schwäbischer Romantik, das der Virtuos der Freundschaft und Gastlichkeit zu einem Wallfahrtsort für zahllose Männer und Frauen machte. Auch der große Antiromantiker Württembergs, Strauß, hat diesen Zauber im Dämmerreiche der Seherin von Prevorst zeitweilig tief empfunden. Wir Späteren sind erst durch Kerner's Tochter, Maria Niethammer, dann besonders durch die köstlichen, des Vaters „Bilderbuch" so frisch fortsetzenden Schilderungen Theobald Kerner's, „Das Kernerhaus und seine Gäste", dessen 2. Auflage von 1897 hiermit warm empfohlen sein soll, am Fuße der Weibertreu heimisch geworden und danken ihm nun für die lang erwartete große Auswahl aus der unversieglichen Correspondenz, der zahlreiche Porträts und Facsimiles beigegeben sind. Sie reicht von 1805 bis 1861 und ruft alle schwäbischen Dichter, aber auch Fouqué, Löben, Tieck, Lenau, Geibel, Freiligrath u. a. zum Wort, die Familie Varnhagen, kluge Frauen wie Sophie Schwab, larmoyante Schwätzerinnen wie Amalie Schoppe. Daß die denkende Vernunft und eine zielbewußte Politik Kerner's Stärke nicht war, bestätigen viele Blätter von neuem. Bedauern müssen wir, daß die großen Jugendberichte aus Hamburg und Wien als die reichsten Urkunden seiner jugendlichen Romantik nicht aus Mayer's Uhland-Werk herübergenommen sind, da denn doch der Schwerpunkt des Interesses in der Frühzeit liegt, wo Kerner mit Uhland Brief um Brief tauscht. Dafür gäbe man gern manche Seite des 2. Bandes hin. Hohenlohe, der sich von Justinus katholische Predigten schreiben läßt, König Ludwig als liebenswürdiger Gönner, Prinz Adalbert von Bayern mit seinen naiven Zukunftsfragen an den Weinsberger Dreifuß finden zu breiten Raum: „es prinzelt", wie einst von den gern gesehenen fürstlichen Besuchen im Kernerhaus gesagt wurde. Uebrigens gereicht es Deutschland nicht zur Ehre, daß die ergiebigsten Briefsammlungen so laue Theilnahme finden. Dr. Müller, ein sehr eifriger Pfleger heimathlicher Literatur, hat trotz der Fesseln seines Lehramtes die Herausgabe in kurzer Frist besorgt, den nach Kerner's Wohnorten eingetheilten Abschnitten anspruchslose Einleitungen vorausgeschickt und die Fußnoten nicht mit unnöthiger Gelehrsamkeit beschweren wollen. Daß aber z. B. Chamisso's „Fortunat" keineswegs mit dem „Schlemihl" zusammenfällt, oder daß Laßberg's Marsipolitanus unter einem noch dazu von der Meersburg datirten Brief einfach genug zu erklären ist, sei nur so flüchtig angemerkt, wie der Zweifel, ob der Text durchweg correct wiedergegeben wird.

ρσ. **Die Bücherliebhaberei in ihrer Entwicklung bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts.** Ein Beitrag zur Geschichte des Bücherwesens von Otto Mühlbrecht. Zweite, verbesserte und mit 213 Textabbildungen, sowie 11 Kunstbeilagen versehene Auflage. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing. 1898.

Dieses sehr reich ausgestattete Buch, das in erster Auflage vor einem Jahre erschien, darf in Folge beträchtlicher Erweiterung und vielfacher Verbesserung wie ein ganz neues hingenommen werden. Ein deutscher Buchhändler mit, wie er selbst betont, vierzigjähriger Erfahrung macht den gelingenden Versuch, dem Bücherfreunde in angemessener Form eine Vor-

stellung von alledem zu geben, was in persönlicher, historischer und technischer Hinsicht mit der Existenz eines Buches irgendwie zusammenhängt. Er liefert gewissermaßen eine Naturgeschichte des Buches. Mit großer Mühe hat er ein weitverzweigtes Material zusammengebracht, und wir freuen uns nun des Gewinnes, den er daraus zu ziehen verstand. Er führt uns in Wort und Bild die Erfindung, Anwendung und Ausbildung der Buchdruckerkunst vor, wie sie durch Typen, Papier und andere technische Erfordernisse bedingt wurde. Wir lernen die hervorragendsten Drucker und Verleger kennen. Wie sie schon früh ihre bestimmten Drucker- und Verlegerzeichen hatten, so kamen auch unter den Bücherliebhabern die sogenannten Ex-libris auf, die in die Bücher von ihren Besitzern eingeklebt wurden. Auf diese Buchzeichen, wie auf die Bucheinbände, wurde oft künstlerische Sorgfalt verwendet. Viele Abbildungen veranschaulichen dies. Eine Uebersicht über Bücherliebhaberei in Frankreich, England, Holland und Deutschland läßt doch wahrnehmen, daß wir bei uns sowohl mit der Hervorbringung, wie mit der Aufnahme idealer Bildungsschätze Seitens des Publikums zufrieden sein können. Auf den letzten Seiten streift der Verfasser die Zustände des Buchhandels, namentlich des Zwischenbuchhandels, und berührt die Reformversuche, die sich vom vorigen Jahrhundert bis in unsere Gegenwart hinziehen. Er spricht von den Bestrebungen Leibniz, Lessing's, Klopstock's. Noch käme Friedrich Nicolai in Betracht, der im „Sebaldus Nothanker" die gesammten Verhältnisse des damaligen Buchhandels und Autorenwesens darstellt. Unser Verfasser deutet an, daß er über die heutige Lage des deutschen Buchhandels sehr wohl Bescheid wisse; vielleicht entschließt er sich künftig doch zu weiterer Ausführung. Indessen wollen wir uns aber mit dem für jetzt Gebotenen begnügen. Die Liebe zum Buch als solchem ist durchaus bei uns vorhanden, und Unternehmungen, wie die Mühlbrecht's und Fedor von Zobeltitz' auf gleiche Ziele losgehende „Zeitschrift für Bücherfreunde", sind wohl geeignet, sie lebendig zu erhalten.

ρ. **Hellas.** Geographie, Geschichte und Literatur Griechenlands von Friedrich Jacobs. Neu bearbeitet von Carl Curtius. Mit einem Bilde von Athen. Stuttgart, Verlag von Carl Krabbe. 1897.

In einer wesentlich erneuten Gestalt erhalten wir hier den alten Freund unserer Jugend: Jacobs' Hellas, bekanntlich aus Vorträgen entstanden, die der ausgezeichnete Helleniſt einst (1808—9) seinem fürstlichen Schüler, dem nachmaligen König Ludwig I. von Bayern, hielt. Erst nach Jacobs' 1847 erfolgtem Tode sind sie aus seinem Nachlaß herausgegeben worden und erfreuten sich lange großer Beliebtheit, bis sie dann freilich, nach den großen, inzwischen unternommenen Ausgrabungen und gemachten Entdeckungen auf allen Gebieten des altgriechischen Lebens, als theilweis antiquirt erscheinen mußten. Aber ein unverwüstlicher Kern steckte doch in dem Buche des trefflichen Jacobs, der mit der intimsten Sachkenntniß, soweit sie zu seiner Zeit reichte, das Talent verband, in hohem Maße anregend zu erzählen. In der musterhaften Bearbeitung durch Carl Curtius ist nichts von diesem Reize verloren gegangen; aber viel ist hinzugefügt worden, was dem Werke aufs Neue seinen Werth für die Gegenwart sichert. Es steht jetzt wieder auf der Höhe der modernen Wissenschaft und hat dabei doch all' seine ursprüngliche Frische, Klarheit und Uebersichtlichkeit der Darstellung bewahrt, an der die heranwachsende Schülergeneration sich erfreuen wird wie schon so manche vor ihr.

βρ. **China und Japan.** Erlebnisse, Studien, Beobachtungen auf einer Reise um die Welt. Von E. von Hesse-Wartegg. Leipzig, J. J. Weber. 1897.

Seinen zahlreichen Reisewerken über Nord- und Centralamerika, Tunis und Korea hat Herr von Hesse-Wartegg diesen Band folgen lassen, der neben hübschen Illustrationen viel des Lesenswerthen enthält. In leichtem Plaudertone erzählt der auch als Conférencier bekannte und beliebte Verfasser von seinen Erlebnissen im Lande des Zopfes und dem der aufgehenden Sonne und weiß allerhand Interessantes und Nützliches einzuflechten. In China führt ihn sein Weg von Hongkong über Shanghai, Hankau und Tientsin nach Peking; in Japan von Nagasaki über Kobé, Yokohama, Tokio und Osaka nach der alten Hauptstadt des Reiches, Kioto. Aber während der Reisende in China außerhalb der besuchten Plätze wenig oder nichts sieht, benutzt er in Japan die Gelegenheit zu Abstechern auf den Fudjiyama, nach Nikko und Ikao, das er das chinesische Karlsbad nennt. Manches, wie den Bericht über die Flohschlacht auf dem Fudji, die Zudringlichkeit der japanischen Trödler und die kleinen watschelnden Nesans, hat den Schreiber dieser Zeilen als Erinnerung an langvergangene Zeiten angeheimelt, und er kann dem Verfasser das Zeugniß ausstellen, in dieser wie in anderen Beziehungen ein guter Beobachter und getreuer Berichterstatter gewesen zu sein. Daß einzelne Irrthümer unterlaufen, ist erklärlich und doppelt entschuldbar bei Jemandem, der sich nur kurze Zeit in ihm fremden Gegenden aufhält und Manches nur von Hörensagen wissen kann. Aber auch genauere Kenner chinesischer und japanischer Verhältnisse werden alle Abschnitte des Werkes mit Vergnügen, viele mit Interesse lesen. Zu den letzteren dürften die Capitel über „die Mandarine", „die literarischen Wettprüfungen", „Wie die Chinesen ihre Briefe befördern", „Danjuro, der Salvini von Japan", „Japan im Roman", „Wie die Japaner in ihrem Lande reisen" und andere mehr zu zählen sein. Daß Pierre Loti in Nagasaki im Hôtel Bellevue und nicht mit Madame Chrysanthème in einem japanischen Häuschen gewohnt habe, wie Madame L. dem Verfasser erzählte, wird zart besaitete Verehrerinnen des süßlichen Akademikers kränken, aber der Wahrheit ziemlich nahe kommen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 19. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Barine. — Névrosés. (Hoffmann. — Quincey. — Edgar Poe. — G. de Nerval.) Par Arvède Barine. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1898.

Benoist. — Essais de critique dramatique. Par Antoine Benoist. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1898.

Berlin. — Neue Gedanken über die Entstehung der Familie und der Religion. Von Israel Berlin. Bern, Steiger & Cie. 1898.

Bethge. — Syrinx. Ein Skizzenbuch von Hans Bethge. Breslau, Schlesische Buchdruckerei und Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. O. J.

Biedermann. — Schach dem König. Erzählung von B. von Biedermann. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1898.

Bonnefon. — Montaigne et ses amis. Par Paul Bonnefon. Nouvelle édition. Deux tomes. Paris, Armand Colin et Cie.

Bourgerel. — Les suppliants. Les Pierres qui pleurent. Roman par Henry Bourgerel. Paris, Société du Mercure de France. 1898.

Brandt. — Aus dem Lande des Zopfes. Plaudereien eines alten Chinesen. Von M. von Brandt. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Georg Wigand. 1898.

Brosin. — Ein Ideal der Frauenwelt. Beiträge zur Bekleidungsfrage von Dr. Fr. Brosin. Dresden, O. V. Böhmert. 1898.

Bruns. — Aus meinem Blute. Gedichte von Max Bruns. Minden i. Westf. J. C. C. Bruns. O. J.

Busse. — Novalis' Lyrik. Von Dr. Carl Busse. Oppeln, Georg Maske. 1898.

Claparède. — Tvynbee-Hall, une colonie universitaire en Angleterre. Par René Claparède. Paris, Librairie ancienne L. Larose et Forcel. 1898.

Cozzi. — Secolo nuovo. Di Carlo Cozzi. Verona, Pozzati. 1898.

Czajkowski. — Kreuziget ihn! Roman von E. von Czajkowski. Wien, Carl Konegen. 1898.

Dantec. — Évolution individuelle et hérédité. Théorie de la variation quantitative par Félix le Dantec. Paris, Félix Alcan. 1898.

Debidour. — Histoire des rapports de l'église et de l'état en France de 1789 à 1870 par A. Debidour. Paris, Félix Alcan. 1898.

Dieſt. — Meine Erlebnisse im Jahre 1848 und die Stellung des Staatsministers von Bodelschwingh vor und an dem 18. März 1848. Von Gustav v. Dieſt. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1898.

Dieſt. — Meine Erinnerungen an Kaiser Wilhelm den Großen. Von Gustav von Dieſt. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1898.

Dorr. — Twischen Wiesfel on Nagt. Plattdeutsche Gedichte und Dichtungen von Dr. Robert Dorr. Zweite, stark vermehrte Auflage. Elbing, C. Meißner. 1897.

Düsel. — Der dramatische Monolog in der Poetik des 17. und 18. Jahrhunderts und in den Dramen Lessing's. Von Friedrich Düsel. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1897.

Ehrenfeld. — Studien zur Theorie des Reims. Erster Theil. Von Dr. Alexander Ehrenfeld. Zürich, E. Speidel. 1897.

Ehringhaus. — Meine erste Stelle. Plauderei von Hauptlehrer F. Ehringhaus. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Engel. — Geschichte der englischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Mit einem Anhang: Geschichte der Literatur Nordamerikas. Von Eduard Engel. Vierte, völlig neubearbeitete Auflage. Heft 2. Leipzig, J. Baedeker. 1897.

Faldella. — Storia della giovine Italia. Libro sesto e libro settimo. Di Giovanni Faldella. Torino, Roux Frassati e Co.

Fleischer. — Mein Kampf ums Recht. Appell an die Gebildeten aller Parteien von F. R. Fleischer. Zürich, Caesar Schmidt. 1898.

Frank. — Margarete Eilert. Roman von Ulrich Frank. Berlin, Freund & Jeckel (Carl Freund). 1898.

Frühling. — Monatsschrift für Literatur und Kritik. Erstes Heft. München, Caesar Fritsch. Januar 1898.

Geras. — Gedichte von H. Geras. Wien, Carl Konegen. 1897.

Goyau-Pératé-Fabre. — Der Vatikan, die Päpste und die Civilisation. Deutsche Uebersetzung von Karl Muth. Bis zum fünften Heft. Einsiedeln, Waldshut, Köln, Benziger & Co.

Haberlandt. — Völkerkunde von Dr. Michael Haberlandt. Mit 56 Abbildungen. Leipzig, G. J. Göschen. 1898.

Hamsun. — Redakteur Lynge. Roman von Knut Hamsun. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Maria von Borch. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. 1898.

Hamsun. — Hunger. Roman von Knut Hamsun. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Maria von Borch. Zweite Auflage. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. 1898.

Hanka. — Die kapitalistische Wirthschaftsordnung im Lichte der heiligen Schrift und der altchristlichen Ueberlieferung von Joseph Maria Hanka. Berlin, F. Pospekel. O. J.

Hart. — Stimmen in der Nacht. Visionen. Von Julius Hart. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. 1898.

Hart. — Triumph des Lebens. Gedichte von Julius Hart. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. 1898.

Hassel. — König Albert von Sachsen. Erster Theil: Jugendzeit. Von Dr. Paul Hassel. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1898.

Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache. Festgestellt durch einen Arbeitsausschuß der deutschen Stenographiesysteme. Herausgegeben von F. W. Kaeding. Bis zur fünfzehnten Lieferung. Steglitz b. Berlin, Selbstverlag des Verfassers. 1898.

Heinzel. — Beschreibung des geistlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter von Richard Heinzel. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1898.

Heyse. — Martha's Briefe an Maria. Ein Beitrag zur Frauenbewegung mit einem Vor- und Nachwort herausgegeben von Paul Heyse. Der Ertrag ist für das in München zu gründende Mädchengymnasium bestimmt. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898.

Hirschberg. — Die soziale Lage der arbeitenden Klassen in Berlin. Von Dr. E. Hirschberg. Nebst mehreren graphischen Darstellungen. Berlin, Otto Liebmann. 1897.

Hoffmann. — Goethe in Breslau und Oberschlesien und seine Werbung um Henriette von Luttwitz. Neue Beiträge zu Goethe's Lebensgeschichte von Adalbert Hoffmann. Oppeln. Leipzig, Georg Maske. 1898.

Hoffmann. — K. v. Holtei's und E. T. A. Hoffmann's Bergreise. Beiträge zu ihrem Lebensbilde mit Benutzung einer bisher unbekannten Holtei'schen Handschrift. Erinnerungsgabe zum 24. Januar 1898. Von Adalbert Hoffmann. Oppeln. Leipzig, Georg Maske. 1898.

Hoffmann. — Aus der Sommerfrische. Kleine Geschichten von Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Paetel. (Elwin Paetel.) 1898.

Holbach's sociales System oder natürliche Principien der Moral und der Politik mit einer Untersuchung über den Einfluss der Regierung auf die Sitten. Nach dem Original übersetzt von Johann Umminger. Leipzig, Theod. Thomas. Commissions-Verlag. 1898.

Hückmann. — Was lehrt Diesterweg über die Berücksichtigung der Individualität? Von Fritz Hückmann. Bielefeld, A. Helmich.

Joseph. — Histoire de la peinture de la renaissance italienne. Trecento et quattrocento avec coup d'œil sur les tendances artistiques précédentes en Italie. Syllabus du cours. Par Dr. O. Joseph. Bruxelles, Veuve Ferdinand Lancier 1898.

Kaffan. — O Menschenfreud', o Menschenleid! Gedichte von A. Kaffan. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1898.

Kobell. — König Ludwig II. und die Kunst. Von Louise von Kobell. Bis zur dritten Lieferung. München, Jos. Albert. 1898.

Kufferath. — Les maîtres chanteurs de Nuremberg de Richard Wagner. Par Maurice Kufferath. Paris, Librairie Fischbacher. 1898.

Kunnersdorf-Schmarda. — Zur Rechten der Königin und andere heitere Soldatengeschichten. Von Karl Kunnersdorf-Schmarda. Dresden u. Leipzig, E. Pierson. 1898.

Lacroix. — Directorium, Consulat und Kaiserreich. 1795—1815. Mit ca. 600 Illustrationen. Von Paul Lacroix. Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. 1898.

Mändlen. — Seine Schuld. Novelle von K. Mändlen. Straßburg i. E., Schlesier und Schweikhardt. 1898.

Manuali Hoepli. — Statistica di Filippo Virgilii. Con 13 incisioni. Seconda edizione rifatta. Milano, Ulrico Hoepli. 1898.

Matthey. — Hartwiga. Ein Spiel in zwei Aufzügen von Maja Matthey. Basel und Zürich, Schweizerische Verlagsanstalt Wirz-Baumann & Co. 1898.

Meyer. — Volksschule und moderne Lehrgelüste. Von Dr. Peter Meyer. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Meyers Reisebücher. — Türkei, Rumänien, Serbien, Bulgarien. Fünfte Auflage. Mit sechs Karten, 26 Plänen und Grundrissen und einem Panorama. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1898.

Meyers Sprachführer. — Türkischer Sprachführer. Konversations-Wörterbuch von Wilhelm Heintze. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. O. J.

Mikszath. — St. Peters Regenschirm. Eine Erzählung von Koloman Mikszath. Aus dem Ungarischen übersetzt von Ludwig Wechsler. Berlin, Fischer & Franke. O. J.

Mitthellungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. — Zweites Heft. Zum hundertsten Geburtstag Jeremias Gotthelf's. 1. J. Ammann: „Zur Erinnerung an Jeremias Gotthelf". 2. Dr. H. Stickelberger: „Ueber die Sprache Jeremias Gotthelf's". Mit dem Bildniss Gotthelf's. Zürich, E. Speidel. 1897.

Münsterberg. — Die Armenpflege. Einführung in die praktische Pflegethätigkeit. Von Dr. jur. E. Münsterberg. Berlin, Otto Liebmann. 1897.

Neuburg. — Aus der Tiefe. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Siegfried v. Neuburg. Wien, Karl Obrischek. 1898.

Obst. — Der Depositen-, Kontocorrent- und Checkverkehr. Ein Rathgeber für den Verkehr mit dem Bankier. Allgemein verständlich dargestellt von Georg Obst. Stuttgart, Strecker & Moser. 1898.

Oncken. — Lamprechts Vertheidigung. Eine Antwort auf: Zwei Streitschriften den Herren H. Oncken, H. Delbrück, M. Lenz zugeeignet von K. Lamprecht. Von Dr. Hermann Oncken. Berlin, E. Brückmann. 1898.

Paetsch. — Menschenblut in seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung. Studie von G. A. Paetsch. Konitz, Wilhelm Dupont. 1897.

Pataky. — Lexikon deutscher Frauen der Feder. Eine Zusammenstellung der seit dem Jahre 1840 erschienenen Werke weiblicher Autoren, nebst Biographien der lebenden und einem Verzeichniss der Pseudonyme. Herausgegeben von Sophie Pataky. Erster Band. Berlin, Carl Pataky. 1898.

Paulus. — Luthers Lebensende. Eine kritische Untersuchung von Dr. Nikolaus Paulus. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1898.

Pons (de l'Hérault). — Souvenirs et anecdotes de l'île d'Elbe publiés d'après le manuscrit original par Léon G. Pélissier. Paris, Librairie Plon. 1897.

Ratzinger. — Forschungen zur Bayrischen Geschichte. Von Dr. G. Ratzinger. Kempten, Jos. Kösel. 1898.

Report. — Seventeenth annual report of the United States geological survey, to the Secretary of the Interior. 1895—1896. Part I and II. Washington, Government printing office. 1896.

Riedler. — Unsere Hochschulen und die Anforderungen des zwanzigsten Jahrhunderts. Von A. Riedler. Berlin, A. Seydel. 1898.

Rod. — Essai sur Goethe. Par Edouard Rod. Paris. Perrin et Cie. 1898.

Rode. — Königssöhne. Schauspiel in vier Akten von Helge Rode. Leipzig, G. J. Göschen. 1898.

Rohrbach. — In Turan und Armenien auf den Pfaden russischer Weltpolitik. Von Paul Rohrbach. Berlin, Georg Stilke. 1898.

Rosenmund. — Die Fortschritte der Diplomatik seit Mabillon vornehmlich in Deutschland und Oesterreich. Von Richard Rosenmund. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1897.

Sammlung musikalischer Vorträge. — Nr. 23/24. Johannes Brahms Von H. Deiters. I. Zweite Auflage. Nr. 63. Johannes Brahms. Von H. Deiters. II. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1898.

Sangiorgio. — Il commercio del mondo. Di Gaetano Sangiorgio. Milano, Ulrico Hoepli. 1898.

Schaefer. — Die Baukunst des Abendlandes. Von Dr. Karl Schaefer. Mit 22 Figuren. Leipzig, G. J. Göschen. 1898.

Schönermark. — Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Fürstenthums Schaumburg-Lippe. Im Auftrage der fürstlichen Hofkammer bearbeitet von Dr. Gustav Schönermark. Mit 6 Lichtdrucktafeln und 278 Abbildungen im Text. Berlin, Wilhelm Ernst & Sohn. 1897.

Schulze. — Grundlinien zu einem Lebensbilde Jesu für die Oberstufe der Volksschule. Von G. Schulze. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Schürmann. — Zur Geschichte der Buchhandlung des Waisenhauses und der Canstein'schen Bibelanstalt in Halle a. S. Zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Francke'schen Stiftungen 1698–1898. Von Aug. Schürmann. Mit einem Bildniß Aug. H. Franckes. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1898.

Shakespeare's Dramatische Werke. Uebersetzt von Aug. Wilh. von Schlegel und Ludwig Tieck. Herausgegeben von Alois Brandl. Dritter u. vierter Band. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. (O. J.)

Stern. — Einfühlung und Association in der neueren Aesthetik. Ein Beitrag zur psychologischen Analyse der ästhetischen Anschauung von Dr. Paul Stern. Hamburg, Leopold Voss. 1898.

Teichert. — Neue Gedichte von Adolf Teichert. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1898.

Vollmöller. — Himmelwärts! Ein Erinnerungsblatt von Dora Vollmöller. Dresden, Justus Neumann 1898.

Weigand. — Die nationalen Bestrebungen der Balkanvölker. Hochschul-Vorträge für Jedermann. Von Professor Dr. Weigand. Leipzig, Dr. Seele & Co. 1898.

Whitman. — Leaves of grass by Walt Whitman. Boston, Small, Maynard and Co. (London, G. P. Putnam's sons.) 1898.

Widmann. — Johannes Brahms in Erinnerungen. Von J. V. Widmann. Berlin, Gebrüder Paetel. (Elwin Paetel.) 1898.

Willert. — Mirabeau. By P. F. Willert, M. A. London, Macmillan and Co. 1898.

Woerl's Reisehandbücher. — Sestri Levante (Riviera di Levante) und seine Umgebungen. Führer durch Ligurien von Recco bis Spezia. Bearbeitet von Dr. H. Sarnow. Würzburg und Leipzig, Woerl's Reisebücherverlag. O. J.

Zecca. — Dante e Celestino V. Studio storico-critico di Vincenzo Zecca. Chieti, G. Ricci. 1896.

Zorrilla. — Don Juan Tenorio. Religiös-phantastisches Drama in zwei Abtheilungen von Don José Zorrilla. Verdeutscht und mit einem Vorwort über die Don Juan-Sage versehen von Johannes Fastenrath. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1898.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Ein Wiedersehen.

Aus den Aufzeichnungen eines Fünfzigjährigen.

Novelle

von

Rudolf Lindau.

[Nachdruck untersagt.]

Unter meinen Freunden und den zahlreichen guten Bekannten, mit denen ich im Leben zusammengetroffen bin, könnte ich kaum einen nennen, von dem ich nicht erfahren oder vermuthet, daß er wenigstens einmal, in den meisten Fällen jedoch mehrere Male, glücklich oder unglücklich geliebt hätte. — Was „lieben" bedeuten soll, darüber ist wohl mehr geschrieben worden als über irgend eine andere Frage. Für das, was ich heute sagen will, genügt mir aber eine kurze Erklärung: „Glücklich lieben" nenne ich, wenn die innige, sorgende und bei jungen Leuten oftmals unbewußt begehrende Zuneigung eines Menschen zu einem zweiten, der dem anderen Geschlechte angehören muß, erwidert wird und die Vereinigung der beiden Liebenden zur Folge hat; „unglücklich lieben", wenn eine oder wenn beide dieser Bedingungen nicht zutreffen. — Auch in diesem eng begrenzten Sinne bleibt „lieben" das allgemeinste Vorkommniß im menschlichen Leben; doch wird dessen Bedeutung für das Glück oder Unglück des davon Betroffenen gewöhnlich, eine Zeit lang wenigstens, überschätzt. Ich sage „gewöhnlich" und nicht „immer", denn für einige Auserwählte hängt Lebensglück oder Unglück in der That von dem Schicksal ihrer Liebe ab.

Ich glaube nicht, daß ich mich unbedingt zu dieser tief empfindenden Menschenclasse zählen darf, indessen bin ich mir klar darüber, daß eine Liebe, die mich vor Jahren tief ergriff und bewegte, meinem Lebenslauf eine bestimmte Richtung gegeben hat, von der ich später, vielleicht gewohnheitsmäßig oder aus Ermüdung und Gleichgültigkeit, den Begleitern des reiferen Alters, nicht mehr abgewichen bin.

Vor vielen Jahren verliebte ich mich in Paris in eine vornehme, schöne junge Frau, die in meinen Augen und in meinem Herzen als eine vollkommene

Verkörperung alles dessen erschien, was liebenswerth ist. — Sie war Herrn von Chatenay, einem weit älteren, sehr reichen und angesehenen Manne, von ihrer verwittweten und verarmten Mutter zur Frau gegeben worden. Das junge Mädchen hatte man bei dem Handel nicht um ihre Meinung gefragt; aber nachdem sie ihn zunächst aus Unwissenheit gut geheißen, hatte sie sich auch später, nach besserer Erkenntniß, nicht dagegen empört und alle Verpflichtungen, die er ihr auferlegte, ernst und getreulich erfüllt. — Als ich ihr vorgestellt wurde, war sie bereits seit fünf Jahren verheirathet und zählte vierundzwanzig Jahre. Ich fühlte mich vom ersten Augenblick an zu ihr hingezogen und sah sie fortan häufig, in ihrem eigenen Hause sowohl wie in Gesellschaften. Als vier Monate später die Saison ihr Ende erreicht hatte, verabschiedete sie sich von mir wie von einem Freunde. Daß ich etwas Anderes war, schien sie nicht erkannt zu haben.

Wovon sich meine Liebe während dieser vier Monate nährte, kann ich mir heute, nach zwanzig Jahren, nicht mehr erklären. Die förmliche Höflichkeit, mit der sie mich zuerst empfangen, war in der That bald, nachdem sie bemerkt hatte, mit welchem Eifer ich ihre Gesellschaft aufsuchte, in zutrauliche Freundlichkeit übergegangen; aber diese Freundlichkeit hatte sich seitdem auf demselben Wärmegrade gehalten. Und ich war ihr gegenüber ein schüchtern Liebender, der bemüht war, das, was in seinem Herzen gährte, vor aller Welt zu verbergen, und der nur in wirren, dunklen Träumereien zu hoffen wagte, jemals erreichen zu können, wonach er sich unbeschreiblich sehnte.

Als ich sie zu Anfang des nächsten Winters, unmittelbar nachdem sie vom Lande zurückgekehrt war, in ihrem Hause aufsuchte, sagte sie nach kurzer, unbefangen freundlicher Begrüßung: „Sie sehen angegriffen aus. Hat Ihnen etwas gefehlt?“

„Ja,“ antwortete ich, „Sie haben mir gefehlt.“ Ich weiß nicht, wie mir die Worte kamen, und sobald ich sie ausgesprochen hatte, erschrak ich darüber.

Marie sah mich erstaunt an, und als sie an meinem ernsten Gesichte erkennen mußte, daß ich nicht im Scherz gesprochen hatte, wurde sie tödtlich verlegen und sagte nach einer langen Pause: „Aengstigen Sie mich nicht. — Es wäre mir schmerzlich, Sie zu verlieren. Ich möchte, wir könnten gute Freunde bleiben.“

Ich war beinahe berechtigt, dies als ein Geständniß von Gegenliebe zu betrachten, und der Gedanke füllte mein Herz mit großer Freude — aber nur einen Augenblick. Das Geständniß enthielt eine Drohung: die, Marien zu verlieren. Das erschien mir unerträglich. — Ich bin kein waghalsiger Held, ich konnte nicht sagen: „Alles oder nichts.“ — Nein! Lieber das Wenige, das sie mir bot, und das jetzt mein Leben war, als ganz auf sie verzichten müssen.

Ich fuhr fort, sie wie in der letzten Saison überall aufzusuchen, und oftmals konnte ich sie ungestört sprechen. Ich war dann ängstlich bemüht, sie nie durch ein Wort zu verletzen oder gar eine Bitte an sie zu richten, vor deren Erfüllung sie möglicher Weise zurückgeschreckt wäre. — Aber wenn ich mir später überlegte, was ich ihr gesagt, wovon ich mit ihr gesprochen hatte, dann erkannte ich, daß ein jedes meiner Worte, jeder meiner Blicke ein scheues

Geständniß meiner großen Liebe für sie gewesen war, und daß sie diese Erklärungen, die sie unmöglich mißverstehen konnte und die sie mir anfänglich so streng verboten, ohne Widerspruch aufgenommen hatte. Daß ich darin einen Beweis ihrer wachsenden Zuneigung für mich erblicken durfte, davon legte ich mir wohl unbewußt Rechenschaft ab, denn es ermuthigte mich, in meiner Sprache und in meinen Blicken weniger zurückhaltend zu werden; aber meinem Verstande wurde dies nicht klar, und ich lebte andauernd in der Furcht, aus ihrer Nähe verbannt zu werden, sollte ich etwas erbitten oder thun, was sie in ihrer Frauenwürde verletzen könnte. — Heute denke ich mir, daß, wenn ich nur ein einziges Mal Gelegenheit gehabt hätte, sie, vor jeder Störung sicher, allein zu sehen, dies Schattenleben ein jähes Ende erreicht und wir uns, statt wie wunschlose Wesen, als Menschenkinder von Fleisch und Blut gegenüber gestanden haben würden. Dann hätte mein Verlangen über meine Furcht gesiegt, und ich würde sie in meine Arme geschlossen haben. — Ich bin jetzt ein alter Mann, die Jahre haben mich nicht zum Cyniker gemacht; doch sage ich mir heute, Marie würde darüber vielleicht geweint haben — aber gezürnt hätte sie mir nicht, denn sie liebte mich, liebte mich inniger, als ich jemals wieder geliebt worden bin.

Die Gelegenheit, ihr meine Gefühle unumwunden zu erklären, fand sich nicht. Marie suchte nicht, sie zu schaffen, und mir fehlte der Muth, darum zu bitten. Das war wohl ganz gut. — Schließlich, so erkenne ich nun, hätte ein Liebesverhältniß sie wahrscheinlich sehr unglücklich gemacht — und mich ebenfalls; denn ihr Unglück, wenn ich es verschuldet hätte, wäre mir eine unerträglich schwere Last gewesen. Doch habe ich später oftmals ganz unvernünftig gejammert, wenn ich daran gedacht, daß der Trank des Glückes meinen Lippen so nahe gebracht war, und daß ich nur seinen berauschenden Duft eingesogen habe.

Während des ganzen Winters trafen wir fast jeden Abend zusammen: in Gesellschaft, in Concerten, im Theater oder in ihrem Hause. Es war dann selbstverständlich, daß ich mich zu ihr gesellte und lange oder kürzere Zeit an ihrer Seite verweilte. In dieser Beziehung legte sie weder sich selbst noch mir den geringsten Zwang auf. Ihre Umgebung mußte das natürlich bemerken, aber boshafte Nachrede blieb ihr erspart. Sie war durch ihre Einfachheit, Herzensgüte und rührende Schönheit der Liebling der ganzen Gesellschaft, in der sich ihr Leben bewegte. Jedermann hätte ihr gern etwas zu Liebe thun, Niemand ihr ein Leid zufügen mögen. — Ihr Mann, ein hoher Staatsbeamter, den seine Geschäfte und die Politik in ermüdender Weise in Anspruch nahmen, ließ sie gewähren. Er war ihr mit großer, ruhiger Zuneigung zugethan, das konnte man leicht erkennen, und er plagte sie nicht mit Eifersucht. Er war von Geburt und Gesinnung ein vornehmer Mann; vielleicht erschien ihm eine argwöhnische Ueberwachung seiner Frau als unter seiner Würde, möglicher Weise aber schenkte er Marien das volle Vertrauen, dessen er sie nach mehrjähriger Ehe als würdig erkannt hatte. Mich begrüßte er stets mit großer Freundlichkeit, sobald er mich erblickte, und niemals konnte ich auch nur den Schatten einer Verstimmung von seinem blassen, feinen Gesichte ablesen oder aus seinem Gruß heraushören. Uebrigens beachtete er mich nur

wenig, was ich zum Theil dem Umstande zuschreibe, daß ich ein zurückhaltender Mensch bin und gern vermeide, Anderer Aufmerksamkeit auf mich zu lenken; auch befand ich mich weder in hervorragender Stellung noch besaß ich glänzende Eigenschaften, wodurch ich mich in den Augen des alten Staatsmannes ausgezeichnet haben könnte; dazu kam endlich noch, daß ich ihn weit seltener sah als seine geliebte, schöne Frau, die in Concerten gewöhnlich neben ihrer Schwester erschien und sich in Gesellschaften meist in Begleitung ihrer Mutter zeigte, während der Herr Gemahl zu Hause arbeitete oder sich wohlverdienter Ruhe erfreute.

Mariens Mutter zeigte mir nie ein freundliches Gesicht; ich meinerseits bemühte mich nicht, ihr näher zu treten. Sie war eine traurige Frau und hatte augenscheinlich jede Autorität über ihre Tochter eingebüßt. Der Gedanke kam mir, sie bereue, so wenig für deren Glück gethan und das unerfahrene Kind einem Greise überliefert zu haben, einzig weil er vornehm und reich war. — Ihre Haltung ließ sich zur Noth damit entschuldigen, daß die Liebesheirath, die ihre ältere Tochter, Elisabeth, geschlossen hatte, eine unglückliche gewesen war. Der Mann hatte die kleine Mitgift seiner Frau in wenigen Jahren vergeudet, war in tiefes Elend gerathen und darin gestorben, eine mittellose Wittwe mit zwei Kindern hinterlassend. Seitdem führte Frau Elisabeth ein bis zur Armseligkeit bescheidenes Leben in Saint-Germain. Nach Mariens Verheirathung hätte darin wohl eine Veränderung eintreten können, wenn Elisabeth es gewollt hätte; aber sie war eine stolze Natur und weigerte sich, von Mutter oder Schwester mehr anzunehmen, als zu ihrem und der Kinder Unterhalt nöthig war.

Elisabeth und Marie waren durch unverbrüchliche Liebe mit einander verbunden; doch war die arme Schwester schwer zu bewegen, das reiche Haus der jüngeren zu betreten. Den Gesellschaften, die dort gegeben wurden, wohnte sie niemals bei; dagegen zeigte sie sich gern bereit, Marien in Concerte zu begleiten. Beide Schwestern liebten die Musik. Elisabeth war eine ausgezeichnete Clavierspielerin, und Marie sang mit lieblicher, zum Herzen sprechender Stimme. Aber sie ließ sich nie in einem größeren Kreise hören. Wenn sie sich, wie sie sagte, „aussingen" wollte, so fuhr sie an einem freien Nachmittage nach Saint-Germain zu ihrer Schwester, wo sie dann, mit dieser allein, Stunden lang verblieb. Das waren ihre Ferienstunden, auf die sie sich wie ein Schulkind freute, und sie war stets bemüht, sich dazu in jeder Woche wenigstens einen Tag zu sichern.

Ich war Frau Elisabeth in einem Concerte vorgestellt worden und hatte sie seitdem verschiedene Male wiedergesehen. Bei solchen Gelegenheiten waren immer nur wenige Worte zwischen uns gewechselt worden. Die arme Frau, der Kummer und Sorge auf dem abgehärmten Antlitz geschrieben standen, war mir sehr sympathisch. Eines Abends sagte mir Marie: „Sie haben meiner Schwester gefallen. Darauf können Sie stolz sein. Sie ist sehr geizig mit ihrer Zuneigung. Sie sagt, Sie hätten gute Augen." Marie blickte mich freundlich lächelnd an. „Das haben Sie auch," setzte sie hinzu.

Wenn ich mich des Abends von Marien verabschiedete und dann, wie es häufig vorkam, unbeachtet einige Worte mit ihr wechseln konnte, so sagte ich gewöhnlich: „Auf Wiedersehen! Morgen hoffentlich. Behalten Sie mich lieb“ — oder Aehnliches. Und dann antwortete sie immer: „Darauf dürfen Sie sich verlassen, lieber Freund.“ So weit war es zwischen uns gekommen — viel weiter sollte es nicht kommen.

Eines Morgens wurde ich durch ein amtliches Schreiben in große Bestürzung versetzt. Ich war von Paris abberufen und sollte mich in möglichst kurzer Frist auf meinen neuen Posten in einem entfernten Welttheil begeben. Das hätte ich eigentlich längst erwarten können — aber es traf mich wie ein Blitzschlag. Was sollte ich thun? Ich war rathlos. Zunächst mußte ich Marien sehen, ihr die Unheilsbotschaft mittheilen und hören, was sie dazu sagte. Ich wollte sie jedoch nicht durch eine mündliche Mittheilung des gänzlich Unerwarteten überraschen. Ich schrieb ihr zwei Zeilen: ich sei von Paris abberufen und wünsche, sie zu sehen; sie möchte mir sagen, wann ich mich bei ihr vorstellen dürfte. — Eine halbe Stunde später hatte ich ihre Antwort: „Ich erwarte Sie um zwölf Uhr zum Frühstück.“

Ich fand sie allein. Sie sah elend aus, sie schien geweint zu haben. Mir war die Kehle wie zugeschnürt. Ich zog den Brief mit der Unglücksbotschaft hervor und reichte ihn ihr. Sie öffnete ihn hastig und warf einen Blick darauf. Dann gab sie ihn mir zurück und sagte mit einem traurigen Lächeln: „Ich verstehe ja nicht deutsch.“

Ich übersetzte ihr das kurze Schreiben, das zum Schluß die Weisung enthielt, ich möchte mich mit möglichster Beschleunigung auf den mir angewiesenen Posten begeben.

„Nach Südamerika . . . sogleich . . . o Gott!“

„Was soll ich thun?“ fragte ich finster.

„Was Sie thun sollen . . . was Sie thun sollen? . . .“

„Nun ja!“ Ich konnte meine Ungeduld nicht bemeistern. „Was soll ich thun? . . . Soll ich gehen, oder soll ich bleiben?“

„Können Sie denn bleiben?“ fragte sie verwundert.

„Natürlich kann ich bleiben!“ Ich sprach unfreundlich, fast höhnisch. „Natürlich kann ich bleiben . . .“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Und wenn Sie ein Wort sagen, so bleibe ich hier.“

„Wie?“

„Wenn ich zurückschriebe, ich wollte Paris nicht verlassen, und damit um meinen Abschied bäte.“

Sie trat einen Schritt zurück und starrte mich mit weit aufgerissenen Augen an. Ihr erschreckter Blick schien mich nicht zu sehen. — Etwas Geheimnißvolles ging in ihr vor. — Sie athmete laut und schnell. Endlich legte sich die Aufregung. Ihr Blick wurde sanft, sah mich wieder. Sie strich mit der Hand über die bleiche Stirn. „Sie wollten mir zu Liebe mit Ihrer Vergangenheit brechen, Ihrer Zukunft entsagen?“ sagte sie leise, kaum hörbar. „Es wäre abscheulich, wenn ich das annähme . . . Wann reisen Sie?“

Ich hatte wohl kaum etwas Anderes erwartet. Wie hätte sie mir sagen können, zu bleiben, ohne mir für das Opfer meines alten Lebens, das ich ihr bringen sollte, ein neues Leben mit ihr zu bieten? Doch fühlte ich mich durch die Zurückweisung gekränkt und antwortete finster: „Morgen."

„O nein," sagte sie mit Thränen in der Stimme. „Seien Sie nicht so böse . . . Weshalb zürnen Sie mir? Sagen Sie nicht: morgen!"

Eine plötzliche Umwandlung ging in mir vor. Ich fühlte mich gerührt. „Ich werde noch eine Woche hier bleiben," sagte ich milde. „O Marie, geliebte Marie . . ."

Sie trat einen Schritt zurück und sah sich scheu um. „Ehe Du gehst," flüsterte sie, „wollen wir noch einen Tag zusammen sein. Es wird der einzige glückliche Tag meines Lebens bleiben, bis ich Dich wiedersehe. — Nun komm!"

Sie schritt voraus, und ich folgte ihr in das Eßzimmer, wo sich bald darauf Herr von Chatenay zu uns gesellte. Ich war in mein Schicksal ergeben. Ich wollte es besiegeln. Mein Herz blutete, aber ich fühlte, Marie hatte Recht. Ich mußte gehen, mußte sie verlassen. Deshalb sagte ich jetzt, so ruhig ich konnte, ich sei von Paris abberufen worden. Herr von Chatenay sah von seinem Teller auf, aber sein Blick streifte Marien nicht einmal, sondern war mit höflicher Theilnahme auf mich gerichtet. „Das bedauere ich lebhaft. Wir werden Sie vermissen. Sie waren uns ein werther Freund. — Wann müssen Sie Paris verlassen?"

„Darüber erwarte ich noch bestimmte Weisungen; jedenfalls bald; wahrscheinlich gegen Ende der Woche."

„Und wohin sind Sie berufen worden?"

„Nach Südamerika."

„Nach . . . Süd . . . amerika," wiederholte er gedehnt. „Da entrückt man Sie Ihren Freunden aber sehr weit. Und wann hoffen Sie zurückzukehren?"

„Das weiß ich nicht."

„Nun, jedenfalls werden Sie sich in zwei Jahren einen längeren Urlaub erbitten dürfen, und dann sehen wir Sie sicherlich."

„Ja," antwortete ich kleinlaut. Ihm bedeuteten zwei Jahre, die ich in der Verbannung zubringen sollte, sehr wenig.

Als Herr von Chatenay uns bald darauf wieder allein ließ, flüsterte ich Marien zu: „Wann werden wir uns sehen? Sie haben mir einen Tag versprochen." Ich hatte nicht den Muth, „Du" zu sagen, wie sie es in einem Augenblick der Erregung gethan. Sie hatte dies wohl vergessen.

„Ich sage oder schreibe es Ihnen morgen . . . übermorgen. Ich will den besten Tag aussuchen . . . Wir sehen uns doch heute Abend bei Madame X.?"

„Natürlich."

„Gehen Sie jetzt. Es ist besser. Ich möchte allein sein . . . Nach Süd . . . amerika . . . durch tausend, tausend Meilen von mir getrennt. — O, mein armer Freund! O ich Unglückliche!"

Ich küßte ihr die Hand und entfernte mich schnell.

„Soll ich einen Wagen holen?" fragte der Diener, der mir beim Anlegen des Ueberrockes behülflich war. „Es schneit."

Ich sah den Mann starr an. Es dauerte einige Secunden, bis ich ihn verstanden hatte. „Nein, danke," sagte ich barsch.

Draußen blies mir ein scharfer Wind kleine eisige Schneeflocken ins Gesicht. Es that mir wohl. Ich dachte kaum noch an meine Abreise, ich dachte nur an den einen Tag, den mir Marie versprochen hatte. — Ja, einen Tag schuldete uns das Schicksal, ehe es uns auseinanderriß!

Ich sah Marien täglich. — Ich erinnere mich nicht, wovon wir sprachen. Ich weiß überhaupt nicht mehr deutlich, wie die Tage dahingingen. Sie liegen wie ein dunkler Traum hinter mir. Ich bereitete mich zur Abreise vor. Ich machte Abschiedsbesuche. Mein Diener, der sich erboten hatte, mir nach Amerika zu folgen, empfahl mir an, verschiedene Einkäufe zu machen. Ich hörte ihm ungeduldig zu und antwortete, ich ließe ihm freie Hand. Er erkannte wohl, daß ich anderen Gedanken nachhing, und störte mich nicht wieder.

Am Abend des vierten Tages flüsterte mir Marie zu: „Wir fahren morgen um elf Uhr nach Saint-Germain. Erwarten Sie mich am Bahnhofe." Sie entfernte sich gleich darauf, und ich wagte nicht, mich ihr zu nähern. Wir hatten jetzt etwas zu verbergen. Ich war ängstlich geworden. Wenige Minuten später sah ich sie lächelnd in Unterhaltung mit einem jungen Stutzer, einem Neffen ihres Mannes. Sie konnte sich besser beherrschen als ich. Mir war es nicht möglich, mich in dem Menschengewühl länger aufzuhalten. Ich entfernte mich unbemerkt.

Bis spät in die Nacht hinein lief ich in den verödeten Gängen der Champs-Elysées auf und ab. Ich dachte an morgen — morgen. Ich bemerkte, daß ein Sergent de ville, an dem ich bereits verschiedene Male vorbeigegangen sein mochte, aus dem Schatten eines Baumes, unter dem er, einer Laterne gegenüber, regungslos gestanden hatte, langsam hervortrat, sich mir fast in den Weg stellte und mich argwöhnisch musterte. Gleich darauf waren meine Gedanken wieder bei morgen — morgen!

Das Wetter hatte sich aufgeklärt, der Himmel war mit Sternen dicht besät. Ja, dessen erinnere ich mich, obgleich mir der tiefe, kalte Friede der Nacht nichts sagte. — Dann befand ich mich in meiner Wohnung. Ich weiß nicht, wie ich dahin gelangt war. Ich sah nach der Uhr: drei Uhr Morgens! Ich legte mich zu Bett, aber ich fand keine Ruhe. Ich hörte vom nahen Kirchthurm jede Viertelstunde der langen Nacht schlagen. Und da, nach stundenlangem Gebanntsein in demselben Gedanken: „Morgen!" konnte ich plötzlich nicht mehr *daran* denken, sondern nur an den Tag, die Tage, die endlosen Tage des Alleinseins, die dem Morgen folgen mußten. Ich fühlte mich unbeschreiblich unglücklich, wie ich mich in meinem Leben nicht wieder gefühlt habe, und ich weinte bittere Thränen. — Gegen Grauen des Tages schlief ich endlich ein. Nach einigen Stunden festen Schlafes erwachte ich. Ich erhob mich schnell, als habe ich keine Minute mehr zu verlieren, kleidete mich an und ging dann etwa eine halbe Stunde, ohne einen festen Gedanken fassen zu können, in meinem Zimmer auf und ab. — Dann fuhr ich zur Bahn.

* * *

Ich sah ihr Coupé vor der breiten Bahnhofstreppe Halt machen, einen Diener vom Bock springen, den Kutschenschlag aufreißen und ihr beim Aussteigen behülflich sein. Ich begab mich nach dem entgegengesetzten Ende der Vorhalle, um ihr später wie zufällig begegnen zu können. Sie schritt langsam durch einen der breiten hohen Eingänge, während der Diener zum Schalter eilte und die Fahrkarte löste. Nun näherte ich mich ihr und begrüßte sie höflich. Aber gleichzeitig sagte ich leise: „Warum haben Sie einen Diener mitgebracht?“ Ich fand das thöricht. Ich war aufgeregt und sprach gereizt.

„Es war das Beste!“ antwortete sie.

„Wohin fahren wir?“ fragte ich weiter.

„Nach Saint-Germain. Ich sagte es Ihnen gestern. Zu meiner Schwester.“

„Zu Ihrer Schwester?“ wiederholte ich.

„Ja, es ist das Beste.“

Ich war nicht verwirrt genug, um zu verkennen, daß sie, indem sie mir eine Zusammenkunft bewilligte, sehr viel auf das Spiel setzte — ich nichts. Ich durfte nicht versuchen, an der Art, wie sie unser Vorhaben ausführen wollte, etwas zu ändern. — Jetzt kam der Diener zurück und überreichte ihr die Fahrkarte. „Sie holen mich um sechs Uhr wieder ab,“ sagte sie und schritt gelassen, von mir begleitet, den Wartesälen zu.

Die Thüren zur Plattform waren geöffnet. Wir stiegen in einen der ersten Wagen, in dem bereits ein steinaltes Paar Platz genommen hatte, das ich beim Einsteigen durch Abnehmen des Hutes begrüßte. Die alte Dame antwortete durch ein freundliches Neigen des ehrwürdigen Hauptes, ihr Gefährte erhob sich halb von seinem Sitze und lüftete höflich den Hut. Die alten Leute sprachen nicht mit einander, Marie und ich saßen uns ebenfalls stumm gegenüber. Ich betrachtete sie. Ihr Gesicht unter einem einfachen Hut war verschleiert, aber nicht als wolle sie es verbergen, sondern nur zum Schutze gegen die rauhe Witterung. Sie trug einen englischen Anzug aus starkem Tuch, darüber einen halblangen Umhang aus Sealskin, und in der Hand hielt sie einen kleinen Muff aus demselben Pelz. — Ich sehe sie noch heute vor mir.

In Saint-Germain angelangt, war ich dem greisen Paar beim Aussteigen aus dem hohen Wagen behülflich, wobei der alte Herr sagte: „Zu freundlich... tausend Dank!“ Dann ging ich neben Marien schnell voraus, und bald darauf befanden wir uns auf der großen Terrasse von Saint-Germain.

Es war ein unfreundlicher Tag. Ueber dem breiten Seinethal lag ein feiner Nebel, aus dem die Linien der großen Pariser Bauten gespensterhaft emportauchten. Vom nahen Walde her streckten uns Tausende von Baumriesen ihre dunklen, nackten, mit frisch gefallenem Schnee überdachten Aeste wie drohende Arme entgegen. — Die Terrasse war verödet.

Ich fühlte, daß ich Marien danken mußte, gekommen zu sein. Aber ich konnte kein Wort über die Lippen bringen. Endlich brach sie das Schweigen: „Sie waren gestern plötzlich verschwunden. Ich suchte Sie vergeblich. Wo waren Sie?“

Ich hatte ein Gefühl der Erleichterung, als würde mir nun eine Schleuse geöffnet, durch die sich meine verhaltenen Gefühle ungehindert ergießen

konnten. „Es war mir unmöglich," antwortete ich hastig, „es noch einen Augenblick unter fremden Menschen auszuhalten, nachdem Du mir gesagt hattest, wir würden uns heute allein sehen. Ich konnte an nichts Anderes denken."

„So hast Du an mich gedacht und hast Dich auf heute gefreut?"

„Ich habe an Dich gedacht . . . nur einzig allein an Dich gedacht . . . Wie könnte ich Dir hier sagen, was ich gedacht, gewünscht, gehofft habe! — O Marie, geliebte Marie! . . ."

Sie sah mich fragend an. Sie wollte mich nicht verstehen. — Sie hatte Recht, sie durfte mich nicht verstehen. Ich erkannte es plötzlich, ohne daß es eines Wortes, eines Blickes von ihr bedurft hätte. Ich war im Fieber, von Sinnen gewesen, als ich mir gestern unser Zusammensein ausgemalt hatte: so ganz verschieden von dem, was es sein mußte. Alles, was ich vor wenigen Stunden vom „Morgen" gehofft, meine farbenreichen, wüsten Träume, die in meinem Geiste zu Möglichkeiten, zu Wirklichkeiten geworden waren — zerronnen in grauen Nebel, zusammengestürzt wie ein Kartenhaus, von dem kein Blättchen stehen geblieben war. — „O, ich Thor!"

„Was sagtest Du?"

„Du kannst nicht wissen, ich kann Dir nicht sagen, wie ich Dich liebe, wie entsetzlich es mir ist, Dich verlassen zu müssen! — Und daß ich Dir hier, wie einem fremden Menschen, die Hand drücken, Dir Lebewohl sagen soll, auf Jahre, vielleicht auf Nimmerwiedersehen! Kannst Du nicht verstehen, wie schrecklich mir das ist?"

„Ja, es ist traurig, sehr traurig . . ." sagte sie langsam, tonlos. — Ich sah sie an. Sie war todtenbleich, sie zitterte.

Aller Schmerz um mich war gegangen, tiefes Mitleiden für die, die schwächer als ich war, und die ich leiden sah, übermannte mich. „Meine arme Marie!" sagte ich sanft.

„Du gehst," fuhr sie fort, und in ihrer Stimme waren verhaltene Thränen. „Du gehst. Ich weiß, es wird Dir schwer. Aber Du bist ein Mann, Du bist frei. Du ziehst in die Welt. Du mußt arbeiten, Du mußt Dich zerstreuen. Du kannst es nicht verhindern. Du kannst nicht immer an mich denken. — Aber ich? — Vergiß mich nicht. — Auch später, wenn Du aufgehört haben wirst, immer an mich zu denken, denke noch manchmal an mich — in Liebe."

„Ich werde Dich nie vergessen."

„Ich glaube es Dir. Aber Du kannst nicht immer an mich denken wie heute. Ich werde aus Deinem Leben durch so Vieles verdrängt werden. Ganz vergessen wirst Du mich niemals, aber der Tag wird kommen, wo ich Dein Herz nicht mehr besitzen werde — nicht mehr Dein *ganzes* Herz. Das kann nicht anders sein, das würde unsere Zukunft gebracht haben, wie immer sie sich gestaltet hätte . . . Ich habe Dich wohl verstanden, als Du soeben klagtest, Du könntest mir hier nicht sagen, was Du gestern gewünscht und gehofft hättest. — Und als Du mir vor wenigen Tagen sagtest, daß Du auf ein Wort von mir in Paris bleiben würdest — da

verstand ich auch, welches Wort Du von mir hören wolltest. — Wenn Du wüßtest, welchen Kampf ich gekämpft habe, um es nicht auszusprechen! Er dauerte nur wenige Secunden. — Ich könnte eine Stunde sprechen und nicht Alles sagen, was ich während des Augenblickes sah." Ihre Brust hob und senkte sich in heftiger Erregung. Ihr Blick war wie der einer Seherin in die Ferne gerichtet. — „Du bliebst in Paris. Mit einem Schlage waren alle Bande zerrissen, die Dich an die Deinen und an Deine Heimath fesselten. Du lebtest fortan für mich — nur für mich. Wir führten ein Doppelleben: eines vor der Welt, ein Leben ewigen Heuchelns und Lügens; das andere: ein geheimnißvolles, aus gestohlenen Stunden zusammengesetzt, in beständiger tödtlicher Furcht vor Entdeckung, die Schimpf und Schande bringen mußte. — Und immer und immer, zu jeder Stunde in unserm Herzen das peinigende, nie zu erstickende Bewußtsein, daß wir wissentlich Verrath und Untreue übten."

„Höre mich, Marie . . ."

„Nein, laß mich sprechen," unterbrach sie mich heftig. „Laß mich sagen, was mir das Herz abdrückt . . . Wir konnten dies elende Leben nicht ertragen, es hätte unsere Liebe zerstört. Die wenigstens sollte gerettet werden als das Theuerste, was wir besaßen. Du wolltest mich vor der Welt Dein eigen nennen, ich sollte Dir folgen, irgend wohin . . . in ein entferntes Land, gleichviel, was die Welt, die wir hinter uns zurückließen, dazu sagen würde." — Sie machte eine lange Pause und athmete beklommen. „Und wie enden solche Verbindungen, wie wir geschlossen haben würden?" fragte sie heiser. „Sage mir, wie enden sie?"

Ich schwieg.

„Mit bitterer, ohnmächtiger Reue," fuhr sie leise fort, „und ach, in so beschämend kurzer Zeit! . . . Oder irre ich mich? Sprich: irre ich mich?"

Ich konnte nicht antworten.

„Mit bitterer, ohnmächtiger Reue," wiederholte sie. Die Worte kamen kaum hörbar über ihre zitternden Lippen. „Mit Reue, unser Leben verdorben und das Leben eines Anderen vergiftet zu haben, eines Mannes, von dem ich nur Gutes erfahren, dem ich nur Dank schuldete, der mir sein volles Vertrauen geschenkt und Dich nie beargwohnt hatte!" Sie athmete auf, wie von einer Last befreit, und fuhr leise mit sichtlicher Ermattung fort: „Darum, als Du mich fragtest, ob Du gehen oder bleiben solltest, sagte ich Dir, Du müßtest mich verlassen . . . Und Du verstandest mich nicht, Du warst böse auf mich!"

„Verzeih mir. Ich fühlte mich unglücklich."

„Wie könnte ich Dir nicht verzeihen, da ich erkannte, daß Liebe zu mir allein es war, die Dich erzürnte! Ich wußte längst, daß Du mich liebtest, aber daß Du bereit warst, mir Dein ganzes Leben zu opfern, das erkannte ich erst in dem Augenblick, als Du mir drohtest, mich sofort zu verlassen . . . Und weil ich unbeschreiblich glücklich bin, mich so von Dir geliebt zu wissen, weil dieses Glücksgefühl das Einzige ist, was mich jetzt aufrecht erhält, und an dem ich während unserer Trennung zehren werde, weil ich es rein erhalten

will, damit es, so lange es noch in Deinem Herzen lebt, rein darin fortlebe — darum habe ich Dich hierher geführt, um Dir unter Gottes freiem Himmel Lebewohl zu sagen. — Lebe wohl . . . Behalte mich lieb!"

Sie wandte sich weinend ab. So konnte ich sie nicht verlassen, auch wenn ich die Qual des Abschieds verlängerte. Ich war wieder an ihrer Seite. „Wohin gehst Du?"

„Zu Elisabeth."

„Laß mich Dich dorthin begleiten. Thu' es mir zu Liebe. Ich werde ruhiger von Dir scheiden, wenn ich Dich bei Deiner Schwester geborgen sehe."

„So komm."

Wir schritten stumm neben einander her und erreichten das kleine, von Elisabeth bewohnte Haus, ohne weiter gesprochen zu haben. Ich fühlte mich sehr unglücklich und wußte, daß Marie es war.

Liebespein kann tödten — aber wenn die Natur allein waltet, so tödtet solche Pein sehr langsam. Darum suchen viele daran Erkrankte den Tod, um der grausamen Qual ein Ende zu machen. — Liebespein ist schamhaft. Sie will sich vor der Welt verbergen. Das liegt in der menschlichen Natur. Es gehört keine besondere Kraft oder Kunst dazu, um in dieser Beziehung Vollkommenes zu leisten.

Marie und ich begrüßten Elisabeth anscheinend unbefangen und freundlich.

Bald nachdem ich in das kleine, bescheidene Zimmer getreten war, erkannte ich, daß Marie ihre Schwester auf unseren Besuch vorbereitet hatte. Dies wollte ich nicht zeigen, obgleich ich sicher war, daß die beiden Frauen mein Erkennen klar durchschauten. Ich sagte, ich wäre nach Saint-Germain gekommen, um mich von Frau Elisabeth zu verabschieden. Dann sprachen wir von meiner Reise wie von einer Frage, die wohl zu bedauern, doch keineswegs geeignet war, uns außerordentlich tief und schmerzlich zu berühren. — Aber ich konnte es in der schwülen, unklaren Atmosphäre unnützen Heuchelns und Lügens nicht lange aushalten. Mein Herz klopfte zum Zerspringen. „Ich gehe jetzt," sagte ich, mich erhebend. „Darf ich Sie nach Hause begleiten, Marie?"

Frau Elisabeth stutzte, als ich den Vornamen ihrer Schwester allein aussprach. Sie sagte erregt: „Nein, ich begleite meine Schwester nach Hause."

In demselben Augenblick, ohne eine Secunde vorher Aehnliches beabsichtigt oder auch nur daran gedacht zu haben, trat ich auf Marien zu und schloß sie in meine Arme. „So lebe denn wohl," flüsterte ich und küßte sie.

Frau Elisabeth hatte sich von uns abgewandt und war an ein Fenster getreten. Mariens Haupt ruhte an meiner Schulter. Sie weinte. Nach einer Minute stummen Glückes und Schmerzes löste sich unsere Umarmung, und gleich darauf war ich aus dem Gemach verschwunden, in dem ich das Liebste, was ich besaß, was ich je besessen habe, zurückließ. — Das Letzte, was ich von ihr sah, war, wie Elisabeth bleich, verstörten Antlitzes, hastig auf sie zutrat und sie in ihre Arme nahm.

* * *

Die lange Ueberfahrt! Mir ward sie nicht zu lang. Mit Grauen sah ich den Tag nahen, wo ich wieder mit Menschen zu verkehren, mich mit ihren und meinen Angelegenheiten zu beschäftigen haben würde. — An Bord des Schiffes saß ich den Tag über hinten am Steuer und schaute stundenlang in die sich kräuselnde endlose Schaumfurche, die das Fahrzeug nach sich zog. Und da dachte ich an unser letztes Zusammensein und wiederholte mir unzählige Male, was Marie gesagt hatte, suchte nach jedem ihrer Worte, bis ich es richtig gefunden zu haben glaubte, bis endlich Alles meiner Erinnerung so fest und scharf eingeprägt war, wie ein in der Jugend gelerntes, tausendmal vernommenes Lied. Und daß aus der traurigen Weise die große, hoffnungslose Liebe der Geliebten für mich sprach, füllte mein Herz mit Jammer und Freude und mit unendlichem Mitleiden für die, die ich in Thränen zurückgelassen hatte, und mit nagender Sorge um ihr Glück. — Die Arme! die Arme!

Auf dem Landungsplatze wurde ich von einigen meiner Amtsgenossen, alten Bekannten, empfangen. Sie führten mich in eine freundliche, helle Wohnung, die sie sorgfältig für mich ausgesucht hatten. „Wenn sie Ihnen nicht gefällt, so können Sie morgen ausziehen, Sie sind nicht gebunden," sagte mir der Eine, ein Landsmann. — Aber mir war Alles recht, was mich nicht nöthigte, mich um meine äußeren Angelegenheiten zu kümmern. „Die Wohnung ist sehr hübsch. Ich danke Ihnen. Ich behalte sie."

Meine Freunde waren seit Jahren von der Heimath getrennt. Ich sollte viele Fragen beantworten, von Diesem und Jenem erzählen. Ich mußte mich sehr zusammennehmen, um es thun zu können, und man merkte es mir wohl an. „Sie sehen angegriffen aus," sagte der Landsmann.

„Die lange Reise hat mich etwas ermüdet."

„Nun ruhen Sie sich aus. Ich hole Sie um fünf Uhr zu der hier üblichen Spazierfahrt ab, wo Sie eine Anzahl hübscher Frauen und Mädchen sehen können, und später essen wir zusammen im Club. — Paßt Ihnen das?"

„Vorzüglich." Und dann war ich endlich wieder allein.

An Bord hatte ich im Kopf bogenlange Briefe an Marie aufgesetzt. Als ich nun mit der Feder in der Hand da saß, konnte ich nicht die erste Zeile zu Papier bringen. — Was sollte ich schreiben? — Wie mir ums Herz war? — Einen Liebesbrief, durch den ich Marien den größten Gefahren ausgesetzt hätte? — Das wäre selbstsüchtiger, sündhafter Leichtsinn gewesen; einen höflich freundschaftlichen Brief, den ich mit der Versicherung ehrerbietiger Ergebenheit unterzeichnet hätte? — Das konnte ich nicht. — Die Wahrscheinlichkeit war, daß Marie meinen Brief überhaupt nicht empfangen würde. Elisabeth, der ich das Schreiben anvertrauen mußte, würde es, um die Ruhe der Schwester zu schonen, unterdrückt haben. — Ich hoffte, Marie würde mir schreiben. Das mußte ich zunächst abwarten. Ihr Brief allein konnte mir sagen, wie unser Verkehr sich in Zukunft gestalten sollte.

Der Brief kam nicht. — Wochen, Monate vergingen. Die durch nichts als mein stummes Leid genährte Flamme erblaßte. Sie hatte mein Blut erglühen gemacht; am Ende eines Jahres erschien sie mir wie ein milder Stern am öden Himmel meines Lebens.

Das mir anvertraute Amt gab mir mancherlei Beschäftigung. Das Klima, in dem es mich festhielt, war erschlaffend. Ich hatte mehr als früher das Bedürfniß des Nichtsthuns, der Ruhe. Mein Landsmann, der mich freundschaftlich in sein Herz geschlossen hatte, war unausgesetzt bemüht, mich zu zerstreuen. Er ruhte nicht: ich mußte neue Bekanntschaften machen, dies und jenes kennen lernen. Bald war meine Zeit fast vollkommen in Anspruch genommen. Ich versuchte nicht, mich zu belügen. Ich erkannte, daß mir das Leben noch Genüsse aller Art bot. Ich vergnügte mich nicht etwa systematisch, um mich zu betäuben, wie die beliebte Phrase geht, nein, ich bemerkte, daß ich vergeblich versuchte, meinen Schmerz festzuhalten, daß Andere und Anderes — Arbeit, gute Kameraden, liebenswürdige und schöne Frauen, Theater, Spiel, Sport — mein Pariser Selbst mehr und mehr veränderten. Marie hatte richtig gesehen: das Leben, das ich führte, bemächtigte sich meiner und verkleinerte unmerklich den Platz, den sie darin eingenommen hatte.

Jahr auf Jahr verging. Ich verließ die Tropen, aber nur um mich in einem andern, von Europa weit entfernten Lande niederzulassen. Als ich zum ersten Male einen Urlaub antrat, der mich nach der Heimath zurückführte, waren sechs Jahre vergangen, seitdem ich mich von Marien getrennt hatte. Wenn ich an sie dachte, war es in Liebe und Wehmuth. Aber ich dachte nicht mehr unausgesetzt an sie. — Ich hatte durch Amtsgenossen und Bekannte, die von Paris kamen, und bei denen ich mich nach meinen dortigen alten Freunden erkundigte, verschiedene Male von ihr gehört.

„Frau von Chatenay? Sie meinen die junge Frau des ehemaligen Ministers? Ja, die habe ich häufig angetroffen. Sie geht viel aus, und ihre Empfänge sind sehr besucht. Eine liebenswürdige, reizende Frau — ungemein beliebt.“ Aehnliches hörte ich im Laufe der Zeit von verschiedenen Seiten — nicht viel mehr.

Mein Urlaub war mir nicht karg bemessen worden. Ich hätte sehr gut Zeit gehabt, einige Wochen davon in Paris zu verbringen. Daran dachte ich auch oftmals; schließlich verzichtete ich darauf. Für mich war Paris noch immer Frau von Chatenay — sonst zog mich nichts dorthin. Der Gedanke beschäftigte mich, wie ich sie begrüßen würde, und welche Aufnahme mir „die liebenswürdige, reizende Frau, die viel ausging und empfing und sehr beliebt war“, bereiten würde. Und bei dem Gedanken konnte ich, höchst ungerechter Weise, bitter lächeln. — Frau von Chatenay war sicherlich ebenso abgekühlt, ebenso vernünftig geworden wie ich selbst, wahrscheinlich noch mehr. Und wenn sie es nicht war, wenn ich mich an ihrer Liebe wieder erwärmt hätte, was dann? — Nein, nach dem einfachen Traueract, der mein Leben so tief erschüttert hatte, war der Vorhang gefallen. Alles war nun still und ruhig geworden. Er sollte sich nicht wieder zu einer verwickelten kläglichen Komödie erheben, die mir der Handlung des Trauerspiels unwürdig erschien.

Ich verließ Europa, ohne versucht zu haben, mich Frau von Chatenay zu nähern, und kehrte nach der Fremde zurück, wo ich dann viele einförmige Jahre verbrachte, die nur in langen Zwischenräumen durch Reisen nach der

Heimath unterbrochen wurden. Schließlich nach der schweren Krankheit, die ich mir durch eine Unvorsichtigkeit zugezogen hatte, wurde ich plötzlich, früher als dies gewöhnlich der Fall ist, amtsmüde und kam um meine Entlassung aus dem Staatsdienste ein, die mir in ehrenvoller Form bewilligt wurde.

Ich war nun vierundfünfzig Jahre alt. Das wird von vielen Männern in diesem Alter und von den meisten älteren für jung ausgegeben; sie nennen es gewöhnlich „die besten Jahre". Ich fühlte mich alt und war es auch, wenn, wie ich annehme, das richtigste Maß für das Alter eines Menschen die Größe der Ansprüche ist, die er noch an das Leben stellt. — Ich war anspruchslos geworden.

Ein Gefühl wohlthuenden Behagens kam über mich, als ich mich ganz frei fühlte, Herr meiner Zeit und meiner Bewegungen. Ich besuchte die Stätten meiner Jugend, sah viele alte bekannte Gesichter und erfreute mich an Erinnerungen aus der frühesten Zeit meines Lebens. Und nach und nach erwachte in mir der Wunsch, die Stadt wiederzusehen, wo ich unglücklich gewesen war. — Dies Unglück erschien mir jetzt als etwas sehr Kostbares. Ich hätte es für keine der Freuden, die ich im Leben gehabt habe, dahingeben mögen. Mit sanftem Druck, dem ich nicht widerstand, zog es mich nach Paris. Ich reiste dorthin ab — nicht mehr, um Frau von Chatenay aufzusuchen, sondern um die Stadt wiederzusehen, in der ich Marien gekannt und geliebt hatte.

Ich traf in Paris an einem unfreundlichen Wintermorgen ein. Das Erste, was ich feststellte, war, daß mir Alles, was ich sah, so bekannt vorkam, als hätte ich es gestern verlassen. Die Veränderungen, die am Bahnhofe vorgenommen sein mochten, fielen mir nicht auf. Ich sah nur dieselben Menschen in hellen Blousen und niedrigen Mützen sich um mein Gepäck bemühen, in demselben Tone, mit denselben Gebärden Fragen an mich richten, wie vor zwanzig Jahren. Auf dem Vorplatz standen die alten häßlichen Droschken mit den armen Gäulen, die ihre großen, knochigen Köpfe melancholisch hängen ließen, auf dem Bock die bekannten Kutscher in geflickten, abgetragenen Mänteln. Der Kofferträger, der leichten hüpfenden Schritts mein Gepäck auf dem Kutscherſitz und im Wagen unterbrachte, war in meinem Geiste in nichts verschieden von seinem Kameraden, der mir vor zwanzig Jahren dieselben Dienste geleistet hatte. — Dann kam die so oft gehörte Frage des Kutschers: „Wohin fährt der Herr?" meine kurze Antwort, und gleich darauf rollten wir im langsamen Zuckeltrab des abgetriebenen Gauls durch eine breite Straße, in der die meisten Läden noch geschlossen und nur einige untergeordnete Kaffeehäuser und die von der arbeitenden Classe lebhaft besuchten Weinschenken geöffnet waren. Rechts und links sah ich an den Gebäuden bekannte Schilder, und in unregelmäßigen Zwischenräumen zweigten sich von meinem Wege enge oder breite Straßen ab, von denen ich eine jede bei Namen nennen konnte: Alles genau so wie vor zwanzig Jahren, wenn ich von einer Reise zu früher Morgenstunde nach Paris zurückkehrte. — Bald darauf fuhren wir über den Boulevard und hielten vor dem kleinen alten Hôtel, in dem ich mir Wohnung bestellt hatte.

Ich hatte keine Eile, Frau von Chatenay zu sehen. — Nachdem ich mich langsam angekleidet und am Fenster, mit dem Blick auf den freien Platz vor mir, der sich schnell mit Wagen und Fußgängern gefüllt, Kaffee getrunken hatte, stieg ich auf die Straße hinab und schlenderte ziellos, wie ich es so oft gethan hatte, die Boulevards hinunter. Das Gefühl, Paris, wie ich es kannte, habe sich nicht verändert, sei mir absolut nicht fremd geworden, verließ mich schnell wie etwas Selbstverständliches. Alles war mir bekannt: die Läden, Cafés, Restaurants, Theater, die Omnibus, Droschken, Equipagen, alle Typen des Boulevards: der Geschäftsmann, der Händler, der Stutzer, der Arme, die ehrbare Frau und die auf Raub ausgehende, die elegante Pariserin, das junge Ladenmädchen, das Schulkind — Alles, Alles, als hätte ich es gestern gesehen. Nur die mir persönlich bekannten Gesichter, mit denen ich einen Gruß oder einen Blick auszutauschen pflegte, nur die fehlten, und als ich Kritik üben wollte und mir der Gedanke kam, daß die Leute, die ich vor zwanzig Jahren gesehen hatte, hübscher gewesen wären als die, mit denen ich mich heute kreuzte, sagte ich mir sogleich, der Unterschied läge sicherlich in meinen alten, weniger nachsichtigen Augen.

Ich verspürte Hunger und trat in eines der guten Boulevard-Restaurants. Es war noch früh, in dem großen Saal befanden sich nur wenig Gäste. Ich fand meinen alten Platz, einen kleinen Ecktisch am Fenster, und setzte mich dort nieder. Der junge Kellner mit glatt gekämmtem, sorgfältig gescheiteltem kurzem Haar, der blendend weißen Schürze, der schwarzen Jacke und den leichten Lackschuhen, hatte mich natürlich nie gesehen und deshalb das Recht, einen Fremden in mir zu vermuthen. Daraufhin fühlte er sich verpflichtet, mir das in Leder gebundene Buch vorzulegen, in dem Hunderte von Speisen mit fremdartigen, verwirrenden Namen verzeichnet sind. Als ich eine abwehrende Bewegung mit der Hand machte und „la carte du jour“ forderte, nannte er mir, ohne Enttäuschung zu bekunden, einige Schüsseln, die sogleich aufgetragen werden könnten. Ich traf eine kurze Auswahl, und der Mann entfernte sich darauf wieder. — Während ich seine Rückkehr abwartete und mich im Saale umsah, legte ein anderer Bediensteter des Hauses einige Zeitungen zu meiner Linken. Es war ein älterer Mann, in meinen Jahren etwa, feist, fahler Gesichtsfarbe, der sehr ermüdet und vollkommen gleichgültig aussah. Ich beobachtete ihn einen Augenblick, ohne daß er es bemerkte, und winkte ihm dann mit dem Kopf. Er trat dienstfertig an meinen Tisch.

„Sind Sie schon lange hier?“ fragte ich.

Er sah mich verwundert an. „Seit sechs Jahren, Herr.“

„Waren Sie nicht früher bei Durand?“

„Ja wohl, mein Herr, da war ich sogar am längsten. Das ist aber schon viele Jahre her.“

„Wie heißen Sie?“

Dem Mann schien das scharfe Verhör zu mißfallen. „Felix,“ antwortete er kurz.

„Hatten Sie nicht bei Durand einen andern Namen?“

„Da hieß ich Benjamin.“

Nun lächelte ich freundlich. „Dann sind wir alte Bekannte, Benjamin," sagte ich. „Sie haben mich vor zwanzig Jahren oftmals bedient."

Das argwöhnische Gesicht des Alten heiterte sich auf. „In der That, mein Herr?" sagte er. „Ich fühle mich sehr geschmeichelt. — Ja wohl, jetzt erinnere ich mich. Der Herr kam mir auch sogleich sehr bekannt vor, nur wußte ich nicht, wo ich ihn schon gesehen hatte. — Wie viel Tausende von Gästen habe ich nicht seit zwanzig Jahren bedient! Aber jetzt erinnere ich mich des Herrn ganz genau. — Gehorsamster Diener, mein Herr! Ich danke für das gütige Andenken."

„Für mich sind Sie Benjamin geblieben," sagte ich. „Und so lange ich in Paris bleibe, wünsche ich von Ihnen bedient zu werden."

„Das wird mir eine Ehre sein, Herr." Er war wie umgewandelt. Das müde, gleichgültige Gesicht hatte sich um Jahre verjüngt. Eine halbe Stunde später bezahlte ich ihm meine Rechnung und fügte derselben ein gutes Trinkgeld hinzu. Er war der erste Bekannte aus der alten Pariser Zeit, den ich angetroffen hatte, und ich freute mich darüber. Als ich den Saal verließ, öffnete er mir mit tiefer Verbeugung die Thür und wiederholte: „Ich danke für das gütige Andenken!"

Nach dem guten Frühstück stieg ich die Boulevards wieder bis zur Madeleine hinauf und begab mich durch die Rue Royale über den Platz de la Concorde und die Seine nach dem Quartier Saint-Germain: der Obelisk, das Marineministerium, der Garde-meubles, das Palais Bourbon, der Tuileriengarten — und rechts die lange, breite Avenue der Champs-Elysées. Da hatte ich vor zwanzig Jahren einen großen Theil der letzten Nacht vor meiner Trennung von Marien verbracht. Die Erinnerung daran war unklar geworden, aber hatte sich nie ganz verwischt. „Morgen! morgen!" hatte ich damals immer gesagt. Das Morgen war gekommen, qualvoll vergangen und lag nun weit, weit hinter dem Heute, als eine schöne, unendlich wehmüthige Erinnerung. — Ich seufzte.

Jetzt war ich in der Straße, in der Frau von Chatenay gewohnt hatte. Es lag nicht in meiner Absicht, sie sogleich aufzusuchen. Ich wollte zunächst nur das alte wohlbekannte Haus wiedersehen. — Ich suchte danach und fand es nicht. An Stelle des langen, niedrigen Gebäudes aus dem sechzehnten Jahrhundert, zu dem eine breite Freitreppe aus abgetretenen Marmorsteinen führte, und das von der Straße durch einen großen Vorhof und eine mit Epheu bewachsene Mauer getrennt war, erhob sich eine fünfstöckige Miethscaserne, wie man sie in allen neuen Pariser Straßen vielfach antrifft, und an der niedrigen Eingangsthür hing das bekannte Schild: „Appartements à louer présentément." — Es war eine Ueberraschung — eine peinliche.

Ich trat in das Haus und fragte bei dem Concierge nach Frau von Chatenay.

Der Mann sah mich verwundert an. „Madame de Chatenay? Die wohnt hier nicht, hat in diesem Hause nie gewohnt."

„Ich meine die Eigenthümerin des alten Hôtel Chatenay, das früher hier stand."

„Ja — vor sechs Jahren. Ich verstehe sehr wohl. Rue . . .“ Und er nannte mir eine der älteren Straßen des Viertels der Champs-Elysées.

Ich machte mich langsam auf den Weg dorthin; aber während des Gehens wurde ich müde, winkte einem Fiaker und ließ mich nach meinem Hôtel fahren. Ich empfand jetzt die Folgen der vorhergegangenen unruhigen Nacht, die ich im Eisenbahnwagen verbracht hatte, legte mich nieder und schlief schnell und fest ein. Als ich wieder erwachte, war die Dämmerung eingebrochen. Ich kleidete mich um, trat aus dem Hôtel und ließ mich nach dem Hause fahren, dessen Adresse mir der mürrische Concierge im Quartier Saint-Germain gegeben hatte. — Nun wollte ich Frau von Chatenay sehen. Ich erwartete davon weder Freude noch Schmerz. Ich wünschte, hoffte, fürchtete nichts mehr von dem Wiederzusammentreffen mit der, die ich so innig geliebt hatte. Ich war vollkommen ruhig, aber sehr nachdenklich. Ich achtete nicht auf den Weg, den wir zurücklegten, und erschrak etwas, als der Fiaker plötzlich Halt machte. Ich befand mich in einer engen, bogenförmigen, öden Gartenstraße: rechts und links hohe, von der Zeit geschwärzte Mauern, über die Aeste großer alter Bäume hervorragten, hie und da, unregelmäßig vertheilt, ein breites, hohes Portal oder eine schmale, niedrige Gartenthür: etwas Stilles, Klosterartiges, in vollkommenem Gegensatz zu Allem, was ich im Laufe des Tages gesehen hatte.

Ich stieg aus. Unmittelbar vor dem Thorweg, dem ich gegenüber stand, zündete ein Mann soeben eine Straßenlaterne an. Ich las die Hausnummer.

Ich klingelte. Die Thür sprang sofort auf: vor mir ein großer Hof, in dessen Mitte eine mächtige schöne Linde; im Hintergrunde ein mittelgroßes, wohlunterhaltenes Gebäude, das nur aus dem Erdgeschoß und einem Stockwerk darüber bestand; unmittelbar neben dem Eingangsportal ein kleines steinernes Haus, in dessen Thür der Pförtner mir stumm fragend gegenüber stand.

„Madame de Chatenay?“

„Ich habe nicht bemerkt, daß die gnädige Frau eingetreten sei. Darf ich um Ihre Karte bitten?“

Ich gab ihm das Verlangte. — „Nun wird Frau von Chatenay mich wenigstens sogleich wiedererkennen,“ sagte ich mir.

Ein junger Bursche, der in der Portierloge gesessen hatte, lief mit meiner Karte in der Hand davon und kam gleich darauf wieder zurück.

„Die gnädige Frau läßt bitten.“

Als ich ihm über den Hof folgte, klopfte mir das Herz doch stärker als gewöhnlich.

Im Vorzimmer, wo reine, angenehm warme Luft herrschte, nahm mir ein Diener in einfacher Livree Stock und Ueberrock ab. Dann öffnete er eine Thür, und ich trat in ein leeres Zimmer, das durch zwei große Lampen, die auf dem Kaminsims standen, schwach erleuchtet war. Ich hatte nur eine Secunde Zeit, mich umzusehen, aber das einfache Bild prägte sich mir sofort ein: dunkle Teppiche und Vorhänge, dunkle Tapeten, an den Wänden einige wenige große Bilder — Landschaften —, altmodische schwere Sessel und Stühle, ein kleiner Schreibtisch — alles heimisch und still. Jetzt

vernahm ich eine wohlbekannte weiche Stimme. Sie kam aus einem Sessel am Kamin, dessen Lehne mir die Sprecherin bis dahin verborgen hatte.

„Mein lieber Freund, ich freue mich unbeschreiblich, Sie wiederzusehen." Eine feine weiße Hand streckte sich mir über die hohe Lehne entgegen und zog mich, als ich sie ergriffen hatte, mit sanftem Druck vor den Sessel.

Einen Augenblick war ich betroffen — nicht etwa enttäuscht, denn ich wußte genau, wie alt Frau von Chatenay war, und hatte nichts Anderes erwartet, als eine Frau in reifen Jahren vor mir zu sehen — nein, betroffen, eine Erscheinung vor mir zu erblicken, die mir fremd war. Sie schien nicht dieselbe Empfindung zu haben, denn sie hielt meine Hand vertraulich fest und musterte mich aufmerksam, ruhig liebevollen, unbefangenen, ich möchte sagen schwesterlichen Blickes.

„Da begegnen wir uns also doch noch einmal," sagte sie. „Ich hatte fast aufgegeben es zu hoffen. Zwanzig Jahre haben wir uns nicht gesehen . . . zwanzig . . . Jahre! — Natürlich haben Sie sich verändert. Aber an Ihren Augen . . . Sprechen Sie einmal!"

„Was soll ich sagen?" fragte ich mit einiger Verlegenheit lächelnd.

„Ich wollte nur Ihre Stimme vernehmen: ja, an Ihren Augen und an Ihrer Stimme, wenn ich sie gehört, hätte ich Sie unter Tausenden wiedererkannt." Sie hatte meine Hand freigelassen. Ich trat einen Schritt zurück. Was konnte ich entgegnen? Sollte ich sagen, sie habe sich ebenfalls nur wenig verändert, auch ich würde sie überall sogleich wiedererkannt haben? — Das wäre nicht wahr gewesen, und sie würde mir nicht geglaubt haben. — Sie glich Marien, wie diese bis dahin unverändert in meiner Erinnerung gelebt hatte, wie eine schöne Frau in mittleren Jahren einem jungen, lieblichen Wesen gleichen kann, — wie eine Mutter der Tochter.

Ich setzte mich ihr gegenüber, und während wir Rede und Antwort wechselten, betrachtete ich sie, wie ich vor zwanzig Jahren Marien gemustert hatte, als wir neben dem alten Ehepaar die kurze Fahrt von Paris nach Saint-Germain machten. Ich sah Marien im dunklen englischen Kleide, dem kleinen Hut, dem Umhang aus Sealskin.

Frau von Chatenay schien soeben von einer Ausfahrt heimgekehrt zu sein. Sie hatte den Hut noch nicht abgelegt und den langen Pelzmantel, den sie im Wagen getragen, von den zarten Schultern geworfen, nachdem sie sich bereits gesetzt hatte. Er bildete jetzt einen warmen, farbenreichen Hintergrund, auf dem sich Frau von Chatenays feine Gestalt in dunklen, harmonischen Tönen abhob: ein künstlerisch vollkommen schönes Bild, das Bild einer vornehmen Frau.

Sie wartete nicht, eine Aeußerung von mir über ihr Aussehen zu hören. „Wann sind Sie angekommen?" fragte sie.

„Heute."

„Wie lange bleiben Sie hier?"

„Das kann ich in diesem Augenblick noch nicht bestimmt sagen."

„Weshalb haben Sie mir nicht geschrieben?"

Während sie sprach, wurde sie mir mit jeder Secunde vertrauter. Das thaten ihre liebe Stimme, ihre Bewegungen, dieselben wie vor zwanzig

Jahren, ihr harmloses, freundliches Blicken. — Es war nicht mehr Marie, zu der ich sprach, meine geliebte Marie! Die war todt. Es war eine schöne Frau, deren unverkennbares Wohlwollen mich anzog. Eine köstliche Wärme füllte mein altes Herz, milde Wärme der Dankbarkeit und der Sympathie.

„Weshalb haben Sie mir nicht geschrieben?" wiederholte sie, denn ich hatte ihr nicht sogleich geantwortet.

Nun erzählte ich einfach, der Wahrheit gemäß, wie das gekommen war, und als ich dabei ganz ruhig, als handle es sich um einen Anderen, von meiner großen unglücklichen Liebe für sie sprach, schlug sie die Augen nieder, und ich wußte, daß sie es that, um ihre Thränen zu verbergen. Aber die neu geweckte Erinnerung an die Qualen der fernen Vergangenheit füllte mich nur mit Mitleiden für mein altes Selbst. Ich war sehr unglücklich gewesen. Das wußte ich in dem Augenblick wieder ganz genau. „Ja, es war eine schwere Zeit," sagte ich ernst und nachdenklich. — „Und warum haben Sie mir nicht geschrieben?" fragte ich gleich darauf.

Sie schlug langsam die thränenfeuchten, traurigen schönen Augen auf und sah mich lange an. Plötzlich ging eine leichte Veränderung in dem Ausdrucke ihres Gesichts vor. „Haben Sie sich verheirathet?" fragte sie ruhig.

Ich schüttelte den Kopf.

„Bin ich daran schuld gewesen?"

Ich konnte nicht sogleich eine Antwort finden. Ich wollte nicht unwahr sein. Ihre Augen waren freundlich auf mich gerichtet. Ich zuckte die Achseln. „Ja," sagte ich endlich. „Ja, wenn ich Alles bedenke, so sind Sie wohl daran schuld gewesen."

„Sie scheinen nicht ganz fest davon überzeugt zu sein."

„Doch. Was ich sage, ist ganz richtig. Ich möchte mich nur vor Uebertreibung hüten, als hätte mein unglückliches Lieben mein ganzes Leben verdorben. Das hat es nämlich nicht gethan. Ich kann nicht sagen, daß ich immer ein unglücklicher Mensch gewesen bin. Ich fühle mich auch heute keineswegs unglücklich. Aber nach meinem Abschied von Ihnen in Saint-Germain, wo ich so niedergeschlagen fortging und Sie so unglücklich verließ, war ich lange Zeit traurig und still. Dazu habe ich übrigens, so glaube ich, stets natürliche Anlagen gehabt. Und dann wohnte ich Jahre lang in Ländern, wo die Frauen meinem Herzen nichts sagten. Schöne und liebenswürdige habe ich viele gekannt. Einige unter ihnen schienen mir auch wohlgeneigt zu sein . . . Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich Sie vor zwanzig Jahren so fest in mein Herz schloß, trotzdem Sie verheirathet waren, trotzdem ich Abscheu vor allem Unehrenhaften hatte, trotzdem Sie mein Werben niemals ermuthigten. — Ich weiß auch nicht, wie ich erklären soll, daß die Frauen und Mädchen, die ich da draußen sah, mir nie etwas Anderes waren als . . . als . . . nun, als mehr oder weniger anziehende Wesen weiblichen Geschlechts. Ich war mir bewußt, daß es nicht in meiner Macht lag, sie glücklich oder unglücklich zu machen, daß sie von mir weiter nichts als Zerstreuung, die jungen Mädchen vielleicht einen Heirathsantrag erwarteten.

Das war schmeichelhaft für mich, und ich war auch dafür bis zu einem gewissen Grade dankbar, aber einen Grund, mein Herz zum zweiten Male zu vergeben, erblickte ich darin nicht . . . Ich denke mir, daß ich Sie so unbeschreiblich lieb gewonnen hatte, weil ich fühlte, daß auch Sie mich lieb hatten, wirklich lieb, meinetwegen, Ihretwegen, weil Sie nicht anders konnten, als mich lieb haben, ohne daß ich eigentlich etwas gethan hätte, um Ihr Herz zu gewinnen. Denn das kann ich von mir sagen: ich habe niemals zu den Männern gehört, die auf sogenannte Eroberungen ausgehen. — Als ich sechs Jahre nach unserer Trennung nach Deutschland zurückkehrte, war ich nicht mehr ganz jung und vielleicht zu wählerisch, und dann fühlte ich mich auch nicht besonders lebenslustig, vielmehr von dem heißen Klima, in dem ich gelebt hatte, etwas angegriffen; außerdem hatte ich allerhand Verdruß, weil ich damals um einen erheblichen Theil meines Vermögens betrogen wurde. — Und später zog ich wieder hinaus, lebte hauptsächlich in Gesellschaft von Männern, wurde bequem, wie das dem Alleinstehenden so leicht passiren kann, fing an, den Zwang, den der Umgang mit fremden Frauen einem Manne auferlegt, schwer zu empfinden, — und schließlich wurde ich alt, fühlte mich noch älter, als ich thatsächlich war, bis ich zu guterletzt in eine schwere Krankheit verfiel. Von der bin ich erst seit einiger Zeit genesen. — So, sehen Sie, liebe gnädige Frau, ist es gekommen, daß ich mich nicht verheirathet habe und, ohne mein Schicksal, geschweige denn Sie anzuklagen, sagen darf, meine erste Liebe sei die Ursache gewesen, daß ich ledig geblieben bin."

Während ich sprach, war immer in meinem Herzen der Gedanke: „Wie ist es möglich, daß ich so, wie ich es thue, mit Marien sprechen kann?" Aber dabei sprach ich gelassen weiter.

Frau von Chatenay hatte mich mit keinem Worte, keiner Bewegung unterbrochen. Von Zeit zu Zeit warf sie einen kurzen Blick auf mich. Sonst saß sie, die Augen niedergeschlagen, da und strich langsam mit ihrer leichten, feinen Hand über den sammetweichen Saum des Pelzmantels, der auf ihren Knieen lag. „Warum haben S i e mir nicht geschrieben?" fragte ich plötzlich wieder.

„Wie?" Sie schien aus einem Traume zu erwachen.

„Warum Sie mir nicht geschrieben haben?"

„Ach ja! Ich hatte Ihre Frage vergessen." Aber sie beantwortete sie nicht sogleich. — „Ja, ich weiß," sagte sie nachdenklich, „Sie haben mich sehr lieb gehabt, und das hat mich glücklich gemacht in all' meiner Trauer . . . Weshalb ich Ihnen nicht geschrieben habe?" fuhr sie dann nach einer kurzen Pause fort. „Daß ich dazu die Kraft fand, verdanke ich meiner Schwester. Die saß und sprach und weinte mit mir, und aus jedem ihrer Worte und Blicke leuchtete sonnenklar tiefe, unerschütterliche Liebe für mich, selbstlose Sorge um mein Wohl. Ich konnte mich nicht von ihr abwenden, nicht hören wollen, was sie sagte, und das war so einfach wahr, daß ich nicht, wie ein eigensinniges Kind, den Kopf dazu schütteln und hartnäckig darauf bestehen konnte, Ihnen schreiben zu wollen, nur weil Sie mir so theuer waren. Ich gab meiner Schwester nach — und o, wie sie mir dafür dankte: als habe nicht sie mir einen Dienst erwiesen, als habe ich ihr Ehre und Ruhe gerettet!"

Frau von Chatenay machte eine längere Pause, die ich nicht unterbrach, und fuhr dann gelassen fort, in demselben ruhigen Tone, in dem ich ihre Frage wegen meines Schweigens beantwortet hatte: „Ich habe zwei Sachen aus unserm Unglück gelernt: daß Unabänderliches, auch wenn es zuerst unerträglich erscheint, ertragen werden kann und mit der Zeit erträglich wird, — und daß Liebe unter nächsten Blutsverwandten, — Geschwistern und Eltern und Kindern, — wo sie einmal besteht, die einzige unverwüstliche ist."

Damit beabsichtigte Frau von Chatenay sicherlich nicht, mir vorzuwerfen, daß meine Liebe für sie seit zwanzig Jahren nicht dieselbe geblieben war. Selbst wenn sie das beklagt hätte, würde sie es doch niemals gesagt haben. Ihre Bemerkung war einfach lauterer Selbsterkenntniß entsprossen. Daß sie auch auf mich paßte, war ihr dabei gewiß nicht in den Sinn gekommen.

„Wie geht es Ihrer Schwester?" fragte ich.

„Meine Schwester ist vor zwölf Jahren gestorben," sagte sie tonlos. „Ich habe versucht, ihren verwaisten Kindern die Mutter zu ersetzen. Das hat mein Leben ausgefüllt."

Ich konnte nicht sogleich von etwas Anderem sprechen, und Frau von Chatenay hatte das Haupt gesenkt und schien in Nachdenken versunken. Mein Blick schweifte über sie fort, auf die Wand hinter ihr. Dort im Halbdunkel erblickte ich jetzt zum ersten Male ein großes Gemälde, ein Porträt augenscheinlich. „Wer ist das?" fragte ich, nicht aus Neugierde, sondern nur um das Schweigen zu unterbrechen.

Sie wandte träge den Kopf. „Herr von Chatenay," antwortete sie.

„Es scheint mir ein schönes Gemälde zu sein."

„Ja, sehr gut. Von Cabanel. Sprechend ähnlich."

„Wie befindet sich Herr von Chatenay?"

„Herr von Chatenay?" wiederholte sie verwundert. „Aber haben Sie sich denn gar nicht um uns gekümmert? Er ist todt, seit sechs Jahren bereits."

„Ich habe mich bei jeder Gelegenheit nach Ihnen erkundigt und oftmals von Ihnen gehört," antwortete ich ohne Verlegenheit — „bis vor einigen Jahren. Auf meinem letzten Posten lebte ich mit einem unangenehmen französischen Collegen; mir wenigstens erschien er so unliebenswürdig, daß ich meinen Verkehr mit ihm auf den rein geschäftlichen Theil beschränken mußte. Von meinen anderen Collegen aber war keiner mit der Pariser Gesellschaft bekannt."

„Nun, seien Sie nicht böse," sagte sie lächelnd. „Ich glaubte einen Augenblick, daß ich treuer gewesen sei als Sie. Ich wußte nämlich immer ganz genau, wo Sie sich aufhielten: jedesmal, so oft ein neuer Gothaer Almanach ins Haus gebracht wurde, suchte ich zuerst nach Ihrem Namen und fand ihn auch regelmäßig. — Werde ich das nun auch in Zukunft thun müssen, oder wollen Sie mir fortan schreiben?

„Ich werde Ihnen von jetzt ab, mit Ihrer Erlaubniß, regelmäßig schreiben, auch wenn ich es nicht thun müßte, um Ihnen zu sagen, wo ich mich in Zukunft aufhalten werde. — Ich habe meinen Abschied genommen. Hatte ich Ihnen das nicht bereits gesagt?"

„Das hatten Sie mir noch nicht gesagt. Ich will mich darüber freuen, wenn ich daraufhin hoffen darf, Sie oft und bald wiederzusehen. — Kommen Sie morgen? Ja? Bitte."

„Gern."

„Zur selben Stunde?"

„Zur selben Stunde."

„Nein," verbesserte sie schnell. „Mir kommt soeben ein Gedanke: nicht zur selben Stunde. Morgen ist Sonntag. Sind Sie den ganzen Tag frei?"

„Den ganzen Tag."

„Dann hören Sie. Ich habe meine alten Billets zum Conservatorium bewahrt. Das Programm für morgen ist wunderschön. Sie holen mich um halb zwei Uhr ab. Nach dem Concert fahren wir eine Stunde spazieren und kehren dann zum Thee hierher zurück. — Ist es unbescheiden, daß ich so viel von Ihrer Zeit für mich in Anspruch nehme?"

„Aber Frau von Chatenay! Daß ich Sie gesehen habe, war mir die größte Freude, die mir seit Jahren zu Theil geworden ist. Ich bin Ihnen dankbar, mich so herzlich empfangen zu haben und mich zum Wiederkommen aufzufordern." Mir wurde warm ums Herz. „Sie wissen noch nicht, aber Sie werden es bald erkennen, daß Sie in mir einen treuen, alten Freund haben." Sie sah mich an, so froh, so vertraut, daß ich sie am liebsten umarmt hätte, aber das kam mir geschmacklos vor, und ich begnügte mich damit, ihr die Hand zu küssen: nicht förmlich höflich, nicht verliebt zärtlich — mit inbrünstiger Herzlichkeit.

„Also auf morgen, lieber Freund."

„Auf morgen."

Gleich darauf schritt ich langsam die Champs-Elysées hinunter. „Auf morgen!" wiederholte ich. Es waren dieselben Worte wie vor zwanzig Jahren, und ich sprach sie an derselben Stelle. — Ich würde morgen so lange mit Frau von Chatenay zusammenbleiben können, wie es ihr und mir gefiel, wir brauchten uns vor Niemandem zu verbergen, wir würden allein sein — sie war frei. Und ich konnte mir nicht verbergen, daß dies Alles jetzt ohne besondere Wichtigkeit für mich war. — Wünschen und Hoffen sind doch wohl die besten Begleiter des Menschen auf seinem Lebenswege, sagte ich mir. — Und was wünsche oder hoffe ich eigentlich noch, was könnte mich heute wohl sehr glücklich oder ganz unglücklich machen? — Ich fand keine Antwort. — Ich erinnerte mich, vor Jahren, als ich noch jung war, gelesen zu haben, das Alter sei so trübe, nicht weil unsere Freude, sondern weil unsere Wünsche und Hoffnungen darin aufhörten. — Das hatte ich damals nicht ganz verstanden. Heute erscheint es mir richtig — wenigstens für einsame Menschen.

Reisebeschreibungen.

Von

Friedrich Ratzel.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Vor einem Menschenalter war bei Weitem nicht so gut für Lesestoff gesorgt wie heute. Keiner von meinen Karlsruher Jugendfreunden hatte eine Bibliothek von Jugendschriften zu eigen, wie sie heute viele Knaben besitzen. Besonders auch die Jugendzeitschriften waren damals noch ganz selten. Ich habe lange Monate mit Sehnsucht warten müssen, bis „Der Lederstrumpf" (in der Franz Hofmann'schen Bearbeitung) durch viele Leser in meiner Schulclasse hindurch den Weg zu mir fand, und als mir ein Kind wohlhabender Eltern Gerstäcker's „Fritz Wildau" fast noch unzerlesen lieh, fühlte ich mich hochbeglückt im Besitz des neuen schönen Buches. Wenn noch heute in guten deutschen Bürgerhäusern Lesebücher oft schwer aufzutreiben sind, war es ein Wunder, wenn in der Bibliothek meines Vaters Hebel's „Rheinländischer Hausfreund" das einzige eigentliche Unterhaltungsbuch war? Darum sehe ich aber auch noch und fühle körperlich deutlich das gerippte tintenblaue Atlaspapier, in das dieses liebe Buch gebunden war. Die Ecken waren zwar zerstoßen, aber ein durchlöcherter Königsmantel bleibt ein Königsmantel. Das Buch war ein Schatz von immer neu erkanntem Werth. Beklagten wir Knaben an regnerischen Ferientagen den Mangel an unterhaltenden Büchern, so wies man uns natürlich zuerst auf unsere Schulbücher hin, die für fleißige Schüler immer die anziehendste Lectüre seien. Wenn ich nun aus Langweile Süpfle's lateinisches Uebungsbuch aufschlug und etwa den zum Uebersetzen eingerichteten Abschnitt „De domu aurea Neronis" las, kam mir diese Geschichte so zweck- und sinnlos vor wie ein Märchen. Sie machte den Eindruck, etwas Märchenähnliches sein zu wollen; da es ihr aber durchaus nicht gelang, wurde das Buch verächtlich zugeschlagen. Ließen wir uns also nicht überzeugen von dem, was uns als blasse Ironie klang, so empfahl man uns die Bibliothek der inneren Mission. Dort gab es „Hörnle," d. h. Schriften von dem bekannten Pfarrer Oertel, dem O. W. von Horn der „Spinnstube", daneben

aber wenig der Jugend Zusagendes. Ich habe in dem regnerischen Sommer 1856 einen guten Theil dieser Bibliothek durchgelesen, nein verschlungen. Manchmal tauchen Namen wie Pfefferkuchen-Glanzow, Marie Nathusius, Gustav Nieritz in meiner Erinnerung auf. Was ich von ihnen gelesen, habe ich längst vergessen. Ich erinnere mich nur, daß ich mir die Schreiber aller dieser frommen Bücher als schwarze Herren mit Bäffchen, die Schreiberinnen diakonissinnenartig vorstellte. Ich las und las von Missionen und Erweckungen. Was konnte ich mir aber denken bei der Geschichte von dem brennenden Pudding, dessen Branntwein den Diener, der beim Auftragen davon versuchte, zum Trinker macht? Ich hatte nie einen brennenden Pudding gesehen, und die Moral war mir, der Wein, Most und Bier für Gottesgabe hielt, unverständlich, ist mir es auch geblieben. Ich fühlte, daß da eine gute Absicht war, aber die Absicht war zu gut und zu stark für meine Jugend; ich schlief dabei ein. Außerdem waren in dieser Bibliothek alle Bücher so dunkel wie in Trauer gebunden. Und dazu kam endlich, daß die gute, salbungsvolle Frau, die die fromme Bibliothek verwaltete, den schüchternen Knaben ob des Eifers lobte, womit er Bücher las, die so vielen nicht schmackhaft vorkamen. Dieser war sich wohl bewußt, wie wenig er dies Lob verdiente, flog er doch die Tractätlein nur aus Mangel an würzigerer Speise durch; er wagte aber seine sündige Schwachheit nicht zu bekennen. Bei Knaben gibt es eine Stufe, auf der sie es ehrenvoller finden, wegen ihrer Wildheit getadelt, als wegen ihrer Frömmigkeit gelobt zu werden. Der Gedanke war mir unerträglich, ein Mitschüler könnte die Lobsprüche der Frau hören und sie in der Classe verbreiten. Ich glaubte, wenn Solches geschähe, würde ich dem Fluch der Lächerlichkeit erliegen, mein Ansehen vernichtet sein. Kindische Feigheit, die eine der übelsten Folgen unseres Schullebens ist! Uebrigens war das nicht der einzige Grund, warum ich die fromme Bibliothek noch eher verließ, als ich alle ihre Bücher durchgelesen hatte. Das dort verkehrende Publicum gehörte zu den Pietisten oder Stündlern, und das waren durchaus Leute von mehr ernster und mehr als bescheidener Haltung, in denen die Religion alle Heiterkeit zum Sterben gebracht zu haben schien. Es umgab sie eine süßliche Atmosphäre, in der es dem frischen Knaben unbehaglich wurde, ohne daß er wußte warum. Sicherlich kam er sich fremd in der frommen Gesellschaft vor, mit der er damals nur ein einziges Interesse theilte: an Missionen und Missionsreisen. Livingstone's staunenerregende Durchquerung Afrika's füllte die Missionszeitungen und Tractätchen mit fesselnden Schilderungen innerafrikanischer Länder und Völker. Sebituane's kühner Zug über den Sambesi und seine Gründung des Makololo-Reichs waren unerhört in ihrer völkerwanderungsartigen Gewaltsamkeit der Zerstörung und des Aufbauens. Sie gemahnten mich an Attila und die Burgunden. Von solchen Vergleichen fand ich freilich nichts in den Missionsschriften, wo das Heldenmäßige als Nebensache behandelt und das Hauptgewicht auf das kurzlebige Christenthum der Makololo gelegt war. Auch wurde mir ganz offen zu verstehen gegeben, daß man solche Schriften nicht wegen der Menschen und Dinge lese, von denen darin erzählt werde, sondern wegen der Lehren, die der Christ daraus zu ziehen wisse. Ich glaubte

zu bemerken, daß man meine Art, in Missionsschriften zu lesen, fast schon wie eine Sünde betrachtete, und ließ es um so leichter sein, je einförmiger mir mit der Zeit fast alle Erzählungen vorkamen, die nicht ein Funken vom Genius David Livingstone's durchglühte. Die pietistische Bibliothek hat mir viel Langweiliges, für mein Alter Unverständliches, auch manches Geschmacklose geboten, aber auch den Sinn geweckt für Hohes und Edles; und die Hauptsache war, daß, solange ich ihre Bücher benutzte, ich nichts Schlechteres las. Weil ich ihr Dank weiß, bedaure ich um so mehr den seltsamen Zufall, der mir ihre Erinnerung mit einem süßmoderigen Kleisterduft papierener Einbände so eng verknüpfte, daß ich am meisten an sie denke, wenn ich den Buchbinderladen einer kleinen Stadt betrete.

Die Freundschaft mit einem blassen Knaben, der weiche Locken von selten tiefer kastanienbrauner Farbe und hellbraune Augen hatte und gleich mir ein Liebhaber unschulmäßiger Bücher war, trieb in dieser Zeit eine sonderbare Blüthe. Eines Tages eröffneten wir in einer kahlen Bodenkammer eine Schülerbücherei von einigen fünfzig Bänden, unter denen alle Richtungen der deutschen Literatur der letzten hundertundfünfzig Jahre vertreten waren. Da war der Freiherr von Cronegk mit seinem „Codrus" in einem Karlsruher Nachdruck, Wieland mit dem „Agathon", aber auch Engel und La Fontaine vertreten. Der „Agathon" langweilte mich glücklicherweise, und das Buch ist mir hauptsächlich wegen des Schnupftabaks in der Erinnerung, der aus den Prisen eines früheren Lesers zwischen die Seiten gefallen war; der scharfe Duft, den er noch nicht ganz eingebüßt hatte, half in meiner Auffassung etwas der Fadheit der Geschichte nach. Die großen Classiker fehlten, waren doch ihre Ausgaben damals noch theuer und in einzelnen Bänden besonders schwer zu haben. Aus der neueren Literatur hatten wir Bände von Spindler, Van der Velde und einige Jahrgänge der Hell'schen „Abendzeitung". Den Kern unserer Sammlung bildete aber Harnisch's und Heinzelmann's „Weltkunde" in sechzehn Bänden, eine dem Jünglingsalter gewidmete Sammlung von Reiseschilderungen aus allen Theilen der Erde, Mosaik aus Schriftstellern jeder Richtung und Güte. Die Steine waren oft nicht schlecht; im ersten Band, „der Norden Europa's", waren neben Laing Laube und Mügge benützt; aber der Kitt stach in diesen Mosaik-Bildern sehr von den Steinen ab. Heute kommen mir diese Länder- und Völkerbeschreibungen, anspruchslose Vorläufer der weitverbreiteten Grube'schen geographischen „Charakterbilder", recht ledern vor. In unserer kleinen Bücherei vertraten sie uns aber sicherlich das Gehaltvollere, Solide. Als die ganze lange Reihe der Meyer'schen Groschenbibliothek uns die Classiker von Zachariä bis Krug von Nidda gebracht hatte, kehrten wir, ebenso wie unsere Kunden, von der poetischen Lectüre immer wieder gern zu einer Beschreibung von Stockholm oder St. Petersburg zurück, die uns im Geiste Reisen machen ließ. Ein solches Buch ließ nie den Ueberdruß einer Sammlung von Gedichten zurück. Es war gesundes Brot. Als wir Josias Gregg's Karawanenreisen durch die westlichen Prärien (1845) eintauschten, wurde dieses Buch für einige Wochen das gesuchteste der Sammlung, für dessen Darleihung wir kühnlich die doppelte Miethe in Stahlfedern und Aepfeln fordern konnten.

Denselben Erfolg hatte die Parry'sche Polarreise in der löschpapierenen Weimarer Ausgabe, an deren grauen durchgeschlagenen Druck und an deren blaßblauen Glanzpapier-Einband ich nicht ohne Rührung denke. Uebrigens waren wir, d. h. einige eifrige Leser von Reisewerken, doch schon soweit Kenner geworden, daß wir diese alten Schmöker den auf glattes Papier gedruckten und mit vielen, meist schlechten Bildern illustrirten Verwässerungen der Polarfahrten Kane's vorzogen. Daß jene schlecht übersetzt und sehr gekürzt waren, wußten wir nicht; wir verstanden aber bereits den Werth ihrer einfachen, phrasenlosen Darstellung, aus der ein unbeabsichtigtes männliches Pathos ansprach. Als ich manches Jahr darnach das herbe, aber inhaltreiche Hauptwerk von Pallas kennen lernte: „Reisen durch verschiedene Provinzen des Russischen Reiches", dessen erster Band 1771 erschienen ist, las ich voll mitfühlenden Verständnisses in der Vorrede: „Nachrichten von unbekannten Gegenden sind kundigen Lesern angenehm, sie mögen noch so mittelmäßig vorgetragen werden."

Ich erzähle diese Harmlosigkeiten, weil die Erfahrungen reiferer Jahre mich immer wieder lebhaft erinnern, mit wie richtigem Empfinden die jugendlichen Gemüther anerkennen und ablehnen. Wie oft kehren wir gerade in der Lectüre bei voll gereiftem Urtheil zu dem zurück, was uns früh anzog, als man uns noch gar kein Urtheil zutraute. Zwischen der Liebe am Thatsächlichen, die Jugend und Alter verbindet, liegt die Abschweifung in die Phrase und die unklare Reflection, die bei sehr Vielen die Jünglingsjahre ausfüllt und von da an wie Unkraut durchs Leben wuchert. Die Jugend ist die beste und entscheidende Beurtheilerin der allgemein gültigen Literaturwerke. Der durch das Fach nicht eingeengte Sinn hat eine natürliche Verwandtschaft mit allem Echten; und außerdem hat er den Muth seiner Meinung. Was der Jugend gefällt, das gefällt der Welt. Was auf dem Sieb ihres Urtheils zurückbleibt, das sind die unvergänglichen Goldkörner, deren Werth Jedem einleuchtet; denn sie läßt natürlich alles das durchfallen, was nur bei Classen, Alters- und Bildungsstufen Anklang finden kann. Die Lieder, Märchen und Sprüche der Jugend, die Heldenthaten und Schelmenstreiche, die die Jugend liebt, sind daher die Freude des Alters. So liegt denn auch in der Anziehung, die die Reisebeschreibungen auf die Jugend üben, ein Zeugniß ihres allgemein menschlichen Werthes. Was ein Mensch zu sagen hatte, der die Welt ohne fälschende Gläser betrachtete und ohne viel Bedenken auffaßte, und was diese Welt ihm zu sagen hatte, der ihr gegenüber jung und unerfahren ist, das behält Werth für alle Kommenden. In der Erziehung des Einzelnen durch die Welt wiederholt sich die Jugend der Menschheit, und diese ist der Jugend des Menschen immer am Verständlichsten.

Es war nicht bloß die Entfernung, die uns die Gestalten der Entdecker und Abenteuerer verklärte. Auch daß sie in einer so fremdartigen Umgebung agirten, war es nicht allein, was sie uns werth machte. Für die an Erfahrung arme Jugend nahmen die hervorragenden Gestalten etwas Typisches an. Jede vertrat eine ganze Seite des Lebens, so wie wir es verstanden oder ahnten, löste eine große Lebensaufgabe oder litt unter einem großen Schicksal. In dem vielgewandten, der Sprachen und Sitten des Orients wie Keiner

vor ihm kundigen Ulrich Jasper Seetzen erkannten wir den Odysseus wieder, auch Heinrich Barth erinnerte an den Klugen, Vielgewanderten. Die Züge des Cortes und Pizarro waren Fahrten nach dem goldenen Vließ. Was konnte in der ganzen Geschichte abenteuerlicher Kriegszüge mehr mit des Xenophon Anabasis verglichen werden als des Bernaldo Diaz Tagebuch des „Hinaufmarsches" des Cortes'schen Häufleins von Veracruz nach Tenochtitlan? Jeder Entdecker war aus der prometheischen Sippe, denn er entrang mit Einsatz seines Lebens den Göttern, was sie nicht freiwillig geben, und brachte den Menschen, was doch die Menschen brauchen: Kenntniß ihrer Erde. Die Polarfahrer, die mit einer unerbittlichen Natur zu ringen hatten, wobei Scharfsinn und Klugheit nichts vermochten, konnten nur den Heroen verglichen werden, und wenn sie unterlagen, sprach uns etwas Titanisches aus ihrem Geschick. Wieder eine andere Gestalt war die des willenlos Umhergetriebenen, des Gefangenen, des Sklaven in barbareskischen oder türkischen Ketten, des Flüchtlings, den nur noch eine wunderbare Verkettung von Verhältnissen zu retten vermag, da seine eigene, längst gebeugte Kraft nicht mehr ausreicht. Zwar bewegten sich landflüchtige Soldaten, die fremde Kriegsdienste nahmen, verlotterte Studenten, die zu Schiff gingen, und vor Allem die in der Reiseliteratur einst so stark vertretenen Handwerksburschen auch für unser Gefühl in niedrigeren Sphären; aber es war doch immer etwas Eigenthümliches in ihren Berichten. Im sechzehnten Jahrhundert wurden mit besonderer Neigung gerade zwei in diese Classe gehörige Reisebeschreibungen gelesen: des Hans Staden aus Homberg in Hessen Brasilienreise, die als „Wahrhafftig Historie unnd Beschreibung einer Landtschafft der nacketen, grimmigen Menschenfresser in Amerika" zuerst 1556 erschien, und Ulrich Schmidel's von Straubing „Wahrhafftige und liebliche Beschreibung etlicher fürnemmen indianischen Landschafften und Insulen" (1567). In dem gesunden Verstand dieser in dunklem Drang nach Abenteuern in schwierige Verhältnisse hineintreibenden Landsknechte blieb in allen Fährlichkeiten soviel Entdeckersinn, daß ihre Schriften noch immer mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden[1]). Die einst in allen Sprachen Europa's weitverbreitete Geschichte des englischen Matrosen Webbe, der 1590 eine Darstellung seines Aufenthaltes in Rußland und seiner Gefangenschaft in der Türkei und Aegypten herausgab, gehört in die Classe der durch Rührung wirkenden reinen Leidensgeschichten, unter denen vor vierzig Jahren die von dem geschickten Verdeutscher P. Körber herausgegebene Geschichte des durch Seelenverkäufer auf einen Ostindienfahrer gebrachten Jünglings viel gelesen wurde. Gehört es dem Zeitgeist an, daß diese peinlichen und rührenden Erzählungen außer Curs gekommen sind? Es scheint in der That der Cultus der Entschlossenheit sich ausgebreitet zu haben. Darin liegt gerade ein Hauptreiz dieser Literatur, daß bei dem denkbar buntesten Wechsel der Staffage und Lebenszustände eine Grundähnlichkeit im Kern bleibt. Das ist das Gemeinverständliche daran. Wenn Nachtigal seinen abenteuerlichen Aufenthalt in

[1]) Mit Dank sind die Neuausgaben dieser Reisenden zu begrüßen, die der Stuttgarter Literarische Verein durch Klüpfel (Staden 1859) und Langmantel (Schmidel 1889) gebracht hat.

Tibesti und seine Flucht oder seine Aufnahme bei dem sonst grausamen, ihm aber mild gesinnten Sultan Ali von Wadai dem Publicum des Herodot erzählt hätte, würde er gerade so gut verstanden worden sein und hätte seine Hörer gerade so gut entzückt wie 1875 in Berlin oder München. Das wird sich erst im kommenden Jahrhundert ändern, wenn es auf der Erde nichts wesentlich Neues zu entdecken und zu schildern geben wird. Aber wir sind noch lange nicht so weit. Die Zahl der Handschriften von alten Reisewerken zeigt, wie beliebt diese Literaturgattung in einer Zeit war, in der man die Werke zählen kann, die weiterer Verbreitung sich erfreuten. In welcher Reihe von Abschriften muß Schiltberger's Reisebuch vorhanden gewesen sein, jene ergreifende Schilderung der Fahrten, Leiden und wundersamen Flucht des biederen Oberbayern, der noch als Knabe in der Schlacht bei Nikopolis seine Freiheit an die Türken verlor und mit dem Sultan Bajasid in die Gefangenschaft der Mongolen gerathen war, um endlich nach dreiunddreißigjähriger Abwesenheit die Heimath wieder zu erreichen, wenn noch heute deren vier nachzuweisen sind, von welchen drei der gleichen Quelle entflossen, während die vierte auf eine andere hindeutet, die aber ihrerseits auch wieder nicht die Originalhandschrift war. Wir kennen weiter von Schiltberger fünf Incunabeldrucke aus dem 15., sieben Drucke aus dem 16., vier aus dem 17. und wiederum vier aus dem 19. Jahrhundert. Die Zahl der Handschriften und der älteren Drucke wird sich gewiß noch erheblich vermehren. Es ist überraschend, zu sehen, wie viele Handschriften von Reisebeschreibungen noch lange nach Erfindung der Buchdruckerkunst angefertigt und gelesen wurden. Dem Drucker Ambrosius Fritsch lagen zu seiner 1580 gemachten Ausgabe der Seydlitz'schen Beschreibung einer Reise nach dem heiligen Land fünf Abschriften des Originals „an vielen Orthen jrrig vnd vnrichtig vberschrieben" vor, und er sagt, sie sei überhaupt mannigfaltig nachgeschrieben worden. Das waren die Lesebücher der Leute, die das Geld für ein gedrucktes Buch nicht erschwangen.

Des Hans Staden brasilianische Reise, die 1556 zuerst erschienen war, ist noch sechsmal im Laufe des 16. Jahrhunderts in deutscher, je einmal in lateinischer und französischer, zweimal in holländischer Sprache erschienen. Viktor Hantzsch zählt in seinem trefflichen Werke „Deutsche Reisende des 16. Jahrhunderts" (1895) insgesammt neunundzwanzig Ausgaben von Staden auf. Staden ist schon mit in die Sammlungen von Reisebeschreibungen aufgenommen worden, die seit Ramusio ununterbrochen erschienen. Die in Frankfurt a. M., dem damaligen Mittelpunkt des deutschen Buchhandels, herausgekommenen „Collectiones Peregrinationum" von De Bry (1590—1634) haben es auf fünfundzwanzig prachtvoll illustrirte Foliobände gebracht, und im 18. Jahrhundert waren die dreizehn Quartbände der „Histoire Générale des Voyages" eines der verbreitetsten Werke. Sprengel und Bertuch haben endlich eine Sammlung von hundertundfünfzehn Bänden von 1800 bis 1835 herausgegeben. Nach der Mitte unseres Jahrhunderts sind diese Sammlungen durch die Menge hervorragender Einzelwerke in Abnahme gerathen. An der letzten Sammlung, der Cotta'schen, hatte noch O. Peschel mitgearbeitet. Nicht minder lehrreich sind die Nachdrucke, deren große Zahl die Uebersicht der Literatur

der Reisebeschreibungen so schwer macht und in einigen Fällen selbst den vorsichtigen Gödeke zu bibliographischen Irrthümern veranlaßt hat. Kein besseres Zeichen für die Beliebtheit dieser Literatur, als daß Nachdrucker und Uebersetzer schon im 16. Jahrhundert mit Vorliebe sich ihrer bemächtigten. 1601 hatte in Amsterdam Oliver van Noor's Bericht über seine Weltumsegelung, die fünfte seit Magalhaens, das Licht erblickt, um schon im Frühjahr 1602 (die deutsche Ausgabe trägt in der Vorrede das Datum des 1. Mai 1602) in Frankfurt hochdeutsch und lateinisch, mit Kupfern und Karten neu aufzuerstehen. Welche Erfolge hatten in unserer Zeit die Schriften eines Stanley, Nansen, Nachtigal, Payer. Gehen wir um einige Jahrzehnte zurück, so waren Kane und Livingstone nicht bloß Helden des Tages in den mittleren fünfziger Jahren, sondern ihre Schriften wetteiferten an Verbreitung mit denen der beliebtesten Schriftsteller jener Tage. Und gehen wir noch einige Jahrzehnte zurück, so erregen Namen wie Roß, Neffe und Onkel, R. Lander, Burckhardt, Mungo Park, Cook, Forster, Vater und Sohn, Erinnerungen an die Theilnahme einer ganzen gebildeten Welt am Schicksale der Männer, der Thaten und der Bücher. Als Johann Reinhold Forster und Schiller fremde Reisebeschreibungen ins Deutsche übersetzten, galt der Erfolg solcher Werke für sicherer als der vieler anderen.

II.

Die Reisebeschreibung ist früh als eine anziehende und bequeme Form erkannt worden, die man mit Erfahrungen und Gedanken aller Art füllen mag. Das Sammeln von Eindrücken und Erfahrungen beim Wandern ist der Natur des Menschen so gemäß, daß die Reisebeschreibung als *literarische Form* eine ungemein weite Verbreitung und eine Entfaltung von unübersehbarer Mannigfaltigkeit gewonnen hat. Die Reisebeschreibung hat ihre eigene Entwickelung in der schönen Literatur. Ueberall, wo ein Zug aufs Objective die Gefühlsergüsse und Betrachtungen zurückdrängt, ist auch die Schilderung des am Wege Gesehenen da. Schon in der griechischen Literatur findet man die poetische Reisebeschreibung, Horaz hat Reiseepisoden in Oden und Episteln besungen. Aber mit der größten Vorliebe hat sich bezeichnender Weise der der Welt und Natur befreundetste unter allen großen Dichtern, Goethe, dieser Form bedient. Die Briefe aus der Schweiz, die italienische Reise, die Campagne in Frankreich sind in einzelnen Abschnitten echte Reisebeschreibungen im engeren Sinn, die Harzreise im Winter ist eine Wechselreihe von Naturbildern und durch sie hervorgerufenen Empfindungen und Gedanken. Dazwischen liegen alle Abstufungen von Reiseschilderungen, besonders reich in den Briefen. In dem geognostischen Ausflug zur Louisenburg im Fichtelgebirge zollte Goethe der eben in Aufnahme kommenden rein naturwissenschaftlichen Reisebeschreibung seinen Tribut. In dem zur Noth noch etwas geographischen Rahmen einer Reisebeschreibung, die ja immer einige berührte Orte und zurückgelegte Wege, einige durchmessene Provinzen oder Länder nennen wird, kann eigentlich Alles dargeboten werden, was Menschen vernehmen mögen. Es gibt keinen Zweig menschlichen Wissens, keine Richtung

menschlicher Thätigkeit, kein materielles Interesse oder moralisches Streben, das nicht die Form der Reisebeschreibung angenommen hätte. Die Geographie wird unter ihre Classiker weder Johann Timotheus Hermes mit seinem lehrhaften Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", noch die empfindsamen Reisen Yorik's und seiner Nachtreter, noch die Verfasser der Robinsonaden rechnen. Die Reisen des jungen Anacharsis sind ein Beispiel der didaktischen Reisebeschreibungen, die in guter Absicht den für die Jugend so süßen Kern dieser Literatur zerhackten und verwässerten. Ja, selbst jenen nun fast vergessenen Johann Georg Keyßler, in dessen Reisewerken Goethe's Vater aufmerksam las, würde man heute kaum einen Verfasser von Reisebeschreibungen nennen. Seine 1740 zuerst veröffentlichte „Neueste Reise durch Teutschland" erschien aus zwei Gründen den Zeitgenossen werthvoll und anziehend: sie brachte einem räsonnirenden Katalog vergleichbare Schilderungen von Kunst und Alterthumssammlungen, die ja manchmal von einem spürenden Reisenden erst entdeckt werden mußten, und daneben suchte sie eine Auszeichnung in der freien, fast möchte ich sagen freisinnigen, Beurtheilung und aufgeklärten Darstellung politischer und gesellschaftlicher Verhältnisse. Goethe erzählt gleich im Anfang von „Dichtung und Wahrheit", daß sein Vater in den Bänden Keyßler's Ergänzungen eingetragen habe; es ist anzunehmen, daß sie sich mehr auf die Sammlungsverzeichnisse als auf die politischen Raisonnements bezogen.

Trotz dieser mehr als üppigen Entfaltung wird man doch immer unter Reisebeschreibung kurzweg die Erzählung einer Reise mit dem Zwecke der Belehrung im höheren Sinn, besonders durch Mittheilung neuer Thatsachen, verstehen. So ist in Deutschland das Wort seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts eingebürgert, und so haben es auch scharfe Begriffszergliederer verstanden, z. B. A. L. von Schlözer in der „Allgemeinen Statistik", 1804. Unter den Quellen der Statistik nennt er die Reisebeschreibungen im Gegensatz zu Landesschriften Alles, was Jemand von einem Lande berichtet, das nicht sein Vaterland ist. Das ist eine practische Abgrenzung für den Statistiker. Uns Anderen bringen auch Reisen im eigenen Land noch Neues genug, und solche Werke wie Fontane's Märkische Wanderungen, Noe's Bayerisches Seebuch und Aus den Voralpen, Passarge's Aus dem Weichseldelta gehören zu den besten und unterhaltendsten Reisebeschreibungen der deutschen Literatur. Gegenwärtig erscheint in Frankreich ein Sammelwerk von Ardouin-Dumasset, „Voyages en France", mit dem ausgesprochenen Zweck, den Franzosen Frankreich näher zu bringen, Frankreich für Frankreich zu entdecken. In der Natur der Sache liegt es, daß solche Reisen des autobiographischen Reizes gewagterer Unternehmungen in fernen Ländern entbehren. Nur für literarische Feinschmecker ist er durch das Interesse zu ersetzen, das ein feiner Geist durch die Art zu wecken weiß, wie er die bekanntesten Dinge auffaßt. Man sieht, wie zwei Hauptbestandtheile der Reisebeschreibungen sich ungleich vertheilen. Das sind die Dinge, die berichtet werden, und die persönlichen Erlebnisse und Aeußerungen der Reisenden. Das Mischungsverhältniß der beiden bestimmt den Charakter der Reisebeschreibung. Auf dem einen

Flügel steht die Reiseerzählung, in der die Persönlichkeit Alles ist und die Welt nur Staffage. Da finden wir Reisen, in denen ein Abenteuer das andere drängt, neben den Reisen von Handwerksburschen und Aehnlichen, die nur an sich denken, weil sie die Welt außer sich nicht sehen, von Frauen und empfindsamen Männern, die ganz mit Eindrücken beschäftigt, aber auch Persönlichkeiten, die von Natur so activ sind, daß sie, ohne irgend Selbstbespiegler zu werden, nicht im Hintergrunde stehen bleiben können, sondern Alles, was sie berichten, mit dem Stempel ihrer Individualität versehen müssen. Man hört behaupten, die Welt sei zu alt und grau geworden, die kräftigen Abenteuer von früher kämen nicht mehr vor. Nun, es scheint dafür gesorgt zu sein, daß die abenteuerlichen Reisen nicht ganz aufhören. Wir haben 1894 von dem Missionar Ohrwalder und 1896 von dem früheren Gouverneur von Dar For, Slatin Pascha, Schilderungen des Reiches des Mahdi im Sudan, ihrer Gefangenschaft und Flucht von dort erhalten, die an Größe der Spannungen, Ueberraschungen und Lösungen kaum erreicht werden von irgend einer Reisebeschreibung früherer Jahre. Allerdings enthalten beide zugleich einen Schatz an guten Beobachtungen und wohlerwogenen Urtheilen, wie sie in solchen Werken etwa zu Schiltberger's Zeit nicht zu finden waren; das schadet freilich ihrem Eindruck nicht. Sie werden aber ebendarum keine echten Volksbücher werden, wie Marco Polo's, Schiltberger's oder Mandeville's Reisebücher. Der Mönch und der Officier des 19. Jahrhunderts können mit aller Gewalt nicht so einfach und naiv schreiben wie der Kaufmann, der Knappe oder der Ritter des 13. oder 14. Jahrhunderts. Eben deswegen wären von Büchern wie Ohrwalder und Slatin echte Volksausgaben erwünscht. Das dürften freilich keine populären Verwässerungen sein, sondern der allgemein menschliche Kern der Erlebnisse müßte gegeben werden, der von selbst volksthümlich ist. Warum versucht man das nicht? Es ist erstaunlich, wie schwach die Reiseliteratur in Meyer's Volksbüchern oder im Reclam vertreten ist. In den vierziger Jahren erschienen in Stuttgart sehr gute volksmäßige Kürzungen älterer Reisen, darunter wenig beachteter, wie Yskraut Ide's Reise durch die Mongolei nach China; der Bearbeiter, P. Körber, hat leider keine gleich geschickten Nachfolger gefunden. Um das Ich herum gruppiren sich die Dinge, d. h. die Welt außer ihm, durch die Augen des Erzählers gesehen, von seinem Geist, falls solcher da ist, gleichsam durchleuchtet. Wie das geschieht, wie diese Elemente sich mischen und verbinden, darin liegt die Gattung der Reisebeschreibung; daß sie sich mischen und durchdringen, darin liegt der Grund unseres Gefallens daran. Wir finden den Reiz einer mannigfaltigen Abwechslung in der Verbindung der beiden Erzählungsweisen, die zu jeder Zeit die natürlich anziehendsten gewesen sind, der persönlichen und der sachlichen. Sonst fallen beide weit auseinander, hier sind sie aufs Engste verknüpft. Zuerst ist jede Reisebeschreibung ein Stück Selbstbiographie, in der alle Erlebnisse und alle Zustände auf die Person des Erzählers bezogen sind. Diese ist der Mittelpunkt oder sollte es sein. Aber wie mächtig auch die Anziehung des rein Persönlichen sein möge, es bleiben doch in weitaus den meisten Reisebeschreibungen wichtiger die Sachen, die uns theils an sich interessiren und

oft noch mehr wegen ihrer Beziehung zu der Person des Reisenden und Erzählers. Wir sind also einer guten Reisebeschreibung gegenüber in der beneidenswerthen Lage des Besuchers eines guten Theaters, der ebensoviel Gefallen an dem Helden wie an den Hintergründen des Stückes empfindet, wobei aber dieser Held selbst ununterbrochen unter dem Einfluß seiner wechselnden Umgebungen steht. Die Dinge in der Reisebeschreibung sind nicht todt und stumm, sondern gerade sie geben der Rede des Helden eine besondere Färbung. Der weckende und befreiende Zug der Welterfahrung, und wenn auch einer aufgezwungenen Welterfahrung, zeigt sich vor Allem darin, daß der gesunde Menschenverstand zu Worte kommt. Das hebt die Schilderungen der Reisenden des Mittelalters, vor Allem Marco Polo's, so hell von dem Hintergrunde einer Zeit ab, die in der üblichen Literatur nur Ueberlieferung und Abhängigkeit bis zur Ertödtung des Urtheils kannte. Auch wo weniger klare Köpfe ihre Reiseerfahrungen mit Fabeleien mischen, liegt in deren naivem Bericht etwas Erfrischendes. Es sind doch immer Menschen aus Fleisch und Bein, die da zu uns sprechen, und ihre Stimmen klingen wie das Leben selbst neben den hohlen Tönen der immer wiederholten, vertrocknet weiter gegebenen Ueberlieferung. Für den Menschen des Mittelalters war die Reise die größte Befreiung. Und zum Theil daher die leidenschaftliche Wanderlust. Wer reiste, lebte auf; er fand überall Neues, auch wenn er nicht suchte. Das Neue an sich, als Neuigkeit, zieht an. Von fremden Ländern und Völkern hörten die Alten gern ihre Sänger erzählen. Wenn aber kluge Herrscher, wie Karl der Große und Alfred, sich mit Vorliebe von Weitgereisten über ihre Erfahrungen berichten ließen, so ist damit einer der Nebenwerthe der Länder- und Völkerkenntniß angedeutet. Und deren gibt es viele, die alle in den Reisebeschreibungen ihre Befriedigung suchen. Gegenwärtig wiegen natürlich die wirthschaftlichen Zwecke vor. Seitdem die weite Verbreitung der geschickten lesbaren Berichte über die Novara-Expedition Oesterreichs Theilnahme am Welthandel mächtig belebt hat, ist in der deutschen Reiseliteratur die Berücksichtigung der wirthschaftlichen Verhältnisse fremder Länder sehr in Mode gekommen. Gerstäcker's spannendes Buch „Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale" (1847) ist längst vergessen, und an dessen Stelle sind die Reisen durch die deutschen Colonien getreten.

Die Thaten und Leiden des Helden und Erzählers einer Reise sprechen zu unserem Herzen. Wir leiden und siegen oder unterliegen mit ihm. Das leidenschaftliche Interesse der ganzen gebildeten Welt an den Robinsonaden zeigt diese Theilnahme auf dem Gipfel, allerdings auch im Extrem. Die großen Seereisen, die Polar- und Afrikareisen gehören zu den Dokumenten der Menschheit, wenn sie Höhepunkte des Wagens oder der Ausdauer bezeichnen. Die ersten Berichte des Columbus, die Tagebücher der ersten Weltumsegelungen, eines Tasman, Cook, Forster und Dumont d'Urville, die Berichte von den großen arktischen und antarktischen Entdeckungsfahrten, die Werke eines Niebuhr und Mungo Park, eines Hornemann, Denham, Barth, Livingstone, die Berichte über Leichhardt und Burke und manche andere gehören hierher.

Als ununterbrochene und zuletzt einförmige Kämpfe mit einer großen, aber armen Natur scheinen die Polarfahrten nur zeigen zu können, wie der Einzelne dieser Natur gegenübertritt. Es ist aber ein großer menschheitsgeschichtlicher Zug in ihnen, wenn man sie als einen Abschnitt des mühe- und wechselvollen Ringens um die Erkenntniß des Erdballes betrachtet. Nicht bloß wissenschaftlicher Einzelgewinn ist bei der Hinausrückung der Grenzen der bekannten Welt bis zum 85° n. und 79 s. B. erzielt worden. Die Nordgrenzen der geschichtlich wichtigsten Erdräume Europa's, Asiens, Nordamerika's wurden durch sie erst bestimmt. Die negativen Ergebnisse der Versuche, eine nordwestliche oder nordöstliche Durchfahrt zu finden, haben die Hauptrouten des Verkehrs unveränderlich festgelegt in dem tropischen Isthmusgürtel und an den Südrändern der großen Landmassen. Und ähnlich hat die bestimmte Erkenntniß von Grenzen, die der Ausbreitung des Menschengeschlechtes auf der Erde gezogen sind, die Vorstellung von dem den Menschen gewährten bewohnbaren Raume auf der Erde in engere und unveränderliche Grenzen geschlossen. Hier reiht sich dann endlich die Summe des wissenschaftlichen Gewinnes an, den man, Vervollständigung bis zum geographischen Pol voraussetzend, als Abschluß des Wissens von der Erdoberfläche charakterisiren kann. Es ist also nicht bloß die Lust am Abenteuerlichen, die gerade den Werken über Polarreisen bis zu Nansen's fesselndem und unvergeßlichem Bericht herab so große Theilnahme gewonnen hat.

Nur Afrika konnte zeitweilig den Nordpol vergessen lassen. Auch Afrika's Erforschung war opfervoll und bereicherte die Heldengalerie der europäischen Völker mit Denkmälern, die dauernder als von Erz sind. Hier warf schon das geschichtliche Alter der Probleme, die die antike Welt nicht zu lösen vermocht hatte, einen Schimmer um die Pioniere der Erschließung des Innern, der Probleme der großen Wüste und der Nilquellen. Bastian faßte diese Bedeutung 1873 in der ersten Sitzung der Hamburger geographischen Gesellschaft in die Worte: „Afrika ist von jeher das Problem der Geographie gewesen; den Schleier zu lüften, war man seit Menschengedenken bemüht. Das äquatoriale Afrika schließt die reichsten Gegenden, das reichste Leben in sich; dasselbe dem Handel, dem Weltverkehr zu erschließen, ist eine heilige Pflicht, ist eine Aufgabe, welche allen Culturvölkern gestellt ist." Die Afrika-Literatur führt uns ganz andere Typen von Helden vor als die Polar-Literatur. Es handelt sich in Afrika auch um Kämpfe mit der Natur, besonders in der Wüste, aber die Kämpfe mit den Menschen stehen hier im Vordergrund, und die Reisen sind sehr oft Kriegsberichte und im besten Fall Schilderungen diplomatischer Verhandlungen. Viele Seiten der Afrikareisen tragen Blutspuren, doch strahlen uns auch Bilder der reinsten Humanität daraus entgegen. Die Thaten und Schicksale der großen Afrikareisenden zeigen uns, wie hoch europäische Energie und Bildung einzelne Männer über wimmelnde Massen von Schwarzen hinausheben konnte. Erinnern wir nur an zwei berühmte Namen. Wir haben Stanley vom Zeitungsberichterstatter zum Entdeckungsreisenden und von diesem zum Schöpfer eines großen afrikanischen Centralstaates mit glänzendem Erfolg fortschreiten sehen. Das Schicksal

Werner Munzinger's, der Aehnliches erreichen wollte, ist dagegen eins der tragischsten. Als Kaufmann nach Abessynien gekommen, gewann er ein solches Interesse an den Bogos und ihrem Lande, daß er in dasselbe übersiedelte, um eine Colonie zu gründen. Er hatte vielleicht die Hoffnung gehegt, hier Statthalter zu werden, die sich aber nicht erfüllte. Als die Aegypter sich im abessynischen Küstenstrich festsetzten, wurde Munzinger Generalgouverneur des Landes zwischen Kassala und Taka, Suakin und Berber. Er wurde damit in den Dienst einer Sache gezogen, die seiner Opfer nicht würdig war; er starb an den Wunden, die er im November 1875 in einem der unglücklichen Gefechte der Aegypter mit den Abessyniern empfangen hatte. Die Heldenverehrung sucht sich gerade die Helden der Entdeckung und Forschung mit Vorliebe aus. Ein Volk ehrt seine großen Entdeckungsreisenden fast ebenso wie seine siegreichen Feldherren und Staatsmänner, wenn nicht bei ihren Lebzeiten, so doch nach ihrem Tode. Die Nationen sehen mit vollem Recht auch in den Leistungen der Entdecker Zeugnisse der eigenen Tüchtigkeit. In dem Stolz auf die Entdeckungsreisenden hat sich besonders in den letzten Jahrzehnten der wetteifernde Nationalgeist der fortgeschrittensten Völker Europa's empfindlich gezeigt. Wenn aus einem Volke ein großer Entdeckungsreisender hervorgegangen war, mußten die wetteifernden Nachbarvölker auch ihre großen Polarreisenden oder Afrikareisenden haben. Ja sie suchten in dieser Größe Ersatz für andere Arten nationaler Bethätigung, die ihnen versagt war. Deutschland und Italien, politisch zerrissen und zurückgeblieben, suchten Ersatz in großen Unternehmungen in Afrika, zunächst ohne jede politische Absicht. Die Begeisterung für eine deutsche Polarexpedition war eng verschwistert mit dem heißen Wunsch, Deutschland groß zur See zu sehen. Daher gleichlaufend mit der Entwicklung dieser nationalen Wünsche und Pläne ein Aufsteigen der Literatur der Reisebeschreibungen in der Gunst der Gebildeten des Volkes, eine plötzliche Zunahme ihrer Bedeutung und Zahl. Bis 1855 waren die hervorragenden Reisebeschreibungen, die das deutsche Publicum las, großentheils Uebersetzungen gewesen; sehr inhaltreiche Werke Einheimischer, wie Werne's Nilreisen, hatten merkwürdiger Weise wenig Beifall gefunden. Nun folgten bald nach den monumentalen Bänden des Barth'schen Werkes das Auftreten von Rohlfs in Marokko, sein romanhafter Zug über den Atlas, der meuchlerische Ueberfall in der Oase von Tuat, die wichtige Reise nach Ghadames und Tripolis. Ewig schade, daß Rohlfs diese seine ersten und größten Leistungen nicht in einem großen ausgereiften Werke selbst geschildert hat. Sie stehen am Beginn einer schönen Entwicklung der deutschen Afrika-Literatur, die freilich auch viel nachzuholen hatte. Deutschland hatte schon im Zeitalter der Entdeckungen große Gelehrte, die Reiseergebnisse verarbeiteten, wie Regiomontan und Mercator, aber wenige Deutsche hatten sich in hervorragender Weise an den Entdeckungen betheiligt, und die großen Thaten dieser Zeit sind nicht deutsch, sondern portugiesisch, spanisch und italienisch, später auch französisch, niederländisch und englisch aufgezeichnet.

III.

Die Reisebeschreibungen sind so alt, wie sie ursprünglichen Bedürfnissen der Menschen nach Mittheilung und Erfahrung nahe stehen. Sie gehören zu den ältesten Denkmälern der Literatur. Wenn ganze Völker sich in Bewegung setzten, wurden Wanderungen zu geschichtlichen Ereignissen, und die Beschreibung dieser Wanderungen sind wichtige Documente, in denen die Geschichtschreibung Reisebeschreibung wird. Solche Reisebeschreibungen zeigen den engsten Zusammenhang zwischen Geschichte und Literatur eines Volkes, da sie mit dessen Handeln, Schaffen, Erleben in unmittelbarer Beziehung stehen. Sie sind darin am nächsten verwandt den Aufzeichnungen bedeutender Persönlichkeiten über ihr eigenes Leben und Wirken. Man hat die vier letzten Bücher Mosis, die den Weg der Kinder Israel's durch die Wüste darstellen, als die älteste Reisebeschreibung der Menschheit bezeichnet. Jedenfalls ist sie unter den ältesten, die wir besitzen, ausgezeichnet durch die Fülle der Orts- und Wegeangaben. Die geographischen Inschriften der alten Aegypter und Mesopotamier, meist Verzeichnisse von Feld- und Tributzügen, sind mehr Sammlungen von Namen als Reisebeschreibungen. Ihre Verbildlichungen kann man mit Vivien de St. Martin als eine Géographie vivante bezeichnen; sie selbst gehören nicht der Literatur im engeren Sinne an. Jedenfalls hat es aber nicht wenig eigentliche Reisebeschreibungen in den Literaturen der alten Völker des Orients gegeben. Expeditionen wie die des Pharao Necho können nicht unbeschrieben geblieben sein, und das astronomische, geographische und naturgeschichtliche Wissen dieser Völker muß auf Quellen beruht haben, die zum Theil nur Reisebeschreibungen sein konnten. Den Priestern, die Beschreibungen von Aegypten und seinen Canälen verfaßten, müssen Reisebeschreibungen vorgelegen haben. Solche Werke werden ähnlich gewesen sein jener einst in einem Tempel Karthago's aufgestellten Steintafel, die die Fahrt des Hanno an der Nordwestküste Afrika's hin bis zur Sierra Leone und vielleicht darüber hinaus beschrieb. Das allein auf uns gekommene Bruchstück einer griechischen Uebersetzung zeigt uns einen rein sachlichen, das Wichtigste deutlich hervorhebenden Bericht, den Montesquieu am besten mit den Worten charakterisirt hat: „Der Mann, der handelt, beschreibt auch seine Handlung und zwar ohne jede Ruhmredigkeit. Wie der Stil, so der Inhalt. Was Hanno von Klima, Boden, Sitten und Gebräuchen sagt, gleicht dem, was man noch jetzt an dieser Küste Afrika's sieht. Man meint das Tagebuch eines Seemannes von heute vor sich zu haben. Die phönicische Literatur muß eine ganze Reihe ähnlicher und wohl auch ausführlicherer Berichte enthalten haben, besonders über Seereisen. Wir haben Reste davon in der griechischen Literatur, wahrscheinlich in größerer Zahl und ausführlicher, als wir nachzuweisen vermögen."

So wie die Schiffahrt und der Handelsverkehr der Griechen einer Wurzel sind mit denen der Phönicier, mußten auch ihre Meeres- und Länderkunde zusammenhängen. Die Homerischen Gedichte zeigen uns einen Zustand der Schiffahrt und des Verkehrs, wo die Griechen eben den Spuren der Phönicier zu folgen beginnen. Eine große Schule von Gelehrten des Alterthums erklärte

Homer für den ersten und größten der Geographen und entwickelte aus den Homerischen Gedichten ein eigenes System der Geographie, indem sie sie als dichterisch verklärte Beschreibungen von Reisen auffaßte, die Homer selbst ausgeführt habe. Homer sollte alle Länder und Völker, deren er Erwähnung thut, besucht, und sein reiches Wissen auch in Bildern und Andeutungen der Irrfahrten des Odysseus und des Menelaos niedergelegt haben. Lassen wir einmal das Mißverständniß bei Seite[1]), in so herrlichen Dichtungen nur die Schalen von einer bunten Menge von Kenntnissen zu sehen, so liegt in der Auffassung des Homer als eines großen Reisebeschreibers und Geographen ein echter Kern. Was auch der Sänger selbst gesehen, und was er nach Hörensagen gemeldet haben mag, zweierlei wird aus seinen Gedichten klar: daß die Griechen in ihrem vorwissenschaftlichen Zeitalter eine Fülle von Kenntnissen über Länder und Völker der ganzen mittelmeerischen Welt besaßen, die auf Berichten von Schiffern und Kaufleuten beruhten; und daß diese Reiseerzählungen einen wesentlichen und besonders beliebten Theil von dem ausmachten, was in Singen und Sagen Hoch und Nieder unterhielt, ergriff und bewegte. Wir finden es ja auch in einer viel späteren Zeit nicht möglich, zwischen dem altgriechischen Roman und der Reisebeschreibung eine scharfe Grenze zu ziehen. Mit merkwürdiger Vorliebe haben diese alten Romanschriftsteller ihren Geschichten eine Reise zu Grunde gelegt. Ein Liebespaar, das von schlechten Menschen verfolgt wird, flüchtet durch alle Meere und Länder bis an die Grenzen der bewohnbaren Erde. Es ist eine Menge wirklicher Erfahrung und Beobachtung in diese Romane hineingeheimnißt. Wer mag sich aber der Hoffnung hingeben, das Wahre vom Erdichteten zu sondern? Wir sehen also im Alterthum zwei Arten von Reiseberichten vor uns: den kurzen amtlichen Bericht, der die Personen zurücktreten und die Sachen reden läßt, und zwar nur die Sachen, die den Staat interessiren, und die dichterisch gefärbte Erzählung, wo alles sich um die Person des mit seiner Phantasie nicht kargenden Helden und Berichterstatters gruppirt. Jener gehört dem Staat an, diese wird ursprünglich Besitz der Priester gewesen sein. Das sind die beiden Wurzeln, aus denen der mächtige Baum der Reiseliteratur herausgewachsen ist, aus denen er noch heute seine Säfte zieht, die darum auch in den Reisebeschreibungen aller Zeitalter als wissenschaftliche und literarische Elemente immer wieder zu erkennen sind. Freilich ist in den Baum immer mehr Nahrung aus der thatsächlichen Wurzel übergegangen und die poetische ist immer ärmer und kleiner geworden. Das Dichterische ist nur noch Ornament, die Reisebeschreibung rückt als Literaturgattung immer weiter zurück, dem Boden der Wissenschaft zu. Der Grundsatz eines der größten Reisenden des 18. Jahrhunderts, Pallas': „Mich dünkt, die Haupteigenschaft einer Reisebeschreibung ist die Zuverlässigkeit" (1771), wird das Programm wissenschaftlicher Reisebeschreibung. Für die Alten lagen diese Elemente noch lange nicht so scharf gesondert. Ihnen fehlte die Unterscheidungsgabe dafür

[1]) Das übrigens in anderer Gestalt wieder kehrt, wenn der gelehrte Kartograph Ortelius im 16. Jahrhundert, der Antwerpen selten verließ, als ein großer Reisender bezeichnet wird.

in solchem Maße, daß der vielleicht größte Entdeckungsreisende des Alterthums, Pytheas von Massilia, in seinem Werthe vollständig verkannt und zum Erdichter gewagter Fabeleien gemacht werden konnte. Und Pytheas war Zeitgenosse des Aristoteles! Auf Pytheas führen alle richtigen Vorstellungen zurück, die die Welt vor Cäsar über den Westen und Norden Europa's, alle Vorstellungen von dem Zustand und Wandel der Natur am Polarkreis, die sie vor der Wiederentdeckung Islands durch die Normannen im 9. Jahrhundert hatte. Das Nordlicht, die Mitternachtssonne, das gefrorene Meer finden wir zuerst bei ihm. Grund genug, daß Leute wie Polybius und Strabo den großen Reisenden kurzweg als phantastischen Fabulierer bei Seite setzten. „Mit seinem Ansehen aber ging so ziemlich alles zu Grunde, was er für die Geographie geleistet hatte" (Hugo Berger). Ein großer, weltgeschichtlicher und wahrhaft tragischer Fall von Verleumdung und Verkennung. Auch Marco Polo's Glaubwürdigkeit ist angezweifelt, aber er ist nach wenigen Jahrhunderten als einer der vortrefflichsten Reisebeschreiber aller Zeiten erkannt worden; und sein Werk ist erhalten, was die Hauptsache ist. Pytheas hat zweitausend Jahre gebraucht, bis man das an ihm begangene Unrecht ganz eingesehen hatte, und sein Werk ist unter der Geringschätzung zu Grunde gegangen. Ein schlechtes Zeugniß für die Unterscheidungsgabe der Völker und der Jahrhunderte, daß gerade die besten Beobachter und Beurtheiler und treuesten Berichterstatter so gründlich mißverstanden, so unterschätzt werden konnten! Wenn die erdichteten Reisen in den Mond oder die Sonne, in den Himmel, die Hölle oder zum Mittelpunkt der Erde führen, wenn die Reisenden auf Kometen, Hexenbesen oder Zaubermänteln sich forttragen lassen, oder wenn sie von vornherein sich unglaubwürdig oder höchst verdächtig gebärden, wie Sindbad, Gulliver oder Münchhausen, sondern sie sich streng von den echten und eigentlichen Reisebeschreibungen und sind durchaus ungefährlich. Es gibt aber erdichtete Reisen von bedenklicher Natur, in denen der Erzähler sich für einen treuen Beobachter ausgibt, als welcher er von Dingen erzählt, die er nie gesehen, und Nachrichten mittheilt, die er nie vernommen hat. Auch solche werden nicht lange und nie Alle zu täuschen vermögen, da ihr Gewebe doch zuviel Unwahrscheinliches enthalten wird. Immerhin hat jedes Jahrhundert und jedes Jahrzehnt seine Lügenreisenden gehabt, an die es geglaubt hat, und es ist noch im 16. Jahrhundert üblich, die Gewährsmänner zu nennen, die bezeugen können, daß der Erzähler „dort" gewesen ist. Leonhard Rauwolf, der Verfasser der ausgezeichneten orientalischen Reisebeschreibung (1582), findet sich veranlaßt, zu betonen, daß er nur Selbsterlebtes und Selbstgesehenes berichte, weshalb seine Arbeit angesichts der vielen schon vorhandenen Reisebeschreibungen, die keinen Winkel der Erde unbeschrieben lassen, keineswegs überflüssig sei. Wenn er vorausgesehen hätte, daß sein ehrliches Werk noch nach hundert Jahren zu einer Lügenreise als „Leonis Flaminii Itinerarium per Palaestinam" (1681 zu Rotenburg) verballhornt werden sollte! Die schlimmsten Reisebeschreiber sind aber die, deren Bericht im Ganzen von unanfechtbarer Treue, im Einzelnen aber nicht ganz zuverlässig ist. Die schwachen Stellen sind vielleicht schwer herauszufinden und mit dem vielen Wahren, was ein solches

Buch enthält, geht das Unwahre in die Welt hinaus, wird geglaubt und weiter verbreitet. Wo ist hier die Grenze zu ziehen? Der Erzähler kann sie selbst nicht mehr bestimmen, wenn er sich auf sein Gedächtniß verläßt, und die Unrichtigkeit, die er bona fide in die Welt setzt, wird vielleicht erst ein später seltener Zufall als solche nachweisen. Die kecken Lügenreisen sind seltener geworden, so wie im Allgemeinen der Geist der Menschen sachlicher und nüchterner geworden ist. Während aber den Menschen des Alterthums rein erdichtete Reisen erzählt wurden, an die viele Generationen andächtig glaubten, muß man in der modernen Reiseliteratur gegen die unbewußte Fälschung der Wahrheit durch Vorurtheil und Parteigeist auf der Hut sein. Mit dem schärferen nationalen Wettbewerb sind besonders die Bücher immer häufiger geworden, in denen Reisende eines Landes die Bewohner eines anderen mißgünstig beurtheilen. Dickens' „American Notes" konnten einst als Vertreter einer ganzen Literatur von englischen Schmähreisewerken über die Vereinigten Staaten von Amerika gelten. Reich an entsprechenden Schriften über Deutschland ist bekanntlich die neuere französische Literatur, wiewohl auch in den Reiseberichten von Franzosen über Deutschland der Wunsch, den Feind gerechter zu beurtheilen, dann und wann zum Ausdruck gelangte. Eigenthümlich war die Auffassung älterer Reisebeschreiber über das Recht der Benutzung der Werke ihrer Vorgänger. Unter den bekanntesten Reisenden des Mittelalters hat Schiltberger in seinem Reisebuch ganze Capitel aus Mandeville oder Monteville ausgezogen, auch Abschnitte wörtlich herübergenommen, Anderes hat er aus Marco Polo und Clavijo entlehnt und wohl noch sonstige Quellen benutzt. Als Schiltberger's eigene Arbeit können daher mit Bestimmtheit nur diejenigen Theile angenommen werden, in denen er über seine eigenen Schicksale berichtet oder Länder beschreibt, in denen er selbst Aufenthalt genommen hatte. Daß die fremden Bestandtheile so geschickt mit den eigenen verbunden sind, daß alle früheren Herausgeber und Commentatoren bis auf Valentin Langmantel die Entlehnung übersehen konnten, hat die Vermuthung einer späteren Ueberarbeitung durch eine sehr gelehrte Hand nahe gelegt. Das würde auch die wie bewußte Täuschung aussehende Verlegung früherer Ereignisse in die Zeit der Gefangenschaft Schiltberger's erklären. Man sieht aber, daß der Verfasser sein Werk durchaus nicht wissenschaftlich, sondern nur literarisch auffaßte. Andere Reisende haben ebenfalls ganz frei die Schilderungen ihrer Vorgänger benutzt. Ludolf von Sundheim räumt in der Einleitung zu seiner Reisebeschreibung wenigstens unbefangen ein, daß er andere Werke benutzt hat. Mandeville, der das unterläßt, konnte eben deswegen einst für einen großen Reisenden und den „Vater der englischen Prosa" gehalten werden. Heute wird er nur noch als „Compilator eines merkwürdigen Reisebuches" (Yule) bezeichnet. Die französisch verfaßte Reisebeschreibung erschien zwischen 1357 und 1371, gibt an, der in St. Albans geborene Ritter de Mandeville habe 1322 England verlassen, habe die Türkei, Armenien, Cilicien, die Tatarei, Persien, Syrien, das heilige Land, Arabien, Aegypten, Libyen, Aethiopien, Chaldäa, Amazonia, Indien und benachbarte Länder durchwandert. Er will dem Sultan von Aegypten gegen die Beduinen, dem Kaiser von China gegen die Manzi ge-

holfen, auf dem Berg Sinai gestanden, in Indien aus dem Jugendbrunnen getrunken haben. Auch Deutschland, Lithauen, Polen, Rußland gibt er vor zu kennen. Thatsächlich scheint dieser Reisende nur Palästina und Aegypten besucht zu haben, so daß also nur ein kleiner Theil seines Buches auf eigener Erfahrung beruht. Der Rest ist aus den Reisen des Odorico von Friaul, den asiatischen Erinnerungen des in den Prämonstratenser Orden getretenen Armeniers Hayton, der Reise des Franciscaners Plano Tarpini und der des deutschen Ritters Wilhelm von Boldensele genommen, der das heilige Land, die Halbinsel Sinai und Aegypten besucht und 1336 seine Erinnerungen auf Aufforderung des Cardinals Talleyrand aufgezeichnet hatte. Zweifellos hat Mandeville mit Bewußtsein die Erfahrungen dieser Reisenden als die seinen ausgegeben.

Daß in eine Reisebeschreibung Schilderungen aus früher erschienenen Büchern aufgenommen werden, um die Erzählungen eines Reisenden dort zu vervollständigen, wo er nicht selbst hinkommen konnte, geschieht noch oft. Gewissenhafte Reisende vermeiden es. Sie nehmen höchstens ungedruckte Berichte Anderer mit auf, für die man ihnen nur dankbar sein wird, so, wenn Stuhlmann Emin Pascha's schöne monographische Arbeiten über die Lur, die Lattuka und andere centralafrikanische Völker seinem ohnehin sehr werthvollen Buch „Mit Emin Pascha durchs Herz von Afrika" (1895) einverleibt hat. Ebenso ist Ferd. von Richthofen unseres Dankes gewiß, wenn er seine eigenen Reiseergebnisse mit denen Anderer zu der ersten umfassenden Schilderung von China vereint. Aber wir verlangen allerdings, daß man Eigenes und Fremdes wohl auseinander halte. Und von den eigentlichen Reisebeschreibungen verlangen wir nicht die Vollständigkeit, sondern messen vielmehr ihren Werth an der Menge von selbständigen guten Beobachtungen, die sie mitzutheilen haben.

IV.

Alles Wissen von den irdischen Dingen außer uns muß erwandert werden, und wenn nun der Wanderer seine Erfahrung zusammenstellt, schafft er eine Reisebeschreibung. Alles Wissen von der Erde sammt Allem, was auf ihr lebt und webt, von den Meeren, von den Unterschieden des Luftkreises, auch viel von der Kenntniß des gestirnten Himmels haben Wanderer sammeln und zusammentragen müssen. Die ältesten Aufzeichnungen über diese Dinge waren Reiseberichte. Und darum hängt die Geschichte der Wissenschaft durch tausend Fasern mit der Geschichte der fortschreitenden Aufhellung und Erweiterung des geographischen Horizontes zusammen und liegen so wichtige Documente jener Geschichte in den Reisebeschreibungen. Auch heute noch muß alles erwandert werden, was nicht innere Erfahrung ist. Nur legt man es großentheils nicht in erfrischender Vereinigung mit einer Reisebeschreibung nieder, sondern als unpersönlichen Bericht, Monographie, Studie und dergl. Der Reisende muß gelehrte Mitarbeiter suchen, die den Einzelheiten besser gewachsen sind als er, und sein Verdienst liegt dann hauptsächlich im Anregen und Sammeln. So sind die großen wissenschaftlichen Reisewerke entstanden,

die in sich selbst eine kleine Bibliothek über ein Land, einen Erdtheil darstellen. Solche ausführlichen wissenschaftlichen Reisebeschreibungen bleiben dann nur mit einem Bande oder einigen Bänden erzählenden Inhaltes in der Literatur. Riesenwerke wie A. von Humboldt's „Voyage aux Régions Equinoctiales du Nouveau Continent" (20 Folio- und 10 Quartbände mit 1425 Kupfern) oder der eben abgeschlossene Bericht über die Challenger-Expedition, die Berichte über die Internationalen Polarstationen bestehen in erster Linie aus wissenschaftlichen Abhandlungen der strengsten Art, aber das Band der Reise, deren Ergebnisse sie darstellen, umschlingt sie alle. Und so sind sie dann Doppeldenkmäler der Wissenschaft und der Literatur, allerdings zunehmend mehr jener als dieser. Humboldt's „Essai géognostique sur le gisement des roches dans les deux hémisphères" (1822) ist gerade so ein Denkmal aufgegebener Meinungen und Theorien über die Entstehung der Gebirge durch gewaltige Erdumwälzungen, wie die leider nur in Fragmenten veröffentlichten beschreibenden und erzählenden Theile der „Relation historique", der „Ansichten der Natur" u. a. ein Denkmal des literarischen Geschmackes sind, der nicht mehr ganz der unsere ist. Den höchsten, überhaupt nicht zu übertreffenden wissenschaftlichen Werth erlangen Reisebeschreibungen dann, wenn sie Länder schildern, die vorher ganz unbekannt waren, und sie werden zu Documenten von der größten Selbständigkeit, wenn sie diese Länder in Zuständen schildern, die rasch vorübergegangen sind und nun längst schon der Geschichte angehören. Nur zu oft geschah es, daß auf die Entdeckung eines Landes die Umwandlung, Entartung, Verminderung, ja Vernichtung seiner Bevölkerung folgte. Bekannt ist, daß Tasmaniens Bevölkerung ein Menschenalter nach der Entdeckung in einige Horden von Armen und Elenden ausgeartet, und daß sie Jahre nach der Entdeckung vom Erdboden verschwunden war. Die Reisebeschreibungen von Cook, Labillardière Dumont d'Urville, Péron, Nixon und Anderen, sind also die einzigen Documente über dieses Volk und gehören in Wahrheit zu den Urkunden des Menschengeschlechtes. Viele werden, und nicht ganz ohne Recht, geneigt sein, einen noch höheren Werth auf jene Schriften zu legen, welche im 16. Jahrhundert von Augenzeugen der wunderbaren Thaten des Cortez und Pizzaro und anderer Conquistadoren verfaßt wurden und, nächst den natürlich nur lückenhaften Alterthumsfunden, die einzige Quelle für die Beurtheilung der oft mißverstandenen und in der That leicht mißzuverstehenden Cultur der alten Mexikaner und Peruaner darstellen. Und in der That, auch diese Schriften des Bernal Diaz de Castillo, Piedro del Cieza de Leon, Juan de Betanzos und Anderer sind Urkunden zur Geschichte der Menschheit, deren Wichtigkeit nicht übertroffen werden kann, denn sie allein erzählen aus eigener Anschauung von der altamerikanischen Cultur, welche niemals so wiederkehren wird. Auch hat etwas ihr Aehnliches die Welt früher nicht besessen, soweit unsere Kunde reicht. Und eben so wenig kann ein geschichtlicher Proceß sich wiederholen, wie jener, dem die Inkas und Montezuma ihren Sturz verdanken. Wie unbedeutend ist, von einem menschheitsgeschichtlichen Standpunkte, das ganze Urkundenmaterial der europäischen Staatengeschichte der letzten Jahrhunderte im Vergleich mit jenen Schriften, die nie Dagewesenes und nie Wieder-

kehrendes erzählen, während diese den kleinen Wellenschlag des ewigen Meeres der Zeit ängstlich registrieren.

Die Beziehung des Reisenden zu den Naturerscheinungen, durch die er hindurchschreitet, ist ganz eigenthümlich. Sie ist beachtenswerth, weil in ihr eine besondere Eigenthümlichkeit der Stellung der Reisebeschreibung in der Geschichte des geistigen Lebens beruht. Der Reisende muß beobachten, ob er will oder nicht. Die Erscheinungen liegen ihm im Weg, sie kommen ihm entgegen, sie kreuzen seinen Pfad. Zu einer Zeit, wo die Meteoriten noch gar nicht verstanden und kaum beachtet wurden, haben wir Beobachtungen über Meteorfälle in Reisebeschreibungen. Als es noch Niemandem einfiel, das Wesen des Magnetismus zu ergründen, entdeckte Columbus die Mißweisung der Magnetnadel. Als in Europa der ewige Schnee der Alpen oder Pyrenäen noch kaum einer Bemerkung werth geachtet wurde, fiel es schon einem Spanier des 16. Jahrhunderts in Südamerika auf, als er die Sierra Nevada de Santa Martha erblickte, daß der ewige Schnee dort höher liege als in äquatorfernen Gegenden, und er errieth schon das Sinken der Firngrenze vom Aequator zu den Polen. So ist eigentlich in der Ahnung großer Wahrheiten der Reisende immer dem sedentären Forscher überlegen geblieben. Denn es liegt ja in der Natur des Reisens weiter auch, daß es fortschreitet und den Reisenden immer neuen Thatsachen gegenüberstellt, so daß ihm die Vergleichungen nahe gelegt sind. Und in ihnen liegt ja der nächste und einzige Schutz vor der Einseitigkeit der sich beschränkenden Beobachtung. Heute können wir uns schwer einen Naturforscher, einen Geographen, einen Ethnographen denken, der nicht wenigstens gelegentlich seine Studierstube oder sein Laboratorium mit dem Aufenthalt in der nahen oder fernen Welt, unter dem freien Himmel, Angesichts der großen Natur vertauscht. Das ist ein merkwürdiger Zug in der Geschichte der Wissenschaft, daß das Reisen als Methode der Forschung in immer weitere Gebiete Eingang gefunden hat. Das hat zwar den Reisebeschreibungen viel von dem rein wissenschaftlichen Material entzogen, das einst in ihnen aufgespeichert wurde, und insofern hat auch hier die Arbeitstheilung verarmend gewirkt. Aber was die Reisebeschreibungen und die Geographie verloren haben, das haben die Einzelwissenschaften gewonnen. Und von diesen aus sind dann neue Fragestellungen und Beobachtungsmethoden den Reisenden zugekommen. Nicht immer ist der Strom diesen Weg geflossen.

Als in Deutschland alle exacte Beobachtung von der Naturphilosophie erstickt war, und die Erdkunde fast allein von den Verheerungen unberührt blieb, die auf anderen Gebieten selbst das einfache gesunde Urtheil lähmten, setzten die Reisebeschreibungen die aufsteigende Bewegung fort, die durch die Namen Gmelin, Forster, Pallas, A. von Humboldt bezeichnet werden kann. Und dabei zeigte sich das Merkwürdige, daß, als die deutsche Dichtung, die diesen Aufschwung mit verursacht hatte, sank, die Reisebeschreibungen auf der alten Höhe blieben, ja noch darüber hinausschritten[1]). Die Ursache liegt

[1]) „Die Erdkunde hob sich mit der deutschen Dichtung, ohne mit ihr zu sinken." W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. 1883. S. 621.

in nichts Anderem, als darin, daß die Reisenden die unmittelbare Beziehung zu den Thatsachen der Natur und des Völkerlebens sich bewahrten, welche die secundären Forscher verloren hatten. Es ist doch kein Zufall, daß unter den großen deutschen Geistern um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts Alexander von Humboldt, der weiteste gereiste und weltkundigste von allen, sich am freiesten von naturphilosophischen Abschweifungen gehalten hat. Wo würden nun erst Reisende wie Hornemann oder Burckhardt auch nur die Zeit gefunden haben, sich mit Schelling'schen oder Oken'schen Speculationen abzugeben?

Der kräftigende Einfluß dieses heilsamen Contactes mit der Welt der Wirklichkeit, hat sich immer auch in der Sprache kundgegeben. Die Sprache der Reisenden ist um ein paar Grade naturgemäßer und einfacher, als die anderer Schriftsteller. Sie haben eben in der Regel mehr zu sagen als andere Schriftsteller, das scheint durch alle Farben durch, die dem Zeitgeschmack angehören. In der deutschen Reiseliteratur des 16. Jahrhunderts finden wir diesen Zug im Gewande des ungefügen Landsknechts- und Handwerksburschendeutsch, wie der latinisirenden Gelehrtensprache, im 17. Jahrhundert bleibt er der gleiche in der selbstgefälligen, philisterhaften Breite so mancher Reiseschilderung. Alexander von Humboldt's Styl ist, wenigstens in den Naturschilderungen, schon heute veraltet. Wir finden ihn künstlich, schwulstig, ausgestopft. Die Ueberfüllung mit Beiwörtern macht ihn schwerfällig, während Haupt- und Zeitwörter, Gerüst und Nerv jedes Styles, häufig nicht von der Wohlgewähltheit und sinnlichen Kraft sind, die dem ungekünstelten Volksredner oder Kalenderschreiber im Schlaf kommen. Es ist ein Styl, der zum Theil durch die Vermittelung von Georg Forster aus der Schule Bernardin de St. Pierre's und Chateaubriand's bezogen ist. Nicht umsonst erhebt Humboldt diese Schriftsteller an einigen Stellen des Kosmos so hoch. Aber man wird die mit Anschauungen und naturgeschichtlichen Gedanken gefüllten Aufsätze der „Ansichten der Natur" noch lange lesen, wenn man sich von den mißlungenen Schilderungen der Atala oder der Natchez noch mehr abgewendet haben wird als heute. Chateaubriand ist Rhetor, A. von Humboldt Reiseschilderer. Die Tendenzen, die Bilder, der Geschmack veralten, die Thatsachen werden nicht alt. Auch der Vergleich der Sprache von Alexander von Humboldt mit der von Carl Ritter führt auf denselben Punkt; er zeigt die Schwäche des Büchergelehrten, dessen Sprache zu arm an Anschauungen ist, um uns kräftig festzuhalten. Die Gedanken Carl Ritter's verfliegen uns unter der Hand; die Alexander's von Humboldt mögen manchmal künstlich eingekleidet sein, sie haben doch immer die kräftige Nahrung der Welterfahrung genossen. Jede Stylrichtung der Literatur hat ihren Einfluß auf die Reisebeschreibungen geübt. Dabei zeigt sich immer dieser Zweig der Weltliteratur als der fröhlichst grünende. Jean Paul's Wirkungen verspürt man in den Schilderungen von Pöppig, Martius und anderen deutschen Reisenden des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts; es sind gesunde, vertiefende Wirkungen ohne das Schillernde, Spielende vom Style des Meisters.

Wir können uns nicht unterfangen, die merkwürdigen Wechselwirkungen zwischen der Reisebeschreibung und der schönen Literatur aufzuweisen. Das erfordert eine besondere Arbeit, die dem Literarhistoriker besser liegt als dem Geographen. Vielleicht weiß mir indessen der Leser Dank für einen kurzen Hinweis auf den prächtigen Styl unseres großen Heinrich Barth. Das ist ein Styl von großer Deutlichkeit und Kraft, deren Wirkung durch die Ruhe gehoben wird, in der die Rede dahinfließt. Glückliche Neubildungen spiegeln die Tiefe des Eindruckes der Erscheinungen. Von dem Thale von Dscherma, der alten Römerstadt im südlichen Tripolitanien, sagt er: „In dem wüstenhaft zerrissenen Lande, in welchem Uadi el Gharbié noch eine Fruchtfurche bildet." Mizda ist arm an Resten des Alterthums: der stets bis heute fortlebende Ort muß das Material des Alterthums verschlungen haben. Ich möchte zum Schluß dieser Abschweifung noch auf Nansen's „In Nacht und Eis" als eine im Styl so ganz moderne Reisebeschreibung hinweisen. Unter den vorangehenden Polarreisen ist Payer's Bericht über die österreichisch-ungarische Polar-Expedition von 1873—75 die stylistisch vollendetste. Der Vergleich liegt um so näher, als der Schauplatz zum Theil der gleiche ist. Payer und Nansen sehen beide die Eiswelt mit dem Auge des Künstlers und zugleich des Forschers an. Aber in Nansen ist viel mehr Verweilen bei dem Fühlen und Denken der Menschen, mehr Ausmalen und Auseinanderfasern. Die aufs Höchste gesteigerte Energie verleiht dem Styl einen fast fieberhaften Zug. Künstlerisch stellen wir Payer's mehr zurückhaltende, ins Große malende Schilderungsweise höher, zumal sie mehr die Natur als die menschliche Leistung hervortreten läßt.

V.

Die großen Geographen des Alterthums waren in ganz anderer Weise auf Reisebeschreibungen als Hülfsmittel der Wissenschaft hingewiesen, als wir. Sie verfügten über wenige gute astronomische Breitenbestimmungen und hatten keine Längenbestimmungen. Da mußten die Land- und Meerbeschreibungs- und Entfernungsangaben der Reisenden in die Lücke treten. Das Material war glücklicher Weise nicht klein. In der Zeit nach Alexander stützten sich die Geographen bereits auf eine große Anzahl von Reisebeschreibungen, wenn sie nach dem Vorgang des Dikäarch ein Bild der Erde zu entwerfen suchten. Alexandrien wurde als Kreuzungspunkt wichtiger Reisewege ein Mittelpunkt der geographischen Wissenschaft, der die besten Möglichkeiten zur Einziehung von Erkundigungen bot. Auch muß ein großer Theil der gerühmten Schätze der Bibliothek von Alexandria aus Reisebeschreibungen, Küstenfahrten und Itinerarien bestanden haben. Den ernsthaften Geographen und Kartographen ärgerte manchmal der unzuverlässige, oft ins Fabelnde fallende Ton der Reisebeschreibungen, und sie zogen, wo es möglich war, die Wegebeschreibungen und Messungen der Officiere und Beamten vor. Die Berichte des größten Reisenden des Alterthums, des Pytheas, haben unter diesem Vorurtheil gelitten. Aber der große Eratosthenes konnte sich eben doch bei der Zeichnung der Länder und des Meeres von Europa und Afrika außerhalb der Säulen des

Hercules nur auf zwei Reisebeschreibungen stützen: die des Pytheas und die des Hanno. Und für die Zeichen der Ufer des äußeren, d. h. Indischen und Stillen Oceans konnten andere Angaben als von Reisenden nicht zu Gebote stehen. Die Fortbildner seines Werkes haben selbst große Reisen gemacht und die Beschreibungen, die einer von ihnen, Agatharchides, vom Arabischen Meerbusen geliefert hat, haben noch unser Jahrhundert belehren können. Zwei große Perioden des Aufschwunges der geographischen Studien zeigt das griechische Alterthum, denen beiden zahlreiche Reiseschilderungen zu Grunde gelegt sein mußten. Die Ausdehnung der Schiffahrt des Handels und der Coloniengründung im 8. und 7. Jahrhundert, hatte die geographischen Vorstellungen bis zu den Rändern des Atlantischen und Indischen Oceans erweitert, besonders aber über das ganze Mittelmeer genauere Vorstellungen verbreitet. Die Träger der neuen Kunde waren Schiffer, Kaufleute und einige jonische Philosophen, die der Ruf der ägyptischen Wissenschaft in die Tempelschulen von Memphis zog. Die Umgestaltung der griechischen Macht- und Verkehrsverhältnisse, die mit dem Zuge Alexander's nach Asien ihren Anfang nahm, setzte sich bewußter die Erweiterung des geographischen Horizontes zum Ziel. Sie brachte nicht bloß zufällige Mittheilungen, sondern genaue, ausführliche Beobachtungen der die Heere begleitenden Gelehrten und Schrittzähler und der Führer nautischer Forschungsexpeditionen. Es traten umfassende Beschreibungen ans Licht, die Alles berücksichtigten, von der Richtung der Küsten und Gebirge bis zur Lebensweise der Bewohner.

Die Römer sind auch in der Reisebeschreibung in den Spuren der Griechen gegangen. Auch der geographische Gesichtskreis der Römer scheint uns eng, aber sie sahen darin schon schärfer als die Griechen in dem ihren. Das politische Interesse überwiegt das rein wissenschaftliche, es schärfte ihren Blick, und so sind denn auch ihre vorzüglichsten Reisebeschreibungen zugleich militärische Memoiren. Die Genauigkeit ihrer Aufzeichnungen beweist, daß eine unter Nero ausgesandte Nilquellen-Expedition, die bis zum Bahr el Ghasal vordrang, die Namen Kir, Olabi und Sycobotae mitbrachte. Nun sind Kir, Schir und Eliab Namen dortiger Dinkastämme. Noch weiter geht die wissenschaftliche Tendenz im Mittelalter zurück. Für dieses ist überhaupt nur ein kleiner Theil des geistigen Gehaltes und der Wirkungen der Reisebeschreibungen anzunehmen, die man für das Alterthum voraussetzen muß. Der Niedergang der Wissenschaft und der Literatur zeigt sich auch darin. Der Mangel echter Wissenschaft ist eine merkwürdige Eigenschaft aller Reisebeschreibungen des Mittelalters. Die der Araber sind noch etwas märchenreicher als die der Europäer, aber auch in diesen ist die ganz ruhig sachliche Beobachtung selten. Nicht jeder Reisebeschreiber ist so naiv wie Edrisi, der behauptet, er sei selbst an der märchenberühmten Höhle der sieben Schläfer gewesen. Aber von der nüchternen Auffassung und Wahrheitsliebe einiger Araber ist noch ein weiter Weg bis zu dem wissenschaftlichen Sinn, den wir bei manchem Reisenden griechischer und römischer Zeit ein Jahrtausend früher finden. Es fehlte vor Allem den arabischen Reisenden nicht an Wanderlust und Wissensdurst, und wenn den Arabern sonst ein geringeres Verdienst um die Förderung als um

die Erhaltung der Wissenschaften zuzuschreiben ist, haben sie ohne Frage durch ihre Reiseberichte neue Gebiete erschlossen. Für die ältere Geographie Afrika's bilden sie überhaupt die einzige Quelle. Massudi aus Bagdad hat im 10. Jahrhundert die ausgedehntesten Reisen gemacht, die man überhaupt bis dahin einen Sterblichen hatte vollbringen sehen. Man sagte, er wandele ohne Rast, wie die Sonne am Himmel. Seine Wege führten von Bassorah nach Indien, Ostafrika, Südarabien, Persien, Armenien, Syrien und Nordafrika. Die berühmten „Goldenen Wiesen" sind ein Auszug aus seinen Beschreibungen, die auch das Wissen der Vorgänger mit aufgenommen haben, bald reich an Beobachtungen, bald zusammengedrängt und dürr. Ali Alherary aus Mossul reiste ununterbrochen als Pilger und Bettler, man nannte ihn nur den „Reisenden". Wir haben von ihm eine Art von Reisehandbuch, das besonders für Pilger bestimmt ist.

Mit der Ausbreitung des Christenthums und des Islams werden die Pilgerreisen immer zahlreicher und ausgedehnter. Wir haben aus früherer Zeit Reisebeschreibungen buddhistischer Mönche, die zu den wichtigsten Quellen der Kunde älterer Zustände Inner- und Ostasiens gehören. Nun werden aber die Berichte der Pilger, Priester und Missionare für Jahrhunderte der blühendste Zweig am Baum der Reisebeschreibungen. Wir brauchen bloß Egede, Ellis, Livingstone, Merensky, Namen vielgereister Missionare Grönlands, Polynesiens, Süd- und Ostafrika's, zu nennen, um an das Fortblühen dieses Zweiges zu erinnern, der niemals kräftiger war. Nur sproßt er heute gemeinsam mit vielen anderen Zweigen hervor, während er im Mittelalter einen großen Theil des Baumes gebildet hat. Die deutsche Reiseliteratur des früheren Mittelalters ist wesentlich aus den Reisen der Missionare nach Norden und Osten hervorgegangen; aus ihren Berichten schöpfte Adam von Bremen in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts seine Geschichte der Ausbreitung des Christenthums in Nordeuropa. Hoffend, in den buddhistischen Mongolen Bundesgenossen gegen den Islam zu finden, sandten die Päpste im 13. Jahrhundert mehrere Mönche nach Asien, unter denen Johann Plan de Caspin und Wilhelm von Rubruk durch die Trefflichkeit ihrer bis in das Herz der Mongolei sich erstreckenden Reiseschilderungen ausgezeichnet sind. Eine große Stelle nehmen die Erzählungen der Rompilger und Derer ein, die die heiligen Stätten in Palästina, Aegypten und auf der Sinai-Halbinsel besuchten. Vom Zeitalter der Entdeckungen an macht der Aufschwung der Heidenmission Epoche in der Geschichte der Reisebeschreibungen, denn immer klarer wird die Nothwendigkeit erkannt, die Völker in ihrem Innersten verstehen zu lernen. Es beginnen damit die Reisebeschreibungen vorwiegend völkerkundlichen Inhaltes. Die oberflächlichen Bemerkungen in früheren Reisebeschreibungen entsprachen der Auffassung des Welser'schen Feldhauptmanns Nikolaus Federmann aus Ulm in Venezuela: „Denn was ist nott, inen lang zu predigen und Zeit mit inen zu verlieren." Auch viele Missionare mochten sich nicht mit den Besonderheiten der Indianer aufhalten, die sie ohne Weiteres verurtheilten und auszurotten entschlossen waren, und nicht Wenige von ihnen haben in dieser beschränkten Auffassung in den Culturländern Altamerika's Unersetzliches vernichtet.

Aber Viele sind ganz auf ihre Seite getreten, haben sich in Wahrheit als ihre Brüder gefühlt und sind dadurch als die Einzigen unter den Weißen in den Stand gesetzt worden, treuen und gründlichen Bericht über ihr Leben und Trachten zu geben. Wie manche Indianersprache, wie manche Vorstellung der Oceanier ist nur in Missionsschriften erhalten. Die Abiponer sind das Beispiel eines Indianerstammes, der vor seinem Aussterben noch in dem österreichischen Missionar Dobrizhoffer einen Schilderer ersten Ranges gefunden hat. Die vier Bände der „Geschichte der Abiponer" muthen wie ein einziger großer Nekrolog an. Ein traurig stimmendes Buch, trotz des frischen, frommen Geistes, der es durchweht. Wesentlich durch die Missionen ist es gekommen, daß die Reisenden durch ihre Berichte über fremde Völker immer mehr zur wechselseitigen Bekanntschaft der Völker und endlich auch zur Annäherung der Völker beigetragen haben. Auf diesem Wege haben sie endlich ihre folgereichste Leistung vollbracht, indem es ihnen gelang, in dem Einzelnen das Bewußtsein der Menschheit zu erwecken und zu nähren. Fern sei es von uns, die Verdienste der Theologie, der Philosophie und der Geschichte um die Vollendung der Humanität gering zu schätzen. Die große Wandlung in der Beurtheilung der Völker der neuen Welt und weiter dann der „Wilden" überhaupt führt auf Priester von der Gesinnung Zammaragas' und Las Casas' zurück, die das verderbliche Vorurtheil zerstörte, die „Indios" seien nicht nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen, daher vernunftlos. Mit der Wirkung jener Bulle von 1537, in der die Indianer für wahre Menschen, fähig des Christenthums und der Sacramente, erklärt wurden, kann sich natürlich kein einzelner Bericht über fremde Völker vergleichen. Aber dieses ganze Eintreten der Kirche für die mißhandelten Braunen und Schwarzen schuf doch zunächst nur die allgemeine Vorstellung, daß sie Menschen seien. Die Menschheit in ihrer ganzen Größe und Mannigfaltigkeit, mit allen Abstufungen von Licht und Schatten, Kraft und Ohnmacht, kurz das Bild der Menschheit, mußte aus unzählbaren Mosaikstiften einzelner Beobachtung zusammengesetzt werden; es ist noch heute nicht vollendet. Diese Beobachtungen sind früher fast ausschließlich in Reisebeschreibungen niedergelegt worden, aus denen die Gründer der Völkerkunde zu schöpfen hatten. Es ist eine der großen Erscheinungen des großen 16. Jahrhunderts, daß in der Reisebeschreibung die Völkerschilderungen nicht bloß ausführlicher, sondern auch gründlicher und liebevoller wurden. Das ist allerdings nur eine Seite des Aufschwunges der Literatur der Reisen des 16. Jahrhunderts, die mit sehr einfachen, kunstlosen und meist auch ganz wissenschaftslosen kurzen Berichten beginnt und mit Werken von hohem wissenschaftlichen und literarischen Werth endet. Dazwischen liegt ein breiter Uebergang, den A. von Humboldt mit den Worten charakterisirt: „Indem ich zu den Quellen hinanstieg, mußte ich eine Reihe von Büchern vergleichen, von denen die einen durch die offenherzige Einfachheit der alten Redeweise und die bewundernswerthe Genauigkeit der Beschreibungen sich auszeichnen, die anderen durch eine hochtrabende Weitschweifigkeit und jenen falschen Geschmack, den sich alle Klostergelehrte zu eigen gemacht hatten, hervorstrahlen wollten." Die humanistische Bildung, die schon im 15. Jahrhundert sich zu verbreiten beginnt,

durchdringt allmälig auch die Geister der Reisenden. Der Stil der Reisebeschreibungen verbessert sich zusehends, und neben der Verfeinerung der äußeren Form nehmen wir die ersten Regungen des immer schärfer und lebendiger werdenden Sinnes für treue Beobachtung und wahrheitsgemäße Berichterstattung wahr. In erster Linie ist die Wiedererweckung der alten Geographie vom heilsamsten Einfluß; bessere Karten und Itinerarien erleichtern die Reise; dann ergreift aber der kritische Sinn, der in die wissenschaftliche Gemeinde eindringt, auch von innen heraus die Gemüther, schärft das Gewissen und ruft einen seit den alten Griechen verloren gegangenen Trieb hervor, um der Wissenschaft willen zu reisen. Einer der ersten wissenschaftlichen Reisenden, der Arzt Leonhard Rauwolf aus Augsburg, der 1573—1576 Syrien, Palästina und Mesopotamien besucht, um Pflanzen zu sammeln, vergleicht sein eigenes wissenschaftliches Reisen dem des Kaufmanns, der keine Mühe und Gefahr scheut, um Gewinn einzuheimsen. Aber er vergißt auch nicht, auf die alten Philosophen hinzuweisen: Solon, Plato, besonders aber den pflanzenkundigen Galen, die zu wissenschaftlichen Zwecken weite Reisen gemacht. Also auch hier bewußter Anschluß an das classische Alterthum. Solche Unternehmungen blieben allerdings vereinzelt, von Staats wegen erfuhren sie noch keine Förderung, und selten waren Mäcene, die den Werth systematischer Bereisung fremder Länder schätzten, wie der Graf Johann Moritz von Nassau-Siegen, Generalstatthalter von Niederländisch-Brasilien, der 1637 eine Expedition von drei jungen deutschen Gelehrten nach Brasilien sandte, der der seiner Zeit vorauseilende Georg Marggraf angehörte. Am Ende des 17. Jahrhunderts liefert uns der große Japanforscher Engelbert Kämpfer bereits das Beispiel eines wissenschaftlichen Reisenden, der statt der Reisebeschreibung eine Sammlung von Monographien über einzelne Länder und Gegenstände als „Amoenitates exoticae“ (1712), besonders aber die große Geschichte und Beschreibung von Japan bringt, die 1777 in drei Bänden posthum erschienen ist. Die französischen Expeditionen zur Messung von Gradlängen im tropischen Südamerika und in Lappland eröffnen in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts die Aera der großen Staatsexpeditionen, unter denen die von James Cook in den Stillen Ocean und das südliche Eismeer geführten die erfolgreichsten gewesen sind. 1788 wurde in London die Afrikanische Gesellschaft gegründet, das große Muster systematischer und ausdauernder Erforschung eines noch unbekannten Gebietes. 1771 veröffentlichte Simon Pallas aus Berlin den ersten Band seines großen Reisewerkes über Rußland und Sibirien, eine der inhaltreichsten, gründlichsten und vielseitigsten Reisebeschreibungen aller Zeiten. Pallas' Werke bezeichnen den Höhepunkt der Reisebeschreibungen des 18. Jahrhunderts, die die ganze Summe „der natürlichen und Staatsmerkwürdigkeiten“ eines Landes beschreiben. Sie lassen daher am besten den großen Einfluß erkennen, den Reisebeschreibungen auf das geistige und politische Leben dieser Zeit übten. Eine solche Stellung werden sie nie mehr einnehmen.

Was heute an Mittheilungen über fremde Staaten und Völker die Zeitungen und Zeitschriften bringen, entnahm der Politiker des 18. Jahr-

hunderts den Reisebeschreibungen. Montesquieu, „who has used and abused the relations of travellers“, wie Gibbon treffend von ihm sagt, würde ohne die Berichte dieser Reisenden nicht den „Esprit des Lois“ geschrieben haben. Manche Reisebeschreibung setzte sich damals ausdrücklich die Schilderung der politischen Zustände zur Aufgabe. Auch die Staatsmänner Europa's schöpften im 16. und 17. Jahrhundert ihre Auffassung von der Macht der Türkei und Rußlands zwar schon aus Gesandtschaftsberichten. Wo aber diese nicht hingelangten, da waren solche Werke wie Herberstein's „Rerum Moscoviticarum Commentarii“ (1549) und Busbek's „Itinera Constantinopolitanum et Amasianum“ (1581/82), deren Verfasser selbst in diplomatischen Sendungen Rußland und die Türkei besucht hatten, das einzige Mittel, um sich politisch zu informiren. Von ihnen und überhaupt von den Beschreibungen der Gesandtschaftsreisen gilt es unbedingt, daß sie für die ernsthafte politische Orientirung die Zeitungen und Zeitschriften fast ganz zu ersetzen hatten. In geringem Maße kamen ihnen dabei die mit der Zeit zahlreicher werdenden, aber besonders über türkische Dinge schlecht unterrichteten Flugblätter zu Hülfe. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts erschienen die Reisebeschreibungen als Flugblätter und als Flugschriften, Hefte von ein paar Seiten, oft mit Bildern geschmückt. Ueber die welterschütternden Entdeckungen eines Columbus, Vasco da Gama und Magalhaens bekam die Generation, die sie erlebte, kein Buch, sondern nur Berichte und Briefe in solchen Flugblättern und Flugschriften zu lesen. Die erste deutsche Beschreibung der ersten deutschen Indienreise, die drei von Augsburger Kaufhäusern ausgerüstete Schiffe 1505 von Lissabon um das Cap der guten Hoffnung über Kilva, Mombas und Melinde nach Kotschin und Kananor ausführten, erschien als sehr gut illustrirte Flugschrift von 14 Seiten im Jahre 1509. Achtzig Jahre später wurden dünne Hefte mit den Schilderungen der Entdeckungen und Leiden der Holländer im nördlichen Eismeer von den Buchhändlern auf den Messen vertrieben. Im 18. Jahrhundert waren die Beziehungen der Reisebeschreibungen zum Leben des Tages noch inniger geworden. Was sie an individueller Färbung verloren hatten, ersetzten sie durch reichen und bunten Inhalt. Die Reisebegebenheiten konnten für einen Mann, der in England oder Polen reiste, meist nicht bedeutend sein. Der Leser erwartete sich auch nicht viel davon, sondern er suchte Mittheilungen über die diplomatischen und gesellschaftlichen Zustände, zur Noth Anekdoten und Klatsch; und den ernsten Politiker erfreuten die neuesten Zahlen über die Bevölkerung, die Armee, den Handel, das Schuldenwesen. Diese enge Verbindung mit der Politik öffnete auch den politischen Theorien den Weg in die Reisebeschreibungen. Vor Allem sind natürlich die Rousseau'schen Ideen von dem Glück des Naturzustandes durch die Reisenden in alle Welt getragen worden; konnte man doch die noch unverdorbenen Völkchen nur fern von der Cultur Europa's zu finden erwarten. Und so haben wir denn auch eine ganze Gruppe von Reisebeschreibungen, die vom Lob des Naturzustandes triefen. Georg Forster, der selbst nicht frei war von einer Neigung zur sentimentalen Auffassung der Naturvölker, hat in einer von seinen Recensionen den französischen Weltumsegler Pagès als den Typus dieser glücklichen, Alles

rosig sehenden, aber zugleich meist sehr langweiligen und seichten Schriftsteller gezeichnet. „Wo der gute Mann nur Wilde erblickt, da ist er zu Hause . . . so geselligen Sinnes, wie Herr Pagès muß man sein, um so wie er vergnügt und glücklich eine Reise um die Welt zu vollenden." Gerade so ist Levaillant, dessen „Südafrikanische Reisen" einst viel gelesen wurden, von den Wüsten Südafrika's entzückt, „deren zauberische Einöde noch nie ein Seufzer störte, noch niemals Tyrannei befleckte". Aus dieser Literatur möchte ich nur noch die aus den Wilson'schen Tagebüchern zusammengestellten „Nachrichten von den Pelew-Inseln" (1789) hervorheben, weil deren Schilderung des „kaum von den Ereignissen des Lebens gekräuselten stillen Stromes" der Palauer in der mehr als optimistischen Auffassung Chamisso's von dem Charakter mikronesischer Insulaner wiederkehrt.

Hauptsächlich gegen diese Richtung, die das Ueberwuchern eines breiten, aber nicht tiefen, saloppen Reisegeplauders begünstigte und den Dutzend-Leitartikel unserer Tage in Buchform brachte, wandte sich Kant in einem Aufsatz über die Menschenrassen, den 1788 das Januarheft des „Teutschen Merkur" brachte. Kant war wegen seiner geographischen und anthropologischen Studien ein eifriger Leser der Reisebeschreibungen und mochte fürchten, daß die Wissenschaft Schaden nähme, wenn diese wichtigsten Quellen anfingen, trüb zu fließen. „Erfahrung methodisch anstellen," ruft er aus, „heißt allein beobachten. Ich danke für den bloß empirischen Reisenden und seine Erzählung, vornehmlich wenn es um eine zusammenhängende Erkenntniß zu thun ist, daraus die Vernunft etwas zum Behuf einer Theorie machen soll." Kant ahnte nicht, daß die Tagesschriftstellerei schon an der Arbeit war, die Reisebeschreibungen zu entlasten, während die Specialisirung der Naturwissenschaft für die Schulung in „methodischer" Beobachtung Sorge zu tragen begann. Einige der hervorragendsten Reisebeschreiber gingen um die Wende des Jahrhunderts zu den Zeitungen über, so wie Georg Forster zur praktischen Politik übergegangen war. Ich nenne nur den Sachsen Hüttner, den Schilderer der Macartney'schen Gesandtschaftsreise nach China und später ersten Londoner Correspondenten der „Allgemeinen Zeitung".

Für die Reisenden erschlossen sich gleichzeitig in der Ferne neue Gebiete. Die Erweiterung des Horizontes hat seit dem Ende des 18. Jahrhunderts die Reisebeschreibungen inhaltlich vergrößert und in der Auffassung weiter gemacht. Sie hat sie auch insofern vertieft, als zur Reise in fremde Erdtheile von vornherein etwas mehr Vorbereitung erforderlich zu sein schien als zu Reisen in die Heimath. Glücklicher Weise ist darüber nicht allen Reisenden der Blick für das Kleine und Einzelne entschwunden. Man kann sich darüber trösten, daß die Reiseliteratur im Ganzen dabei an Boden verloren hat. Die Reisen im engen Umkreis der Heimath und der Nachbarschaft sind immer seltener geworden. Einst brachte jedes Jahr einige Reisen Deutscher in Deutschland. Reisen in Franken, Schwaben, Reisen am Rhein fanden ihr Publicum. Und aus den Reisen nach Frankreich, Italien oder England lernten damals die wißbegierigen Leser oft mehr als heute aus einem Buche über Ostafrika oder Indien. Vor hundertundfünfzig Jahren waren die Alpen und Pyrenäen noch

größtentheils zu entdecken. Ramond's Pyrenäenreisen, de Saussure's Alpenreisen, selbst einzelne Unternehmungen, wie des Erzherzogs Johann erste Glocknerbesteigung, lesen sich wie Berichte von Entdeckungsreisen. Was durfte nun erst ein Mann zu finden erwarten, der, mit der Wissenschaft dieses Zeitalters ausgerüstet, die Grenzen Europa's überschritt! Das Unbekannte thürmte sich vor ihm auf, er mußte zur Aufnahme einer ungeheuren Menge von Thatsachen bereit sein und eine Masse von Fragen bereit haben. Zurückgekehrt war er dann, wie Goethe von Alexander von Humboldt gerühmt hat, „ein Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt." Daher denn auch, im Gefühl, zu Vielen sprechen zu können und zu müssen, das Werthlegen auf die literarische Seite der Reisebeschreibung, für die ja auch Humboldt das beste Beispiel ist. Es war nicht jedem Reisenden gegeben, unbefangen auf den Spuren Rousseau's oder Georg Forster's zu gehen. Es sind noch sehr viel gezwungene Schilderungen und sentimentale Verirrungen in den Reisebeschreibungen jener Zeit Aber dafür welche Sorgfalt der Darstellung z. B. in Pöppig's „Reisen in Südamerika"!

Die ungeheure Thätigkeit der Einzelnen, Gesellschaften, Regierungen hat seitdem auch in der Ferne so manches Räthsel gelöst. Einzelne Theile von Asien, Afrika, Amerika und Australien sind schon besser bekannt als einzelne deutsche Länder vor hundert Jahren. So reist und forscht man dort schon heute anders, und daher stellt man auch anders dar. Wo die Reisebeschreibungen nicht fachmäßig trocken geworden sind, suchen sie durch starke Betonung des Subjectiven, sei es in Form des Witzes oder der Sentimentalität oder der wissenschaftlichen, politischen und anderer Reflexionen sich eine literarische Qualität zu erwerben. Daher möchte man manchmal befürchten, daß die ganze Literaturgattung sich hier aus Unbildung und dort aus handwerksmäßiger Wissenschaftlichkeit in Monographien, Denkwürdigkeiten, Reflexionen, Esprit auflöse, wenn nicht von Zeit zu Zeit bedeutende Menschen mit umfassendem Blick wieder in die alte Bahn einlenkten und Werke schüfen von eigenthümlicher Größe, bei denen denn auch die literarische Vollendung ganz selbstverständlich ist, weil solche Geister, *wenn* sie ein Ganzes schaffen, nur etwas Abgeschlossenes hinstellen können. Schien die Polarforschung ganz in Detailarbeiten auf Beobachtungsstationen aufzugehen, so daß man glauben konnte, Payer's künstlerisch vollendeter und menschlich ansprechender Bericht über die von Weyprecht und ihm geführte österreichisch-ungarische Polar-Expedition von 1873—1875 sei die letzte große Reisebeschreibung aus diesen Gefilden gewesen, so haben uns Greely's Schilderung des opfervollen Rückzuges seiner Expedition aus Lady Franklin Bay, Nansen's Werke „Auf Schneeschuhen durch Grönland" und „In Nacht und Eis" die tröstliche Gewißheit verliehen, daß, so lange es Menschen von Geist und Herz gibt, die sich ganz einer großen Entdeckeraufgabe widmen, es auch an großen literarischen Schöpfungen auf dem Gebiete der Reisebeschreibung nicht fehlen wird. Was mag uns ein Andrée zu sagen haben, wenn ihn sein Ballon über den Pol weg an eine günstige Stelle getragen haben sollte? Unter diesen Heldennaturen hat es

immer Einzelne gegeben, die ähnlich empfanden wie Livingstone: „Ich glaube, daß ich lieber noch einmal den afrikanischen Continent kreuzen würde, als ein zweites Buch zu schreiben. Es ist leichter zu reisen als darüber zu schreiben." (In der liebenswürdigen Selbstschilderung vor der ersten Ausgabe seiner Missionsreisen, 1857.) So hat ja z. B. auch Weyprecht gedacht, der nur einzelne, allerdings schöne Aufsätze über seine große Expedition herausgegeben hat und sich vorübergehend nur mit dem Plan einer ganz kurzen volksthümlichen Darstellung befreunden konnte. Aber Leute, die nicht wagen, eine Reisebeschreibung zu verfassen, weil es nicht mehr Mode ist oder nicht für zünftig-wissenschaftlich gilt, gibt es glücklicher Weise unter den Großen nicht. Wenn diese etwas zu sagen haben, sprechen sie es aus, wie es Cäsar, Marco Polo oder Columbus ausgesprochen haben, und fragen nicht zaudernd: Warum? Es ist ihre Natur so. Was sie sagen, ist allerdings dem Wechsel der Zeit unterworfen, denn indem sie ihr Eigenes auszusprechen glauben, sagen sie zugleich, was ihrer Zeit angehört. Was aber schöpferisch in ihnen ist, das wirkt gerade in dieser Form doppelt stark auf das Urtheil der Zeit zurück. In den Reisebeschreibungen sehen wir den Sinn für die Natur, die Urtheile über Länder und Völker, den wissenschaftlichen Wahrheitssinn sich wandeln und entwickeln. Außerdem spiegeln sie die Welt so, wie sie gerade ist, und da die Welt sich ewig ändert, empfängt auch jedes Geschlecht ein anderes Bild. Olearius hat ganz richtig seine Beschreibung Persiens nach so vielen Vorgängern damit begründet, daß seit der alten Geschichte das Land sich in Allem verändert habe, „nur der Weg, und was daneben liegt, nämlich Berg und Thal," seien dieselben geblieben.

Wenn also nicht bloß die Mannigfaltigkeit des Nebeneinander dieser bunten Welt, sondern auch dessen unaufhörlicher Wechsel in der Zeit sich in den Reisebeschreibungen mit dem Beständigen verbindet, was in der Seele des Menschen immer neue Bewunderung und Theilnahme erweckt, so scheint nicht bloß für eine große geschichtliche Stellung dieser Literaturgattung gesorgt zu sein. Wie auch das Verhältniß der Menschen in der Welt und zur Welt sich ändern mag, es wird immer die Theilnahme größerer oder kleinerer Kreise der Stellung gesichert sein, die der Einzelne, der etwas zu sagen weiß, zur Welt einnimmt.

Giacomo Leopardi's hundertjähriger Geburtstag.

Von

Herman Grimm.

[Nachdruck untersagt.]

Als ich zum ersten Male nach Florenz kam, waren die Werke Giacomo Leopardi's, die sein Freund Ranieri herausgab, Gedichte, Prosastücke und Briefe, neu erschienen. Was mich im Klange der damals neu um mich ertönenden toscanischen Sprache entzückte, schienen sie zu enthalten. Die Verzweiflung, der sie Worte verliehen, ward gemildert, ja aufgehoben durch die Schönheit der Gedanken und der Worte. Erst ein eigenes Leben öffnet das volle Verständniß ihres Inhaltes. Dieser erste Eindruck hat vorgehalten, wenn ich später den einen oder anderen von den vier Bänden wieder in die Hand nahm. Sie standen immer da, und meine Augen streiften oft ihre Titel.

Und nun soll den 29. Juni des Dichters hundertster Geburtstag gefeiert werden. Ich suche zusammenzufassen, was an Leopardi betreffenden Gedanken in mir sich findet.

So viel Reichthum und so große Armuth unauflöslich vereinigt. Ein armer, verwachsener Mensch, bei dem das Mißverhältniß des Kopfes zum Körper zuerst in die Augen fiel. Behaftet, wie er selbst von sich sagt, mit allen Krankheiten, die der Mensch haben kann. Verkannt, seiner Empfindung nach, von den Seinigen. Nicht darbend, aber mittellos unter väterlicher Gewalt. Nie auf sich allein bestehend. Sterbend vor dem vierzigsten Jahre als Gast und Last in einem fremden Hause.

Und dieser Mensch in jugendlichen Jahren schon im Verkehre mit den edelsten Denkern des Alterthums und der eigenen Zeit. Productiv in Urtheil und eigener Erfindung, eine Harfe, deren geringste Berührung höchsten Wohllaut hervorruft, ein über dem Irdischen schwebender Geist, ein Bewunderer der Schönheit. Umgeben von Freunden, die ihm Hülfe zu gewähren jedoch außer Stande sich fühlen. Aufgesucht, verehrt, angestaunt, und mitten im Genusse dieser Wohlthaten des Schicksals ein Bettler; und mitten im Verhungern und Verschmachten erstickend im innersten Ueberflusse. Diese Gegensätze liegen klar vor uns. Und wir empfinden, ohne Leopardi gesehen zu

haben, daß sein früher Untergang für ihn eine Wohlthat war. So hoch gestellte Menschen nehmen Besitz von uns. Verfolgen uns. Peinigen uns. Immer wieder sinnen wir nach', ob dieser Verlauf der Dinge durch nachträgliche Gedanken nicht noch sich ändern lasse.

Ich habe in den ersten Zeiten der Bekanntschaft mit Leopardi eines seiner Gedichte zu übersetzen begonnen und zuweilen wieder gelesen, eines von denen, in welchen er die Summe seiner Existenz zog, zu einer Zeit, wo ihm Alles verloren däuchte und auch verloren war. Ricordanze. Erinnerungen. Verse, die Leopardi's Herzen entströmten, als er nach vergeblich durcharbeiteter Abwesenheit zu seiner Familie zum letztenmale zurückgekehrt war. Müde, abgehetzt, stumpf, ausgegeben und krank. Er war dazu geboren, nie zum wahren Gefühle der Gesundheit zu gelangen.

Erinnerungen.

Freundliche Sieben Sterne, also blick' ich
Abend für Abend wieder zu euch empor
Wie ich als Kind gethan, als ihr wie heute
Ueber dem Garten am väterlichen Hause
Funkelnd standet. Schweigend rede ich wieder
Hier mit euch von denselben Fenstern, wohne
Wo ich als Kind gewohnt und meiner Freuden
Ende erlebte.

Welche Bilder und Märchen
Wuchsen mir in der Seele, wenn ich euch ansah,
Euch und die andern Lichter, die euch begleiten.
Wie viel Abende, wo ich in mich gekehrt
Dort vom rasigen Abhang lange Stunden
Rings den Himmel betrachtete. Fern herüber
Tönte der Ruf der Frösche aus den Feldern,
Ueber die finstern Hecken und über die Beete
Irrte der Glühwurm, und wie sanfter Athem
Kam der Cypressen Duft herangeflogen.
Aber vom Elternhause erklang Gespräch
Und das gelinde Getön des Thuns im Hause.

Damals! Grenzenlose Erwartungsträume
Hauchten das ferne Meer und die blauen Berge
Mir entgegen, die ich von dort erschaute.
Von dort wollt' ich auf unentdeckte Welten
Ausziehn, dort ersann ich eine Zukunft
Voll unendlichen Glückes, das ich ahnte.
Denn was wußt' ich von dem, was mir bestimmt war,
Und wie ich oft seitdem das schmerzende Dasein
Gern mit dem Tode zu vertauschen wünschte?

Niemand sagte mir da, ich sollte verdammt sein,
Meiner Jugend blühende Kraft im Kerker
Dieser Heimath aufzuzehren, inmitten
Niedrigen Volks, in dessen roher Sprache
Wissen und Weisheit fremde Worte sind

Oder Gelächter erregen; das mich haßt
Und aus dem Wege mir geht, doch nicht aus Neid,
Weil sie mich dann ja für etwas Höheres hielten:
Nein, weil sie denken, ich dünkte mich mehr als sie;
Und ich verrath' es doch mit keinem Zeichen. —
Und hier leb' ich so hin. Verlassen, dunkel,
Ohne Liebe und Leben. Böse macht mich
Böse Umgebung. Ehrfurcht und alle Tugend
Reiß' ich selber mir aus der Brust und schmiede
Mich zum Verächter der Menschen um: was anders
Lehrt mich die Herde um mich her? Und so fliegen
Diese Jahre der Jugend, kostbare Zeit,
Kostbarer noch als Ruhm und Lorbeer, kostbarer
Als das Leuchten des Tags und das Athmen selber,
Fliegen dahin, und fruchtlos, ohne Genuß
Seh' ich dich so an dieser menschunwürdigen
Stätte zu Grunde gehen, des dürren Daseins
Einzige Blüthe, jugendliches Alter!

Horch, es trägt mir der Wind vom Kirchthurm drüben
Töne herüber: es schlägt! Wie trostreich klang das
Oftmals Nachts in das finstre Zimmer hinein,
Wo ich als Kind, von Schreckensphantomen umlagert,
Sehnlich den Tag erwartete. Hier umgibt mich
Nichts, das nicht irgend ein Bild in mir erweckte —
Süß als Erinnerung, aber der Gegenwart
Bitterkeit fließt hinein — eine Sehnsucht dessen,
Was einst war, sogar vergangener Schmerzen,
Und eine Stimme, die sagt: Du bist gewesen! —
Jener Balcon, von wo der sinkenden Sonne
Ich ins Auge gesehn; die Mauern dort,
Bunt bemalt mit allerlei Thiergestalten,
Alles: Morgen und Abend, über den stillen,
Menschenverlassenen Feldern, boten der Seele
Tausend Entzückungen dar, so lange der mächt'ge
Irrthum neben mir ging, wo es auch war,
Und mir Märchen erzählte. Hier, im alten
Saale, Winters, wenn der Schnee durch die weiten
Fenster herein schien und der Wind erseufzte,
Jauchzt' ich und jubelte, denn noch däuchte des Lebens
Trank mir süß, und das ekelhafte Geheimniß
Unseres Daseins hatten die Kinderaugen
Nicht errathen: ein unerfahrener Fant,
Sah ich das Leben voll und in fleckenloser
Schönheit vor mir und streckte seinen Reizen
Sehnsuchtsvoll die kleinen Arme entgegen.

O, ihr Hoffnungen, liebliche Truggebilde,
Die ich hegte als Kind; die immer und immer,
Wo es auch sei, mir neu vor die Seele treten,
Soll ich euch nie vergessen? Wohl begreif' ich,
Wahn sind Ehre und Ruhm; Genuß und Reichthum
Eitler Trug: das Leben trägt keine Früchte;
Unnütze Mühe dies Elend; und wenn ich selber
Dunkel, verlassen und fruchtlos meine Jahre

Hingehen sehe, so war's am Ende nichts Großes,
Das mir das Glück versagt hat: aber ihr,
Wenn ich eurer gedenke, ihr, meine frühsten
Hoffnungen, ihranfänglichen lieben Bilder,
Dann erst erscheint mir das Dasein, das ich führe,
So verächtlich, erstickend, dann erst empfind' ich,
Daß nur Eins noch zu hoffen bleibe, der Tod,
Und es drängt mir das Herz ab, und ich finde
Nirgends Trost für den Jammer meines Schicksals.
O, und wenn sich der Tod, den ich ersehne,
Endlich naht, und wenn sich ein Ende bietet,
Hinter mir wie ein fremdes Thal die Erde,
Vor mir die Zukunft fort — o, eurer werd' ich
Dann noch gedenken, einen letzten Seufzer
Werdet ihr Zauberträume meiner Kindheit
Noch mir entpressen, werdet den letzten Schmerz
Um ein vergeudetes Dasein mir bereiten,
Und das Entzücken, mit dem ich mich ihm entwinde,
Durch ein letztes Erinnern an euch verkümmern.

Das Gedicht ist hier noch nicht zu Ende; der Dichter wendet sich noch jener Nerina zu, die er liebte, und die früh starb. An viele Frauen hat er sich mit Versen gewandt, Verse aber, die zu viel verlieren, wenn sie nicht in ihrer eigenen Sprache gelesen werden. Auch ist, was ich hier gebe, keine Uebersetzung, sondern die Niederschrift der Gedanken, die Leopardi's Ricordanze in mir erweckten. Paul Heyse hat sie im jambischen Accente übertragen[1]), mir aber scheint die etwas schwebende Sprache, in der ich sie wiedergebe, mehr der Stimmung zu entsprechen, die den Dichter hier beherrscht, als hätten die wellenlosen, gleitenden Gewässer der Unterwelt den Accent gegeben.

Dies Gedicht enthält alle übrigen. Leopardi kennt nur diese eine Tonart. Am berühmtesten ist seine Ode an Italien, früh schon bekannt, während die übrigen Verse mehr verstohlen gelegentlich durchdrangen. Er war zwanzig Jahre alt, als er dichtete:

O du mein Vaterland! Da stehn sie vor mir
Die Mauern noch, die unsre Väter bauten,
Die Säulen, Tempel und die stolzen Bogen,
Durch die siegreiche Heere einst gezogen,
Und wohin schwand ihr Ruhm?
Wehrlos, die nackte Stirne ohne Lorbeer
Und waffenlos die Brust . . . .
Das Haar im Sturme fliegend, sitzt sie da,
Das Antlitz beugt sie nieder zu den Knien,
Verbirgt es drin und weint. O, meine Mutter,
Wer hat mit Ketten Deine bleichen Arme
So schwer belastet? O du, mein Italien,
Wohl hast du Grund, zu weinen![2])

[1]) In seiner, bei Wilhelm Hertz in der dritten Auflage erschienenen Uebersetzung von Gedichten und Prosastücken Leopardi's, denen er eine biographische Besprechung der Schicksale des Dichters vorausgeschickt hat. Meine Uebertragung der Ricordanze stammt aus früher Zeit, wo Heyse's Buch noch nicht erschienen war.

[2]) Auch dies mehr Auszug als Uebertragung. Vgl. Fünfzehn Essays. Dritte Folge. S. 59.

Italien hatte damals noch etwas Griechisches. Lord Byron nannte Rom die Niobe der Völker damals. Den classischen Studien war noch etwas Beherrschendes, Fürstliches eigen. Rom selbst erscheint uns in Niebuhr's „Römischer Geschichte" mehr als eine griechische Stadt, in den Anfängen schon getränkt von ihrer zukünftigen Größe und von Schönheit. Leopardi machte als blutjunger Mensch auf Niebuhr den Eindruck eines adligen, geistigen Werkzeuges hohen Ranges. Sie verstummten beide vor Bewegung als sie sich zum ersten Male begegneten. Man dachte für Leopardi an eine „Dante-Professur" in Berlin. Bunsen's Briefe, die er von Leopardi empfing, hat A. Tobler herausgegeben. Der Dichter, noch nicht ganz so hoffnungsverlassen wie in den folgenden Jahren, strebte nach einer Stellung, die ihm die Geltendmachung seiner geistigen Gaben gestattete, und Bunsen suchte ihm dabei behülflich zu sein.

Sein ganzes späteres Leben ist ein fruchtloses Bemühen gewesen, auch nur das Geringste zu erreichen, das ihn wenigstens selbständig machte. Doch erscheint mir unmöglich, den vollen Umfang seines Leidens in wenig Worten darzustellen, weil zu sehr der allgemeine Zustand des Landes hier in Betracht kommt. Die Lage der Seinigen war die vieler altadlig herabgekommener Familien. Der Vater, literarisch gebildet und in Besitz einer umfangreichen Bibliothek, lebte mit seinen Söhnen und einer Tochter in Recanati. Er gewährte den Kindern, was sie bedurften, nur sehr Geringes aber außerhalb des väterlichen Hauses. Er gab nichts, er that nichts für sie, er behielt sie um sich. Was Leopardi's Briefe aussprechen, wird erst verständlich, wenn wir nicht nur den Zustand Italiens in den beiden Jahrzehnten der höheren Entwicklung des Dichters, sondern den Europa's in Betracht ziehen. Leopardi's beste Jahre waren die, die Byron und Shelley in Italien verlebten, die Anfangszeiten Mazzini's, die der Carbonari, der großartigsten Verschwörung, die Europa jemals erlebte. Wie fast nichtssagend klingen Leopardi's Briefe, die er damals schrieb, Briefe, die Wochen gebrauchten, um anzulangen (sehr oft aber verschwinden sie ohne je anzulangen), und deren unsichtbare Leser, während sie unterwegs waren, Niemand kannte. Ueber jedem dieser Briefe schwebte ein ungeschriebener zweiter Brief, dessen Inhalt vom Empfänger nur verstanden wurde. Auf Grund solcher Briefe vermögen wir in die persönliche Lebensführung Derer nicht einzudringen, die wir zum Gegenstande historischer Untersuchungen machen.

Um die äußeren und inneren Schicksale Leopardi's ist letzter Tage ein Kampf entbrannt. Nicht mehr im Stande, im väterlichen Hause auszudauern, hatte der Dichter, da seine Heimath ihm unerträglich dünkte, bei seinem Freunde Ranieri in Neapel Unterkunft gefunden. In einem jener kahlen Paläste, von denen die Stadt voll ist, wird Leopardi's Zimmer, in dem er bei Ranieri lebte und starb, heute noch gezeigt. Dieser Ranieri, der seinen Gast in Neapel begrub und ihm einen Grabstein setzte, auf dem er sich seinen besten Freund nennt, nahm Leopardi's Papiere an sich, gab jene obengenannten vier Bände Gedichte, Briefe und Schriften heraus und vermachte die Gesammtheit dieses geistigen Nachlasses der Nationalbibliothek zu Neapel. Nun aber ereignet sich etwas Seltsames. Derselbe Mann, der in seiner Biographie Leopardi's ein ideales Bild des Dichters gewährt, gibt im eigenen hohen Alter weitere Nach-

richten über ihn in den Druck, die ihn, wie behauptet wird, in anderer Gestalt zeigen. Und zugleich verfügt Ranieri, daß die in seinem Besitze verbliebenen Handschriften Leopardi's nicht eher der Nationalbibliothek in Neapel überliefert werden dürfen, als bis zwei Frauen, dienende Frauen in seinem Hause, gestorben sind, die, ohne selbst den Werth dieser Blätter zu begreifen, sie nur den Blicken Jedermanns verbergen sollen. Einige, die sich der Sache heute annehmen, erheben harte Anklagen gegen Ranieri, Andere dagegen vertheidigen ihn und sprechen von schändlicher Verleumdung des Mannes. Ueber diese Verhältnisse ist neuerdings viel gedruckt worden, eine Literatur, die immer umfangreicher wird. Zunächst bleibt abzuwarten, wie Carducci, Italiens lebender größter Dichter, dem die Papiere Leopardi's ausgeliefert worden sind, sich aussprechen wird. Freilich, da schon Ranieri einige der schönsten Gedichte Leopardi's aus dessen Nachlasse zuerst herausgab, warum sollte er andere, wichtigere vielleicht, nicht übersehen haben? Baechtold bringt aus Gottfried Keller's Nachlasse den bloßen Entwurf eines Gedichtes von überraschender Gedankentiefe, an das ich hier erinnere, weil es, wie jenes oben angeführte Gedicht Leopardi's, auch im Anblicke des Siebengestirns entstand.

„Heerwagen, mächtig Sternbild der Germanen, das du fährst mit stetig stillem Zuge über den Himmel vor meinen Augen deine herrliche Bahn, von Osten aufgestiegen alle Nacht! O fahre hin und kehre täglich wieder! Sieh' meinen Gleichmuth und mein treues Auge, das dir folgt so lange Jahre! Und bin ich müde, so nimm die Seele, die so leicht an Werth, doch auch an üblem Willen, nimm sie auf und laß sie mit dir reisen, schuldlos wie ein Kind, das deine Strahlendeichsel nicht beschwert — hinüber! — — Ich spähe weit, wohin wir fahren."

Es liegt eine wilde germanische Schönheit in diesen Wortreihen, die mir Keller's Gestalt erhöht und ihn mir näher bringt. Näher als was er irgend sonst geschrieben hat. Auch von Leopardi können fortreißende Verse und Gedanken wie diese unter seinen versteckten Schriften verborgen liegen. —

Je bedeutender Menschen sind, um so weiter dehnt sich der Umkreis dessen aus, was zur Erklärung ihrer Natur herbeigenommen werden kann.

Villa Albani besaß, als ich in Rom noch heimisch war, ein griechisches Werk, das beim ersten Anblicke für immer in mein Gedächtniß eindrang. Eine Arbeit edelster Art: ein verwachsener nackter Körper, realistisch genau in Marmor ausgeführt, und zwischen seinen Schultern der Kopf aufrecht sich erhebend, aus dessen Antlitz die milde Grazie männlich hohen Geistes uns entgegen leuchtet. Ein gedankenvolles Haupt. Ein gütiger Blick. Ein sich zum Lächeln wendender Mund. Heiterkeit, Zufriedenheit, Ueberlegenheit sichtbar, es ist Irrthum hier unmöglich. Wo nun steckt das Eigentliche in diesem Griechen? Das Unsterbliche, wie Goethe in den letzten Scenen des „Faust" sagt? (Die „Entelechie" hatte er zuerst setzen wollen.) Es gibt keine zuverlässigen Bildnisse Leopardi's, aber zwischen seinem Haupte, um das ewiger Lorbeer sich wölbt, und dem Reste seines Körpers waltete ein Gegensatz wie bei der marmornen Gestalt (die man Aesop genannt hat). Nicht so stark wie bei diesem, immerhin aber hervortretend, und auch in Leopardi's Stirn haben

Gedanken gelebt, die ihn über die irdischen Entbehrungen hinaustrugen, welche seine Gestaltung ihm auferlegen mußte.

Ich weiß nicht, ob es einem neueren Bildhauer gelungen wäre, eine so entzückende Versöhnung des Widerstreites zwischen Kopf und Körper zu bilden, wie dem unbekannten Griechen einer unbekannten Zeit in dem Werke der Villa Albani einst gelang. Goethe hat das Problem eines Ringens zwischen Geist und Körper mehr als einmal dichterisch geformt. In dem Widerstreite zwischen einer glühenden, phantastisch herrschenden Seele mit einem Körper, der zu dem verworfenen Materiale gehörte, lag Leopardi's Schicksal. Das ewig Athemlose seines Wesens erklärt sich von diesem einen Punkte aus: die bittere, sarkastische Art, das grenzenlose Gefühl, ein Ausgestoßener zu sein, die Leopardi's Denken und Empfinden beherrschte. Er haßte und liebte die Welt. Die reinsten Klänge der Sprache standen ihm zu Gebote, und er wußte nichts darin zu sagen, als daß er unheilbar unglücklich sei. Der mythische Aesop hat kein Gedicht hinterlassen, das dergleichen verriethe, der Marmortorso der Villa Albani aber scheint zu sagen, daß der griechische Dichter der Meinung seines Volkes nach den körperlichen Mangel durch geistige Heiterkeit versöhnte. Die Statue im Palazzo Albani hat mit dem Aesop, der gelebt hat, so wenig wohl zu thun als die das Haupt des blinden Homer darstellenden griechischen Werke mit dem wirklichen Dichter der Ilias. Beide aber sind überzeugend richtig in sich, wie Werke der Natur selber. Denkmale einer Epoche der griechischen Sculptur, der die Gewalt eigen war, in Bronze und Marmor Geschichte zu schreiben.

Die griechischen Meister jener Zeit besaßen die Kunst, mit der Oberfläche des harten Steines zu spielen gleichsam und ihr zarte, weiche Töne zu geben, als ob sie lebendig sei. Eine Gabe, die uns heute versagt ist. Die unter den neueren Bildhauern Michelangelo allein besaß. Vielleicht würde er, wäre Leopardi ihm begegnet, dem Gegensatz, der in dessen geistiger und körperlicher Erscheinung lag, Gestalt verliehen haben. Der sterbende Sklave, den Michelangelo für das Grabmal Papst Giulio's begann und, weil das Monument später geringere Formen erhielt, nie vollendete, drückt die Idee aus, daß Kunst und Wissenschaft in der Jugend dahin sterben, wenn die Lebenskraft ihnen mangelt. Michelangelo hätte Leopardi's von der Natur unvollendet gelassene Gestalt auf die Gedanken hin, die des Dichters Stirn erfüllten, in seiner Weise dennoch vollendet hinstellen können. Michelangelo selbst war durch den Faustschlag, den einer seiner Mitschüler mit zersplitternder Gewalt ihm mitten ins Antlitz führte, für immer verändert worden, und empfand tief, was er verloren hatte. Es gibt ein Gedicht von ihm, das auf die Zeiten gedeutet worden ist, wo er noch nichts von der Wendung seines Schicksals ahnte, die aus dieser Entstellung ihm erwuchs:

Tornami al tempo allor che lenta e sciolta —

Gieb mir die Zeit zurück, wo die Gedanken
Wie zügellose Rosse vorwärts stürmten,
Vom Glücksgefühl gespornt die jungen Flanken.
Wo meine Stirn, in friedlich heitrem Glanz
Den Sonnenschein des Hoffens widerspiegelnd,
Nichts drückte als der Kindheit Blumenkranz.

Das erste Wort des Sonettes Michelangelo's finden wir in einem Gedichte Leopardi's wieder, das auch von leidenschaftlicher Erinnerung an ein Bild verschwundener Schönheit redet:

Torna dinanzi al mio pensier talora —

O, wenn vor meinen Blicken Du erscheinest,
Geliebte Frau — —

Beide Gedichte vielleicht ein Nachklang des Sonettes von Petrarca:

Tornami a mente, anzi v'è dentro quella —

Die Sehnsucht nach dem unwiederbringlich Verlorenen, in der Erinnerung allein noch Fortlebenden war Leopardi's Lebensluft. Sie erfüllte Dante in Erinnerung an dessen

. . . . Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria . . . .

Leopardi jenes Gedicht vielleicht Ricordanze genannt hat.

Das Haupt des sterbenden Sklaven, das Michelangelo's edelste Arbeit war, sinkt, von grenzenloser Trauer erfüllt, der einen Schulter zu. Dieser Anblick wäre das schönste Symbol für Leopardi. Gefesselt wie ein Sklave hat er sein Leben verbracht. Sein einziges Geschäft war, die Trauer um nie genossene Jugend in Worte zu fassen. Entweder sucht er sie als Philosoph so zu überwinden, indem er sie als das gemeine menschliche Loos darstellt, oder als Dichter sie sich von der Seele zu wälzen, indem er sie offen anredet und die Mächte anklagt, die ihn zu einem Dasein verurtheilten, dem er immer doch noch zu entfliehen hofft, bis er endlich besiegt sich neigt und Abschied nimmt. Die Trauer um Leopardi wird sich noch oft erneuern. Feinde hat er nicht gehabt. Vielleicht weil er zu jung starb, um Neid zu erregen, und weil er, solange er lebte, nur Wenigen bekannt war. Auf Giordani's Grabschrift wird noch mit einem gewissen Zögern von ihm gesagt:

— Filologo ammirato fuori d'Italia
Scrittore di Filosofia e di Poesie altissimo
Da paragonare solamente coi Greci —

nur von Gedichten also, die er schrieb, ist die Rede: „Dichter" wird er von seinem heißesten Bewunderer noch nicht genannt. Das war 1837. Dann hat sein Ruhm immer größere Kreise um ihn gezogen. Heute wird er zu den edelsten Geistern gerechnet, die Italien hervorgebracht hat. Er wird neben Dante gestellt.

Zwanzig Jahre britischer Südafrika-Politik.

Von

M. von Brandt.

[Nachdruck untersagt.]

Die jüngsten Ereignisse in Südafrika, die wachsende Rührigkeit des vor zwei Jahren gegründeten „südafrikanischen Bundes", an dessen Spitze thatsächlich Mr. Cecil Rhodes getreten ist und dessen Thätigkeit sich auch bereits in Transvaal durch Proteste gegen die Handlungen der dortigen Regierung bemerkbar zu machen anfängt, ferner die Stellung, welche die Regierung des Caps diesem Bunde gegenüber einnimmt — man erinnere sich nur der Reden des Ministers Sir John Sivewright —, alle diese Dinge lassen deutlich erkennen, daß die Agitation gegen Transvaal nicht aufgehört, sondern nur, wie das auch schon bei früheren Gelegenheiten der Fall gewesen ist, eine andere, äußerlich legalere Form angenommen hat. Unter diesen Umständen dürfte es ein besonderes Interesse haben, den Spuren britischer Thätigkeit in Südafrika auf Grund einer englischen Quelle[1]) nachzugehen und zu versuchen, aus der Vergangenheit sich ein Bild der zukünftigen Entwicklung der dortigen Zustände zu machen.

Am 2. April 1877 hatte die Einverleibung Transvaals stattgefunden, die in London bereits seit einigen Jahren ins Auge gefaßt und angebahnt worden war; im Wesentlichen wohl im Anschluß an die von Lord Beaconsfield eröffnete Aera der Erweiterung und Ausdehnung des britischen Kaiserreiches, sowie an die in Canada soeben glücklich durchgeführte Conföderation der einzelnen Staaten. Diese letztere Idee, der auch der damalige Minister der Colonien, Lord Carnarvon, huldigte, sollte auch auf afrikanischen Boden übertragen werden. Professor Froude war schon 1875 nach Südafrika entsendet worden, um der Regierung der Capcolonie den Plan eines solchen südafrikanischen Staatenbundes zu unterbreiten, ebenso wie General, später Lord Wolseley in Begleitung einiger Officiere nach Natal ging, um sich einerseits über die Stimmung im Oranje-Freistaat und in Transvaal zu informiren und andererseits in Natal selbst eine dem Plane günstige Verfassungsänderung durchzusetzen, welche der Regierung in dem gesetzgebenden Körper eine sichere Mehrheit geben sollte und in der That auch gab.

[1]) Südafrika wie es ist. Von F. Reginald Statham. Aus dem Englischen übersetzt von P. Balzer. Berlin, Julius Springer. 1897.

In der Capstadt, wo man von der Ansicht ausging, daß die Anregung zur Bildung eines südafrikanischen Staatenbundes von dort aus gegeben werden müsse, verhielt man sich durchaus ablehnend gegen die Pläne, die man im Mutterlande hegte, so daß, als 1876 Lord Carnarvon die verschiedenen Regierungen von Südafrika aufforderte, ihre Bevollmächtigten nach England zu schicken, nur Natal dieser Aufforderung entsprach. Die damals in London gepflogenen Berathungen, bei denen nur Lord Carnarvon, Lord Wolseley und Sir Theophilus Shepstone sich betheiligten, waren das unmittelbare Vorspiel der Annexion von Transvaal, der die Ernennung Sir Bartle Frere's zum Gouverneur vom Cap der guten Hoffnung und Statthalter von Südafrika und die eilige Rückkehr Sir T. Shepstone's nach Afrika vorherging, mit dessen Eintreffen in Pretoria die Vorschiebung eines Regiments an die Grenze von Transvaal zusammenfiel.

Die Verkündigung der Annexion, welche die englische Regierung mit dem Hinweis auf angeblich von den Eingebornen, besonders den Zulus, drohende Gefahren begründete, erregte anfänglich wenig Aufmerksamkeit. Die Engländer sahen in dem Schritt einen willkommenen Beweis für die Energie der Regierung, die holländische Bevölkerung, die darin ein Attentat gegen die vor einem Vierteljahrhundert feierlich gewährleistete Unabhängigkeit erblickte, war nicht in der Lage, ihre Empfindungen zum Ausdruck zu bringen, und die Bevölkerung Transvaals nahm die Sache anscheinend ruhig auf, wozu die Unpopularität des damaligen Präsidenten Burgers wohl das Meiste beitrug. Merkwürdiger Weise unterließ es die englische Regierung, von diesen günstigen Umständen Vortheil zu ziehen; anstatt ein ernsthaftes Interesse für die Wohlfahrt des neu erworbenen Gebiets zu zeigen, ging sie in so nachlässiger Weise vor, daß z. B. der Beamte, der die englische Flagge in Pretoria hißte, die ersten Verwaltungskosten aus einer von ihm persönlich aufgenommenen Anleihe decken mußte; ebenso wurde es unterlassen, eine Regierungsform mit einer Volksvertretung an Stelle des früheren Volksraads einzusetzen. Allmählich wuchs die Mißstimmung in Transvaal, 6000 Bürger unterzeichneten eine Denkschrift zu Gunsten der Unabhängigkeit Transvaals, die von Krüger, dem späteren Präsidenten, der jetzt zum ersten Male als Verfechter der Unabhängigkeit des Landes auftritt, und dem Rechtsbeistande der republikanischen Regierung Dr. Joriſſen, nach London überbracht wurde. Persönlich höflich empfangen, erzielten die Abgeordneten sonst keinen Erfolg und mußten unverrichteter Sache nach Afrika zurückkehren. In London war man der Ansicht, daß energisches Festhalten an dem einmal Geschehenen die beste Politik sei, und man wurde darin durch Berichte aus Afrika bestärkt, die den Einspruch für eine bloße Form erklärten, nur bestimmt, das Ansehen der Personen, von denen er ausgegangen, aufrecht zu erhalten.

Die Annexion Transvaals fiel mit einem sehr bedeutenden wirthschaftlichen Aufschwunge ganz Südafrika's zusammen. Während dies ungeheure Gebiet bisher gewissermaßen nicht mehr als vegetirt hatte, die Verbindung mit England nur durch ein Mal im Monat eintreffende Dampfer von 500 Tonnen aufrecht erhalten wurde, die sechs Wochen unterwegs waren, und im Lande

selbst nur drei Eisenbahnen von je 5, 8 und 50 englischen Meilen Länge bestanden, aber keine einzige telegraphische Leitung, brachte nun plötzlich die Entdeckung der Diamantfelder von Kimberley neues Leben und eine sehr erhebliche Steigerung des Unternehmungsgeistes, die mit der Ankunft des neuen Gouverneurs 1877 (am 31. März) zusammenfiel.

Inzwischen verschärften sich die Gegensätze zwischen den Wünschen und Maßnahmen des Londoner Cabinets, deren Vertreter Sir Bartle Frere war, und dem Colonial-Ministerium, an dessen Spitze Mr. John Molteno stand, während die Hauptarbeitslast auf den Schultern des Ministers der öffentlichen Bauten, John H. Merriman, ruhte, eines thatkräftigen, aber wenig klugen und desto rücksichtsloseren Mannes. Die Opposition im Capparlament gegen die Londoner Pläne wurde von einem sehr gewiegten Kenner der afrikanischen Verhältnisse, Paul Salomon, geführt, der auch auf die Ansichten des Ministeriums einen durchschlagenden Einfluß ausübte. An der Ostgrenze der Capcolonie ausbrechende Unruhen unter den Eingeborenen, die daraus entspringenden Kämpfe mit ihnen und die Frage, wem die Ernennung des Oberbefehlshabers zukomme, dem Ministerium oder den Militärbehörden, vermehrten die bereits vorhandene Spannung, und zu Anfang des Jahres 1878 entschloß sich Sir Bartle Frere, das wenig gefügige Ministerium zu entlassen und ein neues unter dem Vorsitz John Gordon Sprigg's zu bilden, von dem er eine kräftigere Unterstützung seiner Politik erwartete.

Das Ministerium befand sich bald einer ganzen Reihe zu lösender Fragen gegenüber. Zwischen den Zulus und Transvaal bestanden seit langer Zeit Grenzstreitigkeiten, in denen Sir Theophilus Shepstone ursprünglich die Partei der Zulus genommen, nach der Einverleibung Transvaals aber seine Ansicht geändert hatte. Dies führte zu sehr erregten Auseinandersetzungen mit den Zulus und auf Veranlassung des Gouverneurs von Natal, Sir Henry Bulwer, zur Einsetzung einer Commission, die die Ansprüche der Zulus für berechtigt erklärte. Die Unruhen an der Ostgrenze der Capcolonie, deren bereits Erwähnung geschehen, und an denen sich auch einzelne innerhalb des Gebiets der Colonie wohnhafte Stämme betheiligt hatten, waren nur theilweise unterdrückt worden, namentlich war es nicht gelungen, sich ihres Urhebers, des Häuptlings Kreli, zu bemächtigen; und bald darauf brachen an andern Stellen ebenfalls Aufstände aus, deren Ursprung wesentlich auf das englische Bemühen zurückgeführt werden muß, die zwischen Natal und Transvaal gelegenen unabhängigen Gebiete der Eingeborenen einzuverleiben. Umqikela, der Oberhäuptling der Pondos, eines Stammes, der seit einem, dreißig Jahre vor Sir Bartle Frere's Ankunft mit der englischen Regierung abgeschlossenen Vertrage sich durchaus friedlich verhalten hatte, wurde aufgefordert, den einzigen vom Meere aus zugänglichen Punkt seines Gebiets, die Mündung des St. Johnflusses, an England abzutreten; auf seine Weigerung, dies zu thun, benutzten die Engländer bald darauf wahrscheinlich durch ein Mißverständniß veranlaßte Unruhen in Ost-Griqualand, um die Pondos anzuklagen, sie hätten einen der flüchtigen Aufständischen aufgenommen und nicht ausgeliefert, und bemächtigten sich im August 1878 der Mündung, während Umqikela für abgesetzt erklärt

und ein britischer Statthalter über sein Land eingesetzt wurde. Zugleich verlangte Sir Bartle Frere die Herausſendung neuer Truppen aus England, die ihm das Ministerium Beaconsfield auch, allerdings mit der Mahnung zur größten Vorsicht, bewilligte, und Ende 1878 verlegte der Statthalter sein Hauptquartier nach Pietermaritzburg, der Hauptstadt von Natal, um der sich gegen die Zulus vorbereitenden Action näher zu sein.

Daß der Krieg gegen die Zulus nur dem Bedürfniß und dem Wunsche der Engländer entsprang, kann nicht zweifelhaft sein. Die Grenzstreitigkeiten der Zulus mit Transvaal waren auf Grund des Spruches der vorerwähnten Commission von dem höchsten Gerichtshofe der Capcolonie zu Gunsten der Zulus entschieden worden, und zwei angebliche Grenzverletzungen — bei der einen derselben hatten zwei Söhne eines Häuptlings eine ihrem Vater auf englisches Gebiet entflohene Frau wieder zurückgeholt, bei der andern waren einige Feldmesser, die wissentlich oder unwissentlich die Grenze des Zululandes überschritten, mit dem Verlust eines Federmessers und einem tüchtigen Schrecken über dieselbe zurückgejagt worden — waren wirklich nicht der Art, um darauf eine Kriegserklärung zu begründen. Trotzdem wurde, als man glaubte, mit allen Vorbereitungen für den Einfall fertig zu sein, den Abgesandten Cetewayo's am 11. December 1878, nachdem ihnen das Urtheil des höchsten Gerichtshofes in ihrer Streitfrage mit Transvaal vorgelesen und wegen der vorangeführten Fälle eine Buße von Vieh auferlegt worden war, ein Ultimatum übergeben, durch das Cetewayo aufgefordert wurde, innerhalb dreißig Tagen die militärische Organisation der Zulus abzuschaffen und ihre Regimenter aufzulösen. Als nach Ablauf der Frist, wie zu erwarten gewesen, keine Antwort erfolgte, rückten die Engländer zu gleicher Zeit in drei Colonnen, jede zwei Bataillone Infanterie und etliche Geschütze, sowie einige berittene Freiwillige und farbige Hülfstruppen stark, über die Grenze.

Der Beginn des Feldzugs entsprach sehr wenig den Erwartungen. Das allen militärischen Regeln zum Trotz errichtete und ohne jede Sicherheitsmaßregel oder Schutz gelassene Lager der Mittelcolonne unter General Lord Chelmsford bei Isandhlwana wurde am 22. Januar 1879, während der Führer selbst mit der Hälfte seiner Truppen auf einer Recognoscirung sich befand, von den Zulus überfallen und Alles bis auf den letzten Mann niedergemacht. Wie leicht es gewesen wäre, diese Niederlage zu vermeiden, geht daraus hervor, daß kaum hundert Mann verschiedener Truppentheile, die bei Rorkesdrift an einer Fuhrt des Buffaloflusses zur Bewachung von Vorräthen zurückgelassen worden waren, hinter einem eilig aus Mehlsäcken und Bisquitbüchsen hergestellten Schutzwalle an demselben Tage in fast zehnstündigem Gefecht den Angriff von vielen Tausenden siegestrunkener Zulukrieger zurückschlugen und damit auch Lord Chelmsford's Abtheilung retteten.

Die rechte, von der Küste aus vorrückende Colonne, welche durch eine Abtheilung ausgeschiffter Matrosen verstärkt worden war, wurde an demselben Tage von den Zulus angegriffen, warf sie aber zurück und gelangte mit einiger Mühe bis nach Etshowe, wo sie von den Zulus umzingelt und vom Verkehr mit der Küste abgeschnitten wurde. Die linke Flügelcolonne unter General

Sir Evelyn Wood war durch Transvaal nach Kambula nördlich von Zululand gelangt und hatte sich dort verschanzt. Natal stand den Einfällen der Zulus offen, und es herrschte dort eine furchtbare Panik. Aber die Zulus ließen die Gelegenheit vorüber gehen, und allmählich faßten auch die Engländer wieder Muth. Zwar wurde noch am 12. März eine Abtheilung Infanterie am Intombifluß gefangen genommen und etwa vierzehn Tage später der größte Theil der Cavallerie von Sir Evelyn Wood's Colonne aufgerieben, aber zwei Tage darauf schlug der General den Angriff der Zulus auf sein Lager unter großem Verlust derselben zurück. Als dann im April die ersten, dringend erbetenen Ersatztruppen von England eintrafen, gelang es Lord Chelmsford, die Zulus bei Ginginhlovu zu schlagen und Etshowe zu entsetzen, worauf Zululand geräumt und Vorbereitungen für einen neuen Feldzug getroffen wurden. In England war man inzwischen des langwierigen, resultatlosen und äußerst kostspieligen Krieges gründlich überdrüssig geworden. Lord Wolseley wurde nach Afrika geschickt, um den Oberbefehl zu übernehmen, aber ehe er bei der Armee eintreffen konnte, drang Lord Chelmsford, wahrscheinlich angefeuert durch die Aussicht seiner baldigen Ersetzung, wieder vor, schlug die Zulus bei Ulundi, dem Hauptkraal Cetewayo's, eroberte und zerstörte den Kraal, und Cetewayo selbst wurde nach einigen Wochen gefangen eingebracht. Da die öffentliche Meinung in England von einer Annexion von Zululand nichts wissen wollte, so wurde dieses in dreizehn Theile getheilt, von denen elf eingeborenen Häuptlingen, die beiden andern einem Basutohäuptling und einem Händler John Dunn, der vor und während des Krieges eine etwas zweifelhafte Rolle gespielt hatte, überwiesen wurden.

Der Zulukrieg und ganz besonders die ungeheuren Kosten desselben hatten sich auch in England fühlbar gemacht; Lord Carnarvon war von seinem Amte zurückgetreten und hatte dasselbe dem praktischeren Sir Michael Hicks-Beach überlassen müssen; aber auch das Unterhaus hatte sich den Regierungsplänen in Bezug auf die südafrikanische Conföderation wenig entgegenkommend gezeigt, und schließlich fiel das conservative Ministerium Lord Beaconsfield's, als nach der Auflösung des Parlaments die Liberalen bei den Wahlen eine erdrückende Majorität erhielten. In Südafrika dauerten indessen die Kämpfe gegen die Eingeborenen fort; Umbeline, der Häuptling, der den Engländern am Intombifluß eine so schwere Niederlage beigebracht hatte, wurde in seinem Felsennester mit seinem ganzen Stamme vernichtet, und Sekukuni, der 1876 einem Angriff transvaalischer Bürger widerstanden und 1878 eine englische Truppenabtheilung zurückgeschlagen hatte, wurde angegriffen und mit Hülfe der Swazies besiegt und unterworfen. Weniger glücklich verlief ein zwischen der Capregierung und den Basutos ausgebrochener Krieg, dessen Veranlassung ein von der ersteren ergangenes Verbot des Besitzes von Feuerwaffen Seitens der Eingeborenen war, dem sich diese, die bis dahin mit den Engländern in Frieden und Freundschaft gelebt hatten, nicht unterwerfen wollten. Nach manchen Kämpfen, in denen die Colonialtruppen fast immer Niederlagen erlitten, und nachdem vier Millionen Pfund ausgegeben worden waren, sah sich die Regierung zu einem Vergleich mit den zehn Jahre früher von den Bürgern des Oranje-Freistaats geschlagenen Basutos gezwungen.

Der Sieg der liberalen Partei in England hatte zur Abberufung Sir Bartle Frere's geführt, aber ein erneuter Versuch der Bevölkerung von Transvaal, ihre Unabhängigkeit zurückzuerhalten, war auch von Lord Kimberley, dem Nachfolger Mr. Hicks-Beach's, zurückgewiesen worden, und die Unzufriedenheit in Transvaal nahm immer zu, besonders seitdem Sir T. Shepstone durch einen englischen Officier, Oberst Lanyon, ersetzt worden war, der sich um so weniger für diese Stellung eignete, als nach seiner äußeren Erscheinung, mit Recht oder Unrecht, angenommen wurde, daß er Mischlingsblut in den Adern habe.

Um die Lage in Südafrika richtig zu verstehen, muß man sich daran erinnern, daß das „Trekken", das Ziehen der Buren, dem das Land in der That seine Civilisation verdankt, mit der Aufhebung der Sklaverei und hauptsächlich deshalb begann, weil den Sklavenbesitzern die ihnen ursprünglich zugesagte Entschädigung nur sehr theilweise ausbezahlt wurde und die verarmten Buren, denen die Mittel zur Bearbeitung ihrer Besitzungen fehlten, sich genöthigt sahen, diese aufzugeben und sich weiter im Innern neue Heimstätten zu suchen. So wurden in verzweifelten Kämpfen mit den Eingeborenen, besonders den Zulus, der Oranjefluß-Freistaat, die südafrikanische Republik (das jetzige Transvaal) und die Republik Natal begründet. Letztere wurde durch das Einströmen englischer Elemente vom Meere her zur englischen Colonie gemacht; 1852 dagegen hatte England durch den sogenannten Sandstrom-Vertrag die vollständige Unabhängigkeit der südafrikanischen Republik und 1854 die des Oranje-Freistaats anerkannt.

Wie gewöhnlich brach auch die in Transvaal seit lange gährende Unzufriedenheit und der wohl auch von langer Hand vorbereitete Aufstand wegen einer geringfügigen Ursache aus. Die Erhebung der Steuern war bis dahin, wenn auch unter Protest der Betheiligten, so doch ohne besondere Schwierigkeiten vor sich gegangen; jetzt sollte wegen der großen, durch die Kämpfe gegen die Eingeborenen veranlaßten Ausgaben die Steuerschraube etwas schärfer angezogen werden, und die Bürger beschlossen, die Zahlung zu verweigern. Der Karren eines Mannes wurde gepfändet, weil er seine Steuern nicht bezahlt hatte, und die ganze Bevölkerung erhob sich wie ein Mann; die Unabhängigkeit des seit 1877 durch England annectirt gewesenen Landes wurde aufs Neue proclamirt und eine provisorische Regierung eingesetzt. Am 16. December 1880, dem Jahrestage des 1838 über den Häuptling Dingaan erfochtenen Sieges, bei dem vierhundert nur unvollkommen bewaffnete Buren 15 000 Zulus geschlagen hatten, schwuren die auf dem Gute Paardekraal in Waffen versammelten Tausende von Bürgern, nicht eher die Waffen niederzulegen, bis sie die Unabhängigkeit ihres Landes wieder erkämpft hätten. Die Verhältnisse standen für die Aufständischen nicht ungünstig, da die britischen Truppen in Transvaal weit zerstreut und Unterstützungen nur aus oder über Natal kommen konnten; sie begnügten sich daher vor der Hand mit der Einschließung der englischen Garnisonen, in der Hoffnung, alles Blutvergießen vermeiden und durch Verhandlungen zur Anerkennung ihrer Unabhängigkeit gelangen zu können. Dies würde vielleicht auch nicht unmöglich gewesen sein, wenn der für Sir Bartle Frere zeitweilig die Geschäfte des

Gouverneurs führende Sir George Strahan und der Premierminister, Sir George Sprigg, ein besseres Verständniß für die Sachlage gehabt hätten. So aber wurde ein von hervorragenden Persönlichkeiten der Capregierung gemachter Vorschlag zu einem vermittelnden Einschreiten nicht einmal der Regierung in London telegraphisch mitgetheilt, sondern ihr nur durch die Post übersandt, während gleichzeitig eine militärische Concentration in Transvaal angeordnet wurde, deren Ausführungsversuche zu dem ersten Zusammenstoß führten. Ein Theil des 94. Regiments, das sich von Lydenburg nach Pretoria begeben sollte, wurde bei Bronkhorst-Spruit nach kurzem Kampfe zur Ergebung gezwungen. Der englische Oberbefehlshaber, Sir George Colley, versammelte darauf alle verfügbaren Truppen in einem Lager bei Mount Prospect an der Grenze von Natal, dem gegenüber bei Laing's Nek die Truppen von Transvaal ebenfalls ein Lager bezogen. Ende Januar versuchte Sir G. Colley, sie von dort zu vertreiben, wurde aber mit erheblichen Verlusten zurückgeworfen und mußte sich wieder nach Mount Prospect zurückziehen. Anfangs Februar wurde er dort von den Transvaal-Truppen umgangen, die ihn von der Verbindung mit Natal abschnitten; der Versuch eines Vorstoßes gegen die Stellung des Feindes bei Schuins Hoogte mißlang vollkommen, und als der General dann am 27. Februar 1881, um den Feind aus dem Lager von Laing's Nek zu vertreiben, das Plateau von Amajuba besetzte, wurde dasselbe von den Buren erstürmt, bei welcher Gelegenheit Sir George Colley selbst und der größere Theil seiner Truppen fielen.

In England war man allerdings der durch den Versuch der Annexion Transvaals entstandenen Schwierigkeiten herzlich überdrüssig, die Niederlage von Amajuba erschwerte aber die Stellung des Cabinets Gladstone zu der Frage ganz besonders. Um dem militärischen Prestige Englands nichts zu vergeben, wurde der soeben als Sieger aus Afghanistan zurückgekehrte General Sir Frederick Roberts zum Oberbefehlshaber der Truppen in Südafrika ernannt, zugleich aber beschlossen, die drei Wochen, die vor seiner Ankunft dort vergehen mußten, nach Kräften auszunutzen, um zu einer Verständigung mit Transvaal zu gelangen. Durch Vermittelung des Präsidenten Brand vom Oranje-Freistaate gelang dies auch; er traf gerade zur rechten Zeit in Laing's Nek ein, um den Abbruch der zwischen Sir Evelyn Wood und seinem Generalstabschef, Sir Redvers Buller, einerseits, und dem Transvaal'schen Triumvirat Krüger, Pretorius und General Piet Joubert andererseits angeknüpften Verhandlungen zu verhindern. Freilich waren die von dem Gladstone'schen Cabinet angebotenen Bedingungen weit entfernt, das zu erfüllen, was von den Bürgern des Transvaal als ihr Recht angesehen und gefordert wurde; am 24. März 1881 kam es aber trotzdem in Laing's Nek zu einer vorläufigen Verständigung, durch die „dem Volke von Transvaal das Recht einer vollständig unabhängigen Selbstregierung zugesprochen wurde, während dem Souverän einzig und allein das Recht zustehen sollte, die auswärtigen Angelegenheiten zu überwachen." Die endgültige Abmachung, die in dem, im August durch den neuen Gouverneur der Capcolonie und Statthalter von Südafrika, Sir Hercules Robinson, und das Triumvirat unterzeichneten Vertrage von Pretoria zum Ausdruck kam, war

dem Transvaal noch viel weniger günstig, da derselbe dem Souverän die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und das Recht einer Einmischung in die inneren zugestand: Bestimmungen, die, wie gleich bemerkt werden mag, einige Jahre später den Wünschen von Transvaal entsprechend abgeändert wurden. Trotzdem ratificirte der Volksraad am 25. October 1881 das Abkommen, „um erneutes Blutvergießen und die Wiederholung einer Spaltung zwischen den beiden Hauptvertretern der weißen Rasse in Südafrika, die die allgemeine Wohlfahrt aller Staaten und Colonien in demselben untergraben würde, zu vermeiden."

Der für Transvaal verhältnißmäßig ungünstige Verlauf der letzten Verhandlungen wird von dem Verfasser unseres Buches im Wesentlichen dem Einfluß der „Gesellschaft für den Schutz der eingeborenen Rassen in Afrika" und des damaligen Staatssecretärs für Irland, W. E. Foster, zugeschrieben, der zu dem Verein in engen Beziehungen stand und von tiefem Mißtrauen gegen die Holländer erfüllt war.

Trotzdem die Forderungen Transvaals nur theilweise erfüllt worden waren, hatte doch der immerhin als siegreich durchgeführt zu bezeichnende Kampf um seine Unabhängigkeit einen tief empfundenen Einfluß auf die Entwicklung Südafrika's, die sich in dem Wiedererwachen des holländischen Nationalgefühls und der immer stärker hervortretenden Ueberzeugung aussprach, daß es Sache der Ansiedler selbst und nicht der Regierung sei, über die Angelegenheiten Südafrika's zu befinden und zu entscheiden.

In der Capcolonie bestand schon vor dem Unabhängigkeitskampfe Transvaals ein von einem gewissen Hofmeyr gegründeter landwirthschaftlicher Schutzverband, der sich indessen lediglich mit örtlichen politischen Fragen beschäftigte und den Zweck verfolgte, dem landwirthschaftlichen Gewerbe Schutz und Unterstützung zu gewähren. Die meisten Mitglieder dieses Vereins waren holländischer Abstammung und standen natürlich mit ihren Sympathien auf der Seite Transvaals, gaben denselben aber, wie dies bei der Lage der Dinge nicht anders sein konnte, weniger thatkräftigen Ausdruck, als dies z. B. im Oranje-Freistaat geschah. In letzterem hatte man die nationale Seite der Frage viel schneller und schärfer erfaßt, und es war dort, in Bloemfontein, daß von dem damaligen Oberrichter Friedrich Wilhelm Reitz, spätern Präsidenten des Freistaates, dem Rechtsanwalt Ewald Esselen und dem Besitzer und Herausgeber des „Freistaat-Expreß", Borkenhagen, 1880 der Afrikanderbund gegründet wurde. — Hofmeyr sah sofort, welcher Vortheil seinen eigenen Bestrebungen aus einer solchen Bethätigung des Nationalgefühls erwachsen könne, und der landwirthschaftliche Schutzverband ging in den Afrikanderbund über. Einer der ersten Erfolge der neuen Bewegung war die Anerkennung der Gleichberechtigung der holländischen und englischen Sprache, von denen die erstere die Umgangssprache des größten Theils der europäischen Bevölkerung war, trotzdem aber vorher weder im Parlament noch bei Bekanntmachungen, ja selbst nicht einmal bei der Beförderung von Telegrammen zugelassen wurde. Im Uebrigen war die Haltung des Afrikanderbundes, wenn er auch für den Gedanken einer südafrikanischen Nationalität eintrat, durchaus keine

anti-englische in dem Sinne, daß man versucht hätte oder gewillt gewesen wäre, die britische Herrschaft abzuschütteln.

Aber die Ereignisse in Transvaal und mehr noch im Basutolande hatten auch noch andere weitergehende Folgen. Im Januar 1881 fiel das Ministerium Sprigg, und das demselben folgende zeigte sich als ein williges Werkzeug des Afrikanderbundes, obgleich kein Mitglied des Bundes einen Posten in der Regierung bekleidete. Daß man mit der früheren Politik brach, war erklärlich; denn trotzdem Seitens der Reichsregierung ca. 5 Millionen Pfund und von der Regierung des Caps beinahe 4 Millionen, d. h. zusammen über 180 Millionen Mark verausgabt worden waren, erschienen die Ziele, welche die Politik des sogenannten „kräftigen Vorgehens" erstrebte, in immer weitere Ferne gerückt. Der Krieg gegen die Basutos hatte den Erfolg gehabt, diese an der Gerechtigkeit wie an der Unüberwindlichkeit der Engländer irre zu machen, und auch die im Zululande getroffenen Einrichtungen, durch die die frühere Centralgewalt zerstört und ein Dutzend kleiner Häuptlinge geschaffen worden waren, führten, wie das nicht anders sein konnte, zu fortwährenden Streitigkeiten und zum Blutvergießen zwischen den Letzteren. Auch die Beziehungen zwischen England und Transvaal waren sehr unfreundlicher Art, was hauptsächlich dem Umstande zugeschrieben werden mußte, daß das erstere die ihm durch den Vertrag von Pretoria zugesprochenen Rechte nach jeder Richtung hin ausnutzte und mißbrauchte.

Gleichzeitig änderte sich die ökonomische Lage Südafrika's in sehr unangenehmer Weise. Die Kriege und die Bedürfnisse der Armeen, der Bau von Eisenbahnen und die sich Anfangs sehr schnell ausbreitende Diamanten-Industrie in Kimberley hatten eine große Handelsthätigkeit hervorgerufen, der mit dem Aufhören der Ankäufe für militärische und Eisenbahnzwecke die sichere Unterlage um so mehr entzogen wurde, als auch in Folge unerwarteter Terrainschwierigkeiten die Arbeiten in Kimberley stockten, und die Goldfelder in Transvaal den Erwartungen nicht entsprachen. Wenn diese wirthschaftliche Verschlechterung auch das Gute hatte, die Bevölkerung und die gesetzgebenden Körperschaften an größere Sparsamkeit zu gewöhnen, so führten die Unruhen im Zululande zu dem unter den Verhältnissen aussichtslosen Versuch, Cetewayo wieder einzusetzen. Es waren die philanthropische Partei in England und Bischof Colenso in Afrika, die diese Maßregel gegen den Einspruch der Behörden und Bevölkerung von Natal durchsetzten, welch' letztere die Regierung durch die Uebergabe eines Theiles des früheren Zulugebietes und ein gewisses Ueberwachungsrecht für die Idee zu gewinnen suchte. Schließlich mußte Cetewayo nach einiger Zeit vor seinen früheren Häuptlingen, die die gewonnene Unabhängigkeit nicht aufgeben wollten, flüchten und starb bald darauf in britischer Gefangenschaft. Nur ein Lichtblick fällt in diese Zeit, die Aufhebung des Vertrages von Pretoria und die Unterzeichnung eines neuen Vertrages in London, durch den alle Punkte, gegen die der Volksraad von Transvaal 1881 Einspruch erhoben hatte, zugestanden wurden und die englische Regierung sich nur das Recht reservirte, innerhalb einer festgesetzten Frist und unter bestimmten Voraussetzungen ihre Zustimmung zu Verträgen vorzubehalten, welche die Republik mit fremden Mächten einzugehen wünsche.

Das Uebergewicht, das der Afrikanderbund gewonnen hatte, mußte zu Bewegungen in der entgegengesetzten Richtung führen, und so entstand unter der Leitung eines Mitgliedes vom Gerichtshofe der Capcolonie, J. W. Leonard's, die „Reichsliga“ [1]), deren Streben gegenüber dem immer zunehmenden Einfluß der Afrikander dahin ging, diesen immer mehr zurückzudämmen und abermals einen directen Eingriff der Reichsregierung in die Geschicke Südafrika's herbeizuführen. Obgleich die Reichsliga nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Mitgliedern besaß, verfügte sie doch über einzelne sehr energische und talentvolle Leute, sehr bedeutende Geldmittel und die verbreitetsten englischen Zeitungen, so daß es ihr nicht schwer wurde, einen weit über ihre thatsächliche Bedeutung hinausgehenden Einfluß zu gewinnen, der sogar auf den Gouverneur, Sir Hercules Robinson, seinen Eindruck nicht verfehlte. In England wurde die Liga durch die philanthropische Gesellschaft und den früheren Secretär für Irland, Foster, kräftigst unterstützt. Als daher zwischen zwei Häuptlingen, Massouw und Mankoroane, Streitigkeiten ausbrachen, in denen der Letztere der Angreifer war und der Andere mit Hülfe einiger fremder, später mit Land auf dem eroberten Gebiet belohnter Ansiedler den Sieg errungen hatte, da ward es dem, von der Reichsliga, den Tories und den Nonconformisten unterstützten Missionär John Mackenzie nicht schwer, die Reichsregierung zu dem Entschluß der Eröffnung eines neuen Feldzuges gegen Transvaal zu veranlassen. Sir Charles Warren erhielt den Oberbefehl über die hinaus zu sendende Expedition, und Mackenzie wurde zum Statthalter von Bechuanaland ernannt. Es ist charakteristisch für die Verhältnisse, daß kurz nach seiner Ankunft am Cap Sir Charles Warren von einem Freunde gefragt werden konnte, ob er auch den Feind mitgebracht habe, und daß, nachdem er und sein geistlicher Begleiter zuerst gedroht hatten, mit Feuer und Schwert in der neuen Niederlassung vorzugehen, Mackenzie bald sein Amt niederlegte, Sir Charles Warren nach England zurückkehrte, die Armee aus Bechuanaland zurückberufen wurde und Sir Hercules Robinson entdeckte, daß die neuen Ansiedler in „Stellaland“, wie das Gebiet genannt worden war, eigentlich ganz brave Leute seien, die sogar eine verhältnißmäßig große Anzahl von Clavieren besäßen. Es war auch hier der Einfluß des holländischen Theiles der Bevölkerung, der die Regierung vor weiteren Thorheiten bewahrte.

Inzwischen hatte auch die ökonomische Krisis in Südafrika mit dem Jahre 1885 ihren Höhepunkt überschritten, und die Ergiebigkeit der Goldfelder von De Kaap und in Witwatersrand, die 1886 entdeckt worden waren, schien alle glänzenden Träume, die man sich von dem Goldreichthume des Landes gemacht hatte, weit hinter sich zu lassen. Allerdings stellten sich die Felder von De Kaap schließlich als wenig bedeutend heraus, aber die ursprünglich mit kühlem Zweifel aufgenommenen Funde von Witwatersrand überstiegen bald die kühnsten Erwartungen, und es begann nun statt eines rationellen Abbaues eine wilde Speculation in Minenantheilen, wie sie früher nur Californien und Idaho gekannt hatten. Der Einfluß eines solchen Vorgehens war um so verderblicher, als sich die Art der Ausbeutung bei dem Mangel an Alluvialgold

[1]) Vorgängerin des 1897 gestifteten „südafrikanischen Bundes“.

viel mehr für Gesellschaften als für einzelne Arbeiter eignete. Das Resultat dieses unsinnigen Gebahrens war ein schnelles Heruntergehen aller Werthe, bis man sich nach furchtbaren Verlusten überzeugte, daß auch Bergwerke, die weniger als zwei Unzen Gold für die Tonne geben, bei sparsamer Bearbeitung sehr wohl abbaufähig wären, und daß selbst die Hälfte des Ertrages noch einen guten Gewinn liefere.

Zu derselben Zeit, d. h. 1887, wurde von der Capregierung der Versuch zur Herstellung eines Zollvereins gemacht, dem Natal und Transvaal beizutreten verweigerten, dem sich aber der Oranje-Freistaat anschloß, wohl hauptsächlich, weil er hoffte, bei dieser Gelegenheit die praktische Durchführung der Rechte durchzusetzen, die ihm bei der Anerkennung seiner Unabhängigkeit vor fünfunddreißig Jahren zugesichert worden waren.

Den größten Einfluß auf die Veränderung der Zustände in Südafrika übten, wie schon erwähnt, die Entdeckung und Bearbeitung der Diamantfelder von Kimberley aus. Noch 1872 war die Capcolonie ein nur Ackerbau treibendes Gemeinwesen, dessen Handel ein ganz unbedeutender und dessen Verkehrsmittel auf der niedrigsten Stufe standen. Erst die durch einen Zufall gemachte Entdeckung eines Diamanten auf einem verödeten Bauernhofe brachte hierin eine Aenderung; in die menschenleeren Gebiete erfolgte eine vollständige Völkerwanderung. Der Abbau begann, von Einzelnen unternommen, bis mit den immer steigenden Schwierigkeiten allmählich Gesellschaften an die Stelle der einzelnen Arbeiter traten, wie das auch einige Jahre später in Johannesburg auf den Goldfeldern geschah. Mit der Zeit sank die Bedeutung von Kimberley so weit, daß ein Colonialministerium mit etwas Muth und weitem Blick die Diamantfelder hätte ganz gut für die Regierung erwerben können; aber die Kraft zum Entschluß fehlte, und so geschah es, daß eine der großen Capitalisten-Gruppen, an deren Spitze Cecil Rhodes stand (und hinter ihm Rothschild), und die im Besitz der De Beers'schen Werke war, die andere, die Barnato-Gruppe, die das Bergwerk in Kimberley besaß, für 5½ Millionen Pfund auskaufte, wobei Barnato die Stellung als lebenslänglicher erster Director erhielt und einem Vertreter von Rothschild ein einflußreicher Platz in der Direction zugestanden wurde.

Daß diese Vereinigung der Bearbeitung und Ausbeutung der Diamantengruben das Geschäft selbst rettete und zu einem lohnenden machte, kann keinem Zweifel unterliegen. Aber diese so gerettete Industrie zahlte nicht nur, weder dem Staate noch den Gemeinden, in deren Weichbilde sie ausgeübt wurde, einen Pfennig an Steuern, sondern sie führte auch eine neue Sorte von Menschen nach Südafrika, die unscrupulösen, nur auf ihre Interessen bedachten, von jedem von ihnen Abhängigen blinden Gehorsam und Unterwürfigkeit fordernden Millionäre, deren Einfluß sich bald in der einschneidendsten und bedenklichsten Weise fühlbar machen sollte.

Das Eingreifen dieser bisher in den südafrikanischen Verhältnissen unbekannten Classe von Geschäftsleuten, der Wunsch, die mit den Stämmen der Eingeborenen drohenden und zum Theil wohl auch unvermeidlichen Kämpfe auf Andere abzuwälzen, das Bedauern, den Transvaal mit seinem neuen

Goldreichthum verloren zu haben, und vielleicht die stille Hoffnung, doch noch auf Umwegen die Herrschaft über ihn zurück erlangen zu können, mögen die Gründe gewesen sein, welche die Reichsregierung veranlaßten, auf Mr. Cecil Rhodes' Vorschlag, der britisch-südafrikanischen Gesellschaft (Chartergesellschaft) einen Freibrief zu verleihen, der, wie der Verfasser des vorliegenden Werkes sagt, „das ganze südafrikanische Hinterland in einem Umfange von circa 750 000 englische Quadratmeilen sieben Personen abtrat, von denen die meisten niemals den Fuß in das Land gesetzt hatten, und von denen einer nicht einmal ein britischer Unterthan war." Irgend welche Hoheitsrechte hatte die Regierung in dem Gebiet, welches sie abtrat, niemals ausgeübt, ebenso wenig wie über dessen größeren Theil der Matabele-König, Lo Bengula, obgleich gerade eine von diesem ertheilte Concession die Grundlage des Freibriefes bildete. Daß die Ertheilung des letzteren den Zweck verfolgt haben sollte, deutschem Einfluß hindernd in den Weg zu treten, ist erst eine Erfindung späterer Zeiten; war doch sogar einer der Concessionäre ein Deutscher.

Fast zu gleicher Zeit mit der Ertheilung des Freibriefes verließ Sir Hercules Robinson Capstadt, und an seiner Stelle wurde Sir Henry Loch, der zuletzt fünf Jahre Gouverneur von Victoria gewesen war, ernannt.

Inzwischen hatte sich die Goldbergwerks-Industrie in Transvaal rasch weiter entwickelt und was anfänglich nur ein Goldgräberlager in Witwatersrand gewesen, hatte sich in kurzer Zeit in eine starkbevölkerte Stadt, Johannesburg, verwandelt, obgleich die Goldfelder dort nichts Verlockendes für den einzelnen Goldgräber hatten. In dem Felsboden gab es nur Bergwerksbetrieb und Gesellschaften, die Arbeiter beschäftigten, neben denen einzelne minderwerthige Leute sich auf eigene Hand, vielfach als Schenkwirthe durchschlugen. Im Allgemeinen herrschten befriedigende Zustände, die Berggesetzgebung war liberal, die Arbeiter waren zufrieden, und die Regierung, wo sie einschritt, that dies im Interesse der fremden Bevölkerung. Unruhen waren daher nur von den niedrigsten Schichten der letzteren zu erwarten, die zu der Classe gehören, die weder vor dem Gesetz noch irgend einer Ordnung Achtung empfindet und immer bereit ist, sich mit ihrer fremden Nationalität zu brüsten. Das Jahr 1890 brachte diese Thatsache in unangenehme Erinnerung. Präsident Krüger übernachtete auf einer Reise von Pretoria nach Vierzehnströme, wo er eine Zusammenkunft mit Sir Henry Loch haben wollte, in Johannesburg; anfänglich freundlich empfangen, endete die Sache damit, daß eine zum großen Theil betrunkene, aus Ausländern bestehende Menge die Transvaal'sche Flagge vor dem Magistratsgebäude niederriß und vernichtete, was übrigens trotz der Entrüstung, die der Vorfall anfänglich unter den Buren hervorrief, weder den Präsidenten noch den Volksraad verhinderte, kurz darauf verschiedene Verbesserungen des Bergwerksgesetzes, sowie Vorlagen für den Bau von Eisenbahnen und eine Verfassungsveränderung, die den Ausländern eine Stimme bei der Gesetzgebung zu Theil werden ließ, vorzuschlagen, resp. anzunehmen. Vor der Einverleibung 1877 waren die Gesetze von Transvaal in Betreff der Ertheilung politischer Rechte an Fremde ebenso liberal, wie es die des Oranje-Freistaates heute noch sind; schon vor der Londoner Convention von 1884 war

aber in Folge der vorhergegangenen Ereignisse die Zeit, die ein Fremder im Lande zubringen müßte, ehe er die Staatsangehörigkeit erwerben könnte, auf fünf Jahre erhöht worden, eine Bestimmung, die von der britischen Regierung nicht angefochten ward und 1890 noch bestand. Krüger beabsichtigte nun, diese Zeit abzukürzen, stieß dabei aber auf Widerstand und schlug daher vor, statt eines Volksraads von 48 Mitgliedern zwei solche von je 24 zu bilden, von denen der erste alle Hoheitsrechte behalten und der zweite für neue Gesetzesvorschläge zuständig sein solle, denen gegenüber der erste aber ein Veto besitzen würde. In den zweiten Volksraad sollten Ausländer schon nach zwei Jahren gewählt werden können. Dieser Vorschlag wurde, hauptsächlich auf des Präsidenten Betreiben, wenn auch gegen einigen Widerspruch, nebst den anderen Vorlagen angenommen.

In Capstadt war inzwischen das Ministerium, an dessen Spitze Sir Gordon Sprigg stand, über eine Vorlage gefallen, die sieben Millionen Pfund für Eisenbahnbauten forderte; an Sir Gordon's Stelle trat Mr. Cecil Rhodes, der sich durch dem Afrikanderbunde gemachte Zugeständnisse, wie Steuerfreiheit für Branntwein und die Gewährleistung besonderer fiscalischer Privilegien für Capwein, sowie die reichliche Vertheilung von Antheilscheinen seiner Gesellschaft unter die Parlamentarier, eine Mehrheit für seine Pläne zu sichern wußte. Als Premierminister und leitender Director der Chartergesellschaft, wie durch seine Verbindungen in England war Rhodes in Südafrika um so allmächtiger, als auch der Statthalter, Sir Henry Loch, vollständig mit ihm, wenigstens in den politischen, gegen Transvaal gerichteten Zielen, übereinstimmte.

So geschah es, daß, während man in Transvaal beflissen war, den Ausländern nach Kräften entgegenzukommen, die dortige Regierung plötzlich durch eine in der Form eines Ultimatums gehaltene Mittheilung des Statthalters überrascht wurde, laut welcher Transvaal einerseits auf die ihm durch den Londoner Vertrag offen gelassene Nordgrenze (im Westen und Osten untersagte ihm dieser Vertrag, ohne die Genehmigung der britischen Regierung Uebereinkommen mit eingeborenen Häuptlingen abzuschließen) verzichten und andererseits dem zwischen der Capcolonie und dem Oranje-Freistaat bereits bestehenden Zollverein beitreten solle. Werde der Vertrag nicht binnen einer kurzen Frist unterzeichnet, so wurde damit gedroht, daß die Ansprüche Transvaals auf Swazieland, welche soeben erst durch einen besonderen englischen Bevollmächtigten, Sir Francis de Winton, als berechtigt anerkannt worden waren, für null und nichtig erklärt und Swazieland sofort durch britische Truppen besetzt werden würde. In Transvaal war die Aufregung, die durch diese unberechtigte und unerwartete Forderung hervorgerufen wurde, sehr groß, und es bedurfte des ganzen Einflusses des Präsidenten Krüger, um die Annahme der ersten Hälfte der Forderungen durch den Volksraad durchzusetzen. Auf den Rath des früher erwähnten Hofmeyr, der — es ist nicht recht klar, aus welcher Veranlassung — zu dieser Zeit nach Pretoria kam, wurde der zweite Theil, Beitritt zum Zollvereine, als undurchführbar fallen gelassen. Die Frage wegen Swazieland wurde offen gehalten und erst später unter dem liberalen Ministerium zu Gunsten Transvaals entschieden.

Gleichzeitig mit diesen politischen Ereignissen hatte das Ende des Jahres 1890 dem Handel und Verkehr schwere Verluste verursacht. Die rücksichtslosen Speculationen in Goldbergwerksactien brachten zwei große Banken in Capstadt zum Fall, die Bank vom Cap der guten Hoffnung und die Unionsbank, von denen die letztere, eine Bank mit unbeschränkter Haftbarkeit, durch ihren Zusammenbruch eine große Anzahl von Familien ruinirte. Auch die Fortschritte der Chartergesellschaft in Mashonaland waren nur langsame; einzelne Stationen wurden zwar angelegt und Nachforschungen nach Gold angestellt, aber der Glauben an die Besitzrechte der Gesellschaft und an die Möglichkeit, sie nutzbar zu machen, verschwand so sehr, daß eine größere Anzahl von Buren aus dem Transvaal, dem Oranje-Freistaat und der Capcolonie zu Anfang 1891 beschloß, auf Grund einer Concession, die ein gewisser Adendorff von einem angeblich unabhängigen Häuptling in Mashonaland erhalten hatte, einen großen „Trek" über den nördlichen Grenzfluß Transvaals, den Limpopo, in das Mashonaland zu unternehmen. In der Mitte des Sommers setzte sich der „Trek" wirklich in Bewegung, aber es gelang Rhodes' Einfluß, durch die an die Regierung von Transvaal gerichtete Drohung, daß man sie für jede Ueberschreitung der Grenze verantwortlich machen werde, den Zug zum Halten und zur Auflösung zu bringen. Weniger glücklich war die Chartergesellschaft in den portugiesischen Besitzungen, wo der Versuch, einen der bedeutendsten Häuptlinge in der Nähe der Delagoabai gegen die Portugiesen aufzuhetzen, durch die Wegnahme des der Gesellschaft gehörigen Dampfers „Gräfin von Carnarvon" Seitens eines portugiesischen Kanonenboots verhindert wurde.

Trotz des Argwohns, der in Transvaal allgemein gegen die Rhodes'schen Machenschaften herrschte, war man doch andererseits dort bereit, allen den Interessen beider Staaten entsprechenden Maßregeln zuzustimmen. Im Jahre 1890 hatte der Volksraad eine Bahn von Pretoria nach der Delagoabai, eine solche von Pretoria nach Johannesburg und eine dritte von dem letzteren Platze nach der südlichen Grenze der Republik am Vaalfluß bewilligt; in der Capcolonie suchte man den Anschluß an diese letztere Bahn zu erreichen, der einen größeren Theil des jetzt auf dem Wege über Natal gehenden Verkehrs der Capcolonie zuführen mußte. Ein darauf bezüglicher Vertrag wurde durch Sir James Sivewright, den Minister der öffentlichen Arbeiten in Rhodes' Ministerium, schnell abgeschlossen, und die von der Niederländisch-Südafrikanischen Eisenbahn-Gesellschaft bereits bis Bloemfontein, der Hauptstadt des Oranje-Staats, vollendete Bahn in weniger als zwei Jahren bis an die Grenze von Transvaal verlängert, was binnen Kurzem auch den erwarteten Erfolg hatte, 50% des bisherigen Verkehrs durch Natal auf diesen neuen Weg zu lenken.

Mr. Statham erwähnt hierbei, daß alle Eisenbahnen in Südafrika, die Caplinie, wie die Bahnen von Natal und Transvaal, ursprünglich gebaut worden seien, um den Bedürfnissen der Goldindustrie in Johannesburg zu entsprechen, und daß sie alle von dieser lebten. In Natal, wie in der Capcolonie, ganz besonders aber in der letzteren, fließen die hauptsächlichsten Einnahmen aus den Zöllen auf die Waaren im Durchgangsverkehr nach Johannesburg

und aus den Eisenbahnfrachten nach dort. In Erwartung der Einnahmen aus diesen Quellen haben die beiden Colonien große Verbindlichkeiten auf sich genommen, und die sich aus dem Betrieb dieser Linien ergebenden Ueberschüsse bieten in der That die hauptsächlichste finanzielle Grundlage für den Credit der beiden Colonien. Diese Ueberschüsse sind um so beträchtlicher, als die Herstellungskosten der Bahnen im Allgemeinen ziemlich niedrige waren; so kostete die über 300 englische Meilen lange Strecke vom Oranje-Freistaat bis zum Vaalfluß nur 2¼ Million Pfund Sterling; nach der getroffenen Vereinbarung sollten von dem Ertrage 4% der Capregierung zufallen und der weitere Ueberschuß zu gleichen Theilen zwischen ihr und dem Freistaat getheilt werden. So brachte 1894 die Linie der Capcolonie einen Reingewinn von 11%, dem Freistaat von 7%. Diese Auseinandersetzung ist nothwendig, um die durchaus unbegründete Annahme zu beseitigen, als wenn allein Transvaal von der Goldindustrie in Johannesburg lebe: ganz Südafrika lebt von ihr; dagegen sind die Beschwerden der Bewohner von Johannesburg, daß sie unter den ungebührlich hohen Zöllen der Capcolonie zu leiden haben, durchaus begründet. Das ersichtliche Bestreben der Capcolonie, den ganzen Verkehr mit Transvaal zu monopolisiren, veranlaßte schließlich das letztere, der 1896 beendeten Weiterführung der Bahn von der Grenzlinie von Natal nach Johannesburg zuzustimmen, wie auch die Delagoalinie demselben Zwecke zu dienen bestimmt ist; aber aus denselben Gründen arbeitete das zweite Capministerium unter Cecil Rhodes als Premier mit allen Mitteln der Chicane und Intrigue gegen die Versuche Transvaals, sich für den Verkehr unabhängig zu machen, während zugleich die ungeheuerlichsten Forderungen an Transvaal erhoben wurden, so u. A. 1894 der Anspruch auf 50% der gesammten Eisenbahneinkünfte aus dem Handel mit Johannesburg, was Transvaal mit Entschiedenheit zurückwies. Alle diese Vorgänge erklären aber die Feindseligkeit, mit der die ganz von Cecil Rhodes beherrschte Capregierung den Transval betrachtete und behandelte, wie das Mißtrauen, welches den letzteren gegen alle Rhodes'schen Pläne erfüllte. —

Inzwischen entwickelten sich die Verhältnisse in Rhodesia, wie das Gebiet der Chartergesellschaft nun allgemein genannt wurde, durchaus nicht den Erwartungen entsprechend. Fort Salisbury, die Hauptstadt, machte nur langsame Fortschritte, und die durch die Geldnoth der Gesellschaft erforderlich gewordene Maßregel, 50% von den Erträgnissen aller Bergbauunternehmungen im Gebiet der Gesellschaft für sich zu beanspruchen, schreckte die Goldgräber und Capitalisten ab. Auf der andern Seite hatte Cecil Rhodes das größte persönliche und politische Interesse daran, die Fiction aufrecht zu erhalten, daß die Capcolonie die wirthschaftliche Grundlage für Rhodesia bilde, da er nur in dem Falle auf die weitere Unterstützung des dortigen Parlaments rechnen konnte. Fort Salisbury war aber von dem Hafen Beira oder von der Delagoabai aus durch Transvaal viel leichter zu erreichen, als von der Capcolonie aus. Es kam daher darauf an, durch eine Ausdehnung des Besitzes der Gesellschaft über Mashonaland hinaus neue Speculationsobjecte zu gewinnen und womöglich das politische und commercielle Centrum des Gebietes

so zu legen, daß dadurch der Capcolonie neue Veranlassung zu deren Unterstützung gegeben werde. Diese Ausdehnung konnte aber nur durch die Annexion des Matabelelandes herbeigeführt werden, dessen Hauptstadt Buluwayo ungefähr 300 englische Meilen westlich von Fort Salisbury liegt; und da Lo Bengula und sein Volk keinen Anlaß zu einem Kriege gaben, so mußte derselbe vom Zaun gebrochen werden, was denn auch Ende 1893 durch Rhodes und Dr. Jameson geschah. Die besten Beweise dafür, daß der Krieg durch die Gesellschaft hervorgerufen wurde, sind der erste Zusammenstoß, der nicht im Maschona-, sondern im Matabeleland stattfand, und die Versprechungen, die den für den Krieg angeworbenen Freiwilligen gemacht wurden, darunter ein Anrecht auf 3000 Morgen in Matabeleland und die Aussicht auf einen Antheil an der Ausbeute aller Bergwerke, von der die Gesellschaft sich wieder die eine Hälfte vorbehielt, während der Rest gleichmäßig unter die Officiere und Mannschaften getheilt werden sollte. —

Trotz des günstigen Einflusses, den die mit geringen Schwierigkeiten und Verlusten erfolgte Eroberung von Matabeleland auf die Finanzen der Gesellschaft und der Actionäre gehabt hatte, waren die Verhältnisse in dem größeren Rhodesia doch nicht so glänzende, daß Rhodes und seine Freunde hätten glauben sollen, sich mit den erzielten Erfolgen begnügen zu können. Es kam vielmehr darauf an, ein zweites größeres, glänzenderes Unternehmen ins Werk zu setzen, das allen Betheiligten reichen Gewinn, Rhodes aber neben einem solchen einen dauernden maßgebenden Einfluß auf die Geschicke Südafrika's sichern mußte, wie er solchen schon in Rhodesia ausübte. Es handelte sich um nichts Geringeres, als sich der Goldbergwerke bei Johannesburg zu bemächtigen. Damit die Sache aber erfolgreich unternommen werden könne, mußte es Rhodes gelingen, der Regierung und der Bevölkerung von Großbritannien die Ueberzeugung beizubringen, daß er ein thatkräftiger Anhänger der britischen Kaiserthumsidee sei; dann mußte die allmähliche Verschmelzung der Bergwerksinteressen von Johannesburg in wenige Hauptgruppen bewirkt und endlich die Regierung von Transvaal so angeschwärzt werden, daß die britische Regierung sich für berechtigt halten konnte, zu Gunsten der fremden Bevölkerung von Transvaal einzugreifen. Mit dem Jahre 1894 waren zwei der Vorbedingungen erfüllt; Rhodes hatte sich den Ruf eines großen englischen Patrioten erworben, und durch klug berechnete Capitalanlagen und die Eliminierung an der Sache interessirter Directoren war es gelungen, die große Masse der Bergwerkswerthe zu einigen Hauptgruppen — Barnato, Rhodes, Eckstein und Robinson — zu vereinigen, von denen zwei, die Rhodes- und Ecksteingruppe unter Rhodes und Beit, thatsächlich in Betreff ihrer Ziele und Absichten bereits als eine gelten konnten. Es ließ sich demnach erwarten, daß die Interessen der Goldbergwerke von Witwatersrand, mit Ausnahme der Robinsongruppe, bald in einer Hand vereinigt sein würden.

Was nun die Erregung von Unzufriedenheit gegen die Transvaalregierung anbetraf, so darf man bei der Beurtheilung der Verhältnisse nicht übersehen, daß Rhodes von dem Tage an, an welchem er Premierminister von Capland wurde — Mitte 1890 — bis zu seinem Rücktritt — Anfang 1896 — factisch

zwischen der Regierung von Transvaal und der britischen Regierung gestanden, die freundlichen Beziehungen zwischen beiden gestört und jede Verständigung zu hindern gewußt hat. Auch ist es, wenigstens indirect, Rhodes zuzuschreiben, wenn die 1890 den Ausländern gegenüber in Transvaal begonnene entgegenkommendere Haltung nicht weiter verfolgt wurde, da Rhodes' Vorgehen die Regierung zur größten Vorsicht bei der Verleihung erweiterter politischer Rechte nöthigte. Indessen hat Rhodes zu dem Wachsen deutschen Interesses in und an Transvaal sehr wesentlich dadurch beigetragen, daß er, als es sich um eine Anleihe für den Bau der Delagoa-Eisenbahn handelte, den Abschluß zu verhindern wußte, bis schließlich deutsches Capital helfend eingriff.

Die meisten der gegen Transvaal vorgebrachten Beschwerden und Klagen, die in England willigen Glauben fanden, erweisen sich bei näherer Betrachtung als unbegründet. In ganz Transvaal gab es wahrscheinlich Niemanden, dessen persönliche Steuern sich auf mehr als 5 Pfund beliefen; ebenso war die Besteuerung gewerblicher Unternehmungen lächerlich gering. Ein Goldbergwerk, das 1895 eine Goldausbeute von 420000 £ hatte und einen Reingewinn von 97000 £ vertheilte, zahlte für dasselbe Jahr nicht ganz 1191 £ an die Regierung. Eine andere Gesellschaft, die 32000 £ Reingewinn vertheilte, zahlte für den gleichen Zeitraum 665 £. Die vereinigten Kohlenwerke von Transvaal lieferten 266945 Tonnen Kohlen und entrichteten an die Regierung nicht ganz 54 £ Steuern. Diese Zahlen sprechen für sich, besonders wenn man sie mit der Abgabe von 50% vergleicht, welche die Chartergesellschaft von allen Bergwerksunternehmungen in Rhodesia erhob. Auch die indirecten Abgaben waren niedriger in Transvaal, als im Capland; Maschinen für bergmännische Zwecke, unter denen Alles einbegriffen war, was irgendwie dazu gerechnet werden konnte, zahlten 1½% Eingangssteuer, alle übrigen nicht tarifirten Gegenstände 7½% gegen 12% im Caplande, und auch der Zoll für die tarifirten Artikel war nur in einem Falle höher als im Caplande, in den meisten Fällen niedriger. Andere Klagen bezogen sich meistens auf die sich aus dem Dynamitmonopol ergebende Vertheuerung des Sprengstoffes, die angebliche Thatsache, daß das Land von einer kleinen Anzahl von Holländern regiert werde, die Sprachenschwierigkeit, die Schulfrage und das Wahlrecht.

Was das Dynamit-Monopol anbetrifft, so muß die Kiste Dynamit, die für 30 sh hergestellt wird, in Transvaal mit 85 sh bezahlt werden, aber in dem viel günstiger gelegenen Kimberley beträgt der Preis bei freier Concurrenz 60 sh, und während die gesammten Betriebsausgaben der Goldbergwerke im Transvaal sich auf 30 sh für die Tonne belaufen, betragen die Kosten der Explosivstoffe höchstens 1 sh 3 d für die Tonne. Die Klage, daß das Land von Holländern regiert werde, ist ebenfalls unbegründet, da sämmtliche Mitglieder der Executivgewalt mit einer Ausnahme und über 83% aller Beamten in Südafrika geboren und nicht wenige von ihnen englischer Abstammung sind. Andererseits ist es selbstverständlich, daß die im Lande am häufigsten gesprochene Sprache besonders berücksichtigt werde; das ist aber unbedingt für die überwiegende Mehrzahl, selbst in Johannesburg, die holländische; die englische Sprache wird außerdem, wenn auch nicht im amtlichen

Verkehr, trotzdem überall, auch bei Gerichtsverhandlungen, so weit berücksichtigt, als nur irgend möglich. Das Schulgesetz endlich ist 1896 dahin erweitert worden, daß in besonderen Schulen englisch sprechende Kinder in englischer Sprache unterrichtet werden. Bezüglich der Wahlrechtsfrage ist schon erwähnt worden, was 1890 geschah, und warum die den Ausländern freundliche Bewegung ins Stocken kam. Außerdem liegt für Niemanden, weder für Regierung noch Bevölkerung, ein Anlaß vor, ähnliche Zustände in Transvaal herbeizuführen, wie sie in Kimberley herrschen, wo z. B. alle Angestellten de Beer's bei Strafe der Entlassung stimmen müssen, wie ihnen befohlen wird.

Man ersieht aus dieser Schilderung, daß die Zustände in Transvaal durchaus nicht der Art waren, um eine fremde Intervention gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Aber um die Lage vollständig würdigen zu können, muß der verschiedenen Vorwände Erwähnung gethan werden, unter denen versucht wurde, Streit mit Transvaal anzufangen. Die Intriguen gegen das Zustandekommen der Delagoabaibahn, der Versuch, Transvaal zum Beitritt zum Zollverein zu bewegen, das Verlangen, daß dem Capland 50 % von dem Verdienst der Eisenbahnen überwiesen werde, sind bereits erwähnt worden, ebenso wie die Intriguen gegen die portugiesische Regierung, denen im Wesentlichen durch das Dazwischentreten Deutschlands die Spitze abgebrochen wurde, was den Haß von Rhodes gegen dasselbe hinreichend erklärt. Ferner, um die unbequeme Concurrenz zu beseitigen, die daraus entsprang, daß die Regierung von Transvaal eine eigene Währung einführte und eine eigene Nationalbank gründete, importirte die Standard-Bank für Südafrika, an deren Spitze Lord Rosmead stand, eine große Menge englischen Silbergeldes, dessen Umwechslung gegen Gold sie verlangte. Die Regierung von Transvaal machte diesem Unfug ein Ende, indem sie jede Masseneinfuhr fremder Münzen verbot, wogegen die englische Regierung keine Einwendung erhob. Dann erregte die Heranziehung englischer Unterthanen zum Militärdienst große Aufregung, die aber auch wieder im Sande verlief, da die englische Regierung es unterlassen hatte, ihre Unterthanen rechtzeitig durch den Abschluß eines Vertrages gegen eine derartige Eventualität zu schützen, was sie dann nachholte. Wichtiger war die sogenannte Fuhrtfrage, die zu einem ernsten Zerwürfniß zwischen London und Pretoria zu führen drohte; es handelte sich dabei um die Thatsache, daß die Capeisenbahn, um auf die Transvaaleisenbahn einen Zwang auszuüben, ihr zur Beförderung nach Johannesburg übergebene Waaren bis zum Vaalfluß per Eisenbahn und dann durch eine Fuhrt mit Ochsenkarren nach dem fünfzig englische Meilen weiter gelegenen Bestimmungsort schaffte; die Regierung von Transvaal verbot die Benutzung dieser Fuhrt, was die englische Regierung für einen Bruch der Convention von London erklärte. Dieser Vorfall war eine der Ursachen, warum Transvaal nach dem Einfall Jameson's von seinem Vorrecht Gebrauch machte und den Theil der Stammbahn zwischen der Capcolonie und Johannesburg, der durch den Oranje-Freistaat führt, zum Selbstkostenpreise zurückkaufte, was die Einnahmen der Capcolonie aus dieser Strecke von 11 % auf 4 % herabsetzte, d. h. ihm einen Schaden von einem capitalisirten Betrage von ungefähr 3 Millionen Pfund zufügte.

Inzwischen mehrten sich die Anzeichen des kommenden Sturmes. Die an der Besitznahme der Goldbergwerke im Witwatersrand durch die Chartergesellschaft interessirten Capitalisten nahmen die unter dem Namen der National-Union von Transvaal bekannte Vereinigung, die bis dahin gar keine oder höchstens eine lächerliche Rolle gespielt hatte, in ihren Sold; ein bekannter Agitator, Charles Leonard, trat an ihre Spitze, der Verein befand sich auf einmal in dem Besitz bedeutender Geldmittel und begann eine politische Rolle zu spielen. Eine Masseneingabe an den Volksraad, in der man politische Rechte forderte, wurde aufgesetzt und erhielt bald 38000 Unterschriften, obgleich die Bevölkerung von Johannesburg damals und auch später noch nur 31000 Europäer aller Altersstufen zählte. Im Volksraad erregte die Eingabe nur Gelächter, aber sie war in erster Linie auch nur für England bestimmt und erreichte dort vollständig ihren Zweck, die große Masse des Volkes zu überzeugen, daß die die Mehrzahl der Bevölkerung bildenden fremden Bewohner des Transvaal von der Buren-Minderheit unterdrückt würden. Gleichzeitig gingen die hauptsächlichsten Zeitungen in Capstadt zu Rhodes' Partei über, und auch die Reichsregierung zeigte sich insofern feindlich, als sie plötzlich ohne eine vorhergängige Berathung mit oder auch nur Benachrichtigung der Regierung von Transvaal das zwischen der Grenze der Republik und dem Meere gelegene Gebiet zweier Häuptlinge in Besitz nahm, obgleich in dem Swazievertrage Transvaal ausdrücklich ein Wegerecht bis ans Meer zugesichert worden war. Auch in Johannesburg selbst erhoben die Unzufriedenen das Haupt. Das charakteristischste Zeichen der Zustände dort war eine am 20. November 1895 gehaltene Rede Lionel Philipp's, eines Mitgliedes der Firma Eckstein und Vorsitzenden der Johannesburger Bergwerkskammer, in der er erklärte, das Capital gehe immer mit der Aufrechterhaltung der Ordnung Hand in Hand, aber jede Duldsamkeit habe ihre Grenzen. Als am 14. December der vollständige Text dieser Rede nach England gelangt war, veröffentlichte die „Times" zwei Tage später einen drohenden Leitartikel gegen Transvaal, und am 29. December brach nach längerem Zögern und vielem Hin- und Hertelegraphiren Dr. Jameson, der mit einer angeblich zu einem Einfall in Bechuanaland zusammengezogenen Schar Freiwilliger an der Grenze stand, in das Gebiet von Transvaal ein. Am 1. Januar 1896 versuchte er vergeblich, sich durch eine Schar von Buren bei Krügersdorp einen Weg zu bahnen, und am nächsten Tage mußte er sich bei Doornkop auf Gnade und Ungnade ergeben. In Johannesburg hatten in den letzten Tagen des Jahres 1895 und den ersten von 1896 chaotische Zustände geherrscht; der Versuch der Gesellschaft der „Vereinigten Goldfelder", es zu einem Aufstande oder wenigstens zu einem Krawall in den Straßen von Johannesburg zu bringen, um dem Statthalter, jetzt wieder Sir Hercules Robinson, einen Vorwand zum Einschreiten zu geben, mißlang, weil ihre eigenen Anhänger wenig Lust zeigten, sich auf etwas Derartiges einzulassen, und die Transvaalregierung, in richtiger Erkenntniß der Sachlage, die Polizei von den Straßen zurückgezogen hatte. — Die wirkliche arbeitende Bevölkerung von Johannesburg gerieth aber durch diese Vorgänge in die größte Noth. Tausende verließen täglich auf den Eisenbahnzügen die

Stadt, und von den Weibern und Kindern, denen angeblich Dr. Jameson zu Hülfe eilen wollte, verloren auf der Flucht nach dem Süden einige vierzig bei der Entgleisung eines Eisenbahnzuges das Leben.

Die Schlüsse, die der Verfasser von „Südafrika wie es ist" aus den von ihm erzählten Vorgängen zieht, sind: daß es weder der britischen Regierung jemals gelingen werde, die kaiserliche Idee in Afrika durchzuführen, noch daß die Capcolonie darauf rechnen könne, die führende Rolle in Südafrika auf die Dauer zu übernehmen; daß ein Versuch, die holländische Bevölkerung mit Gewalt zu unterwerfen, wahrscheinlich ein vergebliches, in jedem Falle ein schweres und opferreiches Unternehmen sein werde, und daß, um eine Verständigung in Südafrika herbeizuführen, es vor allen Dingen nothwendig sei, sich in England mit den dort herrschenden Verhältnissen und den maßgebenden Persönlichkeiten bekannt zu machen. Wie Mr. Statham sagt, lädt man unbedeutende Häuptlinge ein und bewirthet sie wie Prinzen, man drängt sich um die gewaltigen, an der Börse wie die Pilze in die Höhe geschossenen Finanzgrößen und verehrt sie wie Götter, während man an den wahren Männern des Landes vorbei geht, als wären sie überhaupt nicht vorhanden.

Dem aufmerksamen Leser des Statham'schen Buches — und dasselbe kann Denen, die sich für die südafrikanische Frage interessiren, nicht warm genug empfohlen werden — wird aus dem vorstehenden kurzen Auszuge klar geworden sein, daß es sich bei den Vorgängen der letzten zwanzig Jahre in Südafrika einerseits um die Verwirklichung des kaiserlichen Gedankens durch die Bildung eines einheitlichen Staatenbundes mit überwiegendem Einfluß der Capcolonie gehandelt hat, und daß dieser Gedanke wie die Versuche zu seiner Durchführung im Wesentlichen das Werk der conservativen Regierungen in England und deren Anhänger an Ort und Stelle, d. h. vieler, wenn nicht der meisten Engländer in Südafrika, gewesen sind, während die im Lande geborenen, die Afrikander, ihnen meistens feindlich gegenüber gestanden haben, wenn einige derselben aus der politischen Lage auch manchmal unter augenblicklichem Fallenlassen ihres ursprünglichen und eigentlichen Standpunktes persönliche oder locale Vortheile zu ziehen versucht und verstanden haben. Andererseits zeigen die Vorgänge in Kimberley und Johannesburg, daß das ganze Gebahren der Chartergesellschaft das rücksichtslose Drängen nach Gewinn einer Plutokratie ist, wie man sie sich schamloser kaum vorstellen kann. Daß einzelne der an der Spitze dieser rücksichtslosen Ausbeutung stehenden Männer, namentlich Rhodes, manche der Eigenschaften gezeigt haben, welche die spanischen Conquistadoren und die englischen Eroberer Indiens auszeichneten, erscheint am Ausgang des 19. Jahrhunderts als ein schwer verständlicher Anachronismus. Aber es ist charakteristisch für den Pharisäergeist ganz besonders der Presse Englands, daß man dort die Rhodes'schen Flibustier nicht allein nicht zu bestrafen gewagt hat — denn die verhängten Strafen sind der begangenen That gegenüber einfach lächerlich — sondern ihnen als Trägern eines großen nationalen Gedankens entgegen jubelt und bereit ist, sie auch noch weiter in ihren Ausschreitungen den holländischen Freistaaten wie der eingeborenen Bevölkerung gegenüber zu unterstützen.

Erinnerungen aus der Jugendzeit.

Von

Julius Rodenberg.

[Nachdruck untersagt.]

Ferdinand Freiligrath.

III.

Mit all' diesen Reminiscenzen um mich her war doch nun auch für mich der Tag der Entscheidung gekommen. In der Heimath, die mich nur an Vergangenes erinnerte, war kein Platz mehr für mich, und doch regte sich in mir das tiefe Verlangen nach einem fester umgrenzten Pflichten- und Wirkungskreise, wie die Fremde mir ihn niemals gewähren konnte. Wohin mich wenden? Ich schwankte zwischen Wien, das damals noch von dem ganzen Nimbus seiner alten Herrlichkeit umgeben war, und dem nüchternen, kalten Berlin, wohin mich zwar nicht mein Herz, wohl aber ein unbestimmtes Zukunftsahnen zog. Nirgends hätte man diesen Zwiespalt stärker fühlen können als in Hannover, wo der Hof und Alles, was von ihm ab- oder mit ihm zusammenhing, österreichisch gesinnt war, während der Liberalismus mit seinen preußischen Sympathien immer offener hervortrat. Das Haus, in welchem ich dieser damals noch für vaterlandsfeindlich erachteten, aber mehr und mehr sich ausbreitenden und endlich den Ausschlag gebenden Strömung zuerst begegnet bin, war das des Senators Hermann Schläger in Hannover. Denn zur Zeit des hessischen Verfassungskampfes, der noch in die Regierung König Friedrich Wilhelm's IV. fiel und durch deren Eingreifen nicht eben rühmlich beendet ward, konnte die Sympathie für Preußen nur eine geringe sein. Hier, in Hannover, und nach dem inzwischen erfolgten Hervortreten des Prinzen von Preußen, hatte die Bewegung von vornherein ganz andere, höhere, weitere Ziele sowohl als Aussichten und trug in sich bereits die Keime der deutschen Einheitsbestrebungen.

Das Haus des Senators Schläger, Wallstraße Nr. 1, war immer noch dasselbe, das ich schon aus meinen früheren Hannoverschen Tagen kannte; denn wiewohl niemals ein Mann der Initiative, war er doch eine, man könnte sagen populäre Figur und beliebt bei Alt und Jung. Als Sohn

des im ganzen hannoverschen Lande hochgeehrten Predigers, dessen von den Bürgern der Stadt Hameln ihrem Seelsorger errichtetes Denkmal heute vor der dortigen evangelischen Kirche, der langjährigen Stätte seiner Wirksamkeit steht, hatte Schläger, bei schlichter Religiosität, die liberalen Anschauungen und den thätigen Gemeinsinn seines Vaters geerbt. Zugleich ein Freund der Literatur und der Jugend, mit der gutmüthigen Neigung, ein wenig den Protector beider zu spielen, kam er auch mir jetzt mit all' der ihm eigenen Herzlichkeit entgegen; und in seinen durchaus bescheidenen, altväterisch anheimelnden Räumen habe ich an manchem Abend dieses Winters um den gastlichen Tisch, auf welchem der berühmte hannoversche Kalbsbraten dampfte, mehrere der damals jungen Männer gesehen, deren Namen heute als die von leitenden Staatsmännern im Deutschen Reiche bekannt sind. Keiner von ihnen erregte schon in dieser seiner Anfangszeit größere Hoffnungen, und keiner hat sie nachmals glänzender erfüllt, als Rudolf von Bennigsen, der, Aristokrat von Geburt, sich doch immer, vom Beginn seiner Laufbahn an, zum liberalen Bürgerthum bekannt hat. Zur zweiten Kammer gewählt, war ihm, als hannoverschem Beamten, der Urlaub zum Eintritt verweigert worden, worauf er damit antwortete, daß er den Abschied nahm. Er lebte seitdem als Landwirth auf seinem Gute Bennigsen, am östlichen Abhang des Deisters, an dessen westlichem Fuße meine hessische Heimath liegt, kam aber regelmäßig zu den Kammersitzungen nach Hannover, und hier, in jenem Winter, im Schläger'schen Hause habe ich ihn zuerst gesehen. Der Eindruck, den der Vierunddreißigjährige machte, war in gleichem Grade der des Ernstes und der Vornehmheit, seine Haltung, seine vollendeten Formen ließen keinen Zweifel darüber zu, daß er ein Edelmann, und zwar ein norddeutscher Edelmann sei. Merkwürdig fiel trotzdem eine gewisse Schüchternheit, etwas Befangenes in seinem Wesen auf. Mir schien sogar, als ob er leicht erröthe, wenn man ihn ansprach — er, damals schon der anerkannte Führer der Opposition, der auf der Tribüne seinen Standesgenossen, dem Adel und allen Ministern muthig die Stirne bot, und ein Jahr später, an der Spitze des Nationalvereins, nicht davor zurückschreckte, für einen Augenblick sogar Preußen zu bravíren.

Mehr als zwanzig Jahre nach jenen unvergessenen Winterabenden sollte ich noch einmal, zum letzten Mal, das alte, liebe Haus, Wallstraße Nr. 1, in Hannover betreten. Nach so langer Zeit wollte ich die Grafschaft Schaumburg wiedersehen, die Weser, Rinteln und all' die anderen Heimstätten meiner Jugend; und auf der Fahrt dahin machte ich Rast im Hause des Freundes, der seitdem in Berlin, als Mitglied der beiden parlamentarischen Körperschaften, ein häufiger, immer willkommener Gast bei mir selber gewesen und niemals gegangen war, ohne sich und seine Frau mit dem Segensspruch zu verabschieden:

Daß dieses Haus der liebe Gott behüte,
Und wir bedanken uns für die genoss'ne Güte!

Da war es ein eigener Zufall, daß wir auf dem noch nicht lange zuvor eröffneten Altenbekener Bahnhof, wohin Schläger mir das Geleite gab,

Rudolf von Bennigsen trafen. Er wollte denselben Zug benützen, der, an seinem Gute vorüber, nach der Weser fährt. Es war ein dunkler, nebliger Herbstnachmittag, unter dem Alles verschleiert lag, das Brachfeld, der Wald, die Höhenzüge. Langsam ging der Nebel in die Dämmerung über. — Bennigsen's kleines Schloß erschien, der Zug hielt einen Moment und er stieg aus, und wie die hohe, ritterliche Gestalt sicher und fest auf dem eigenen Grund und Boden dem Abend entgegenschritt, war er das Bild des Mannes, der Gunst und Ungunst des Wetters erfahren und beiden Stand gehalten hat. Vier Wochen noch, und er, der zwölf Jahre lang dem Abgeordnetenhause präsidirt hatte, ward nicht wieder gewählt, — ein Zeichen, daß die Freiheit, wie er sie meinte, im Niedergange begriffen und Rudolf von Bennigsen, der kurz zuvor (1877) das von Bismarck ihm angebotene Finanzministerium und die Vicekanzlerschaft abgelehnt hatte, nicht der Mann sei, für ein Portefeuille seine Ueberzeugung zu opfern.

Aber das Alles ruhte noch im Schoße der Zukunft, als aus jenen Kämpfen in der Hannover'schen Kammer der spätere Führer der nationalliberalen Partei sich emporhob. Die Lage war noch weit davon entfernt, eine klare zu sein. Noch einmal, nach jener verhängnißvollen Neujahrsrede Napoleon's III. am 1. Januar 1859, erwachte die Sympathie für Oesterreich auch in Norddeutschland, ja sie schwoll — durch die Presse, durch die Volksversammlungen, durch die Gesänge patriotischer Dichter genährt — zu einem wahren Sturme der Begeisterung an, als sich die Möglichkeit eines Krieges um den Rhein mit hineinmischte. Brausenden Beifall entfesselte jedes Mal die Stelle in Putlitzen's damals eben über alle deutschen Bühnen gehenden „Testament des Großen Kurfürsten", in welchem es heißt, daß Preußen Deutschlands Schwert und Oesterreich Deutschlands Schild sein solle. Nicht lange, so machte Preußen selbst seine gesammte Armee mobil, mit dem Prinz-Regenten als Bundesfeldherrn an der Spitze — wir erlebten damals gleichsam den Schein dessen, was sich elf Jahre später wirklich begab. Aber wie viel innere Gegensätze mußten noch ausgeglichen werden bis dahin, wo Freiligrath wieder unter uns sein und ganz Deutschland in sein „Hurrah Germania!" begeistert einstimmen konnte!

Der Weihnachtsbrief, den er mir in jenem Winter nach Hannover schrieb, war aus einer anderen Tonart. Mit einem gemalten Kranz von Holly und Mistletoe — der rothbeerigen Walddistel und der grünen Mistel — verziert, um den die Worte standen: „A merry Christmas and a happy New-year", begann er heiter und harmlos mit einer Anspielung auf die englische Sitte, daß man jedes Mädchen küssen darf, das sich unter dem von der Zimmerdecke herabhängenden Mistletoebüschel haschen läßt.

Unter oben schwebendem Mistletoe, theurer Freund, mögen Sie sich zu dieser heiligen Zeit irgendwo von hübschem Munde einen Kuß erobern! Meinen besten Segen dazu!

Die „Kölnische Zeitung", Furchthäsin, wie sie ist, hat meine Strophen auf die Kinkel, allerdings unter Selbstcensur *verstümmelt*, abgedruckt, und es schmerzt mich fast, o Freund und Dichter, daß Sie das nicht „bemerkt" haben (wo Sie doch sonst sogar den Stern des Lootsenschiffes fern im Meer „bemerken"). Beifolgend

ein Exemplar des vollständigen Gedichtes, was Ihnen, mit herzlichem Dank für Ihren lieben Düsseldorfer Brief, längst, längst hätte zufliegen sollen, wenn ich nicht ein geplagter Bankmensch und unverbesserlicher Cunctator wäre. Haben Sie Nachsicht, bitte, und verpflichten Sie mich durch die Ausführung Ihres freundlichen Vorsatzes: die Strophen in Westermann's Heften unverkürzt zu veröffentlichen!

Das Gedicht, bei aller Weichheit, hoffe ich, macht doch gewissermaßen Front gegen die leidige Amnestiewüthigkeit, die sich im Hinblick auf das bevorstehende Berliner Ereigniß eines großen Theils der Emigranten bemächtigt hat. Die Selbstcensur der Kölnischen sagt am besten, daß ich recht habe. Der Revolutionär kann sich einstweilen nirgendwo mit Anstand begraben lassen als im Exil!

Wie froh bin ich, daß ich nichts in den Schädlichen M.-A.[1]) gestiftet habe! In den dem Pr. v. Pr. gewidmeten!

Gott mit Ihnen, lieber Freund!

Mit treuem Handschlag Ihr F. Fr.

Miß Procter (die Tochter Barry Cornwall's) hat die Strophen ins Englische übersetzt. Ich sende Ihnen ehestens einen Abdruck.

In diesen Zeilen wird man eine gewisse Bitterkeit, wie sie sich noch in keinem der früheren Briefe Freiligrath's an mich ausgesprochen hatte, nicht verkennen. Es klang auch vielleicht ein leiser Vorwurf gegen mich hindurch. Denn in dem von Christian Schad herausgegebenen Musenalmanach — dem „Schädlichen", wie Freiligrath, ein Wort unseres Freundes Deutsch adoptirend, ihn spöttisch nannte — fand sich ein Gedicht von mir — „Meeresgruß (an einen deutschen Fürsten in Ostende)"[2]) — das bereits im Herbst 1857 entstanden war, kurz bevor der Prinz von Preußen die Stellvertretung für seinen erkrankten königlichen Bruder übernommen hatte. Wie jedes Jahr war er auch in diesem nach Ostende gekommen, und dort sah ich den von keinem anderen Badegast sich äußerlich unterscheidenden, aber ungemein rüstigen Sechziger in bürgerlicher Kleidung und nur begleitet von seinem Correspondenz-Secretär, dem Geheimen Hofrath Bork, manchmal weit hinaus am Strande des Meeres hinschreiten, und manchmal bin ich ihm dann mit den Blicken aus der Ferne gefolgt. Da war mir, als ob die Wogen der drei großen deutschen Ströme, Rhein, Weser und Elbe, die sich in diesem Meere begegnen und mischen, ihn auf seinem einsamen Gange grüßten, als ob in ihrem dumpfen, bald zornigen, bald klagenden Brausen etwas enthalten sei von dem Groll, dem Hoffen und Sehnen des deutschen Volkes selber. Und er hat sie gewiß gehört, diese damals noch so verworrenen Stimmen, und sicher geführt durch sein Pflichtgefühl und seine leutselige Milde, den rechten Weg gefunden zur Größe des Vaterlandes, zur Liebe der Nation und zur Versöhnung auch derer ihrer Söhne, die jetzt noch, Ausgestoßenen gleich, in der Verbannung weilten. Freiligrath, obwohl er selbst jede Betheiligung an jenem Musenalmanach

[1]) Musen-Almanach: die Widmung lautete: „Seiner Königlichen Hoheit dem Regenten Prinz von Preußen". Dieser Jahrgang war als eine große poetische Huldigung für den Prinz-Regenten gedacht, zu der so ziemlich alle damals lebenden Dichter aus allen deutschen Gauen beigesteuert hatten: auch Gottfried Kinkel war darin mit vier Gedichten vertreten. Der Einzige, welcher fehlte, war Freiligrath.

[2]) „Deutscher Musenalmanach". Herausgegeben von Christian Schad. Neunter Jahrgang. Würzburg, Stahel'sche Buchhandlung. 1859. S. 437.

abgelehnt, hatte doch keinen Augenblick ernstlich daran gedacht, mir das Gedicht übel zu deuten, das seiner eigenen politischen Haltung so wenig entsprach. Im Gegentheil, aus dem zunächst folgenden Schreiben wird man erkennen, wie sein gutes, treues Herz ihm nicht eher Ruhe ließ, bis er auch den leisen Vorwurf, den er mir, wohl unter dem ersten Eindruck, in dem vorangegangenen Weihnachtsbrief gemacht, wieder abgemildert und der etwas ironischen Parenthese durch einen Scherz auf sich selber jede Spur von Schärfe genommen hatte. Die Anspielung nämlich, daß ich die Verstümmelung seines Gedichtes auf die Kinkel nicht „bemerkt" habe, „wo Sie doch sonst sogar den Stern des Lootsenschiffers fern im Meere ‚bemerken'", bezog sich auf die beiden Verse meines Gedichtes:

Auch den Stern des Lootsenschiffes tief im Meer konnt' ich bemerken,
Und bald sichtbar, bald verschwindend, fern den Leuchtthurm von Dünkerken . . .

Miß Adelaide Anne Procter, die Freiligrath's Gedicht „Nach Johanna Kinkel's Begräbniß" übersetzt hatte[1]), war die Tochter des unter seinem Pseudonym Barry Cornwall mehr als seinem eigentlichen Namen Bryan Walter Procter bekannten englischen Dichters. Sie war das Jahr zuvor (1858) mit einem Bändchen: „Legends and Lyrics", das sie rasch berühmt machte, durch Charles Dickens in die Literatur eingeführt worden und ist jung (1864) gestorben. Daß sie sich in der Kunst des Uebersetzens mit Freiligrath nicht messen konnte, nimmt nicht Wunder; denn wer hätte das vermocht? Allerdings jedoch sind ihre Verse besonders matt, wenn man sie mit denen des Originals vergleicht.

18. Januar 1859.

Hier, mein theurer Freund, schicke ich Ihnen endlich die Uebersetzung des Liedes durch Miß Procter. Sie ist im Ganzen wohlgelungen, wenn mir auch im Einzelnen mancherlei banale Redensarten, die das Original nicht hat (so z. B. das „in trembling dread"[2]), das „with grief and anguish dim"[3]) und andere) nicht gefallen wollen. Auch der Wohlklang ist beeinträchtigt worden durch die Adoption des durchgehenden männlichen Reims, statt der alternirenden männlichen und weiblichen Reime des Originals. Mais que faire? In der Hauptsache, wie gesagt, ist die Nachbildung ganz hübsch, und ich habe alle Ursache, der schönen Uebersetzerin für ihre Bemühung dankbar zu sein.

Meinen Weihnachtszettel haben Sie hoffentlich erhalten und mir meine unmaßgebliche Bemerkung des Lootsenschiffes nicht übel genommen. Ich weiß nicht, warum mir das „Bemerken" in Ihrem schönen Gedicht so komisch auffiel, aber ich glaube wirklich, das Wort ist zu prosaisch für sonst so schwungvolle Verse. Never mind! In meinem Liede „Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren" heißt es irgendwo:

---

[1]) Es ist abgedruckt in den „Poems from the German of Ferdinand Freiligrath", p. 232: „On the Death of Johanna Kinkel".

[2]) Und leise zitterte die Hand — One friendly hand, in trembling dread,
Des Freundes, die bewegte, — A last sad homage paid —
Die auf den Sarg das rothe Band, — Upon the bier a ribbon red,
Den grünen Lorbeer legte. — And wreath of laurel laid.

[3]) Und auf von hier zum selben Bronn — And to the self-same shining skies
Des gold'nen Lichtes droben — Whose light was dear to him,
Hat Sidney, jener Algernon, — The patriot Sidney raised his eyes
Sein brechend Aug' erhoben . . . — With grief and anguish dim.

„Ha, Männer, denen glüh'nd wie meines." Dieses „Ha!" findet sich in der Editio princeps meiner Verse (1838) nicht. Statt dessen figurirt da das schnöde, erzprosaisch resumirende Wörtlein „Kurz!" Wahrhaftig: — „Kurz, Männer, denen glüh'nd wie meines, In heißen Schädeln brennt das Hirn!" [1]) Und wissen Sie, wer mich mit der Nase unbarmherzig auf dieses „kurz" gestoßen hat? Moriz Carriere! So schlafen wir Homere zuweilen. Und so denn auch nichts für ungut von wegen des „Bemerkens"!

Alles Neue aus London wird Ihnen Freund Deutsch, der treue Referent, geschrieben haben. Darf Kinkel's „Hermann" (antediluvianischer Titel!) frei bei Ihnen einpassiren? Das Blatt scheint gut zu werden.

In meinem Hause, Gottlob und unberufen, wie wir Abergläubischen sagen, steht Alles wohl. Auch Sie, hoffen wir, sind wohlauf und schaffen! Lassen Sie doch wieder einmal von sich hören!

Mit treuem Handschlag Ihr F. Fr.

Die von Gottfried Kinkel begründete deutsche Wochenschrift „Hermann" besteht heute noch in allen Ehren; sie vertritt jetzt, da wir Alle, die wir Deutsche sind, uns auch als Deutsche fühlen, unsere nationalen Interessen in freisinniger Richtung, und in sehr würdiger Weise. Doch in seiner ersten Zeit übte der „Hermann" herbe Kritik an den heimischen Verhältnissen, an Preußen und seinem Regenten, der doch von der Vorsehung dazu auserkoren war, sie alle der Heimath wieder zu geben — auch Gottfried Kinkel, den zu lebenslanger Haft Verurtheilten, und Ferdinand Freiligrath, den wegen „Complotts zum Umsturz der Staatsregierung und Aufforderung zur Empörung" Angeklagten.

Aber ein schwerer Weg durch den Verfassungsconflict und den Bruderkrieg von 1866 mußte noch zurückgelegt werden, ehe das Gewölk sich lichtete und das hehre Ziel klar vor Aller Augen stand. Bis zu diesem Momente der entscheidenden That lag es drückend auf den Gemüthern, man fühlte den Riß, der durch das Herz Deutschlands ging, und als er endlich kam, der Mann, der ihn heilen sollte, empfing ihn das allgemeine Mißtrauen. Destoweniger war zu verwundern, daß Diejenigen, die den vaterländischen Verhältnissen längst fremd geworden, sich unwillig abwandten; in anderen Anschauungen gereift, hofften sie nichts mehr, sahen in Preußen lediglich den Militärstaat und in dem Prinzen, der jetzt an seine Spitze getreten war, nur den Soldaten, der einst mit eiserner Faust im badischen Feldzug die Revolution zu Boden geworfen hatte. Wir, mehr in der Nähe, lernten ihn bald besser kennen, sein schlichtes, gerades, allem eitlen Prunk abholdes Wesen, seine von jeder mystischen Beimischung freie, dagegen von echter Toleranz durchdrungene Religiosität, seine humane Gesinnung, seinen gesunden Menschenverstand, seine rührende Gewissenhaftigkeit und seinen hohen Begriff von der überkommenen Herrscherpflicht, der sich vor Allem in der größten seiner Eigenschaften äußerte, der nämlich, seine Person und seine persönlichen Neigungen den politischen Nothwendigkeiten unterzuordnen, auch wenn es ihm noch so schwer ward. Erst in den gewaltigen Ereignissen seiner

[1]) Man wird die ganze Komik der Situation verstehen, auf die Freiligrath hier anspielt, wenn man sich erinnern will, daß er in dem bekannten Gedichte sich als Hörer Nomaden wünscht, deren Eigenschaften er in vier Strophen schildert, um dann mit jenem „kurz" in der fünften „resumirend" zu schließen.

späteren Regierungszeit hat sein Charakter sich ganz zeigen können; doch auch vorher schon, in dem Schwanken der öffentlichen Meinung, hat man an ihm und seinem ehrlichen, guten Willen niemals ernsthaft gezweifelt, und aus den kleineren norddeutschen Staaten, in denen jede freiere Regung unterdrückt oder verfolgt ward, wandte der Blick sich gern nach Preußen und zu seinem Regenten. Man hatte, wiewohl noch durch viele Schlagbäume getrennt, doch schon ein Gefühl innerer Zusammengehörigkeit, fast ein Familiengefühl, das sich außerordentlich stark manifestirte bei Gelegenheit dessen, was Freiligrath in dem obigen Brief „das bevorstehende Berliner Ereigniß" nannte: es war die Geburt des Prinzen, der heute Kaiser Wilhelm II. ist, und in dem stillen Poetenstübchen zu Hannover fand der Jubel einen Widerhall, der von Berlin herüber zu brausen schien: „Der Prinz ist da! Der Prinz ist da!"

Du kamest just zur rechten Zeit — noch in der Wolke ruht der Blitz —
So leuchte denn durchs Sturmgewölk, Du jüngster Sohn des Alten Fritz.
Ja, wie die Liebe leuchte sanft, Du Nachkomm' jener Königin,
Die einst in Königsberg geweint — ein Stern der Gnade zieh' dahin.
Dem Volke, das Dich froh empfängt, sei einer schönen Zukunft Keim,
Und Jeden, der noch draußen irrt, im fremden Lande, ruf' ihn heim.
O ruf' ihn heim und sag' ihm dies: nach Jahren, voll von Leid und Schmerz,
Ist nun das Vaterland versöhnt und drückt auch Dich, auch Dich ans Herz! . . .

Die Amnestie kam erst zwei Jahre später, bei der Thronbesteigung König Wilhelm's am 12. Januar 1861, und die meisten Flüchtlinge folgten ihr; viele von denen, die ich in London kennen gelernt hatte, sah ich nun wieder in Berlin. Aber Freiligrath blieb im Exil; „er wollte durch ein Gesetz, nicht durch Fürstengnade zurückgeführt sein ins Vaterland" [1]).

Mich indessen hielt nichts mehr in Hannover; und dennoch, wer beschreibt das Gefühl der Oede, mit dem ich am Morgen des 1. März 1859 in Berlin erwachte? Wohl war es dasselbe Berlin, das ich fünf Jahre zuvor als junger Student verlassen, es waren dieselben Straßen, dieselben Häuser und fast dieselben Menschen. Aber wie klein und armselig kam mir Alles vor im Vergleich zu der Größe, der Pracht und dem Reichthum von London; lang und langweilig wie die Friedrichstraße — durch die ein einziger Omnibus in Abständen von einer viertel oder halben Stunde fuhr — erschien mir dies ganze Berlin, und vor dem Glanz von Regentstreet und Piccadilly schrumpften selbst die Linden zusammen. Am liebsten, wenn ich nur recht gewußt hätte wohin, wäre ich gleich wieder gegangen. Keine Stimme meines Innern sagte mir voraus, daß ich gerade hier Wurzel fassen und nach der verlorenen Heimath eine neue finden solle.

Das Haus, in das ich zuerst zog, war eigentlich gar kein Haus nach heutigem Begriff, es sah vielmehr einer jener hüttenartigen Wohnstätten gleich, wie man sie jetzt noch in den märkischen kleinen Städten und Dörfern findet. Es stand in der Kanonier-, mit dem Blick auf die Jägerstraße; war einstöckig, hatte nur zwei bewohnbare Zimmer, zu denen aus dem mit einem Lehmboden versehenen, stets dunklen Flur eine schmale Holztreppe hinan-

[1]) Buchner a. a. O., Bd. II, S. 295.

führte, die Hausthür klaffte sowohl oben, als unten, neben ihr hing ein rostiger Klingelzug, und bis dicht an die fünf Frontfenster reichte das spitze Dach, wie ein über die Stirne tief herabgedrückter Hut. Hinter den Zimmern, von denen das dem meinen gegenüberliegende an einen mir bald zum freundlichen Nachbarn gewordenen Musiker vermiethet war, lag ein völlig licht- und luftloser Raum zum Schlafen. Schön war sie nicht, diese Wohnung, und doch hab' ich mich allmälig auch an sie gewöhnt und schließlich noch manche gute Stunde mit manchem guten Kameraden darin verlebt.

Nicht weit entfernt stand das alte, patricische Haus in der Mauerstraße, das, in welchem Varnhagen gelebt hatte und gestorben war. Noch einmal ging ich durch die hohen, mir so lieben und wohlbekannten Räume, sie standen augenblicklich leer, da Ludmilla jüngst in ein kleineres, moderneres Quartier, nach der Potsdamerstraße, verzogen war. Sie gab auch dort noch ihre Cafés, aber ein neuer Kreis hatte sich um sie gebildet, in dem Lassalle und die Gräfin Hatzfeldt die dominirenden Persönlichkeiten waren. Sie hatte nichts von ihrer früheren Freundlichkeit gegen mich verloren, wiewohl ihr selber seit des Onkels Tode der feste Halt, ja der Boden unter den Füßen entschwunden zu sein schien, wie sie denn auch nicht lange darauf Berlin verließ, um sich in Florenz ein neues Heim zu begründen. Ein paarmal noch fand ich mich bei ihren Cafés ein; aber viele von den Alten fehlten, und der jetzt hier herrschende Ton sprach mich nicht an. Es konnte mir wenig gefallen, zu beobachten, mit welch' faunenhaftem Blick der mir überhaupt sehr unsympathische Lassalle, der obendrein beim Sprechen mit der Zunge anstieß, sich um die hier anwesenden jungen Damen hermachte; und ebensowenig war es nach meinem Geschmack, wenn zum Beschluß dieser Cafés, nachdem die Meisten gegangen und nur die Intimen noch geblieben waren, die Gräfin Hatzfeldt eine lange Cigarrendose aus der Tasche ihres Kleides hervorholte und sie mit den Worten: „Jetzt sind wir Männer unter uns" circuliren ließ. Es war ein starker Tabak, der da geraucht ward, und in Allem das Gegentheil von dem, was einst in den Varnhagen'schen Cafés Sitte gewesen.

Eine frischere, jugendfrohere, mir in jedem Betracht angenehmere Gesellschaft pflegte sich um diese Zeit bei Frau von Treskow zusammenzufinden, in einer Hof- oder Gartenwohnung hinten heraus, aber mit einem Blick in das Baumgrün des herrlichen, alten Schloßparkes, der sich damals von dem Voß'schen Palais in der Wilhelmstraße über Alles, was heute die Voßstraße heißt, bis hierher erstreckte. Hier, in diesen einfachen, aber höchst geschmackvoll eingerichteten Hinterzimmern, in denen zwei kunstsinnige Prinzen des Königlichen Hauses häufige Gäste waren, sah man auch noch einige versprengte Reste der alten Varnhagen'schen Cafés. Es war fast, als ob diese hier ihre Fortsetzung oder ihr Ende finden sollten. Denn was diesem Kreise seinen vorzüglichen Reiz verlieh, war doch, daß hier eine neue Generation sich traf; daß um die selbst als Greisin nicht alternde Frau von Treskow sich eine Corona der liebenswürdigsten jungen Damen reihte, die Tochter des Hauses und ihre Freundinnen, jede charakteristisch in ihrer Art und alle sprühend von Lebenslust und Humor, Blondinen und Brünetten, und junge

Maler, junge Musiker, junge Schriftsteller in ihrem Gefolge. Hier zuerst bin ich Karl Frenzel begegnet, und hier, aus so glücklichen Verhältnissen erwuchs eine Freundschaft, die dieses Haus, diese Zeit und fast Alles überdauert hat, was sie so schön und uns so unvergeßlich gemacht.

Als es mir in der Kanonierstraße nun endlich doch zu warm und zu dumpf ward, nahm ich mir eine Sommerwohnung „mitten auf dem platten Lande, unter Kornfeldern, und doch nur 12—14 Minuten von der Stadt entfernt." Was ich als ein solches Ideal meiner Mutter beschrieb, war in der That ein wirkliches Bauernhaus, das die Bezeichnung „Alt-Schöneberger Feld Nr. 38a" trug und ungefähr in der Gegend des heutigen Nollendorfplatzes lag, mit jenen Kornfeldern ringsum, wo heute die Motz-, die Kleist- und die Maaßenstraße sind. In diesem einsamen Hause, das wir unser „Tusculum" nannten, und das hinten auf einen Kuhstall, vorn, über einen Sandweg hin, in einen verwilderten Garten blickte, führte ich ein paradiesisches Leben. Früh Morgens, von sechs Uhr ab, saß ich schon bei der Arbeit, schreibend an meinem Buch, den Tisch vor mir bedeckt mit all' den Büchern, Blättern und Bildern, die ich mir aus London mitgebracht; und manchmal, am Nachmittag, kamen die Freundinnen und Freunde heraus zu den neuen tusculanischen Unterhaltungen. Waren sie nicht golden, diese Morgenstunden am Schreibtisch, wenn ich weit, weit weg von hier auf meine ferne Insel, nach Irland, unter die Ruinen und hohen Berge flüchten durfte? Doch auch diese waren schön, wenn wir zusammen, die jungen Damen in ihren hellen, blauen und weißen Sommergewändern, dem Abendroth entgegen, ins Feld wanderten, Blumen pflückend, lachend, scherzend und alle mit einander schwärmend, für England, für Dickens und Thomas Moore!

Mit dem nahenden Herbste zog ich in die Stadt zurück, und um diese Zeit erhielt ich endlich einmal nach längerer Pause wieder eine Zeile meines theuren Ferdinand Freiligrath.

3. October 1859.

Lieber Freund!

Erlauben Sie, daß ich Ihnen im Ueberbringer den jungen irischen Dichter Allingham vorstelle und zu einer recht freundlichen Aufnahme aufs Allerangelegentlichste empfehle.

Wie geht es Ihnen? Was macht die Muse? Und was unser Wörterbuch? Ich habe Ihnen vor Kurzem die letzten vier Bände meiner amerikanischen Ausgabe (durch Rümpler) zugeschickt.

Seien Sie aufs Herzlichste gegrüßt von Ihrem treu ergebenen
F. Freiligrath.

William Allingham, der eben damals angefangen hatte, sich bekannt zu machen und jetzt, auch längst schon todt, zu den besten der späteren Victorianischen Dichter aus dem Rossetti'schen Kreise gerechnet wird, war von jeher ernster Natur und zeigte schon durch das Aeußere seiner Erscheinung, dunkles Auge, dunkles Haar und etwas ins Dunkle schattirte Gesichtsfarbe, seinen Ursprung an. Als ein Irländer aus Ballyshannon, war er mir in diesem Augenblick ganz besonders willkommen, und durch mich eingeführt, ward er bald mit dem ganzen Kreise bekannt, dessen Vorliebe für englische Literatur ihm

freundlich entgegenkam. Er hatte sich in einem Hôtel der Burgstraße, gegenüber dem alten Hohenzollernschloß, einquartirt und zwar, wie er mir sagte, nur deshalb, um dieses Schloß immer vor Augen zu haben. Denn er war hervorgegangen aus der Schule der Carlyle'schen Heldenverehrung und erfüllt von Bewunderung für den großen Preußenkönig, an dessen Geschichte der Philosoph von Chelsea damals noch schrieb. Unter dieser gleichsam von England her reflectirten Beleuchtung mein eigenes Berlin zu sehen, übte doch auf mich einen starken Eindruck; und mit anderen Augen als sonst, durch den Fremden aufmerksam gemacht, blickte nun auch ich aus seinem Parterrestübchen manchmal hinüber zu dem mittelalterlichen Gemäuer, grünlich angelaufen von dem Wasser der Spree, das still und langsam an ihm vorbeifließt.

Noch immer, wie zu meiner Studentenzeit, stand das Schloß öde, die hohen Flügelthüren geschlossen, die Fenster verhängt. Doch nicht ganz mehr war Berlin von seinem Herrscherhaus verlassen; in dem mehr einem vornehmen Privathaus, als fürstlichem Schloß ähnelnden Palais Ecke der Linden und des Platzes am Opernhaus residirte jetzt der Prinz-Regent, und wenngleich die rechte Freudigkeit noch nicht aufkommen wollte, ließ doch der Geist der neuen Aera, die von dort ausging, sich überall verspüren. Entgegen der bisherigen Unsicherheit der öffentlichen Zustände konnte man die festere Hand und ein würdiges Auftreten des Regenten nicht verkennen; ein gemäßigt liberales Ministerium umgab ihn, und wenngleich er eine vorsichtige Zurückhaltung beobachtete, hegte doch Niemand Zweifel an seiner nationalen Gesinnung. Zwar verstummt war der Donner der Kanonen, der während der ersten Sommertage manchmal dumpf herübergehallt vom Tempelhofer Felde, wo die mobil gemachten Regimenter im Feuer exercirt hatten. Die Jahre des Mißtrauens und der Verbitterung gegen den, der jetzt Regent war, standen noch bevor, und verhüllt lag der Weg, auf dem er durch den traurigen Verfassungsconflict zu den großen und providentiellen Aufgaben seines Lebens hindurchschritt. Aber je mehr, bis zur endlichen Katastrophe, der Gegensatz sich steigerte, der Deutschland in die beiden feindlichen Lager Preußen und Oesterreich zerspaltete, desto stärker, desto leidenschaftlicher ward im Herzen des deutschen Volkes selbst die Sehnsucht nach Einheit, und zu keiner Zeit hat sie sich in einer imposanteren Kundgebung ausgesprochen, als in eben diesem Herbste 1859, bei Gelegenheit der Feier des Dichters, den wir vor allen anderen unseren nationalen nennen und vor allen anderen als solchen lieben. Wer ihn nicht mit erlebt hat, diesen Tag der Schillerfeier, der Wiederkehr seines hundertjährigen Geburtstages, der wird auch nicht nachempfinden können, wie groß dieser Moment und wie gewaltig die Macht des Dichters über Millionen seiner Landsleute war — über Millionen, durch inneren Hader voneinander gerissen, Deutschland entfremdet und in allen Theilen der Welt verstreut. In diesem Dichter, in Schiller, fanden sie sich alle wieder zusammen, in ihm war ihrer Aller ideales Vaterland; über die Misere des Tages und die Kläglichkeit trug sein freier Geist sie hinaus, und aus seinem Wort: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern" klang ihnen eine Verheißung der Zukunft.

An diesem 10. November ward, auf Beschluß des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung von Berlin, unter Betheiligung der höchsten Staatsbehörden, der Universität, der höheren Unterrichtsanstalten und der Gewerke, in feierlicher Weise auf dem Platze vor dem Schauspielhause der Grundstein zu dem Schillerdenkmal gelegt, unter so viel militärischen Standbildern das erste, das in dieser Stadt einem deutschen Dichter errichtet werden sollte; und an demselben Tag erschien an der Spitze der Berliner Zeitungen das folgende Patent:

Im Namen Seiner Majestät des Königs!
Wir, Wilhelm, von Gottes Gnaden Prinz von Preußen,
Regent, thun kund und fügen hiermit zu wissen:

Die hundertjährige Geburtstagfeier Friedrich's von Schiller hat in Uns den Wunsch hervorgerufen, das Andenken des großen Dichters durch eine zur Förderung des geistigen Lebens in Deutschland geeignete Stiftung zu ehren. Deshalb haben Wir beschlossen:

Für das beste in dem Zeitraum von je drei Jahren hervorgetretene Werk der deutschen dramatischen Dichtkunst einen Preis . . . zu bestimmen ꝛc. ꝛc.

Und zur selben Zeit, an demselben Tag erbrauste fern überm Meer, in Philadelphia, und fand ein Echo durch alle Städte der Union, wo nur Deutsche wohnten, der Festgesang, den Freiligrath für sie gedichtet:

Der fernen Heimath wandellos zu eigen,
Die frei'ste Vorhut, die ihr Banner schwingt,
So steh'n wir in dem großen deutschen Reigen,
Der jubelnd heut' sich um die Erde schlingt!

Und abermals an demselben Tage, von Tausenden gesungen, füllte Freiligrath's „Festlied der Deutschen in London" die weiten Räume des Krystallpalastes von Sydenham:

Steht auf, er naht, er neigt sich uns'ren Bitten!
Stolz vom Olymp kommt er geschritten —
Die Stirne glüht, die Locke fließt!
Sei, Friedrich Schiller, uns gegrüßt,
Gegrüßt, gegrüßt, gegrüßt
Dreimal und tausendmal gegrüßt,
Uns, Deinen Deutschen bei den Britten!

„Ich wollte, Deine Augen hätten's gesehen", schrieb mir über dieses Londoner Schiller-Fest mein Freund Deutsch — „es war ein colossales Stück Poesie. Der Krystallpalast, von der Fackellohe angeglüht, die Bassins die Feuer zurückstrahlend, die weißen Marmorbilder halb in blauen Flammen stehend, die Wasser hoch aufrauschend und in Funkencascaden niederstürzend, und über dies Alles hin urplötzlich der tausend- und tausendstimmige Chor — wahrhaftig, es war schön, und ich will an den Abend denken als eines deutschen im wüsten Nebelreich."

Wir aber, die wir aus diesem überwältigenden Zusammentreffen aller Hoffnungen und aller Wünsche, wenn es auch nur einen Augenblick dauerte, deutlicher, lauter und stärker als je die Stimme zu vernehmen meinten, die von wirklicher Wiedervereinigung und wirklicher Versöhnung sprach: wir hatten uns ein kleines Schillerfest in partibus ausgedacht, das in einem be-

kannten, heute nicht mehr existirenden Hôtel der Französischen Straße gefeiert werden sollte. Wir entboten dazu die jungen Damen und Herren jenes oben geschilderten Kreises, einige ältere gleichgesinnte Freunde schlossen sich uns an, und als besondere Weihe hatt' ich mir von Freiligrath sein Londoner Festgedicht erbeten. Darauf bezieht sich der folgende Brief von ihm:

5. November 1859.

Hier, lieber Freund, haben Sie, Ihrem Wunsche gemäß, mein Londoner Festlied. Von dem amerikanischen hab' ich noch keine gedruckten Exemplare von drüben erhalten. Vielleicht, wenn ich die Zeit herausschlagen kann, mach' ich Ihnen vor dem 10. noch eine Abschrift und schicke sie Ihnen nächsten Montag. Die anliegende Cantate bitte ich Sie, vorläufig nur privat benutzen zu wollen. Ich schicke einige tausend Exemplare (auf stärkerem Papier) nach Leipzig zum Vertrieb nach Deutschland und möchte deren Absatz des auf der Rückseite des Titels angedeuteten Zweckes willen [1]) nicht gern durch sonstige verfrühte Publication gefährdet sehen. Es wird sich freilich kaum vermeiden lassen, daß das Gedicht in den Zeitungen gedruckt wird.

Was sagen Sie zu der Vignette, die mir einige prosaische Bemerkungen zum Frommen der Schwachen und Unwissenden erspart? Meine Erfindung! Ich thue mir fast mehr darauf zu gute als auf das Lied — das ich Ihrer besten Nachsicht empfohlen haben will.

Meinen besten Dank für die freundliche Aufnahme, die Sie Allingham gegönnt haben. Er hat mir viel von Ihnen erzählt und denkt Ihrer mit Liebe. Er war die letzten Tage krank, und reist heute wieder ab nach Ballyshannon. Das Unwohlsein des Aermsten hat ihn auch verhindert, Deutsch zu besuchen. Vorigen Sonntag, als ich beide Freunde zu mir geladen hatte, war Deutsch krank. So haben sich die Beiden einstweilen nicht gesehen.

Die vier Newyorker Bände sind für Sie an Rümpler (durch Brockhaus) abgegangen. Sie müssen also wohl in Hannover liegen. Schreiben Sie darum, damit sie nicht in einer Ecke verfaulen und vergessen werden.

Auf Ihr Buch freue ich mich von ganzem Herzen!

Und nun ein fröhliches Glückauf zum Feste unseres geliebtesten Dichters — Ihnen und den Ihnen Verbundenen!

Von Herzen Ihr F. Fr.

Pauer's [2]) Composition ist sehr gelungen. Die Enthüllungsstrophe: „Gegrüßt, gegrüßt!" hätte ich feuriger, stürmischer gewünscht.

Die Vignette, von der Freiligrath hier spricht, findet sich wieder in der Gesammtausgabe seiner Gedichte (Bd. II, S. 249): von einem Lorbeerkranz umrahmt und unter der Jahreszahl „1759" stehen drei Sterne, darunter die Namen: Schiller, Burns, Händel — dieser Drei, von denen der Letzte in demselben Jahre starb, in welchem die beiden Anderen geboren wurden:

Des Einen Wiege stand im Schottenland,
Umrauscht von Haidekraut und Ginster;
Des andern Knaben Wiege stand,
Von Wein umrankt, am Neckarstrand —
Des Alten Sarg stand in Westminster!

[1]) Der Ertrag war für die Schiller-Stiftung bestimmt.

[2]) Ernst Pauer, der, geboren zu Wien 1826 und seit 1851 in London, lange Zeit im Mittelpunkt des dortigen Musiklebens stand, hatte das Festlied componirt.

In Englands Ruhmeshaus! Vor hundert Jahren! —
O sei gegrüßt in Deiner wunderbaren,
In Deiner hochhin zieh'nden Sterne Schein!
Jahr, drin die Genien flammend sich begegnen,
Laß Achtzehnhundertfünfzignenn Dich segnen,
Jahr Siebzehnhundertfünfzignenn!

So nahte das inhaltreiche Jahr seinem Ende; mein Verhältniß zu Berlin schien ein dauerndes geworden, ich hatte Freunde, Förderer, Beschäftigung vollauf gefunden und wünschte mir nichts Besseres, als hier mein festes Heim zu haben, aber in jedem Sommer dem Zuge meines Herzens nach England, nach London folgen zu dürfen. Und also geschah's noch drei Jahre lang; zuerst wieder in den schönen Julitagen 1860 brach ich auf, verlebte vier herrliche Wochen unter den Blumen und epheuumsponnenen Bäumen der Normannischen Inseln, in den schattigen Heckenwegen von Pontac auf Jersey, stand lange vor dem auf hohem Fels gelegenen Hause Victor Hugo's — auch eines Verbannten — in St. Peter's Port auf Guernsey, hatte die stürmischste Seefahrt, die ich jemals gemacht, von da nach Plymouth und war Anfangs September zum dritten Mal in London. Von der Glückseligkeit, mit der ich es wiedersah, die bekannten alten Wege wandelnd, und doch mit einer Art froher Ungeduld an jedem Tag auf etwas Neues, Unvorhergesehenes wartend, wie vor zwei, wie vor vier Jahren — davon will ich schweigen. Wie könnt' ich es auch beschreiben? Noch war eine Fahrt nach London für mich eine Fahrt in das Reich der Dichtung, in welchem ich Alles wieder fand, was doch in Wirklichkeit, wie die Jugend selber, langsam schon dahin zu schwinden begann — ihre schönen Illusionen, ihren selbstlosen Enthusiasmus, ihre hingebende Freundschaft, Alles, was sich mir mit den Namen von Emanuel Deutsch und Ferdinand Freiligrath verknüpft hat. Ohne diese Beiden wäre mir London niemals geworden, was es in meiner Erinnerung unverlierbar ist. Mitten in dem weiteren Londoner Kreise hatte sich zwischen uns Dreien eine Gemeinschaft gebildet, die den Unterschied des Alters uns fast vergessen ließ. Heute noch hat es etwas Rührendes für mich, zu sehen, mit welcher Freundlichkeit des Herzens der nun schon fünfzigjährige Dichter auf unsere Juvenilien einging und auch diesmal in seinem Willkommsbrief wieder sogleich den alten Ton anstimmte. Die sprachlichen Erläuterungen sollen zum heiteren Verständniß unter dem Text gegeben werden.

7. September 1860.

Lieber Freund!

Allzeit auf dem Ritte[1]) zwischen London und der Südküste — dazu (wenn daheim) in einem durch Maurer und Anstreicher verheerten Gehäuse, und fluchend und wimmernd, halb Marius und halb Jeremias, durch die Trümmer irrend — komme ich erst heute dazu, Ihnen einen herzlichen Gruß zu senden, und Sie und Freund Deutsch zu bitten, doch nächsten Mittwoch, den 12., den Abend bei mir zubringen zu wollen. Meine Wohnung (nach wie vor: 5, Upper Homerton) wird bis dahin ziemlich wieder in Ordnung sein, und die Flamme des Herdes soll

[1]) On the ride, auf der Fahrt; „to ride" heißt beides: fahren und reiten, letzteres aber nur mit dem Zusatz „on horseback".

lodern und uns einen Ochsenstich[1]) bräunen (wohlgethan oder unterthan[2]), wie lieben Sie's?) — Kommen Sie bei Zeiten, nicht nach Sechs, wir haben dann den ganzen Abend vor uns. Ich würde auch an Deutsch schreiben, aber der hat Ferien und ist auf dem Museum nicht zu finden. Sein Privatgehäuse aber ist mir unbekannt. Grüßen und bitten Sie ihn also aufs Allerbeste in meinem Namen. Sie sehen sich ja doch täglich, nehme ich an.

Bitte, tropfen Sie mir bald eine Zeile[3]), daß ich auf Sie zählen kann. Denn wenn ich die blasse Oel-[4]) Quelle springen ließe und kochte und bratete, und Sie kämen nicht, das wäre doch ein schlechter Hiob![5])

Von Herzen Ihr alter F. Fr.

Und ein fröhlicher Abend war es, wie nur jemals einer, den ich bei Freiligrath verlebte. „Wie braust es mir im Kopfe," schrieb ich um Mitternacht jenes 12. September in mein Tagebuch. „So brauste mir's schon einmal, vor vier Jahren, in jener Novembernacht, als ich zum ersten Male bei dem geliebten Dichter war. Wir sprachen so Herz zum Herzen, so Aug' in Auge, so ganz aus voller Seele und tranken feurigen Wein dazu, der mir nun in allen Adern kocht und schäumt. Und die Nacht blitzt von Sternen oben und von Lichtern unten. Nachmittags, als ich auf dem Wege zu Freiligrath war, unter dem Thore des Britisch-Museums, begegneten mir Kinkel und seine Frau — welch ein Wiedersehen nach jener Trennung auf Woking's Höhen! . . ."

Gottfried Kinkel hatte sich wieder verheirathet. — —

Freiligrath aber, mit der fast väterlichen Fürsorge, die er seinen jungen Freunden immer bewies, schrieb mir schon am frühen Morgen nach dem geschilderten Symposion:

13. September 1860.

Lieber Freund!

Hoffentlich sind Sie wohlbehalten mit Deutsch nach Hause gekommen. Inliegendes Fragment eines Brockhaus'schen Prospectes zeigt Ihnen, daß York mit B. in Verbindung steht, was auch Sie zu einer Annäherung ermuthigen dürfte.

Das Porträt liegt bereit. Auf Wiedersehen bis morgen!

Von Herzen Ihr F. Fr.

Der in diesem Brief erwähnte York war ein deutscher Buchhändler in London, der sich besonders mit dem Vertrieb von Zeitschriften befaßte, und bei dem ich mich im Interesse der in Berlin erscheinenden, von dem mir befreundeten Hans Wachenhusen herausgegebenen „Hausfreund" zu verwenden gedachte.

Das Porträt mit der Unterschrift: „Seinem lieben Freunde J. R. zum Andenken, London, 18/9. 60" hängt heute noch unter meinen liebsten Bildern;

---

[1]) Beefsteak; vielleicht adoptiren unsere Fremdworthasser und Anglophoben den „Ochsenstich" für die deutsche Speisekarte!

[2]) Well-done ist das durchgebratene Stück, underdone das ungefähr, was wir in Deutschland ein „englisches Beefsteak" nennen. Auch beim Roastbeef wird man in England regelmäßig gefragt: „Well-done or under-done? How do you like it?"

[3]) Please, drop me a line — wörtlich: werfen Sie mir eine Zeile hin, d. h. lassen Sie mir eine kurze Nachricht zukommen.

[4]) Pale Ale.

[5]) A bad job — eine schlimme Sache; Job ist zugleich der englische Name für Hiob.

es ist der Abdruck eines Holzschnittes aus der „Gartenlaube", der einen zu Freiligrath's fünfzigstem Geburtstage in diesem Blatt erschienenen Artikel schmückte und den Dichter getreu so darstellt, wie er in meinem Gedächtnisse lebt, mit vollem Haupthaar und Bart, und den treuherzig blickenden Augen. Freilich, welches noch so wohl getroffene Bild hätte das wiedergeben können, was diesem immer noch an den Löwen erinnernden Antlitz zugleich den Ausdruck unendlicher Seelengüte verlieh!

Der folgende, mehrere Monate später geschriebene Brief bedarf eines kleinen einleitenden Commentars. In den „Königlichen Wechselbildungen," von denen er datirt ist, wird der in unsere Sprache nun hinlänglich eingeweihte Leser alsbald die „Royal Exchange Buildings," Freiligrath's alte Geschäftsadresse, wieder erkennen. Ich war inzwischen nach Berlin zurückgekehrt und hatte dem Freunde den eben herausgekommenen ersten Band meiner „Insel der Heiligen" gesandt. Der Ire Moengal aus Scheffel's „Ekkehard", auf den sich Freiligrath bezieht, „postea a nostris Marcellus diminutive a Marco avunculo sic nominatus", war einst Mönch in dem nämlichen Kloster des heiligen Gallus gewesen und hatte daselbst „in divinis et humanis eruditissimus" einige kostbare Abschriften lateinischer Classiker, so des Cicero Buch „von den Pflichten" angefertigt und die „Institutiones Grammaticae" des Priscian mit irischen Anmerkungen zwischen dem Text versehen. Nunmehr Leutpriester in Radolfszell, mehr dem Waidwerk obliegend als seinem geistlichen Amt, begegnet ihm in einem sonderbaren Aufzug Ekkehard, wird von ihm gastlich aufgenommen, und beim Kruge säuerlichen Weines kommt auch die Rede auf die alte Klosterzeit. „Erlaubt," sprach Ekkehard mit feiner Wendung, „daß ich auf das Wohl Marcellus, des Lehrers an der Klosterschule, des Verfassers der irischen Uebersetzung des Priscianus, trinke." — „Mir auch recht," lachte Moengal. „Was aber die irische Uebersetzung betrifft, die möchte einen Haken haben" ... Und den Haken hatte sie, setzt hier Scheffel in den gelehrten Anmerkungen zu seinem Roman hinzu. Da nämlich lange hernach einmal ein gelehrter Landsmann des Mönches nach St. Gallen kam und das las, was bisher immer als Interlinearübersetzung des Priscianus gegolten, dieweil Niemand da war, der, der irischen Sprache mächtig, annoch es zu lesen verstanden hätte, da stellte sich heraus, was der lustige Bruder in Wirklichkeit geschrieben und das z. B. lautete, wie folgt: „Gottlob, es wird schon dunkel! Heiliger Patrick von Armagh, erlöse mich von der Schreiberei! O daß mir ein Glas alten Weins zur Seite stünde," u. s. w. — „Das war Moengal's Uebersetzungswerk" [1]). — Der weiterhin genannte Wilhelm Hertz ist der bekannte Dichter und Germanist, der, in Stuttgart (1833) geboren und in München habilitirt, um jene Zeit (1860) eine Studienreise durch England, Schottland und Frankreich gemacht hatte.

So viel zum Verständniß der nachfolgenden Epistel; die Nutzanwendung zu machen, sei dem wohlwollenden Leser überlassen.

[1]) Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert. Von Joseph Victor Scheffel, Verfasser des „Trompeter von Säkkingen". Editio princeps. Frankfurt a. M. 1855. S. 70 und 432.

2, Königl. Wechselbildungen.
24. November 1860.

Lieber Freund!

Sie haben in Scheffel's „Ekkehard" von den sauberen Randglossen des Iren Moengal zu seiner Uebersetzung des Priscian gelesen. Aehnlich (erzählte mir kürzlich Wilhelm Hertz, der eben über Paris nach Stuttgart und München heimkehrt) soll der Schreiber einer in der Stuttgarter Bibliothek befindlichen Handschrift des Gedichtes vom Herzog von Braunschweig dann und wann fromme Privatbetrachtungen in margine angestellt haben. Die folgende, öfter wiederkehrende legt Zeugniß ab für den Wahrheitssinn des Trefflichen. „Ei, so verzeihe doch Gott diesem verfluchten Lügner, daß er so schöne Geschichten erfunden hat!" Merken Sie nicht, wo ich hinaus will? Was der Stuttgarter Eiferer für den Dichter Heinrich's mit dem Löwen, das erflehen wir, Ihre Londoner Freunde, für „den verfluchten Lügner", den Pilger durch „die Insel der Heiligen!" Ja, verzeihe Ihnen Gott, daß Sie so schön gelogen haben! Wir verzeihen Ihnen gern! Und danken noch dazu, und stellen Ihr Buch in unserm Bücherschrank ans Ende der Reihe, die mit Sterne und Thümmel beginnt, und hoffen, daß Sie uns noch mit mancher sentimentalen Reise erfreuen werden. Die Klippen, die ein Zwittergenre wie dieses bedenklich machen, werden Sie je länger je mehr mit richtigem Tacte vermeiden lernen.

Es war ein glücklicher Gedanke von Ihnen, Ihre Wanderung durch die grüne Insel an der Hand ihres nationalsten Dichters anzutreten. Die eingestreuten Uebersetzungen einiger von Moore's „irischen Melodien" geben Geist und Wohllaut der Originale reizend wieder. Ich habe sie mit wahrhaftem Vergnügen gelesen und sehe dem Erscheinen der vollständigen Sammlung um so verlangender entgegen, als ich dieselbe, dank Ihrer mich ehrenden Güte, ja in ganz besonderem Sinne werde mein nennen können. Darf ich in Bezug auf eine der gegebenen Proben eine silbenstecherische Bemerkung mir erlauben? Sie lesen (Bd. I, S. 93) den Namen Brien (so, und nicht Brian, finde ich ihn in allen mir bekannten Ausgaben) einsilbig, während Moore (wie ganz Irland) ihn zweisilbig ausspricht:

Remember the | glories of Brien the | brave.

Vielleicht ließen sie sich übersetzen:

An den Schlachten- (Thaten-, Helden-) Ruhm Brien's des Tapferen denkt.

Oder, mit etwas mehr S-Gezische:

Des Thatenruhms Brien's, des Tapfern, gedenkt,

worauf der Held dann natürlich in der dritten Verszeile als längst verscharrt und versenkt sich präsentiren würde.

Herr York, höre ich, bemüht sich sehr, Ihrem trefflichen „Hausknecht" Eingang zu verschaffen, doch wird er Mühe haben, die in den hiesigen deutschen Kreisen sehr beliebt gewordene „Schießhütte" zu verdrängen. Aber, um Gotteswillen, wie kommt denn der „Hausknecht" dazu, jenes uralte Gedicht von mir in einer Weise abzudrucken, die jeden Leser, der meine amerikanische Ausgabe nicht kennt, auf die Vermuthung bringen muß, ich selbst habe das Gedicht (welches also vielleicht auch ganz vor Kurzem entstanden sein könnte) direct an die Redaction „für den Hausknecht" eingeschickt? That's not fair! Die Illustration ist übrigens ganz hübsch — wenn auch insofern falsch, als der Poet nicht gemeint hat, daß ein Reisender den famosen Reiter davon traben sieht. Hat der Zeichner nicht herausgefühlt, daß eine „Möhrin" spricht? Eine Datteltochter? „Ich stampfte Mais" — Maisstampfen ist Frauenwerk am Senegal.

Durch Herrn Tauchnitz werden Sie in diesen Tagen ein Exemplar einer bei ihm erschienenen und von mir eingeleiteten Ausgabe von Coleridge's Gedichten empfangen, die Sie freundlich anzunehmen aufs Freundlichste gebeten sind. Herr Tauchnitz wird von nun an häufiger und regelmäßiger auch die englischen Dichter

in seiner „Collection of British Authors“ berücksichtigen, und ich habe mich auf seinen Wunsch zur Uebernahme der Redaction und der biographisch-kritischen Einleitungen (die, wenn auch englisch geschrieben, doch vorzugsweise ein deutsches Publicum im Auge haben werden) entschlossen.

Aus dem Kreise unserer Bekannten kann ich Ihnen nicht viel Neues berichten. Deutsch hat die Grippe, und Kinkel hat ein „Familienbild“ aus dem Nachlaß seiner Frau herausgegeben. Ich fürchte, er ist kein „kluger Mann“ gewesen, als er das Buch publicirte. Es wird an mancherlei Urtheilen nicht fehlen. Ich selbst gestehe, daß ich befremdet bin. Die Blätter hätten immer noch eine Zeit lang ruhen können.

Gott mit Ihnen, lieber Freund! Ich hoffe, es geht Ihnen gut, und Sie lassen bald einmal wieder von sich hören. In meinem Hause ist Alles wohlauf. Auch meine Frau dankt Ihnen noch besonders für Ihr Inselbuch!

Mit treuem Handschlag Ihr F. Fr.

Sie wollten mir ja eine Nummer der „Kreuzzeitung“ schicken. Darf ich Sie daran erinnern?

Der Dichter, „an dessen Hand ich die Wanderung durch die grüne Insel angetreten,“ ist natürlich Thomas Moore — derselbe, den auch Freiligrath so gut kannte, so sehr liebte, so meisterhaft übersetzt hat. Von ihm in meinen Versuchen verbessert zu werden, war mir eine hohe Freude; viel mehr aber noch lernte ich daraus die Kunst seiner eigenen Uebersetzungen verstehen, und das erachte ich als den größeren Gewinn, in seine Werkstatt geschaut, ihn bei der Arbeit gesehen zu haben, die dem Zauber, den er schon in jungen Jahren auf mich geübt hatte, nichts nahm, im Gegentheil, mir zeigte, wie sehr auch hier mit der poetischen Inspiration strenge Selbstkritik immer verbunden ward. Ferner aber ruft diese Briefstelle mir noch in Erinnerung, mit welchem Eifer ich jahrelang an einer Uebersetzung des englischen Dichters arbeitete, die dem deutschen Dichter als Zeichen meiner Dankbarkeit und Verehrung gewidmet werden sollte. Doch auch dieser Plan der Jugend ist unerfüllt geblieben, wie so mancher andere.

Den alsdann wieder auftauchenden Herrn York kennen wir bereits; der treffliche „Hausknecht“ ist der „Hausfreund“ und die „Schießhütte“ die „Gartenlaube“. Das in Ersterem abgedruckte Gedicht war die „Stimme vom Senegal“ und in der That der amerikanischen Ausgabe (I, 329) entnommen; in Deutschland ist es erst sehr viel später den „Gesammelten Dichtungen,“ unter den „Jugendgedichten“ des Anhangs zum ersten Bande (S. 227), hinzugefügt worden. Die vom Zeichner nicht richtig erfaßte Anfangsstrophe lautet:

Die Nacht brach an, das Zelt war aufgeschlagen.
Ich stampfte Mais, da plötzlich sah durchs Rohr
Ich einen Reiter nach der Wüste jagen;
Auf einem Strauße ritt der junge Mohr.

Der Ausgabe von Samuel Taylor Coleridge's „Poems“ hat Freiligrath selber leider keinen zweiten Band in der Tauchnitz-Edition folgen lassen. Was ihn bewog, eine zunächst für das deutsche Publicum bestimmte Sammlung britischer Poeten gerade mit diesem zu eröffnen, dessen „Rime of the ancient mariner“ er einst schon in seiner Amsterdamer Zeit (1835) so wunder-

voll übersetzt hatte, mag wohl der Umstand gewesen sein, daß Coleridge der Erste war, der noch vor Walter Scott und lange vor Carlyle seine Landsleute mit den Meisterwerken unserer Literatur bekannt zu machen begann. Am Ende des vorigen Jahrhunderts, im Herbst 1798, trat er, in Begleitung von Wordsworth, einem anderen der späteren Häupter der „Seeschule", seine Reise nach Hamburg an, brachte vor Allem dem Sänger des „Messias" seine Huldigungen dar, zu derselben Zeit ungefähr, aus welcher wir die höchst interessanten Aufzeichnungen des Italieners Acerbi besitzen [1]), und begab sich alsdann nach Göttingen, woselbst er sehr ernsthafte germanistische Studien betrieb. Als deren Frucht, nachdem Coleridge bereits 1796 dem „Autor der Räuber" ein Sonett gewidmet, erschien im ersten Jahre des neuen Jahrhunderts seine metrische Uebersetzung von Schiller's Wallenstein-Tragödie. Hier ist es, an diesem Punkte seiner biographischen Einleitung, wo wir in Freiligrath nicht nur den gewissenhaften Herausgeber, sondern auch den gründlichen Literaturforscher anerkennen müssen. Es fiel ihm auf, daß Coleridge's Uebersetzung gleichzeitig mit dem Original, im Jahre 1800 publicirt worden war. Aus diesem konnte Coleridge nicht übersetzt haben, schon aus dem Grunde nicht, weil Schiller, wie dies aus seinem Briefwechsel mit Körner (IV, 175) hervorgeht, die beiden Stücke, „Die Piccolomini" und „Wallenstein's Tod", im ersten Druck anders abgetheilt hatte als in seinem ursprünglichen Manuscript. Da nun aber hierin gerade Coleridge's Wallenstein-Uebersetzung nicht mit dem ersten Druck, wohl aber mit dem Manuscript übereinstimmt, so muß ihm bei seiner Arbeit eine Abschrift desselben vorgelegen haben, wenngleich schwer zu erklären ist, wie er zu einer solchen gekommen sein mag. Denn zwar beabsichtigte Coleridge, von Göttingen aus einen Abstecher nach Jena zu machen, um Schiller kennen zu lernen, hat aber dieses Vorhaben nicht verwirklicht und eine persönliche Beziehung zwischen beiden ist überhaupt nicht nachweisbar. Diese Frage, welche Freiligrath in einer Anmerkung zu dem „Biographical Memoir" (p. XVIII) nur streift, hat ihn lange beschäftigt, und wir werden bald darauf zurückzukommen haben, wie glänzend seine Mühe belohnt ward.

Das von Gottfried Kinkel herausgegebene „Familienbild" endlich, von welchem Freiligrath am Schlusse des Briefes spricht, ist Johanna Kinkel's Roman: „Hans Ibeles in London", der eben jetzt, genau zwei Jahre nach ihrem Tode, ans Licht kam. Er machte keinen angenehmen Eindruck, wenigstens nicht in den Kreisen Derer, die dem Kinkel'schen Hause nahe gestanden hatten, und denen das Andenken der edlen Frau theuer geblieben war. Denn das Buch enthielt Confessionen, die für den Verstehenden nur allzu deutlich waren, und in der Gestalt des Helden wollte man sogar Gottfried Kinkel selbst erkennen. Doch dieser sagte mir einmal, daß er in einer Art von Pflichterfüllung gehandelt, indem er sich nicht für befugt erachtet habe, ein von Johanna druckfertig hinterlassenes Werk zurückzuhalten, und ich würde

[1]) Vergl. „Deutsche Rundschau", 1894, Bd. XX, S. 98 ff.: „Aus Klopstock's letzten Jahren".

diese trübe Geschichte nicht noch einmal berührt haben, wenn es nicht wäre, um Freiligrath's Briefstelle zu erklären und Kinkel's Verfahren zu entschuldigen.

Mit der Nachschrift von der „Kreuzzeitung" aber tritt ein ganz neues Element in mein Berliner Leben und vielleicht auch in mein Verhältniß zu Freiligrath. Das genannte Blatt hatte mich um diese Zeit aus mir völlig unbekannt gebliebenen Gründen, aber in unverantwortlicher Weise mehrfach in Correspondenzen aus meiner hessischen Heimath maßlos angegriffen. Um diesen Kränkungen ein Ende zu machen, oder wenigstens auf den Grund derselben zu kommen, begab ich mich eines Tages auf das Bureau der „Kreuzzeitung", sandte dem Chefredacteur meine Karte und bat um eine Unterredung mit ihm. Herr Dr. Beutner — derselbe, der nachmals, während der ersten Jahre des Vereins der „Berliner Presse", mir den Eindruck eines durchaus höflichen und collegialisch gesinnten Mannes machte — kam, sah mich unfreundlich von oben bis unten an, fragte nach meinem Begehr und war, als ich meine Beschwerde vorgetragen, eben im Begriff, mich mit der Bemerkung: „Ich kenne Sie nicht" abzuweisen, als mit einem Mal an einem entfernter stehenden Schreibtisch ein anderes Redactionsmitglied sich mit den Worten erhob: „Auch ich habe nicht die Ehre, den Herrn persönlich zu kennen, aber" — an seinen Chef gewandt — „erlauben Sie mir zu sagen, daß ihm Unrecht geschehen ist." Derjenige, der, indem er so sprach, sich uns genähert hatte, war ein Mann, ungefähr Anfang der Vierzig, von einiger Corpulenz, aber mit einem feinen, bartlosen Gesicht, hellen Augen, die von Geist und Freundlichkeit strahlten. Er, den ich mir jetzt am liebsten vorstelle, wie ich ihn so manchmal an festlichen Tagen und frohen Abenden gesehen: in blauem Frack mit goldenen Knöpfen, weißer Piquéweste und weißseidenem Halstuch — trug jetzt einen decenten schwarzen Anzug, doch auch in diesem war etwas von altmodischer Eleganz. Es war George Hesekiel. Dank seiner Intervention endete die Begegnung, die so wenig erfreulich begonnen, höchst befriedigend; wir schieden mit dem Ausdruck gegenseitiger Hochachtung, und niemals habe ich es dem Wackeren vergessen, wie ritterlich er an jenem Morgen für mich eingetreten ist. George Hesekiel war, mehr noch als Kreuzzeitungsmann, strenger Legitimist, und mehr noch als beides in tiefster Seele Romantiker. Er schwärmte für die Bourbons, er schwärmte für die Stuarts; das Haidekraut und das bißchen Erde, das ich ihm später einmal von der Insel Skye, der äußersten der Hebriden, von dem Grabe der Flora Macdonald, der Lebensretterin des letzten Stuarts, mitbrachte, waren ihm heilig. Er trieb Politik mit dem Herzen, und dies Herz war das eines preußischen Patrioten. Er hat es noch erlebt, aber niemals ganz verwunden, Preußen in Deutschland aufgehen zu sehen; für ihn stand immer über dem deutschen Kaiser der König von Preußen. Aber wiewohl er als Politiker an diesem beschränkten Parteistandpunkte festhielt, blieb er dennoch der Poet, den irgend ein dichterischer Impuls weit darüber hinaus tragen konnte. Nicht in seinen zahlreichen Werken, obgleich jedes von großem Talent zeugt, wohl aber in seiner Persönlichkeit war ein genialer Zug und in seiner Gesinnung etwas Generöses,

Chevalereskes, das ihn selber inmitten seiner Romanfiguren als die liebenswürdigste von allen erscheinen ließ. So hat in breiteren Zügen Theodor Fontane sein Porträt in diesen Blättern gezeichnet[1]), und so habe ich ihn seit jenem ersten Zusammentreffen auf der Redaction der Kreuzzeitung noch jahrelang gekannt. Durch mich mit meinen jüngeren Freunden bekannt geworden, haben wir manche vergnügte Stunde zugebracht im Capkeller und bei Niquet, oder im Sommer Ausflüge gemacht nach dem Pichelswerder, unter dessen Bäumen er gerne saß. Einmal die Woche mindestens war ich Gast in seinem Familienkreis, in den Räumen eines alten Hauses in der oberen Wilhelmstraße Nr. 8, einem jener breiten, niedrigen Häuser, mit denen im vorigen Jahrhundert die böhmische Brüdergemeinde diese Gegend zuerst bebaut hat und von denen heute kein einziges mehr steht. Hier, unter den guten Menschen habe ich mich immer sehr wohl gefühlt. Das einfache Mahl begann mit einem Gebet, das eine der beiden Töchter des Hauses sprach, und endete mit sehr viel Grog, dessen Recept Hesekiel von einem anderen unserer Freunde, dem Seemann und „deutschen Marryat," dem trefflichen Heinrich Smidt, hatte.

Da geschah es nun, als mein Herz noch voll war von England und London und Allem, was ich dort erlebt, daß auch auf Freiligrath oftmals die Rede kam und ich zu meinem freudigen Erstaunen in Hesekiel Einen fand, der dessen Gedichte so gut auswendig wußte wie ich selber. Um die Wette sagten wir sie her, und derart declamirten wir uns in die Begeisterung hinein, daß in einer solchen Stunde Hesekiel ausrief: es solle jetzt zum ersten Mal des exilirten Dichters in der Kreuzzeitung freundlich Erwähnung gethan werden. Es wäre merkwürdig genug gewesen, wenn es geschehen, und muß thatsächlich bei der Absicht geblieben sein; denn eine sorgfältige Durchsicht des betreffenden Jahrganges hat auch nicht das Mindeste dergleichen ergeben. Wohl aber wollte Hesekiel jetzt in einer anderen, ostensibleren und persönlicheren Weise seine Verehrung für Freiligrath bekunden und vor aller Welt darthun, daß man auch im politischen Gegner den großen Dichter anerkennen könne — mit einem Wort, er, der Redacteur der Kreuzzeitung, wollte seinen eben unter der Presse befindlichen Band Gedichte dem Sänger der Revolution widmen und ersuchte mich in aller Form, die Erlaubniß dafür von diesem einzuholen. Es war ein nobler Impuls; aber durfte Hesekiel in dieser Hinsicht von Freiligrath mehr erwarten als von seiner eigenen Zeitung? Und ich — mir schwirrte der Kopf in jenen Decembertagen von großen Dingen: ich sollte sie endlich haben, die eigene Zeitschrift — sie sollte „Deutsches Magazin" heißen und auf dem gemeinsamen Boden der deutschen Literatur die Nahen und die Fernen vereinigen. Mit jugendlichem Eifer gingen wir ans Werk, und wenn die Mittel auch knapp und unsere Schöpfung selber nicht von langem Bestand: es war doch eine schöne, fröhliche Zeit, an die wir beide, mein werther Freund Oswald Seehagen, der sie verlegt, und ich, der ich sie redigirt habe, gern zurückdenken. In demselben Brief, in welchem ich Freiligrath von der

[1]) „Der Tunnel über der Spree", Deutsche Rundschau, 1896, Bd. LXXXVII, S. 394 ff.

Absicht Hesekiel's, seinen Band „dem einzig großen Dichter der Gegenwart" widmen zu dürfen, Mittheilung machte, bat ich ihn auch um einen Beitrag, und er antwortete darauf:

13. December 1860.

Lieber Freund!

Unsere letzten Briefe haben sich gekreuzt. Herzlichen Dank für den Ihrigen und die freundliche Aufnahme, die Sie meinem Coleridge gegönnt haben!

Für Ihr „Deutsches Magazin", dem ich von Herzen ein fröhliches Glückauf! zurufe, habe ich leider diesen Augenblick nichts, was ich Ihnen mit gutem Gewissen anbieten kann. Die anliegende Kleinigkeit soll Ihnen lediglich meinen guten Willen zeigen. Machen Sie damit, was Ihnen gut dünkt! Finden Sie das Ding gar zu geringfügig, so verwerfen Sie's in Gottes Namen. Hoffentlich kann ich Ihnen für spätere Nummern ab und zu etwas Besseres und Größeres bestimmen!

Herrn Dr. Hesekiel's Anfrage ehrt und erfreut mich in hohem Grade. Doch gestehe ich offen, daß sie mich auch überrascht. Heute, in der Minute des Postabganges, kann ich mich nicht weiter auslassen, doch soll es bald geschehen. Einstweilen, bitte, sprechen Sie Ihrem Freunde meinen herzlichsten Dank aus, und empfehlen mich ihm aufs Beste!

Mit treuem Gruße Ihr F. Fr.

Das erste Heft des „Magazin" mit dem von Freiligrath übersetzten „Schlummerlied" aus Alfred Tennyson's „The princels"[1]), war noch nicht heraus, als ich nachstehenden Brief erhielt:

31. December 1860.

Ich will das alte Jahr nicht zu Ende gehen lassen, lieber Freund, ohne Ihnen zum neuen Glück zu wünschen. Zugleich wird es Zeit sein, daß ich Herrn Hesekiel's neuliche Frage definitiv beantworte.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Herrn Hesekiel's Wunsch mich ehrt und erfreut. Dennoch, nachdem ich der Sache reiflich nachgedacht, bin ich zu dem Resultat gekommen, daß ich demselben nicht entsprechen kann.

Warum ich zu diesem Resultat gekommen bin, brauch' ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Daß es mit meiner Achtung vor Herrn Hesekiel's bedeutendem Talent, daß es mit meiner dankbaren Anerkennung der mir von ihm zugedachten Ehre nichts zu thun hat, versteht sich von selbst. Mein Entschluß erklärt sich einfach aus dem Factum, daß Herr Hesekiel einer von den Redacteuren der „Kreuzzeitung" ist, während ich Revolutionär bin, und jetzt schon wieder ins zehnte Jahr als Flüchtling im Ausland lebe. Wir dürfen uns gegenseitig nicht in eine falsche Position bringen. Und das würde geschehen, wenn ich die Widmung von Herrn Hesekiel's Gedichten annehmen wollte.

Sie theilen mir als Motto des Bandes mit:

Ich trage eure Fahne,
Aber nicht eure Livree!

Das, mit Herrn Hesekiel's Erlaubniß, ist eine falsche Antithese! Die Fahne, die er meint, und die Livree, die er meint, zeigen dieselben Farben. Und sind die Farben, die er trägt, nicht die seinen, so ist es gleichgültig, ob er sie in der Hand oder auf dem Rücken trägt.

Daß es mich schmerzt, eine Freundlichkeit ablehnen zu müssen, bedarf nicht der Versicherung. Aber die Dinge sind, wie sie sind, muß ich immer noch mit Chamisso sagen, und persönliche Wünsche und Rücksichten dürfen mich nicht bestimmen. Möge Herr Hesekiel mich nicht mißverstehen! Ich zähle auf seine Nachsicht!

[1]) Wieder abgedruckt in den „Gesammelten Dichtungen", Band IV, S. 122.

Und bitte schließlich auch noch um Erlaubniß, gegen „den einzig großen Dichter der Gegenwart", aus voller Ueberzeugung, nicht bloß redensartig, protestiren zu dürfen.

Nochmals: Prosit Neujahr! Ihr F. Freiligrath.

Als ich Hesekiel diese Antwort Freiligrath's überbrachte, lächelte er ein wenig und sagte dann: „Ich will Kleines nicht mit Großem vergleichen, aber Du weißt, was mein hochseliger König Friedrich Wilhelm IV. erwiderte, als Alexander von Humboldt ihm, ganz niedergeschlagen, die Meldung brachte, daß Ludwig Uhland den ihm verliehenen Orden pour le mérite abgelehnt habe? „Lieber Humboldt," sagte Seine Majestät, „nun sehen Sie doch, auf welcher Seite die Vorurtheile liegen."

Aus dieser Zeitferne betrachtet und wiewohl die damaligen Gegensätze viel von ihrer Schärfe verloren haben, erscheint mir doch immer noch das Verhalten Freiligrath's als das einzig richtige, während ich mir den Vorwurf einer Uebereilung nicht ersparen kann. Freiligrath hat das sicher auch gefühlt und es mir nicht nachgetragen; aber aus dem entschiedenen Tone seines Briefes geht doch hervor, daß ich hier auf einen Punkt gestoßen, an welchem es für ihn kein Compromiß und kein Pactiren gab. Er, der sonst so Weichmüthige, jeder Regung Zugängliche, hier ward er unerbittlich und unerschütterlich; hier hörte für ihn, der so lange harmlos mit uns gescherzt, die Harmlosigkeit auf, und es stand vor uns, in der ganzen Größe seines Charakters, der Mann, der tapfer und unentwegt für seine politische Vergangenheit zeugte, der keinen Schritt bereute, den er jemals gethan — derselbe, der einst dem Könige von Preußen seine Pension zurückgegeben, um jeder Fessel ledig zu sein; der sein schönes, von Rosen- und Weinlaub umkränztes Poetenheim am geliebten deutschen Strom verließ, um zwei Mal das Joch eines freudlosen Erwerbs auf sich zu nehmen und zweimal das bittere Brod der Verbannung zu essen — der, ungleich so manchem anderen seiner Sangesgenossen, was er im Liede war, stolz und aufrecht, auch im Leben blieb, „trotz alledem und alledem".

Der Mann, der diesem trotzigen Verse des Robert Burns den monumentalen deutschen Ausdruck gegeben hatte, konnte sich in Sachen des Glaubens und der Ueberzeugung einer Sentimentalität nicht schuldig machen; und wenn auch nicht weiter die Rede davon war, ein Rest von Verstimmung blieb doch übrig, auf der einen, wie auf der anderen Seite. Denn wenngleich Freiligrath mich zu gut kannte, um sich nicht zu sagen, daß ich in der besten, freundlichsten Absicht gehandelt, und ich mir wohl eingestand, vom Moment hingerissen, einen Fehler begangen zu haben — in dem Verhältniß, das bisher lauter Sonnenschein gewesen, war eine leichte Trübung eingetreten, und eine solche pflegt da, wo bisher unbedingtes Vertrauen geherrscht hat, immer verhängnißvoll zu sein. Denn nur zu sehr ist man geneigt, wenn die Empfindlichkeiten erst einmal angefangen haben, jedes Wort auf die Wagschale zu legen und Aeußerungen, über die man sonst bald hinweggekommen wäre, schwer zu nehmen und falsch zu deuten. So ging es auch hier: ein Satz von wenigen Zeilen, in dem ich, um Freiligrath als Dichter noch mehr zu heben, von

seiner Amsterdamer Kaufmannszeit unwissentlich ein allerdings nicht ganz richtiges Bild gegeben hatte, ward von ihm als Ausdruck der Geringschätzung aufgefaßt, und im Punkte der Ehre war Freiligrath mehr als empfindlich, er war reizbar, besonders wenn es ihm schien, als ob man den Stand des Kaufmanns in ihm nicht mit dem gehörigen Respect behandle. Hatte er es doch Immermann einst sehr übel genommen, als dieser ihn auf der Adresse eines Briefes als „Comptoiristen“[1]) bezeichnet. Ungefähr so ging es auch hier. Wiewohl in meinem Herzen die Liebe zu Freiligrath niemals erlosch: das Factum ist, daß jener oben mitgetheilte Brief für lange Jahre sein letzter an mich blieb.

Unser erstes Wiederbegegnen, im Sommer 1861, war kein erfreuliches. Ich wußte, daß er mir wegen jener Ungeschicklichkeit grolle; Grund genug für mich, ihn unverweilt aufzusuchen in seinem Office hinter der Royal Exchange, zwei Treppen hoch, in dem Raum mit den tiefen Fenstern, wo man von allen Seiten herauf um diese Geschäftsstunden den dumpfen Lärm der City von London hört, und wo ich ihn so manchmal zwischen den aufgehäuften Papieren seines Schreibtisches begrüßt hatte. Heute war er ein Anderer. Heute zum ersten Male sollt' ich ihn in seinem Zorne sehen. Und wie zornig konnte Freiligrath werden! Fürwahr, jetzt glich er ganz dem Löwen, und jetzt vernahm ich etwas von der furchtbaren, elementaren Leidenschaft, die sonst nur mit solcher Heftigkeit und Gluth aus seinen Versen lodert; und jetzt begriff ich, wie dieser Mann, den ich bisher immer nur als die Güte selber gekannt, der nämliche sei, der für jeden Zornesausbruch in seinen politischen Gedichten mit Leib und Leben eingetreten war. Aber während ich noch, niedergeschmettert von diesem Empfang dastand, ging eine rasche Verwandlung mit ihm vor, als ob ein Tropengewitter über uns dahingefahren sei — das Auge, das eben noch so finster geblickt, ward freundlich wie immer, auf dem erregten Gesicht erschien das alte, liebe Lächeln, und beide Hände — diese vollen, weichen, guten Hände — mir entgegenstreckend, sagte Freiligrath mit seinem heimathlichen Accente: „Nun ist es heraus, und nun wollen wir es vergessen!“ — Ja, wenn so etwas sich vergessen ließe . . .

Den nächsten Sonntag fuhr ich zu Freiligrath's hinaus, in der Abenddämmerung des schwülen Julitages und mit dem Dunst und Nebel über den Dächern der Metropolis. Es schlug acht Uhr, als ich über den mir so wohl bekannten Kirchhof schritt; und wie zum ersten Mal in jener Novembernacht vor vier Jahren öffnete mir auch heute Käthchen Freiligrath die Thüre des elterlichen Hauses. Sie war jetzt ein hübsches junges Dämchen von bald sechzehn Jahren, und ihr frisches Gesicht, das so sehr an den Vater erinnert, leuchtete von Freundlichkeit und Güte wie das seine; und so, wie sie mir einst entgegengetreten, als Kind und heranblühende Jungfrau, so hat sie, liebenswürdig in ihrem Glück und tapfer im Leid, die Tradition, die dort einst unter dem Kirchthurm von Hackney begann, immerdar in Ehren gehalten. Das Geleitwort, das Gottfried Keller dem „zarten Wickelkindlein“ mit auf den

[1]) Buchner, Bd. I, S. 210.

Weg gab, hat sich wohl an ihr erwiesen, und nichts konnte rührender sein als das Verhältniß zu ihrem über Alles geliebten Vater, in dem sie zugleich den Dichter bewunderte. „Deine Gedichte," so sagt sie in der schönen Widmung, mit der sie den Strauß englischer Uebersetzungen ihm darbringt, „waren mir, was Dir in Deinen Kindertagen die Bilderbibel war" —

It was a book of wondrous lore to me,
What thine own Picture Bible was to Thee,
When as a boy before its glories standing.

Und so, eine treue Dolmetscherin, mit ihres Vaters Gedichten beginnend, hat sie nach und nach eine ganze Reihe jener ihrer deutschen Lieblingsdichter ins Englische übertragen, von denen sie sagt, daß sie mit ihren unsterblichen Augen auf sie herabgeblickt:

From childhood upwards, first from my father's,
And now from my own study-walls![1])

An jenem Sommerabend nun, von Käthchen Freiligrath hereingeführt, ward ich zwar herzlich empfangen, aber dennoch nicht mit der alten lauten Fröhlichkeit, und ich fühlte sogleich, daß hier etwas zurückgeblieben oder neu hinzugekommen sein müsse, und ich hatte mich auch darin nicht getäuscht. Auf dem Tische lag ein Heft der von Heinrich Pröhle herausgegebenen Zeitschrift „Unser Vaterland", die zu Berlin in demselben Verlage von Oswald Seehagen erschien wie mein „Deutsches Magazin", und „wie wollen Sie das rechtfertigen?" rief Freiligrath, als mein Blick auf die vor mir aufgeschlagene Seite fiel. Ich nahm das Heft in die Hand, las — und bekam einen tödtlichen Schreck; es war ein Aufsatz über die Fichte, der mit den Worten schloß: „Vor der Fichte in winterlicher Umgebung ist auch der Dichter Freiligrath stehen geblieben und durch sie zu einem Liede begeistert worden, welches — gleich sehr geeignet, manche Eigenthümlichkeit dieses Baumes, wie dieses deutschen Dichters erkennen zu lassen — hier noch Platz finden mag." Dann folgte das Gedicht — ein schwächliches Product, das, obendrein frömmelnd in seinen Tendenzen, ihm ganz und gar zuwider sein mußte. Wie konnte Jemand, der auch nur die leiseste Ahnung von Freiligrath'scher Poesie hatte, dies Machwerk ihm zuschreiben? Er, der in seinen frühesten Jahren (1832) „die Tanne" besungen:

O, wohl magst du lieblich wehen!
O, wohl magst du trotzig rauschen!
Einsam auf des Berges Höhen
Stark und immergrün zu stehen —
Tanne, könnt' ich mit dir tauschen!

— derselbe sollte nun, „vor der Fichte in winterlicher Umgebung" in religiöse Betrachtungen verfallen sein und Auferstehungsgedanken in den conventionellsten Versen ausgesprochen haben:

---

[1]) Vergl. den sehr hübschen, mit ihrem wohlgelungenen Porträt geschmückten Aufsatz über „Käthe Freiligrath-Kroeker" von Bertha Treumann-Koner in der von Helene Lange herausgegebenen Monatsschrift „Die Frau" (Berlin, W. Moeser'sche Hofbuchhandlung), Januar 1897, S. 219 ff.

Will das Fleisch vergeh'n, verderben,
Eilt und werdet dessen Erben,
Der erstand aus seiner Gruft!

Allerdings wurde dann später, in den Verbesserungen zum ersten Bande jener Zeitschrift, berichtigend bemerkt, die betreffenden Zeilen seien zu streichen, „weil die auf dieselben folgenden Strophen nicht Ferdinand Freiligrath zum Verfasser haben." Aber das Unglück war doch geschehen, und auch ein Vorwurf gegen mich schien aus den bitteren Worten der Frau Freiligrath zu klingen, daß man ihren Mann wie einen Todten behandle, der sich nicht mehr vertheidigen könne. Mich zu vertheidigen hatte ich keinen Grund, und den Verfasser jenes Artikels in Schutz zu nehmen keinen Anlaß, wenn ich auch meinte, daß sein falsches Citat mehr ihm als Freiligrath zur Unehre gereiche. Dennoch kostete mich's einige Mühe, und es währte einige Zeit, bis der unangenehme Eindruck verwischt und das Gespräch wieder auf den heiteren Ton von ehedem gestimmt war. Auf Freiligrath's Vorschlag ward das „cup of kindness" geleert und die „Friedenspfeife" geraucht, und wir trennten uns, wie wir uns immer getrennt hatten, in voller Freundschaft. Spät verließ ich das einsame Haus am Kirchhof, fuhr zurück durch die trübe Mondennacht, rollte in dem wohlbekannten gelben Omnibus den mitternächtigen Tottenham Court Road hinunter und war endlich wieder in meinem stillen Kämmerlein in Alfred Place. Das eigene Herz sagte mir, daß zwischen mir und Freiligrath nicht mehr Alles sei, wie es einst gewesen. Trug ich wirklich die Schuld daran, und konnte von einer Schuld überhaupt die Rede sein? Oder war auch die begeisterte Freundschaft für den Dichter meiner Jugend nur eine von den Blüthen, die den Frühling so reich machen und mit ihm welken und vergehen? Nicht mehr wie sonst während des Londoner Aufenthaltes kamen am frühen Morgen diese blauen Blätter angeflattert, so voll von herzlicher Zuneigung in jeder Zeile, jedem Wort; wir sprachen auch nicht mehr mit einander in der alten Sprache. Wohl war ich noch manchmal draußen, und die leidigen Geschichten schienen begraben. Einmal traf ich Klapka wieder dort, inzwischen einer der Directoren der Bank in Genf geworden, deren Londoner Filiale Freiligrath vorstand; ein andermal pilgerte ich hinaus, um das Manuscript der Wallenstein-Tragödie zu besichtigen, aus welchem Coleridge übersetzt, und welches Freiligrath, seine darauf bezügliche Vermuthung in der Coleridge-Biographie bestätigend, soeben wirklich in England entdeckt hatte. Während des folgenden Sommers, im August oder September 1862, habe ich Freiligrath noch einmal gesehen; und „als ich wieder kam, als ich wieder kam . . ." da war es, wie es im Liede Rückert's heißt . . .

Große Dinge hatten sich indessen begeben; nach der sogenannten „neuen Aera" war die wirkliche nun angebrochen, diejenige Bismarck's. Mit diesem einen Namen ist Alles gesagt: der Zweifel, der Unglaube, der gemeine Spott und Hohn, ja, der Haß, durch den er, wie so mancher Große, sich erst zu der bewundernden Anerkennung seines Volkes hindurchzuringen hatte — der Krieg von 1864 um die Herzogthümer, der von 1866 um Preußens Existenz und Deutschlands Einigung. Anders, als wir ihn im Frühling 1848 uns vorgestellt hatten, sah dieser Sommer aus — er war kein freudiger. Er hieb

mit dem Schwerte fort, was so lange am Mark des nationalen Lebens gezehrt, er kehrte mit eisernem Besen aus, was es in unwürdiger Zerrissenheit gehalten, er stürzte die Zeichen unserer Schmach und unserer Ohnmacht um, er brachte Licht, er brachte Klarheit, aber er versöhnte die Gemüther nicht. Die Wunden bluteten weiter. Preußen, nicht Deutschland hatte gesiegt, der Norden über den Süden, und mitten durch zwischen beiden, wie durch Deutschlands Herz, ging die trennende Mainlinie.

Denjenigen, welche nimmer, auch in den Tagen seiner Schwäche nicht, an Preußens Beruf gezweifelt, hatte dies entscheidende Jahr die Probe seiner Kraft geliefert. Wohl mußten auch sie das Opfer mancher altgewohnten, lieb gewordenen Tradition bringen; und wir, die wir ehemals Hessen oder Hannoveraner gewesen waren, sollten es an uns selbst erfahren, daß es in solchen Tagen nicht ohne Schmerzen abgeht. Manch' ein Band der Anhänglichkeit und Pietät wurde da zerrissen, manch' edle Regung zertreten. Aber ein großer Zug, wie noch nie zuvor, kennzeichnete doch Preußens Politik: es hatte den Glauben an sich selbst und das Vertrauen in seine Zukunft wiedergewonnen. Um diese Zeit kehrten aus allen Landen, in die sie die Stürme von 1848 verschlagen hatten, die letzten deutschen Flüchtlinge heim. Auch Freiligrath hätte nichts gehindert, von der am 20. September 1866 neuerdings erlassenen Amnestie Gebrauch zu machen. Doch war in diesem Erlaß, ebenso wie in dem früheren, nur von den rechtskräftig Verurtheilten die Rede, nicht von Denen, deren Processe, wie die seinen, niemals zum Abschluß gekommen waren und daher immer wieder aufgenommen werden konnten. Es wäre sicherlich nicht geschehen, wie sich's ja nachmals auch wirklich bestätigt hat; aber sein stolzes Herz sträubte sich auch jetzt vor der Möglichkeit, um Gnade bitten zu müssen. Andererseits hatte sich in London selbst seine Lage verschlechtert. Außer einigen anderen Verlusten, die das Jahr 1866 ihm gebracht, hatte gegen Ende 1865 die Schweizer Bank ihre Londoner Filiale, die zehn Jahre lang ihm ein zwar nicht glänzendes, aber doch ausreichendes Einkommen gewährt, eingehen lassen. Wer Gelegenheit gehabt, ihn in diesen Londoner Jahren zu sehen, der mußte den Mann bewundern, der mit solch' niemals ermattender Pflichttreue dem ungeliebten Beruf oblag. Immer pünktlich und regelmäßig, konnte man ihn von Morgens zehn Uhr ab, wenn er mit seinem blauen Beutel unter dem Arm ankam, in seinem Office finden, an seinem mit der eingegangenen Post bedeckten Comptoirtisch, das sinnende Dichterhaupt mit dem ergrauenden Haar über das Contobuch geneigt, oder in derselben festen und klaren Handschrift, in der seine Gedichte geschrieben waren, die geschäftliche Correspondenz erledigend, Tag für Tag und Jahr um Jahr. —

Dennoch, ob sein Herz auch schrie,
Blieb er tapfer, blieb ergeben:
„Dieses auch ist Poesie,
Denn es ist das Menschenleben!"
Und wenn gar der Muth ihm sank,
Hielt er fest sich an dem Einen:
„Meine Ehre wahrt' ich blank,
Was ich thu', ist für die Meinen!"

So hatte Freiligrath schon 1846 gesungen, und so hat er es redlich durchgeführt. Nun jedoch, ein Sechsundfünfzigjähriger, war er ohne sein Verschulden stellenlos geworden, und was hätte den Alternden veranlassen können, nach Deutschland zurückzukehren, mit keiner anderen als der unsicheren Aussicht, auch dort wieder von vorne beginnen zu müssen?

Da war es, als, wie er sich selber einmal in einem Briefe ausdrückt, „der Boden unter ihm zusammenbrach," zu Beginn des Jahres 1867, daß ihm Hülfe von der Seite geboten ward, von welcher ein solcher Mann sie dankerfüllten Herzens annehmen durfte: die Dotation, die Freiligrath einst, vor vielen Jahren, dem Könige zurückgegeben, er empfing sie jetzt, nur unendlich viel reicher, aus den Händen des deutschen Volkes. Es war ein Nationalgeschenk, wie noch niemals einem deutschen Dichter ein gleiches dargebracht worden ist. Das Verdienst, die Bewegung angeregt und glücklich vollendet zu haben, gebührt neben dem alten Freundeskreis aus Rheinland und dem Wupperthal vor Allem Emil Rittershaus, der, auch er ja, Dichter und Kaufmann war. „Ich möchte zu gern," schrieb er mir (2. Juni 1867), „daß unser gemeinsamer Freund den Abend seines Lebens mit sorgenfreiem Herzen auf deutscher Erde verlebe und sich fortan ganz dem Dienste der Musen weihe!" Und in dem nun folgenden Sommer widerhallte ganz Deutschland von dem einen Namen: Ferdinand Freiligrath; überall, in allen deutschen Gauen bildeten sich Freiligrath-Comités, wurden Freiligrath-Feiern veranstaltet, Freiligrath-Reden gehalten, Freiligrath's Gedichte gesprochen und Freiligrath's Lieder gesungen[1]) — noch einmal, so nah vor der endlichen Einigung, sollte sich's zeigen, welch' eine Macht die Begeisterung für seine Dichter über dieses Volk stets ausgeübt hat, und auch Berlin, das damals noch nicht Reichshauptstadt war, wurde davon mit hingerissen.

Es bildete sich hier ein Centralcomité für die Freiligrath-Sammlungen, dem außer den Redactionen der Vossischen, Spener'schen, National- und Volkszeitung, die bekanntesten Persönlichkeiten aus den politischen, communalen, wissenschaftlichen, literarischen, industriellen und Finanzkreisen angehörten. Wenn ich heute den Aufruf betrachte, den dieses Comité veröffentlichte, so steht in seinen Unterschriften das ganze Berlin jener sechziger Jahre wieder vor meinen Augen: wir finden da die Namen von Löwe-Calbe, Schultze-Delitzsch, Twesten, von Unruh, Virchow und Waldeck; von Heyl, Kochhann, Runge, Straßmann und Streckfuß; von A. von Graefe, E. du Bois-Reymond und Theodor Mommsen; von A. Glaßbrenner und Ernst Dohm, Karl Frenzel und Friedrich Spielhagen; von Borsig, Halske, Siemens, Delbrück, Krause und Mendelssohn. Auch die Kunst war durch einige Berühmtheiten wie Becker, Begas und Spangenberg vertreten.

Um die Zwecke des Comités zu fördern, ward für den 17. Juni 1867 eine große Freiligrath-Feier ins Werk gesetzt. Sie fand statt in dem nicht

[1]) Auch der „Schädliche", nämlich Dr. Christian Schad, dem zehn Jahre früher Freiligrath einen Beitrag für den „Musen-Almanach" abgeschlagen hatte, rächte sich edel, indem er zusammen mit Ignaz Hub jetzt ein „Freiligrath-Album" herausgab, an dem sich 140 deutsche Poeten betheiligten.

viele Jahre zuvor erbauten Victoriatheater, das inzwischen längst wieder vom Erdboden verschwunden ist; beide Bühnen dieses großen Hauses waren zu einem gewaltigen Rundbau vereinigt, den in allen Rängen, bis oben hinauf, eine dichte Menge von Zuhörern füllte Franz Duncker war einer der Veranstalter, und hinter mir in einer Loge saß Frau Lina Duncker. Von schottischen Melodien, solchen, welchen Freiligrath Worte geliehen, war der Abend durchflochten — „Mein Herz ist im Hochland" und „Pibroch of Donald Dhu" — Mendelssohn's „Ruy Blas" und Gade's „Nachklänge an Ossian" trugen mich in die seligen Fernen der Vergangenheit zurück. Die Festrede hielt Rudolf Gottschall, und mir war es übertragen worden, den Prolog zu verfassen. Eine ganze Welt von Erinnerungen, den schönsten, reinsten und besten meines Lebens, stieg vor mir empor, und alle meine Liebe für Freiligrath flammte wieder in mir auf. Ich sah mich noch einmal in der Schule zu Hannover, wo ich die ersten Gedichte von ihm gelesen; ich wanderte noch einmal am Ufer der Weser, das Herz erfüllt von seinen Rhythmen und Reimen — und Alles, was zwischen heut' und damals lag, war, wie wenn es nicht gewesen. Daß ich ihn jemals in Wirklichkeit geschaut, daß seine Hand in der meinen geruht und daß auch er mich einmal geliebt hatte — war es ein Traum, den ich geträumt, gleich so vielen anderen in der glücklichen Jugendzeit? Nein, nein — hier war das Theater, hier waren die Tausende von Menschen; jetzt verstummte die Musik und in meinen eigenen Worten vernahm ich's:

— Und ob dem Blick auch keinen Schmuck die Bühne bot:
Ihr denkt an ihn, und über Euch glüht seiner Dichtung Morgenroth.
Was auf der Erde rings verstreut, und was einander niemals sah,
Was weit getrennt, wie Pol von Pol — er sah's, er winkt, und es ist da!
Der ew'ge Winter und das Licht der Sonne, die zur Mitternacht
Am Himmel unbeweglich steht, der blauen Eiskrystalle Pracht;
Der Wüste nie gefühlte Gluth, der gelbe Sand, der trübe Sumpf,
Dran die Giraffe trinkt, und das Gebrüll des Löwen, kurz und dumpf;
Des Meeres Rauschen und der Sturm, der durch die Woge treibt das Schiff,
Der Hai, der seiner Beute folgt, und das sich drohend hebt, das Riff;
Der Palmenhain, von Vögeln bunt, der sandigen Steppe karg Gesträuch,
Durch welches nur die Biene schwirrt — dies Alles sang und gab er Euch.
In Frankreichs Blumengärten hat er manche Blüthe, manche Frucht
In Englands Dichterwald gepflückt: von mancher schottischen Hochlandsbucht
Euch einen Sang gebracht, der wild erwuchs, wie dort am grauen Stein
Die rothe Haide blüht. Jedoch, das Beste, was er gab, war sein.
Das Lied, das ihm der Heimath Strom, der Heimath Bäume zugerauscht,
Das Lied der Liebe, das er still vom Herzen seines Volks gelauscht —
Sein Sehnen und Verlangen, das von je des deutschen Liedes Born,
Sein Hoffen und sein Wünschen . . . und zuletzt sang er auch seinen Zorn.
Ins Dunkel jenes Jahres warf er sein Lied gleich einem Blitz — und dann,
Dann ging er fort ins fremde Land. Er ging, ein Dichter und ein Mann!

Doch ausgeglichen hat die Zeit, was zwischen jetzt und damals liegt,
Ein ganzes Volk stimmt in den Gruß, der heut' von hier hinüber fliegt:
Was lang' zerrissen und getrennt, was jüngst zerhieb ein machtvoll Schwert,
Vereint in dem Gedanken sich, der Deutschlands fernen Sänger ehrt;
Und an sein Herz, wir kennen es, klingt dieser Ruf, klingt dieser Reim:
Dein Vaterland erwartet Dich! Verbannter Dichter, kehre heim!

Wenige Wochen später, am 18. September 1867, schrieb mir Deutsch: „Freiligrath geht im Frühling nach Deutschland — für immer, und Käthe Freiligrath ist verlobt!“

Traurig blicken diese Zeilen mich jetzt an von dem vergilbten Papier; auch der Verlobte von damals, ein glücklicher, liebenswürdiger Mann, ist nicht mehr unter den Lebenden . . .

Von Freiligrath's Heimkehr könnt' ich nur nacherzählen, was Andere davon berichtet haben. Es war ein Triumphzug, der ihn auch noch einmal in die geliebte Heimath, nach Westphalen und nach Detmold, führte. Jubel empfing ihn, Ehrenpforten waren ihm errichtet, Blumen wurden ihm gestreut, und in dem Haus, in welchem er seine Kinderjahre verlebt, und das jetzt eine Gedenktafel schmückt, ward er mit dem Lorbeer gekrönt. Da rangen sich aus seinem übervollen Herzen die Verse:

Geliebt zu sein von seinem Volke,
O herrlichstes Poetenziel!
Kranz, der aus dunkler Wetterwolke,
Herab auf meine Stirne fiel!
Ob ich's verdient? Ich darf nicht rechten!
Ihr wollt nun einmal Kränze flechten!
Ich halte stolz ihn in der Rechten,
Den mir zu flechten Euch gefiel.

Er hatte sich Stuttgart als bleibenden Wohnsitz ausersehen, die Stadt des Schwabenlandes, von der er schon in seiner Jugend (1836) geschrieben hatte, man sei von dort ihm mit einer solchen Freundlichkeit und Herzlichkeit entgegengekommen, daß er, wiewohl selbst Norddeutscher, doch hoffe, sich der Gesinnung nach zu Denen rechnen zu dürfen, die Uhland als ihr gemeinsames Haupt ansehen [1]).

So kam das Jahr 1870, das in einem höheren Sinne noch den Dichter seinem Vaterlande wiedergab.

Wer erkennt nicht in den herrlichen Kriegsgesängen, die wie „Trompeten- und Horngeschmetter“ unseren Heeren im Juli und August voraufgingen, den Dichter wieder, der einst in nicht minder feurigen Weisen die Revolution von 1848 gegrüßt? Beide werden bleiben, die Lieder von 48 und die von 70, als die schönsten dichterischen Erzeugnisse jener Zeiten. Dieselbe Pracht der Bilder, dieselbe Gluth und Leidenschaft der Empfindung neben einer gewissen volksthümlichen Kraft des Ausdrucks sind in den einen wie den anderen. Aber was damals in den dunklen Stürmen untergegangen und rettungslos verloren schien, das sollte jetzt leuchtend wieder auferstehen und sich glorreich vollenden „im Jahr der Ehren, im Jahre Siebenzig“. Und nicht mehr, wie damals, ein Zürnender wendet er sich ab vom Vaterland: jetzt steht er mitten drinnen, seinen Sohn Wolfgang sieht er ins Feld ziehen, und seine Hand erhebt er zum Segen:

Daß aufs Geklirr der Waffen
Ein langer gold'ner Tag
Für der Freiheit fröhliches Schaffen
Den Völkern glänzen mag.

[1]) Buchner a. a. O., Bd. I, S. 166.

Wofür auch er tapfer gestritten und mannhaft gelitten, das verwirklichte sich nun vor seinen Augen; und in dieser ernsten, feierlichen Stunde ließ er den ersten Band seiner gesammelten Dichtungen erscheinen mit der Widmung „an Deutschland". Wohl scheint ihm die Gabe geringe, wohl muthet manches Lied ihn heute fremd an:

Du aber hast in allen
Die Liebe zu Dir erkannt.
Drum haben sie Dir gefallen,
Drum gabst Du mir treu die Hand!
Drum hab' ich seit frühen Jahren,
Als Jüngling und als Mann,
Auch Liebe von Dir erfahren —
Mehr, als ich danken kann!

Und da war's, in diesen Tagen des heraufziehenden Gewitters, in denen sich Herz an Herz schloß und auch der letzte Groll, wie von einer heiligen Flamme verzehrt, dahinschwand, daß ich, nach so vielen Jahren, den ersten Brief wieder von Freiligrath erhielt. Es war fünf Tage vor der Kriegserklärung und zehn vor dem, an welchem er die Verse schrieb:

Schwaben und Preußen Hand in Hand;
Der Nord, der Süd Ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland —
Wir fragen's heut' nicht mehr!
Ein Geist, Ein Arm, Ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut'!
Hurrah Germania, stolzes Weib!
Hurrah, du große Zeit!

Es kam Alles so plötzlich und wunderbar, daß man heute Mühe hat, sich's noch einmal vorzustellen. Freundlich hatte der Sommer begonnen, den wir am Elbufer, in der Einsamkeit von Pillnitz zu verleben gedachten. Wir wohnten in einem traulichen, alten Hause, das früher, bis zu seinem Tode, der Dichter von „Schau um Dich und schau in Dich", Julius Hammer, bewohnt hatte. Hinten, ganz nahe, stieg der Wald des Porsberges empor, und vor uns ausgebreitet lag die große Wiese mit der prachtvollen, dunklen Kastanienallee, durch welche man das ruhig dahinziehende Wasser der Elbe schimmern sah. Nur wenige Nachbarhäuser waren da, sonst ringsum eine wogende Masse von Laub, aus welchem, das Bild abschließend, das kupferfarbene, grünlich schimmernde Dach des in japanischem Stil erbauten Schlosses sich erhob — jenes Schlosses, berühmt durch die „Pillnitzer Convention" vom Jahre 1791, mit welcher der Krieg gegen das revolutionäre Frankreich begann. Die Folgen waren die Demüthigung Deutschlands und die Herrschaft des Corsen. Hier, auf diesem idyllischen Erdenfleck, hob sich der Vorhang über der ersten Scene jenes furchtbaren Dramas, das mit der Wiedererhebung des deutschen Volkes und dem Sturze des Verhaßten endete. Wer hätte wohl, als wir im Mai kamen, uns vorher sagen mögen, daß wir nicht minder Gewaltiges und gerade hier miterleben sollten? Friedlich lag die Flur im Junisonnenschein, und das Korn begann zu reifen. Gerüchte schwirrten schon her-

über; doch was die Zeitung heute brachte, wurde morgen wieder in Frage gestellt. Man konnte, man wollte nicht an den Ernst der Lage glauben. Ich erinnere mich, daß ich eines Abends spät aus der Dunkelheit der Kastanienallee herauf einen Gesang vernahm, der mich seltsam ergriff; ich öffnete das Fenster, um zu lauschen, und bei dem vollkommenen Schweigen der Nacht unterschied ich allmälig den sich immer wiederholenden Kehrreim:

Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Heute noch ergreift es mich, wenn ich an jene Nacht und jenes Lied denke; zum ersten Mal, ohne zu wissen, was es war, und noch weniger, was es so bald für unsere Heere, für uns Alle werden sollte, hört' ich es, und wie die Melodie, von einer unbekannten Stimme gesungen, sich in der Ferne verlor, stand ich lange noch in einer Art traumhafter Befangenheit zwischen Schreck und Zuversicht. Immer dichter wurde das Gewölk im Westen, und jetzt erschienen auch die ersten Depeschen, an die Mauern des verhängnißvollen Schlosses geheftet, in welchem, wie jährlich zur Sommerszeit, einsam König Johann von Sachsen residirte. Klopfenden Herzens eilten wir hin, um zu lesen, was sie bald von Friedenshoffnungen und bald von Kriegsbefürchtungen sagten. Es war eine schwüle Gewitterstimmung; und an einem solchen Tage traf der Brief Freiligrath's in Pillnitz ein.

In der, man sollte glauben, kaum noch einer Steigerung fähigen Erregtheit des Augenblicks bewegte mich doch der Anblick der seit zehn Jahren nicht mehr gesehenen Handschrift aufs Tiefste. Sie hatte sich nicht verändert, sie war dieselbe geblieben wie in der Londoner Zeit. Nur an Stelle der Sixpence-Marke mit dem Bilde der Königin von England war die Dreikreuzer-Marke von Württemberg getreten, mit dem Poststempel Stuttgart.

Aber auch das Herz dessen, der mir schrieb, hatte sich nicht verändert; es war das alte, gute, treue, das goldene Freiligrathherz geblieben, dem auch das meine wieder entgegenflog. Unmittelbar vor dem ausbrechenden Kriege feierten wir die Versöhnung, und über alles Vergangene hinweg knüpften wir wieder an den schönen Anfang an, wo voll jugendlicher Begeisterung ich in der ungeheuren Welt von London gleichsam als Bote der Heimath zu dem verbannten Dichter gekommen war und er mich liebreich in seine Arme schloß — — —

Stuttgart, 12. Juli 1870.

Mein lieber und verehrter Freund!

Ich komme mit einer Bitte zu Ihnen. Unter den Gelegenheitsgedichten, welche die von mir beabsichtigte Gesammtausgabe meiner poetischen Schriften bringen wird, wünsche ich (wenn es Ihnen recht ist), auch die Verse aufzunehmen, welche ich Ihnen vor zwölf oder dreizehn Jahren zu London ins Album schrieb. Nun besitze ich aber keine Copie derselben (oder kann sie wenigstens in dem Tohuwabohu meiner alten Scripturen nicht auffinden) und würde Ihnen drum sehr dankbar sein, wenn Sie mir eine getreue Abschrift der wenigen Strophen (falls Sie selbst solche noch besitzen) b a l d m ö g l i c h s t zukommen lassen wollten. Seien Sie recht, recht freundlich darum gebeten! Es würde mir eine große, eine herzliche Freude sein, unser damaliges fröhliches Begegnen in dieser Weise festzuhalten!

Wie geht es Ihnen denn, lieber Rodenberg? Unermüdlich thätig und schaffenslustig sind Sie, das sehe und lese ich täglich mit dem aufrichtigsten Antheil. Mit mir geht's derweil bergab. Die „Gesammtausgabe" zeigt Ihnen, daß ich allmälig anfange, mein Haus zu bestellen. Wer das Sechzigste überschritten und einen kurzen Hals hat, muß sich zusammennehmen. Herzen und Dickens sind nicht so alt geworden. Nun, wie Gott will!

Daß Sie glücklich verheirathet und Vater eines lieben Kindes sind, hab' ich mit aufrichtiger Freude gehört. Wissen Sie aber auch, daß ich Großvater bin seit vier Monaten? Respect!

Nun adieu, lieber Freund! Mögen mir bald einige Zeilen von Ihrer Hand sagen, daß Sie meiner nach wie vor freundlich gedenken!

In herzlicher Verehrung treu der Ihrige

F. Freiligrath.

Eines Commentars nach Allem, was voraufgegangen, bedürfen die beiden folgenden Briefe nicht mehr. In einem Verhältniß, wie das meine zu Freiligrath war, braucht nichts verschwiegen und nichts beschönigt zu werden: es konnte, nein, es durfte nicht mit einer Dissonanz enden; und diese letzten Briefe breiten ein Licht darüber aus wie friedlicher Abendsonnenschein. Es mag nur noch bemerkt werden, daß das Gedicht an mich auf demselben Blatt zusammen gedruckt war mit dem Gedicht auf Johanna Kinkel's Begräbniß, so daß auch hier gemeinsam Erlebtes, weit hinter uns Liegendes, harmonisch ausklang. Es ist zum Schluß — denn diesem eilen wir nun entgegen — noch einmal der ganze Freiligrath; und daß er mit derselben beispiellosen Bescheidenheit wie vor Jahren über sich denkt und spricht, obwohl er doch eben erst mit seinen patriotischen Gesängen neuen Dichterruhm gewonnen: dessen wird man, nicht ohne Rührung, aus dem Folgenden inne werden.

Stuttgart, 18. December 1870.

Mein theuerer und verehrter Freund!

Das Jahr neigt sich seinem Ende zu, und wenn mir auch in allem Wirrwarr einer bevorstehenden Reise nach England (zu einem Gathering of the Clans — wir, ich und meine Frau, wollen dort wieder einmal, mit all' unseren Kindern vereint, a merry Christmas feiern) nur eben noch Zeit zu einem Worte für Sie bleibt, so soll doch dieses Wort wenigstens nicht unausgesprochen bleiben! Ich darf meine Schuld an Sie nicht mit ins neue Jahr schleifen!

Also: — haben Sie aus vollem Herzen Dank für Ihren lieben und liebenswürdigen Brief vom vorigen Sommer! Sie haben mir eine große, große Freude damit gemacht, und ich hätte Ihnen längst geantwortet (ja, lachen Sie nur, es ist mir aber dennoch Ernst), wenn wir eben nicht diese böse gute Zeit durchzumachen gehabt hätten. Als Ihr Brief bei mir eintraf (19. Juli), dachten wir nicht anders, als daß nun nächstens Turcos und Spahis hier einrücken würden; ich packte meine Bücher und Scripturen und Reliquien; man konnte kaum Athem holen. Unsere geographische Lage hier im Südwesten war after all eine verdammt exponirte. Nun, es hat sich, Gottlob, Alles anders und besser gefügt, als wir damals fürchten mußten; aber jetzt war es der Jubel und die Freude über unsere Einigkeit und unsere Siege, was einen nicht zum Schreiben kommen ließ. Dazu zog Wolfgang ins Feld, — tagtäglich Lust und Angst und Sorge in stetem Wechsel! Vergeben Sie mir, ich bitte herzlich!

Ein Theil Ihres Briefes, ich meine die mir erbetene Abschrift meiner Ihnen Anno 56 ins Album geschriebenen Verse, fliegt nunmehr, anliegend, gedruckt zu Ihnen zurück, damit Sie sehen, wo und in welcher Gesellschaft ich dieselben ein-

geheimst habe. Dieser Bogen fliegt übrigens nur einem vollständigen Exemplar meiner armen Omnia voraus, welches ich Goeschen beauftragt habe, Ihnen sofort nach Fertigwerden des letzten Bändchens (im Laufe dieser Woche noch, hoffe ich) zu überschicken. Möge Ihnen die Sendung Freude machen, lieber Rodenberg! Es ist wohl „meines Lebens Liederbuch," was ich Ihnen da schicke, mir ist wohl und weh gewesen beim Sammeln und Ordnen der Blätter, — „o könnt' ich Besseres spenden, nun fast am Ziel ich steh!"

Das Amüsanteste in allen sechs Bändchen (Bände, sagt der Verleger), ist eigentlich das Register der Liederanfänge am Ende des sechsten. Diese Anfänge sind in der That hübsch und eröffnen nach rechts und nach links weltweite, vielversprechende Perspectiven. Es läßt sich ganz anmuthig darin herumspazieren, und ich rathe Ihnen freundschaftlich, es bei einem solchen Spaziergang bewenden zu lassen. Es ist etwas traulich Geheimnißvolles um solch' eine Reihe von Anfängen. Was ahnt man nicht Alles dahinter, — oft weit mehr und weit Schöneres, als man hinterher in den Gedichten selbst findet.

Nun, Scherz (und halben Ernst) beiseite, — seien Sie nochmals freundlich um freundliche Annahme der Bände gebeten. Ich lege sie als ein Pfand aufrichtiger Hochachtung und Freundschaft in Ihre Hände.

Und nun noch eine Bitte: Schreiben Sie mir doch niemals wieder von jenem alten, wie oft von mir bedauerten Mißverständnisse! Sie beschämen mich wirklich mit jedem Worte der Entschuldigung, das Sie deswegen noch an mich richten! Ich weiß ja längst, längst, daß Sie keine Kränkung beabsichtigten! Niemand ist schuldig als ich — mit meiner dummen Empfindlichkeit und unsinnigen Heftigkeit! Also, die Hand her, lieber Freund! Es bleibt beim Alten, und über jener kurzen Fehde wachse das Gras ellenhoch.

Wie freue ich mich auf London und die Kinder! Wolfgang (nach unerschrockenem Dienste auf den Schlachtfeldern von Metz, Gravelotte, Sedan u. s. w. krank aus Chateau Thierry heimgekehrt, jetzt aber genesen und auf dem Sprunge, nach Amerika zu gehen) begleitet uns, Otto kommt aus Liverpool, Percy aus Lancashire, an den jungen Herdstätten von Käthe und Luise (mit dem einstweilen ersten Enkelsohne Hermann) ist Sammelplatz Three cheers! wird Käthe rufen, wenn wir einrücken, und hip, hip, hip, hurrah! die Jungens.

Eigentlich ist es leichtsinnig von einem alten Manne, in dieser Jahreszeit zu reisen. Aber was thut man nicht, um Weihnachten wieder einmal „auf einer Insel"[1] mitzumachen, zudem, nach englischen Begriffen bin ich ja auch noch gar nicht alt. Stürbe ich jetzt, so würde es dort heißen: „Cut off in the prime of life." In der Prima des Lebens müssen wir das ja wohl übersetzen?

Sehr freue ich mich auch, unseren Freund Deutsch, den berühmten Talmudisten, zwischen seinen Büchern auf dem Brit. Museum aufzuschrecken. Wie wollen wir lachen und die alten Witze auffrischen: „Sind Sie glücklich?[2] Sie sagen es nicht!" — O Dattelvater! — Nachher aber gehen wir in's London, greifen einen Verbundenen an, sehen die Fanfaren herumfahren und stärken uns zuletzt mit einer Pint glänzenden Trägers von Muth und Gesellschaft! (Ist das etwa ein Verwandter von Albert Träger?)

Quousque tandem — werden Sie rufen. Und mit Recht! Ich bin aber schon fertig, — rufe nur noch: A merry Christmas and a happy Newyear! — und bin mit herzlichen Grüßen an Sie und Ihr Haus

Ihr allzeit getreuer
F. Freiligrath.

---

[1] Unser sarkastischer Freund Jacob Kaufmann hatte diese Redensart einem deutschen Reisewerk über England entnommen, dessen Verfasser bei jedem ihn dort befremdenden Anblick ausrief: „Auf einer Insel!" als ob damit Alles erklärt sei.

[2] Auch dies eine Reminiscenz an unsern guten deutschen Professor, der, wenn er fragen wollte: „Geht es Ihnen gut? Sind Sie zufrieden?" das englische „Are you happy?" wörtlich übersetzte: „Sind Sie glücklich?"

Stuttgart, 19. December 1870.

Mein lieber, theurer Freund!

Ich schrieb Ihnen gestern in großer Eile und ohne Ihren Pillnitzer Brief vom 15. Juli (dem Tage der Kriegserklärung; für uns beide aber war es ein Tag des erneuten Friedens!) vor mir zu haben. Seitdem ist er mir nun heute früh, beim Einräumen meiner Papiere vor dem bevorstehenden Exodus, wieder zur Hand gekommen. Ich habe ihn noch einmal gelesen und finde, daß ich Ihnen gestern gar nicht warm und innig genug gedankt habe für alle Liebe und Güte und Treue, die Sie mir aussprechen. So komme ich denn noch einmal zu Ihnen, drücke Ihnen noch einmal die Hand und sage: Lieber, lieber Rodenberg! Kein Wort weiter!

Im nächsten Jahre müssen und werden wir uns gewiß wiedersehen! Und dann, will's Gott, ab und zu noch oft im Leben! Wir wollen treu verbunden bleiben.

Nur Eins dürfen Sie nicht von mir erwarten: häufige Briefe! Sie kennen ja meine alte Schwäche und werden oft Nachsicht üben müssen. Das längere Ausbleiben meiner Antwort darf Sie niemals irre an mir machen.

Meine Frau grüßt mit mir Sie und die liebe Ihrige aufs Herzlichste. Wie viele kleine Rodenberger krabbeln denn schon um Sie herum?

Gott mit Ihnen, lieber Freund! Gruß und Druck der Hand! Für immer in Liebe und Treue

Ihr alter
F. Freiligrath.

Ich habe Freiligrath nicht wieder gesehen; aber in dem schönen Spätsommer von 1875, dem letzten, den er auf Erden geweilt, klang noch einmal ein Gedicht von ihm an mein Herz — ein Gedicht, so ganz erfüllt von Erinnerungen an seine Knabenzeit und seine Heimath, ich möchte fast sagen von Heimweh, daß es auch mich aufs Tiefste bewegte. „Lang', lang' ist's her", heißt es und, zur feierlichen Enthüllung des Hermann-Denkmals bei Detmold als Festgruß gesandt, erzählt der Dichter darin, wie manchmal er einst —

Lang', o lange, lang' ist's her!
Fünfzig Jahre sind's und mehr —,

an der Hand seines geliebten väterlichen Freundes Clostermeyer, dem Verfasser des Buches „Wo Hermann den Varus schlug", zu der Stelle empor gestiegen sei, wo heut das Denkmal steht.

Um und um, das rauscht und wallt!
Wald und Berg, und Berg und Wald!
Tapf're Berge, wack'res Holz!
Eichen und Buchen, schlank und stolz!

Sieh', und drüben warm besonnt,
Zwischen Gebirg' und Horizont,
Leuchtend, wie sie Hermann sah,
Liegt Norddeutschlands Eb'ne da —
Leuchtend, golden überhaucht!
Leuchtend, halb in Duft getaucht —

Zu der nämlichen Zeit war ich in dieser Ebene, mit deren sanftem Schimmer sich die Freiligrath'schen Verse zu vereinen schienen, als ob die sommerliche Landschaft selber sie leise mitsänge.

Den folgenden Frühling hat Freiligrath nicht mehr erlebt: er starb am 18. März 1875, zwei Jahre nach Emanuel Deutsch. Für mich leben sie beide noch, wie sie da zusammen in ihren Bildern vor mir stehen: der Eine, der, halb schon vergessen, fern im Lande seiner Sehnsucht unter Palmen schläft; der Andere, der, unvergessen, so lang es eine deutsche Dichtung gibt, am Neckar, im trauten Schwabenlande, seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

Als ich vor einigen Jahren zum ersten Male Stuttgart besuchte, die Stadt Schiller's, Uhland's und Mörike's, da zog es mich vor Allem zu seinem Grab, und an einem milden, sonnigen Aprilnachmittag, aus dem Schatten und Duft der bewaldeten Hügel hinter dem Kursaal von Cannstatt heimkehrend, betraten wir den Kirchhof, auf welchem ich, von meinem Herzen geführt, sogleich den rechten Weg einschlug, an dessen Ende sich, über dem epheubedeckten, blumenumwachsenen Hügel die schöne von Donndorf geschaffene Kolossalbüste Ferdinand Freiligrath's erhebt. Mir war, als ob er noch einmal vor mich hintrete mit diesem edlen, löwenartigen Haupt; als ob aus diesen marmornen Zügen noch einmal das Lächeln hervorbrechen solle, dieses gute, treuherzige Lächeln, das ich so wohl gekannt. Und mir war, als ob ich dem Todten jetzt sagen sollte, was ich dem Lebenden nicht gesagt: „Lebe wohl, Du theurer Mann — lebe wohl! Und habe Dank für Alles, für Alles ...."

Dann pflückten wir ein Stiefmütterchen auf seinem Grab und gingen.

Paul Heyse als Lyriker.

[Nachdruck untersagt.]

Neue Gedichte und Jugendgedichte. Von Paul Heyse. Berlin, W. Hertz. 1897.

„Vom Hauch der Musen
Das Herz geschwellt,
Mit reinem Busen
Ein Kind der Welt."

Dieser Vers aus dem schönen, zugleich so trotzigen und so träumerisch milden Schicksalsliede des Romans von den „Kindern der Welt" klingt den heutigen Welt- und Literaturkindern schon etwas abgedämpft, wie eine ferne Melodie, herauf. Es liegt ein Vierteljahrhundert zwischen damals und heute. Für Heyse selbst ist es der Leitvers seines Lebens geblieben. Immer wieder, über jedem Bande bis herab auf diese neueste lyrische Gabe, hätte er als Motto stehen können. Durch Alles, was Heyse geschrieben hat, geht eine feste Treue wie bei Wenigen — Treue gegen ein Kunstprincip, das aber zugleich mehr war als bloß Kunst, das auch sein Lebensprincip war; und das jener Vers wunderbar trifft. Und doch: wie ist es gekommen? Mir ist, als wenn einer, der heute über ihn schreiben will, sich einen Augenblick auf etwas besinnen müßte; als wenn er, in einem geistigen Sinne, erst noch einmal vor Heyse's Werk im Ganzen zurücktreten müßte, wie der kundige Beschauer vor einem Gemälde zurücktritt. Man muß sich den Staub von allerlei ästhetischem Streit aus den Augen reiben. Wer dem Kampf der Dinge auf dichterischem Gebiete nicht gefolgt ist, wird das allerdings kaum verstehen. Glückliche Naturen halten sich ja im Stillen an das, was sie einmal lieb gewonnen, und kümmern sich nicht um den wirklichen oder angeblichen Wechsel theoretischer Meinungen und den Tageslärm, der auch aus der Aesthetik hallt. Im Grunde baut sich gerade aus diesen still Genießenden wohl immer die stärkste Gemeinde auf, die alle echte und große Dichtung in einer Zeit hat. Aber der künstlerische Fortschritt selbst kann darum den Kampf doch nicht ganz entbehren, und wer diesem Fortschritt eilig nachgehen will, sieht sich, wie von selbst, mitten in der Schlacht. Die Schlacht gibt dann Staub.

Aus jungen Kreisen heraus ist in den letzten zehn Jahren viel Bitteres über Heyse gesagt worden. Wer die Dinge nicht genau kannte, mußte wohl denken, daß er der Jugend etwas zu Leide gethan habe, wie ein griesgrämiger Geselle, der seine eigene Zeit nicht mehr versteht. Er selbst hat gelegentlich, wenn auch nur in seiner feinen Weise, bitter geantwortet, mit stachligen Reimsprüchen, in offenen Freundesepisteln, zwischen den Zeilen eines Romans, immer als Künstler, aber doch aus recht ärgerlicher Stimmung, wie man merkte. Jedenfalls hätte ein Theil der Angriffe, die gegen ihn unternommen wurden, gar keine Antwort verdient. Wir sehen heute, wie sich aus der

sogenannten jungen Bewegung in unserer deutschen Dichtung (die das Wort Realismus so schlecht und unvollkommen deckt) einzelne starke Talente herauskrystallisieren, die gewiß in vielen Zügen „neu" sind, eben als Kinder der ewig neuen Zeit, aber die vor Allem „Dichter" im hohen Sinne sind und deshalb schließlich ihren guten Platz behaupten werden. Von echtem Dichter zu echtem Dichter fällt auch einmal ein scharfes Wort, es gibt eben keine Theorie, auf die alle gleichmäßig selig werden könnten, auch das Dichten ist ein ewiges Ringen und Probiren, das Jeder für sich weiter treibt, so gut er kann; die Einheit kommt schließlich im höchsten Sinne doch nach. Aber bei jenem wüsten Verunglimpfen spielten diese eigentlichen Dichter und ihre subjectiven ästhetischen Anschauungen die geringste Rolle. Es lärmte ein Troß mit, der selbst überhaupt nichts leistete, weder Altes noch Neues, und dessen Gebahren nicht durch irgend eine engere ästhetische Theorie, sondern dadurch gerichtet war, daß es überhaupt nicht von ästhetischen Motiven ausging. Ich meine, es ist doch auch Heyse selbst gewesen, der dem Irrthum unterlegen ist, daß ihm hier eine wirkliche Kunstrichtung Opposition mache. Und der böse Erfolg ist gewesen, daß auf Grund von mancherlei Mißverständnissen sich schließlich rund gesprochen hat, es bestehe allen Ernstes eine tief innerliche künstlerische Disharmonie zwischen aller jungdeutschen aufstrebenden Dichterbewegung und Paul Heyse, dem Manne, der so oft in einer unruhigen Zeit, die dem Dichterischen nicht immer hold war, unter uns gestanden hat wie der typische Vertreter des „Dichterberufs" in seiner lautersten, durch nichts Fremdes beirrten Gestalt.

Seltsame Verwicklungen! Ist es nicht Heyse gewesen, der einst, in jenen Tagen, da er das Balderlied von den „Kindern der Welt" sang, von den Philistern geschmäht wurde, weil er das Diesseits, die Welt der Wirklichkeit, für das wahre Reich des Dichters erklärte, gegenüber aller heiligen Autorität des Mystischen? Ein junger Geist schien damals in die Literatur zu kommen mit ihm, ein Pfingstwehen, das gerade die junge Generation begeisterte. Mit „reinem Busen" gewiß, aber auch mit allem Ungestüm der Jugend wurde verkündet, daß das Reich der Kunst ein reines, aber auch ein freies Reich sei, unabhängig von den Satzungen, die sonst die schwache Menschheit für unentbehrlich halten muß. Und zum ersten Male, darf man wohl sagen, erstand in den Heyse'schen Dichtungen jener Zeit die moderne Weltanschauung, sagen wir einmal, diesseits von Feuerbach und Darwin, dichterisch verarbeitet und verklärt. Wem vor ihr bangte, und wer die Aufgabe der Stunde darin sah, sie zu bannen wie ein drohendes Gespenst: der schlug damals auf Heyse ein, der ihr in der Kunst eine neue Stätte zu weisen gewagt. Und mit welchem festen Griff pflanzte Heyse seine Ideen in den „Kindern der Welt" auf Berliner Localgrund, in das alte Haus der Dorotheenstraße mit dem brunnenartig engen Hof, wo der arme Akazienbaum immer ein paar Wochen früher als die freien Bäume draußen Herbstlaub bekam. Es gibt im Werdegang der Dichtung keine scharfen Striche, keine exact nachzuweisenden Anfänge. Aber es gibt unverkennbare Momente, da gewisse längst angelegte Zeitströmungen auf einmal auch hier an die Oberfläche kommen und sichtbar werden. In diesem Sinne bezeichnete Heyse vor zwanzig Jahren einen Anfang. Und es besteht

für mich kein Zweifel, daß es der Anfang der Bewegung war, die jetzt mit einigen vortrefflichen Kräften hervortritt, nachdem sie eine Zeit lang allerdings in allerlei unklaren Versuchen und mehr als zu viel ästhetischem Theoretisiren sich ergangen und, wie erwähnt, eine Anzahl ganz unberufener Elemente mit sich geschleppt hatte. Wenn etwas dieses Verhältniß Heyse's zu der neuen Weise verschleiern konnte, so war es eben bloß die ungemein scharfe Individualität, die Heyse als Dichter stets gewesen ist. Ueber Heyse's Leben leuchteten von Beginn an die glücklichsten Sterne. Wie Wenigen war ihm gegeben, sich von früh auf ganz als Künstler ausleben zu dürfen. Ein Strom von Licht, Sonne, Blüthenhauch rinnt durch Alles, was er geschaffen hat. Hier liegt etwas Subjectives, das mit keinem Kunstprincip zu thun hat. Man muß sich erinnern, aus welchen sehr davon verschiedenen Verhältnissen andere, jüngere von den neuen Dichtern bei uns gekommen sind, aus wie viel Enge, wirthschaftlicher Noth, aus welchem Gram des Großstadtlebens, wo nicht nur die Akazie im dumpfen Hof früher gelbes Laub bekommt als der Waldbaum. In solchen Köpfen gährte auch die moderne Weltanschauung aus dem Zeitalter Darwin's, und es gährte die Luft, sie in die Dichtung zu tragen. Aber der Strom von Sonne aus dem eigenen Leben heraus fehlte, und so wurde in dieser Weltanschauung und der davon beeinflußten Dichtung nothwendig das Düstere zum herrschenden Element. Jede Weltauffassung hat ihre düstere Seite. Neben Dante's Himmel steht die Hölle. Neben dem großen Gedanken einer natürlichen Entwicklung, deren Ziel eine harmonische Welt ist, diesem erhebenden Trostgedanken modernen Denkens, steht die Kehrseite des Kampfes ums Dasein mit allen seinen Schrecken, der problematischen Rolle, die das Einzelindividuum, das als Opfer in der großen Kette leidet und fällt, scheinbar oder wirklich spielt, des unendlich langsamen, über Aeonen und eine ungezählte Generationenfolge gedehnten Emporgangs, des Dunklen, Fernen, Räthselhaften im innersten Weltprincip, das der liebevollen Hingabe eine bange Schranke zu setzen scheint. Natürlich ist das einseitige Vordrängen dieser Seite auch subjectiv, es handelt sich dabei auch hier nicht um ein Kunstprincip, sondern um menschliche Stimmungen. Aber im Rahmen dieses Subjectiven kann trotzdem hier große Kunst erwachsen wie dort. Und es kann sogar innerlich verwandte Kunst sein, — steht sie doch im Grunde auf derselben Weltanschauung.

Am wenigsten zu dem ganzen Verhältniß thut wohl die Form. Wer in der äußeren Kunstform das Wesentliche der Dichtung sucht und auf ihr allein seine Trennungslinien aufbaut: wie weit wird er allerdings Heyse etwa von Hauptmann trennen müssen. Und doch liegt hier kaum etwas Ernsthaftes. Die neue Weltanschauung, einmal in die Dichtung getragen, hat diese Dichtung naturgemäß auch nach einem neuen Ausdruck ringen lassen. Aber wie viel ist hier graue Theorie geblieben, wie verschieden sind schon in den kurzen Anläufen, die wir haben, die Wege zum praktischen Versuch, wie dünn ist der Faden, an dem alle die sogenannten Revolutionen der Form nach realistischem Recept noch hängen: wie sehr thut noth, diese Dinge gerade recht in der Schwebe zu lassen, wenn es gilt, den Werth des Dichters unbefangen zu messen.

Gerade Heyse selbst ist da vielleicht das beste Muster. Wo die dichterische Begabung bei ihm unverkennbar geringer ist wie auf dem dramatischen Gebiete, scheint es leicht, auch an seiner Form die Schäden einer älteren Technik, die neben Hauptmann als veraltet gelten müßte, nachzuweisen. Wo er aber dichterisch seine Stärke zeigt, in dem fein gefügten Kunstbau der Novelle oder in der Lyrik, da wird man gar nicht auf die Frage kommen, ob das nun alte oder neue Methode sei, der Dichter schlägt einfach durch. Ich kenne Lyriker, die sich selbst für hochgradig neu halten, und die in der Lyrik etwa die äußere Kunstform der Terzine für unmodern, unrealistisch und was sonst noch Alles erklären möchten. Nun muß man Heyse's ältere große Sammlung „Gedichte" aufschlagen und sich klar werden, daß der Cyklus „Meine Todten" (die Todtenklage um seine verstorbenen Kinder) in Terzinen, und zwar solchen von außerordentlicher, kaum von einem zweiten Dichter in deutscher Sprache erreichten Schönheit gedichtet sind. An keiner Stelle des ganzen Bandes, ja ich möchte sagen an keiner zweiten Stelle bei Heyse überhaupt, tritt die bestimmte moderne Weltanschauung in dem oben gekennzeichneten Sinne so klar heraus, mit ihrer Beschränkung auf das Diesseits, ihrem Verzicht auf jeden leisesten mystischen Einklang mit ihrer in aller Wärme doch so nüchtern klaren Beobachtung, mit ihren im hohen Sinne wirklich durch und durch realistischen Zügen. In der Wucht der subjectiven Schmerzempfindung geht die Weltanschauung sogar gegen Heyse's sonstige Art hier über die erhebenden Seiten modernen Weltauffassens hinaus und malt ergreifend das dunkle Verlassensein des Einzelnen gegenüber einem Verhängniß, das die Unerbittlichkeit des Naturgesetzes bewährt, den dumpfen Groll, der sich auflehnt gegen die alte Dankempfindung vor dem Weltgeschick, auch das echt moderne, in jenem Sinne realistische Memento, bloß von der Schattenseite diesmal entlehnt. Selbstverständlich ließe sich das Alles auch in einem anderen Strophenmaße als gerade in Terzinen sagen. Aber wäre es nicht eine Albernheit, hieraus eine Kritik zu entwickeln, die Heyse, den Lyriker, in Gegensatz zu unserer „modernen" Lyrik brächte?

Die Mißverständnisse werden eines Tages wieder verweht sein mit anderem Staub. Ich glaubte, nur auf sie hinweisen zu müssen, weil in den beiden Bänden Heyse'scher Lyrik (dem älteren, zuletzt 1893 aufgelegten und dem neuen), nicht selten eine gewisse Resignation, etwas wie Enttäuschung zugleich und Gefühl des Undankes, dem eine große, fruchtbare Lebensarbeit begegnet sei, durchklingt, die der unbefangene Leser nicht recht begreifen wird in Mitten des hellen Lichtes, das doch eigentlich so unverkennbar über diesem Leben liegt. Im edelsten Sinne bieten die beiden Bände eine Selbstbiographie. Der Kern ist und bleibt dabei der erste Band. Der zweite trägt nach, rundet ab, ergänzt, freilich noch mit einer Fülle vorzüglicher Sachen, die im Ganzen nicht fehlen dürften. Schließlich ist es ja nichts Neues, wenn man von Einem, der die Lyrik ernst nahm und nicht bloß, um Bände zu füllen, dichtete, sagt: seine Lyrik sei seine Selbstbiographie. Aber bei Heyse trifft es fester ins Herz als sonst. Gerade die neue Nachlese enthält gleich zu Anfang einige sehr gute Balladen, und aus dem ersten Bande hat mit Recht kaum ein Cyklus so viel Glück gemacht wie das wundervolle „Italienische Skizzenbuch". Das sind mehr oder minder nicht gerade biographische Stücke. Und doch liegt, wenn

man Heyse's Eigenart als Lyriker charakterisiren will, der Schwerpunkt nicht hier, sondern bei Sachen, die so streng biographisch sind, daß man bei einem Dichter, dem Heyse's Sonderbegabung abginge, darüber weglesen würde wie über Hauspoesie und Gelegenheitspoesie im gefährlichen Sinne. Ich habe schon berührt, wie er in die älteren Gedichte auf den Tod seiner Kinder Alles hineingegossen, was an Größe der Weltanschauung, an starker Persönlichkeit, die Auge in Auge mit dem Schicksal ringt, in ihm war. Wir haben solche Verse über solchen Stoff nicht zum zweiten Male in unserer Literatur, so nahe es liegt, daß solcher Stoff in ein Dichterleben dringt und zu künstlerischer Gestaltung lockt. Der Begriff des „Hausgedichtes" (Heyse wendet das Wort in dem neuen Bande einmal geradezu als Ueberschrift einer Reihe an) hat hier eine Läuterung erfahren, die jedes Bedenken umwirft. Aehnliches gilt aber und gilt ebenso nachdrücklich von einer ganzen Anzahl zum Theil sehr langer Gedichte in beiden Bänden, die nach hergebrachter Schablone der bösesten Ecke des „Gelegenheitsgedichtes" nahe kämen. Ich meine die Gedichte und Episteln an Freunde und, in engem Anschluß daran, eine Reihe größerer Festgedichte zu besonderen, in der Zeit liegenden Zwecken. Man weiß, wie solche Sachen, die von etwas Liebe und etwas Zwang dictirt zu werden pflegen, selbst in vortrefflichen lyrischen Sammlungen zumeist wirken: dem Autor waren sie oft lieb, einem kleinen Kreis der Zeitgenossen oder intimen Freunde, die das miterlebt oder selber empfangen, eine werthvolle Erinnerung, kaum gedruckt aber, wirkten sie schon veraltet, und heute blättert man darüber weg. Das ist den Besten so gegangen. Es ginge uns an vielen Stellen selbst bei Goethe so, wenn hier nicht allmählich jenes schöne menschliche Interesse so in den Vordergrund gerathen wäre, das uns schließlich noch aus anderen Motiven als dem rein ästhetischen Wohlgefallen zu jeder Aeußerung dieses Universalmenschen zurückkehren läßt. Bei Heyse ist das ganz anders, so typisch anders, daß hier wohl eben ein ganzes Stück Heyse in seiner Sonderart stecken muß. Man nehme aus dem neuen Gedichtbande die Episteln an Gottfried Keller, an Theodor Fontane. Aus dem alten Bande den ganzen Cyklus „An Personen" bis herab auf den Prolog zur Schiller-Feier und das Festgedicht zur Wiedereröffnung des Goethe-Hauses in Weimar. Das ist nicht gutmüthiger Abfall aus einem Poetenhause, wo sonst ernst gearbeitet wird: das ist ernste Arbeit im höchsten Sinne selbst. Nirgendwo in den ganzen Bänden ist Heyse's Geist reicher, seine Persönlichkeit größer, die künstlerische Form zu reinerem Golde geklärt. Man fühlt sogar mehr als den Dichter, dem selbst das ernst war: man fühlt den Dichter, dessen Stärke und Eigenart hier liegt. Vor dieser Leistung schwindet die „Gelegenheit" als belanglos dahin. Die Verse, einst den festlichen Besuchern des neu erstandenen Goethe-Hauses zu Weimar in freundlicher Stunde gewidmet, umschließen in Wahrheit ein dichterisch geschautes Lebensbild Goethe's, das zu den besten in Vers wie Prosa gehört, die wir überhaupt besitzen. Und die kleine Epistel an Fontane zum 30. December 1889 wird noch spät nicht ein Gelegenheitsgedicht sein, das man zur Noth liest, weil zwei gute Namen „von" und „an" darüber stehen, sondern ein wirklich feines Blatt unserer Literatur, auf dem ein Dichter einen Dichter gezeichnet hat. Ueber Allem aber schwebt das Selbstbiographische mit einem großen

Zug: der Erzähler erscheint verknüpft mit großen Momenten und großen Männern seiner Zeit, und er findet das schönste Wort, es uns zu sagen.

In der langen Reihe seiner Prosawerke ist es nicht immer so leicht, Heyse's dichterischen Charakterkopf fest zu fassen. Er erscheint biegsamer und verwandlungsreicher als in der Lyrik. Erst hier, wie wir sie jetzt in den beiden sich so gut ergänzenden Bänden beisammen haben, kommt das Profil ganz scharf heraus. Man sieht das Eigene wie die Einflüsse. Der Einfluß Italiens ist von entscheidender Bedeutung. Italien nicht im Sinne einer Durchgangsstation zur Antike, sondern als ein durch und durch Lebendiges, Italiens Volk, Italiens Weise, Italiens Landschaft. Die italienische Landschaft zumal ist so mächtig, daß ihre Linien wie festgeprägt in Heyse's Auge stehen und ihn innerlich auch da beherrschen, wo er andere, nordische Natur malt: der Kenner seiner Romane und Novellen könnte das, nachdem er in den Gedichten einmal darauf aufmerksam geworden, tief in alle Hintergrundsmalerei seiner Romane und Novellen hinein verfolgen und immer wieder bestätigt finden. Italien war für Heyse nicht eine Entdeckung, die in der reifsten Zeit seines Lebens erst über ihn kam: er ging von hier aus, man fühlt es auf Schritt und Tritt, es ist seine Jugend, seine Poetenjugend gewesen, und war dann auch seine Reise in einheitlicher Entwicklung. Ich glaube, es gibt keinen zweiten deutschen Dichter, von dem man das so sicher sagen kann. Man denkt an Platen, aber Platen und Heyse haben eigentlich nur Aeußerliches gemeinsam, den Fleiß und das Genie für die absolut fleckenlose Form. Heyse selbst hat in einer seiner wuchtigsten Episteln hart über Platen geurtheilt. In seinen besten Momenten ist Platen als Dichter jedenfalls ebenso herb, wie Heyse in seinen besten weich ist; es läßt sich bei so verschiedener Anlage nicht viel mit Vergleichen ausrichten. Aber was Italien anbelangt, so erscheint Platen allerdings auch dort wie ein unstäter Wanderer, der das ganze Schwere und Düstere des Nordens wie einen Wolkenschatten mit sich zieht, neben Heyse, der in Italien trotz seiner deutschen Augen wurzelt. In dem dichterischen Ringen des Deutschen um das Land Mignon's bedeutet Heyse für uns heute die reifste Station.

Heyse gehört nicht zu den Lyrikern, von denen man erwarten darf, daß sie jetzt schon im breitesten Sinne ins Volk gehen. Seine Wirkung hängt zu eng in dem Feinsten und Höchsten unserer Cultur. Mit diesem Feinsten dichtend zu schalten, ist gewiß das Loos eines Glücklichen. Aber wie die Dinge liegen, kann der Kreis selbst Derer, die auch nur genießend daran Theil haben, heute nur ein schmal begrenzter sein. Darum ist es aber doch noch keine weltabgewandte spielende Atelierkunst, die in diesen Versen lebt. Man hat das Heyse vorwerfen wollen, es klang auch mit in jenen oberflächlichen Urtheilen, die ich erwähnt habe. Vielleicht lag der Grund darin, daß Heyse so stark alle Zeit den reinen Künstler hervorgekehrt hat. In unserer Zeit wird das selten verstanden. Die reine Kunst, die ihre Unabhängigkeit betont, erscheint wie ein Spiel. Wir aber danken Heyse gerade den Muth, mit dem er sich stolz immer auf sein Bestes besonnen und berufen hat.

Wilhelm Bölsche.

Das alltägliche Paar.

Von

Marie von Bunsen.

[Nachdruck untersagt.]

Ihre Umgebung.

Elli Dübenow wartete im Flur, während der Wirth ihre Rechnung bescheinigte; es war Montag Morgen, und zum Frühstück hatten alle Gäste die grauen Umschläge erhalten. Oben huschten Wäscherinnen vorbei und sammelten weiße, mit Zetteln versehene Bündel, ein Flitterwochenpaar trug mehrere der bekannten, mit frischen Blumen gefüllten Schächtelchen zur Post. Einige Engländerinnen und ein amerikanisches Paar kamen die Treppe herunter und jammerten nach dem Kellner; der junge Mann wurde schleunigst nach diesem gesandt und erschien mit den üblichen Tragkörben, in denen das übliche Mitnehmefrühstück verpackt war. Elli Dübenow begrüßte die Gesellschaft und fragte: „Wohin geht's denn?"

„Mit dem Zehn-Uhr-vierzig-Zug nach Ventimiglia und dann das Rojathal hinauf; und Sie?"

„Ach, ich spaziere nur mit dem Director Worms nach Laigueglia."

Inzwischen schleppten Hausknechte Rundreisekoffer und Deckenbündel heran; erfreut wies Elli dem hinzukommenden Director den anwachsenden Haufen. „Die ‚Ueberlegenen' ziehen weiter."

„Keine vierundzwanzig Stunden hätte ich sie auch länger vertragen! Nur sie, welche mit ihren zusammenstellbaren, vierzig Tage lang gültigen Fahrkarten zum allerersten Male die deutsche Grenze überschritten, waren würdig und fähig, Italien, ihr eigen gepachtetes Italien, zu verstehen und zu genießen. Wie hohnlachend sahen sie auf alle Mitreisenden herab, wie verachteten sie von der Höhe ihrer Flanellhemden und Gummikragen uns Uebrigen, welche sich Abends zu Tisch umzogen . . . Kommen Sie, gnädiges Fräulein, da naht sich die erste Gymnasiallehrer-Physiognomie . . . mir wird schlecht." Und sie stoben davon, die enge, malerische Gasse hinunter.

Der Director blickte umher: „Das Nest hat Stil."

Elli lächelte beglückt; ihr Begleiter war erst zwei Tage, zwei Regentage, hier und hatte unvortheilhafte Vergleiche gefällt. Jetzt hielt sie vor einem gewölbten Durchgang, darüber eine Nische mit einer gekrönten Madonna. Der dunkle Bogen umrahmte die leuchtende Luft und das saphirne Meer; lustig verspritzte schneeiger Schaum auf den blendenden Strand. Aus dem Schatten traten sie in die strahlende Sonne hinein, wanderten am spielenden, zischenden Wellensaum einher. „Ach ja, dies thut wohl," seufzte der Director entzückt, und stolz wies Elli auf die bunt abbröckelnden Häuserreihen, auf die Loggien mit der flatternden Wäsche, auf die kaffeebrennende Frau im gelben Kopftuch vor der blaß blau-grünen Thür. Instinctiv griff er nach der umgehängten Camera. „Nein," sagte er dann heroisch, „hier will ich noch keine Platte vergeuden."

„Sehen Sie all' die Spalten? Die rühren vom großen Erdbeben her, X . . . . hat sehr darunter gelitten, Holzbaracken wurden errichtet, die große Kuppelkirche war in ernstester Gefahr."

„Also noch immer der Erdbebencultus! Das Jahr nach der Heimsuchung wurde jedem Fremdling die Riviera vergällt, alle Glanzruinen mußten wir besehen, allen Schauergeschichten zuhören. Und der gegenseitige Neid! Das glorreich mitgenommene Mentone rümpfte die Nase über Cannes, welches nur eben angerüttelt worden war, fand es recht albern, daß gerade die wenigen Nizzaer Häuser in den Zeitungen abgebildet wurden . . . Auch hier!" Er wies ergeben auf eine den alten Wartthurm abmalende Dame. „Selbst ohne das unnahbar gesteifte Herrenhemd, selbst ohne den mitleidslos starren Matrosenhut unzweifelhaft eine englische Miß. Kannten Sie je Eine, welche nicht aquarellirte? Und immer unbefangen fröhlich und herzlich schlecht. Es ist sonderbar; im Sport so gewissenhaft tüchtig, nur das gründlichste Tennis- und Golfspiel kann sie befriedigen. In allen Künsten aber so rührend anspruchslos, so herzzerreißend schludrig und flau."

„Sie spielt doch wenigstens nicht Klavier," entschuldigte Elli.

„Gehört die da zur ‚Victoria'?"

„Ja, sie ist eine der vier Miß Buckingham Lowes."

„Vier Stück?"

„Gewiß, Alle über fünfundzwanzig, Alle hübsch und anziehend. Die Aelteste gewann vor einigen Jahren den Yorkshire-Tennispreis und sitzt in einer Schulcommission, eine Andere pflegt sechs Monate im Jahre als Gemeindeschwester im Londoner Osten und componirt außerdem Märsche. Mit dem Ertrag ihres letzten hat sie sich das theuerste Humber-Beeston-Fahrrad von ganz England, mit einer ganz neuen elektrischen Lampe, gekauft."

„Hm," der Director schüttelte den Kopf. „Ich habe auch nichts gegen sie, aber . . . wenn man fünfundfünfzig ist, sind Schmeicheleien erlaubt . . . als meine Frau und ich uns vorgestern in der ‚Victoria' zu Tisch hinsetzten, hatte ich bereits die sichere Ahnung, daß Sie und Ihre Frau Mutter die Nettesten seien."

„Bereits vorgestern fanden Sie wirklich zwei Hotelgäste erträglich. Bei der ersten Mahlzeit erscheinen sonst Alle unerlaubt, nach drei Wochen freundet man sich aber mit zwei Drittel von ihnen an."

„Mit zwei Drittel? Na! Bei Tisch habe ich es ungünstig getroffen. Neben mir sitzen zwei Engländerinnen, und mit denen habe ich mich bereits überworfen. Erstens haben sie flache Figuren, und das mißfällt mir, zweitens halten sie Weintrinken für sündhaft, und das erbost mich, drittens glauben sie an Shakespeare-Bacon, und Kryptogramme mache ich nicht mit. Der französische Arzt, wie heißt er doch, mit der lebhaften, kleinen Frau, erging sich gestern im Billardzimmer über die Beiden. Leider ist die Wiedergabe nicht gut möglich," und er lächelte vergnügt. „Uebrigens, ich sage ja gar nichts, aber heute früh begegnete ich der Einen mit einer bedenklichen Flasche unterm Arm. Na!"

„Ich versichere Ihnen hoch und heilig, ich kenne jene Spiritusflasche; in ihren Wassergläsern kochen sie sich jeden Nachmittag Cacao und rühren ihn mit den Zahnbürstenstielen um . . . Nein, die amerikanischen Geschwister sollten Sie kennen, Elaine und Launcelot Budge; sie sind ganz allerliebst. Fabelhaft strebsam; in der Eisenbahn lesen sie Dante's ‚Vita Nuova' und Plato's ‚Staat'; dabei äußerst zuthunlich und rührend naiv. Alles Mögliche haben sie uns bereits über ‚Pappa' und ‚Mamma', über ihre religiösen Bedenken und Lebensideale erzählt. Die Buckingham Lowes lachen über ihr Englisch."

„Natürlich; nie sind Engländer in gehobenerer Stimmung, als wenn sie den amerikanischen Accent verspotten."

„Den höre aber selbst ich brave Stettinerin heraus. Außerdem sollen sie noch so altmodische, ehrbare Worte und Wendungen gebrauchen. In ihrem ganzen Wesen sind sie auch so förmlich und gesetzt; Amerikaner hatte ich mir ungezwungener gedacht."

„Die Art kenne ich; die sind ‚ethisch' und reiten Principien und sehen auf ihre geldmachenden und vergnügungssüchtigen Landsleute herab."

„Das ist gegenseitig; Mrs. Van Demen Parker versicherte mir eindringlich, die Budges wären lieb und gut, gehörten aber keineswegs zur ersten Gesellschaft. Darauf meinten die Buckingham Lowes und wir, das wäre ja auch bei uns der Fall. Da aber Mama eine geborene Baronin ist und die Anderen zu den ‚county families' gehören, beruhigte sich Mrs. Van Demen und ließ nur durchblicken, daß Ausländer sich schwerlich die Exclusivität der ‚besten' amerikanischen Kreise vorstellen könnten."

„Mrs. Van Demen Parker? Ist das die hyperelegante Frau im goldgelben Haar?"

„Ja. Es war uns Allen unfaßlich, weshalb sie hier blieb. X . . . . ist ja so ruhig und ländlich, sie schien weit eher nach Cannes hin zu passen. Endlich bekamen wir es heraus. Dort," sie wies nach einer kleinen, unter Oliven verschwindenden Villa, „wohnt die Großfürstin Maria, eine geborene Prinzessin von Schleiz-Greiningen. Eine herzensgute, anspruchslose Wittwe, welche in der von ihr gegründeten Waisenanstalt aufgeht. Mama sieht sie ab und zu, meine Tante war Hofdame in Greiningen. Mrs. Van Demen Parker wollte nur wenige Tage hier bleiben, erfuhr, daß wir dort verkehrten, entdeckte ein warmes Herz für Waisenkinder, besichtigte die Anstalt und hinter-

ließ ein fürstliches Geschenk. Die gute Großfürstin war weg, ließ sie zu sich kommen, und seitdem hält Mrs. Van Demen X . . . . für den anregendsten Ort der ganzen Riviera . . . Guten Tag, was macht Ihr Bild?" und sie begrüßte die malende Miß.

„Haben Sie schon gehört?" fragte diese erregt.

„Nichts!"

„Die Großfürstin hat sie auf acht Tage eingeladen."

„Wird die sich langweilen! Zwei tägliche Andachten; als Zerstreuung Halma mit der Hofdame, als Umgang die Waisen."

„Macht gar nichts aus; der ‚Courier de Nice', der ‚Figaro', die ‚Society Papers' werden den Besuch erwähnen, auf unabsehbare Zeit werden ihre Bekannten von der ‚geliebten Großfürstin' hören."

„Aber, gnädiges Fräulein, wir dürfen die Künstlerin doch nicht abhalten," mahnte der Director.

„Allerdings befand ich mich gerade in einem hochkritischen Moment" (es sah auch ängstlich aus). „Und diese hier, wird, glaube ich, meine allerbeste Arbeit."

„Also auf Wiedersehen!" und beide gingen weiter. Die Häuserreihen hörten auf, ein alter, von fahl grau-grünen Agaven umgebener Brunnen am verlassenen Strand gab die erste Aufnahme. Nach eifriger Arbeit — alle zwölf Platten waren in dem zerfallenen Laigueglia mit seinen rostbraunen Netzen und sonnenverbrannten Fischern benutzt worden — kehrten sie hungrig zurück.

Vor dem Victoria-Hôtel fuhr eben eine sehr hübsche, sehr geputzte Dame davon. Der Wirth, Frau von Dübenow und die Buckingham Lowes winkten ihr nach. „Sie hatten wohl schon gehört?" fragten sie enttäuscht, als die Ankommenden keine Ueberraschung bekundeten; „ja, Alles verläßt uns; heute unser Knalleffect, Mrs. Van Demen Parker, übermorgen die lieben, kleinen Budges."

„Vielleicht naht sich bereits ein Ersatz," meinte der Director und wies auf den vorfahrenden, mit Gepäck beladenen Omnibus des Hôtels. Ein mittelgroßer, brauner Herr, eine mittelgroße, dunkelblonde Dame, beide etwa Mitte der Dreißig, beide unauffällig gekleidet, stiegen aus.

„Hm," meinte die Gesellschaft und zuckte mit den Achseln. „Etwas bieder," bemerkte Elli. Der Director ging hinein, erschien gleich darauf wieder und flüsterte ergeben: „Herr und Frau Schultze aus Berlin!"

„Genau darauf hätte ich sie auch taxirt."

„Ein typisch alltägliches Paar."

Erst in einer halben Stunde war der Zug fällig; bis dahin saßen sie auf dem Abhang und betrachteten jenseits der silbrigen Oliven und rosablühenden Mandeln die mittelalterlichen Thürme Albenga's, dahinter purpurblaue Berge und in der Nachmittagsluft flimmernde schneeige Alpen. Sie genossen die Aussicht schweigend, mit dem fast bewußtlosen Glücksgefühl, das Naturschönheit verleiht.

„Ach ja!“ seufzte der Director befriedigt und band die gepflückten Veilchen zusammen. „So das ganze Jahr inmitten von Blumen im Freien zu sitzen!“

„Und neue Menschen und Verhältnisse kennen zu lernen,“ ergänzte Frau von Dübenow. Keiner genoß das Reisen mehr als sie. Der Gatte, ein Musterbeamter und schwieriger Haustyrann, war hinüber; in der Wittwenfreiheit erblühte viel unentwickelte Aufnahmefähigkeit und Freude am Schönen. „Zu Hause verkehrten wir ausschließlich mit der Regierung, jetzt interessiren mich all' die Typen.“

„Meine Louise, sind wir etwa fesselnde Objecte?“ fragte der Director. Seine Louise war unbegabt und harmlos und schwärmte für Johanna Ambrosius.

„Auch Sie,“ versicherte Frau von Dübenow, „und dann die fremden Nationen, diese Engländer und Amerikaner.“

„Was wollen die Buckingham Lowes denn in Cannes?“

„Die Eine singt in einem Wohlthätigkeits-Concert im Cercle Nautique,“ antwortete Elli. „Und alle Vier, sammt dem Vater, sammt ihren fünf Fahrrädern spitzen sich auf den Golfclub in Napoule. Man radelt hinaus und trifft alle Welt. — Warum verließen Sie eigentlich Mentone?“

„Es war ein ziemlich thörichter Grund . . . wir wohnten in einem recht guten Gasthof, welcher aber in diesem Winter zufällig leer stand; zuletzt waren wir die einzigen Gäste. Es war schauerlich; der Portier wurde fahl, die Kellner vergrämt, dem Wirth wagten wir gar nicht zu begegnen. Schließlich ging es meiner Louise auf die Nerven.“

„Er war ebenso schlimm; wenn der Omnibus wieder leer von der Bahn kam, ging er geknickt umher. Schließlich verlor er seinen Appetit, und da bestand ich auf schleunige Flucht.“

„Wir verachteten uns selber,“ fuhr der Director fort, „wir empfanden das Unedle eines solchen Schritts. Natürlich hätten wir nicht die Brutalität begangen, in einen andern Mentoner Gasthof zu ziehen, also mußten wir verreisen und erinnerten uns, daß ein Maler uns von X . . . . erzählte. Ihm verdanken wir also die Freude unserer Bekanntschaft mit Ihnen.“

„Von dem anregenden Verkehr mit den Letztgekommenen zu schweigen,“ meinte Frau von Dübenow ironisch.

„Diese stumpfsinnigen Philister . . . das alltägliche Paar?“

„Vielleicht sind sie das gar nicht,“ vertheidigte Elli. „Mein Zimmer grenzt an das ihre, und gestern Abend standen sie auf der Terrasse und starrten unentwegt auf den Sonnenuntergang über dem Meer. Und als der Schein verschwunden war, sagte er: ‚solche Schönheit wiegt Vieles auf,‘ und sie antwortete leise . . . ‚Einiges‘.“

„Gnädiges Fräulein, haben Sie keinen zwingenderen juristischen Beweis?“

„Und heute früh lehnte sie sich an die Brüstung und sah nach ihrem Mann, und dann kehrte sie auf ihr Zimmer zurück, ganz weiß, mit zitternden Lippen und beinah geschlossenen Augen.“

„Das klingt ja ungemüthlich und thut mir recht leid, beweist aber noch immer nicht viel. Man hat leider manchmal Neuralgie, oder unerwartet kostspielige Hausreparaturen, oder übelnehmerische Verwandten."

Die Beiden.

(Aus Ursula's Tagebuch.)

Schon zehn Wochen dauert unser „Glück". Das erträumte, ersehnte, mit solchen Opfern erzwungene Glück! Wir lieben uns inniger als am ersten Tag, und doch, und doch fragt jeder sich stumm, wie nur die tägliche Last dieses Daseins zu ertragen!

Die Thatsachen der Vergangenheit könnten wir vielleicht begraben, nicht die stille Gewalt unserer Ueberlieferungen, unserer Vorsätze, unserer Ziele. Wir glaubten den beschränkten Idealen zu entwachsen, glaubten uns edler als die in ererbten Anschauungen fraglos dahinlebende Menge. Es geht nicht. Wie bescheiden, wie unsicher wir auch nach dem Lichte tasteten, immerhin wußten wir uns makellos rein, und das hob uns über Enttäuschungen hinweg. Indem wir die schlichte Moral verließen, hofften wir empor zu klimmen. Andere mögen durch freien Bruch der Gesetze eine Höhenluft erreichen — wir nicht, wir sind nicht gestiegen, wir sind gesunken.

Vereinsamt leben wir dahin. Um uns sorglos lachende, in kleinlichen Tagesinteressen aufgehende Durchschnittsmenschen. Wir meiden ihren Verkehr; auch wenn sie uns anzögen, zu welchen Leuten sollten wir uns halten? Schwerlich zu den Unbescholtenen, die uns schlankweg verdammen würden, noch viel weniger zum geputzten Monte Carlo-Gesindel.

Diese anscheinend friedlich besonnten Tage durchschüttelt Verzweiflung, unterwühlt die Reue. Von den aufregenden, bedrückenden Nächten erwachen wir ohne Freude und Kraft.

Meine Schmach ist die schlimmere, aber er verliert noch seinen Beruf, und vielleicht ist der Beruf das Größte im Leben des Mannes. So sind wir gleich elend, trotz des In- und Für-Einanderlebens, trotz inniger Küsse, trotz unseres Glücks!

Wie hatten wir uns auf Italien gefreut, wie sehnten wir uns im Norden nach dem Süden, wie sehnten wir uns in den Fesseln nach Freiheit!

Nun haben wir Alles — den Süden, Freiheit, Liebe — und vergehen.

Sie hieß Ursula von Lennin, war die Tochter des Rittergutsbesitzers von Beelau-Kropinten. Ihre Eltern waren, und betonten es stolz, vom alten Schlag; tüchtig bis zur Derbheit, genügsam bis zum Geiz. Um weiterzukommen brauchten Söhne eine vorzügliche Erziehung und erhielten sie, dagegen nützten jungen Mädchen nur praktische Kenntnisse und denkbar einfachste Ansprüche. So endete bei Ursula und ihrer älteren Schwester der Unterricht mit dem fünfzehnten Jahr, von da an beaufsichtigten sie allmorgendlich um vier das Melken, hatten das Federvieh unter sich und gingen der Mutter „zur Hand". Bei Tisch erzählten sich der Vater und Onkel alte Geschichten, oder es gab

Familien- und Nachbargeklatsch, Abends wurden Patiencen gelegt, und schon vor neun Uhr ging Alles zu Bett. Die ältere Schwester gedieh, wurde mit siebzehn Jahren die Braut eines Nachbarsohnes und entwickelte sich zur zweiten Auflage ihrer Mutter. Aber Ursula war anders; woher diese fremde Ader, wußte Keiner. Sie hungerte nach geistiger Nahrung; Bücher gab es fast keine im geräumigen Landhaus und neue schafften die Eltern nicht an. Kamen die Brüder in den Ferien auf Urlaub nach Haus, lachten sie über ihre Schrullen, nahmen sie höchstens als Gnade mit auf die Jagd. Da entdeckte sie oben auf dem Boden alte Jahrgänge einer landwirthschaftlichen Zeitung, zwischen denen unaufgeschnittene, als Beilage dazu gehörige Classiker lagen. Liebevoll sammelte sie die Hefte, während des lethargischen Mittagsschlafs des Haushaltes lebte und webte sie in dem Dichterland. Dann verschaffte ihr die Erzieherin einer Nachbarfamilie weitere Bücher; mit welcher Andacht ergriff und verbarg sie die unscheinbaren Reclamhefte, sie eröffneten ihr die neue Welt, hielten ihr die blaue Blume entgegen.

Mit zwanzig Jahren heirathete sie den Herrn von Lennin-Strehsow. Aus freien Stücken, obwohl ja ein Korb ihre Eltern erbittert hätte, denn Lennin gehörte nicht wie sie zum verarmten Landadel, war im Gegentheil recht günstig gestellt. Aber sie selber wollte es, sie kannte ihn und wußte, was sie that. Sie wünschte zu lieben, zu heirathen; glaubte naiv, den ausgereiften Mann nachher ummodeln zu können. Die Ernüchterung kam bald. Im Leben des Jobst von Lennin spielte die Gattin eine theoretisch geachtete, aber recht geringfügige Rolle; nach wie vor sah er fleißig nach seinen schönen Gütern, fuhr allwöchentlich in die Kreisstadt, kehrte etwas roth und gereizt wieder heim. Die beiderseitige Verliebtheit war bald verflogen, wurde durch keine gutmüthige Gewöhnung, nur durch allmählich anwachsende Gleichgültigkeit ersetzt. Leider hatten sie keine Kinder. Statt der hoffnungsvollen Aufregung einer jeden Mädchenexistenz kam das dumpfe Bewußtsein, daß die Zukunft nichts Anderes, nichts Schöneres zu bieten vermöchte.

So verflossen dreizehn ausgedehnte, inhaltskurze Jahre. Zwar brauchte sie nicht länger die Stallmägde zu überwachen, sie hatte reichlich Leute, konnte sich Bücher anschaffen, sie lesen und innerlich verarbeiten. Aber Alles in sich herein, denn der Verkehr mit der dünn gesäeten Nachbarschaft konnte ihr keinerlei Anregung bieten.

Da wurde der alte Pastor emeritirt, und auf eine warme Empfehlung hin bekam Ludwig Bernhardi die Pfarre.

Er war der Sohn eines Richters; seine Mutter, eine Professorentochter, hatte ihn in üblicher, kindlicher Frömmigkeit erzogen, zur Ueberraschung der Eltern entwuchs er aber nicht gleich seinen Brüdern diesen Anschauungen, sondern entwickelte sie zu einer leidenschaftlichen Innigkeit. Als Primaner bestand er darauf, Geistlicher zu werden. Der Vater war recht verstimmt; wäre es der weniger Begabte seiner Söhne gewesen — aber gerade dieser gescheidteste, am meisten versprechende von Allen! . . . „Dabei wird er, wenn es zu spät ist, einsehen, wie sehr er sich getäuscht hat; er paßt ja gar nicht in jene Welt.“ Aber Ludwig setzte es durch. Dem großen Kreis seiner Freunde

und Altersgenossen war es unfaßlich, wie er darauf käme; er wußte auch, wie völlig diese der Kirche entfremdet seien, kannte und begriff ihre Gründe, aber gerade deshalb hoffte er so besonders, einmal die Kluft zwischen den Gebildetsten und Gläubigsten zu überbrücken. Nicht auf dem oft versuchten Weg der freigeistigen Theologie, dies erschien ihm eine schiefe Ebene. Er kannte den Halt des sichern Glaubens, wollte den allein wichtigen Kern mit solch' neuer Gluth beleben, daß die liebgewordenen Schutzhüllen gefahrlos bestehen bleiben dürften.

Seine Universitätszeit, die ersten Candidaten- und Hülfspredigerjahre waren nicht glücklich. Er fühlte sich vereinsamt, seine Studiengenossen schienen ihm entweder oberflächlich oder beschränkt; er vermißte die vom Elternhaus her gewohnte breitere Bildung, die harmonische Entwicklung des Menschen. Der gesellige Verkehr in den sachsimpelnden, kleinlichen Pastorfamilien oder in den ebenso wenig anregenden adligen Damenkreisen mit ihren Theeabenden und Missionskränzchen, wurde ihm ganz unerträglich. Er heirathete nicht, so lebhaftes Bedürfniß er nach Verständniß und geistigem und gemüthvollem Austausch empfand; nie war er einem jungen Mädchen begegnet, welches auf ihn eingehen konnte. Alle riethen ihm zur akademischen Laufbahn, aber er war weniger Theologe als praktischer Ethiker. Dogmatische Feinheiten erfreuten ihn wenig, sein Ziel war die heutige Verwirklichung des Christenthums. Nirgends fand er Anschluß. Die Stöcker'sche Richtung mißfiel ihm; so sympathisch ihm die Naumann-Göhre'sche socialreligiöse Gruppe berührte, so anfechtbar schienen ihm deren politische und ökonomische Thesen. Deshalb glaubte er seinen eigenen Weg gehen zu müssen, hoffte später auf die geistige Aristokratie in Berlin zu wirken, wollte vorerst die einfachsten Verhältnisse kennen lernen und suchte nach einer Pfarre auf dem Land.

In Strehsow angekommen, stieß er überall auf sittliche Verwilderung, gab es bald auf, den gleichgültigen Patronatsherrn für seine Pläne zu erwärmen, und versuchte es mit der Frau von Lennin. Zu seiner Ueberraschung fand er sie hochdenkend und begabt; wie hatte sie nur, ohne einen Finger zu rühren, diese Zustände um sich geduldet? Bald begriff sie dies auch nicht; sie hatte eben nie eine Brücke zwischen der Traumwelt und der Wirklichkeit geschlagen, hielt die Verhältnisse für unschön, aber mehr oder minder normal. Jetzt erhielt sie durch ihn den Einblick in das große, theilweise ganz neue Gebiet der Wohlfahrtsbestrebungen, sah, was gehofft, was geleistet, was bereits erreicht worden ist. Eifrig ging sie ihm zur Hand, half ihm, obgleich die Einwilligung des conservativ-reformscheuen Gatten nicht leicht zu erlangen war, in der mannigfachen gemeinnützigen Arbeit. Eine wirkliche Freundschaft entstand; er war sechsunddreißig Jahre alt, sie einige Monate jünger; trotz der verschiedenen Kindheitseindrücke hatten sie Vieles gemeinsam, verstanden sich schließlich beim halben Wort. Hätte ein Jedes von ihnen in glücklicher Ehe gelebt, wäre es sicher bei der Freundschaft geblieben, so wußte Jeder den Anderen einsam, mit ungestilltem Herzen, in freudloser Umgebung, und Mitleid führte zur Liebe.

Dann kämpften sie lange und schwer. Beiden schien ein Ehebruch undenkbar. Daß sie eine anständige Frau war und allezeit bleiben müsse, gleich Mutter, Schwester, gleich Schwägerinnen, Freundinnen und geradezu sämmtlichen Bekannten, war ihr selbstverständlich und fraglos. Sie war eine aufrichtige Natur; wohl war ihr Mann rücksichtslos, aber nie schlecht gegen sie gewesen — ihr graute vor dem Treubruch. Sie war eine stolze Frau — ihr graute vor der Schmach.

Für Ludwig Bernhardi bedeutete solcher Schritt der Schiffbruch aller Aussichten, aller Pläne. Der Schritt vernichtete den Inhalt seines Lebens.

Sie kämpften lange und schwer. Herr von Lennin war zu phlegmatisch, um auf die Aenderung im Wesen seiner ihm bereits fünfzehn Jahre lang gehörenden Gattin zu achten, viel zu adelstolz, um in dem Pastor einen Nebenbuhler zu vermuthen. Endlich konnten sie es nicht länger ertragen; das Verlangen nach Glück schwoll zu einer Sündfluth und riß sie vom Ufer. Ein verlogenes Verhältniß war ihnen unmöglich; dann lieber offene Schande. Also fort, um in freieren, schöneren Ländern zum ersten Mal zu leben. Die kleine Erbschaft eines Onkels gab ihnen bescheidene Mittel zur Hand, und sie entflohen. Ach, die schrecklichen Minuten am fremden Bahnhof, ehe er sie traf, ehe seine feste Hand die ihre ergriff! Dann komme, was kommen mag; sie waren vereint, sie hatten das Höchste, Schönste, Wahrste erreicht.

Das Ende.

Die Nacht dämmerte heran, es war warm, sie standen am offenen Fenster. In ihrem langen, weißen Nachtgewand schmiegte sie sich an ihn, er hielt sie und blickte auf sie hernieder. Wie edel und doch wie frauenhaft rührend sah sie aus. „Wirst Du es können?“ fragte sie, und er antwortete „Ja“.

Lange und innig küßten sie einander, dann legte sie sich in ihr Bett; noch ein Händedruck . . . „Lebe wohl und habe Dank.“

„Leb' ewig wohl, und ich danke Dir für Alles.“ Mit zermartertem Herzen trat er an das Fenster . . . Neben ihm lag Ursula's Pistole; in den ersten Monaten ihrer Ehe, als es Herrn von Lennin noch unterhielt, mit der Jungvermählten zu spielen, hatten sie oft dort oben in Ostpreußen nach der Scheibe geschossen. Jetzt besaß er, Ludwig Bernhardi, diese kleine Waffe; ihm und ihr sollte sie dienen in dieser italienischen, meerumgebenen Mondnacht, in der Todesnacht. Warum sollten gerade sie als verbrecherische Selbstmörder enden? Mit verbissenen Zähnen lächelnd, überdachte er ihr beiderseitiges Leben. Waren sie niedriger, oder waren sie edler und reiner als Andere gewesen? Warum ihnen dies Loos, warum ihnen der befleckende Fall? Hätten sie nur gefälligere Ideale besessen, ein heiter und ästhetisch sündigendes Blut! Sie waren zwei schwerlebende germanische, protestantische Naturen aus ernstem, pflichttreuem Geschlecht. Auch die große Liebe konnte allein nicht genügen; ihre Liebe war ihr Leben, und ihr Leben beruhte auf Recht und Gewissen.

Bald mußte es geschehen; unmöglich, die zerrende Spannung der verflossenen vierundzwanzig Stunden noch einmal zu durchleben. Gestern hieß es unter schmerzlich fiebernden Küssen „unsere letzte Nacht", dann heute „unser letzter Morgen", dann, nicht mehr in Worte gebracht, die grausig realistisch-nüchterne Tragik des letzten Tages. Nun Ausklingen in einsamer Ruh.

Es war grabesstill um ihn her, sie mußte bereits schlafen. Er wandte sich, das Mondlicht fiel auf das von weißen, durchsichtigen Vorhängen umflorte Bett. Sie lag regungslos da, aber bei seiner kaum hörbaren Bewegung schlug sie die Augen groß auf. „Ich kann nicht einschlafen, das Herz schlägt zu laut. Gib mir das Chloral, es geht nicht ohne." Er goß die Flüssigkeit in ein Glas, sie trank aus, legte den Kopf ruhig zurück und lächelte ihn an — „gute Nacht." Blaß und zitternd starrte er ins Freie. Langsam, blutroth golden, wie das nahende letzte Gericht, stieg der Mond über dem Meere auf. Alles schien geheimnißvoll belebt, seine schauernden Nerven, seine gequälten Pulse empfanden die Außenwelt unmittelbarer als je. Fremd bewegend, traurig süß erklangen die nie aufhörenden Wellen auf dem blassen Strand. Noch nie hatten die Wellen ihn so angesungen, noch nie hatten die allmählich erblassenden Sterne so ahnungsvoll ihm in die Augen geblickt. In der Ferne schimmerte jene Insel, nach der Ursula und er so oftmals geschaut, von der sie lächelnd als einer Insel der Seligen gesprochen. So einsam; ringsum nur Luft und Wolken und Meer; als Nachbarn vorbeiziehende Segel und die uralten Sternbilder des Nachts.

Der Mond strahlte triumphirend hell; in den Vasen auf der Terrasse wiegte der Meerwind die Nelken, es lächelten und dufteten die weißrosa Blüthen. Oh Welt! Jung und kraftvoll zu sein, viel wollend, viel könnend, und Alles verlassen zu müssen, um nur nicht weiter zu leben.

Er wandte die Blicke; auf die schlummernde Frau fiel marmorheller Schein, ruhig hob und senkte sich die Brust. Er krallte sich an die Brüstung. „Habe ich die Kraft?"

Aus dem tiefsten Schlummer schreckte Elli Dübenow ein Schuß. Entsetzt fuhr sie auf und sah wirr umher. Da fiel ein zweiter, es war ganz nah, es war nebenan.

Mit naßkalten Händen zog sie sich etwas über, kroch zitternd bis an den Flur. Leute eilten an ihr vorüber, sprachen und fragten, versuchten schließlich die benachbarte Thür zu erbrechen. Einige Minuten vergingen, der französische Arzt betrat als Erster das Zimmer. Dann kam der Director und blieb an der Schwelle. Elli winkte ihn zu sich und starrte ihn fragend an.

„Zwei Menschen," flüsterte er, „und beide todt, der Arzt hat es eben gesagt. Wer wohnte denn dort?"

Mit bebenden Lippen stammelte sie mechanisch . . . „das . . . das alltägliche Paar."

Die Berliner Theater.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, 5. April 1898.

Auch in dieser Saison ist die dramatische Literatur, wie nun schon eine Reihe von Jahren, ergiebig und anziehungskräftig geblieben, das Publicum durch eine Anzahl von Neuigkeiten zu fesseln und den Theaterdirectoren volle Häuser zu verschaffen. Das Schauspiel steht wieder wie in den vierziger Jahren im Mittelpunkt des literarischen Interesses, es hat den Roman und die Novelle in ihrer Herrschaft abgelöst und bringt lebendiger als sie die Fragen der Zeit und den Kampf der Kunstrichtungen zum Ausdruck. Die Fülle der Berliner Theater hat den realen Grund für diese Entwicklung gegeben. Die Theaterfreiheit seit dem Jahre 1870 entzog den Hof- und den bevorzugten Stadttheatern in den größeren Provinzialstädten das Privilegium der alleinigen Aufführung der classischen Dramen und gewährte dadurch den zweiten Bühnen die Möglichkeit einer äußeren Erweiterung und einer künstlerischen Vertiefung. Erst durch die Theaterfreiheit sind Shakespeare und Schiller, Kleist und Grillparzer von der Bühne her den weitesten Schichten des Volkes bekannt geworden. Zu Zeiten des Privilegiums wäre eine so wohlthätig wirkende Bühne wie das Schiller-Theater unmöglich gewesen. Ihren Aufführungen der classischen Schauspiele verdankten das Deutsche Theater wie das Berliner Theater in den ersten Jahren ihren Aufschwung, ihre Volksbeliebtheit und ihre Erträgnisse. Der Wettkampf der Theater bedurfte bald, da sich das Interesse für das classische Drama allmählich erschöpfte und die Concurrenz des Schauspielhauses auf diesem Gebiete eine erdrückende blieb, neuer Stoffe und neuer Vorwürfe: dadurch hat die deutsche dramatische Dichtung einen Schauplatz für ihre Entfaltung gewonnen, wie sie ihn nie vorher besessen. Man darf bei der Beurtheilung unserer theatralischen Zustände den Umstand nicht außer Acht lassen, daß bis zur Gründung des Deutschen Theaters im Jahre 1883 die Production wesentlich auf das Schauspielhaus angewiesen war. So dankenswerth die Versuche waren, die das Belle Alliance-Theater, das Nationaltheater, das Victoria-Theater mit der Vorführung einzelner Dramen von Albert Lindner und Ernst von Wildenbruch, um nur die hervorragendsten Schriftsteller zu nennen, machten, — zu einem festen modernen Repertoire, zu einer verständigen Förderung der neuen Dichtung kamen diese Bühnen nicht. Die Leitung war bald zu ungeschickt, bald zu mittellos, die Aufführungen der Meininger, die französischen Dramen von Augier, Dumas und Sardou im Residenz-Theater, das vortreffliche Lustspiel-Ensemble des Schauspielhauses zehrten das theatralische Interesse Berlins damals auf. Jetzt widmen sich drei große Theater, das Deutsche Theater, das Lessing-Theater, das Berliner Theater, fast ausschließlich der modernen Dichtung; es müßte ein besonderes Mißgeschick sein, wollte sie bei solcher Pflege, bei solcher Aussicht auf Ruhm und Gewinn nicht gedeihen. Die Fülle des Gebotenen ist denn auch überaus groß und

mannigfaltig: im Durchschnitt bringt von der Mitte des Septembers bis zu der ersten Hälfte des Aprils jede Berliner Theaterwoche zwei Neuigkeiten. Die Dichter können also im Allgemeinen nicht über Vernachlässigung klagen, ich wüßte auch bis auf Carl Bleibtreu, den ein Unstern zu verfolgen scheint, kein bedeutenderes Talent zu erwähnen, das nicht ein und ein anderes Mal zur Aussprache auf einer Berliner Bühne käme. Daß es trotzdem eine Schar Zurückgesetzter gibt, die über die Ungerechtigkeit der Theaterdirectoren klagen; daß nicht immer das Verdienst gekrönt und das Minderwerthige zurückgewiesen wird, ist selbstverständlich; noch mehr als die Bücher haben Theaterstücke ihre Schicksale, und ebenso wenig wie alle Bilder, die gemalt werden, in den Ausstellungssälen, können alle Dramen, die in einem Jahre von Berufenen und noch mehr von Unberufenen verfaßt werden, auf den Brettern erscheinen. Die Bühnen erfüllen ihre Pflicht gegen die Dichter wie gegen das Publicum, wenn sie nach Möglichkeit das Hervorragende, Originelle und Wirkungsvolle zur Aufführung bringen.

Auf all' diese verschiedenartigen Darbietungen im Einzelnen einzugehen, würde schon der Umfang dieser Uebersicht verbieten, aber auch die künstlerische Bedeutung der meisten ist nicht der Art, daß sie über Lob oder Tadel der Tageskritik hinaus eine eingehendere Würdigung beanspruchte. Weitaus die Mehrzahl gehört zum Mittelgut und dient der Unterhaltung. So fröhliche und drollige Schwänke, wie „Hans Huckebein" von Oskar Blumenthal und „Im weißen Rößl", eine Sommerfrischler- und Wirthshauskomödie von Blumenthal und Gustav Kadelburg, die im Lessing-Theater die Zuschauer Abend um Abend vergnüglich stimmen, verlieren bei einer Secirung ihren ganzen Reiz, der in dem lustigen Zusammenspiel, in der buntfarbigen Erscheinung und in der geschickten theatralischen Technik des Aufbaues und der Witzboldigkeit des Dialogs ruht. Anderes wieder, wie das Charakterbild von Adolf L'Arronge „Mutter Thiele" oder das Lustspiel „Das neue Weib" von Rudolf Stratz — zwei Neuigkeiten, welche das Schauspielhaus aufführte — die der Absicht nach Höheres erstreben, entbehren in der Form zu sehr der künstlerischen Durchbildung, um über das Theaterstück zu einer literarischen Schöpfung emporzuragen. Die Gegensätze zwischen der alten und der neuen Schule, die sich noch im Jahre 1896 so laut und heftig geltend machten, sind halbwegs verschwunden und verstummt. Seit die Jungen auf der Bühne Fuß gefaßt haben, finden sie es, die Einen mit mehr, die Anderen mit weniger Anmuth, durchaus natürlich, sich den Grundgesetzen des Dramas zu fügen und die Bühneneffecte nicht zu verschmähen, auch wenn sie sich dabei noch so weit von der Wahrheit und Wirklichkeit entfernen. Wer sich auf der Bühne behaupten will, kann sich eben nicht dauernd in Widerspruch zu ihren Lebensbedingungen und zu dem Publicum setzen. Shakespeare und Molière sind darum so unvergleichliche Dramatiker, weil sie die Bühne ihrer Zeit auf das Genaueste kannten und mit ihrem Volke dachten und fühlten.

Von unseren vier hervorragendsten Dramatikern sind Ernst von Wildenbruch und Gerhart Hauptmann diesmal nicht auf dem Schauplatz erschienen. Ludwig Fulda's Lustspiel „Jugendfreunde", im Deutschen Theater aufgeführt, gehört nicht zu seinen anziehenderen Schöpfungen; es entbehrt der Poesie und Phantastik seiner Märchendramen und reicht in der Schilderung der modernen Gesellschaft nicht an „Die wilde Jagd" und „Das verlorene Paradies" heran. Die theatralische Wirkung war nur gering, und so ist Hermann Sudermann mit seiner Tragödie „Johannes"[1]), die am Freitag, den 14. Januar, zum ersten Male im Deutschen Theater zur Aufführung kam, der unbestrittene Beherrscher der Schaubühne in dieser Saison geblieben. Wie „Sodoms Ende" begegnete auch der „Johannes" ursprünglich einem Verbote der Polizei, das die Aufführung des Trauerspiels in Berlin verzögerte. Diese Einmischung hatte die Erwartung des Publicums am Abend der ersten Vorstellung überspannt: man war erstaunt und enttäuscht, nichts

[1]) Buchausgabe bei J. G. Cotta Nachfolger. Stuttgart.

in der Dichtung zu finden, was irgendwie das Verbot der Polizei hätte rechtfertigen können. Manchen klang der biblische Ton, den Sudermann trefflich festzuhalten verstanden hat, wie der Ton einer Predigt, der sie ermüdete. Auch setzt die Handlung nicht gleich stark und kräftig genug ein, um sich Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erzwingen. Erst der letzte Act in seinem farbenglühenden Bilde des Festmahls und des Tanzes der Salome und dem mächtigen Ausklang, der aus den Hosiannahrufen des Volkes, bei dem Nahen des Heilands herüberdringend, die Königshalle erschüttert und Herodes erzittern läßt, ergriff die Zuschauer mit tieferem Eindruck. Ueber zeitgenössische Schöpfungen in jeder Kunst pflegen die Meinungen oft schroff auseinander zu gehen. Sudermann erfährt nun noch eine besondere Opposition gerade aus der wirkungsvollen Art seiner Technik her. Weil er in der Motivirung, Führung und Geschlossenheit seiner Fabeln seinem Nebenbuhler Hauptmann, dessen Wesen in der immerfort klingenden und schwingenden Melodie wurzelt, unleugbar überlegen ist, will man in ihm nur den Theaterhandwerker und nicht den dramatischen Dichter sehen. Werke wie „Die Ehre", „Heimath" und „Johannes" scheinen mir dagegen ein vollgültiges Zeugniß für Sudermann's schöpferische und gestaltende Phantasie abzulegen.

Gewiß kann man sich die Legende des Täufers phantastischer oder erhabener behandelt denken, als sie uns in dem Trauerspiel Sudermann's entgegentritt. In der novellistischen Skizze Gustav Flaubert's „Herodias" ist, wenigstens für mein Empfinden, die Gefangenschaft des Johannes und seine Enthauptung, das Festmahl, das Herodes dem Vitellius gibt, und der wollüstig schaurige Tanz des Mädchens mit brennenderer Wahrheit, mehr in dem Localcolorit Judäa's, tiefer aus der Stimmung des Alterthums heraus geschildert; aber Flaubert gibt uns Bilder, kein Drama, er kann hier wie in der Salambo Alles bis zur Nacktheit zeigen, weil es eben im Bilde bleibt und nicht auf der Bühne zur Wirklichkeit wird. Heine's Herodias in der wilden Jagd, die er im „Atta Troll" an uns vorüber führt, trägt das Haupt des Täufers auf goldener Schüssel, bedeckt es jetzt mit gierigen Küssen und spielt in der nächsten Minute Fangball mit ihm: als abenteuerliche Vorstellung so dämonisch wie charakteristisch, doch von jeder Möglichkeit der Verwirklichung ausgeschlossen. Sudermann, der Dramatiker, mußte den Stoff einfacher und schlichter fassen. Im Umriß der Handlung hält er an der Erzählung der Evangelien fest. Die Bußpredigt des Johannes in der Wüste, seine Verkündigung des Messias, seine Feindschaft gegen die Pharisäer und den Fürsten Herodes Antipas, der dem Bruder die Gattin entführt hat, die Rache, die Herodias gegen ihn wegen seiner Verurtheilung ihres Ehebruches sinnt, der Tanz ihrer Tochter vor dem Vierfürsten, die zum Dank dafür das Haupt des Johannes auf goldener Schüssel fordert, sind die gegebenen Momente der Fabel, von denen sich der Dichter mit Recht nicht entfernen wollte. Aber er hat sie nicht nur in dramatischer Steigerung zusammengefaßt, sondern ihnen auch den tragischen Gehalt verliehen, dessen sie in der Legende entbehren. Für den epischen Verlauf genügt es, daß Johannes der Rache eines beleidigten und gereizten Weibes zum Opfer fällt, für ein Drama dünkte Sudermann dieser Gegensatz zwischen einem Bußprediger und einer fürstlichen Ehebrecherin zu gering. Er suchte den ausreichenden Grund für den tragischen Ausgang seines Helden in dessen eigener Brust. Johannes ist nur stark und mächtig, weil er sich als den Vorläufer und den Verkündiger des Messias fühlt, seine Sehnsucht wünscht immer leidenschaftlicher das Nahen desselben herbei und erfüllt seine Anhänger mit immer größerer Unruhe und Ungeduld. Nach den alten Prophezeiungen und aus seinem eigenen Gefühl heraus, das von Haß und Ingrimm gegen die Verderbtheit der Welt, den Hochmuth und die Ueppigkeit der Priesterschaft, gegen die Fürsten und die Römer überschwillt, stellt er sich in dem Messias einen königlichen Helden vor, der mit dem Schwerte sein Volk von der Fremdherrschaft befreien und die Sünder züchtigen wird. Wie sich ihm nun allmählich durch die Kunde, die aus Galiläa zu ihm kommt, durch die in ihm aufwachende Erinnerung an den Jüngling, den er im Jordan unter Wunder-

erscheinungen getauft hat, die Ueberzeugung aufdrängt, daß der Messias, der schon unter ihnen weilt, noch unerkannt und ungeehrt, kein Held des Schwertes, sondern ein Verkündiger der Liebe und der Barmherzigkeit sein wird, erlahmt die Kraft seines Geistes und seines Willens. Seine auf den Kampf und den Haß gestellte Natur bricht in der Erkenntniß von der höheren und edleren Macht der Liebe selbst gegen den Feind und des Mitleids gegen alle Schmerzbeladenen zusammen: der Stein, den er gegen Herodes und Herodias schleudern will, um den Aufstand des Volkes zu entzünden, entfällt seiner Hand, freiwillig gibt er sich den Häschern zum Gefangenen, seine Rolle ist ausgespielt. Wie eine Wolke schwebt die Erwartung des Messias über dem Stück, die sich immer mehr erhellt und immer leuchtender wird, je sichtbarer das Morgenroth des neuen Welttages, die allerbarmende Liebe, daraus hervortritt.

Aber weil dieser siegreiche Held, der tragische Gegenspieler des Johannes, hinter der Scene bleibt, hat Johannes etwas von der Thatkraft verloren, die der Held eines Dramas besitzen muß, um uns zu ergreifen und zu rühren. Während des ganzen Verlaufes der Handlung sucht Johannes den Messias, ohne ihn zu finden; er erliegt ihm, ohne ihn je gesehen zu haben. Das Auftreten des Heilands, die Verkündigung seines Evangeliums versetzen den Messiashoffnungen des Johannes und der nationalen Partei unter den Juden den Todesstoß; allein dieser moralische Zusammenbruch des Helden, der für uns doch die Hauptsache ist, findet in der Fabel selbst keinen genügenden Ausdruck. In ihr werden zwei andere Conflicte durchgeführt: der des Johannes und des fürstlichen ehebrecherischen Paares und der zwischen der begehrlichen Liebe der jungen Salome zu dem eifernden Bußprediger und seiner sie abweisenden Kälte. Aus ihrer Verschlingung entwickelt und steigert sich die Fabel. In dem Vorspiel setzt sie stimmungsvoll ein.

Vor Jerusalem in einer Felswildniß verbringt Johannes unter seinen Anhängern die Nacht. Leute aus der Stadt sind hinausgekommen, ihn zu hören, auch Mädchen aus dem fürstlichen Palast, halb von Neugierde getrieben, halb von einer tieferen Sehnsucht nach dem Himmelreich. Unter ihnen fällt die junge Mirjam auf, die Gespielin der Salome, die der Anblick des Johannes wunderbar ergreift. Von ihr erfährt er, daß Herodes Antipas und Herodias sich rüsten, an einem der nächsten Tage den Tempel zu betreten, und mit den Priestern unterhandeln, daß sie ihnen, den Ehebrechern, den Eingang nicht weigern. Diese Nachricht erfüllt Johannes und die Eiferer um ihn mit Ingrimm. Trotz der Gefahr, die ihm von den Pharisäern droht, beschließt er zum Passahfeste nach Jerusalem zu kommen und sich gewaltsam dem Vorhaben des Herodes und der Herodias zu widersetzen. Die folgenden drei Acte spielen in rascher Zeitfolge in Jerusalem. Die Parteiungen im jüdischen Volke, der Stolz und der Gesetzesdienst der Pharisäer und Schriftgelehrten, der Uebermuth der römischen Soldaten werden charakteristisch, aber für den Fortgang der eigentlichen Handlung zu breit geschildert. Von entscheidender Bedeutung ist das Auftreten eines Pilgers Simon aus Galiläa. Zu einem Weibe, das ein Pharisäer zurückgestoßen, sagt er: „Nein, rühr' ihn nicht an, auf daß Du nicht unrein werdest. Denn die sich Chaberim nennen, die Pharisäer, sind unrein durch sich selbst." Und als Alle sich darüber entsetzen und ihn auf das Gesetz und die Opfer weisen, erwidert er: „Höher denn Gesetz und Opfer ist die Liebe." Dieses Wort rührt Johannes wie mit einem Donnerschlag: „Wer hat Dich das gelehrt?" Aber eine Antwort wird ihm nicht zu theil. Herodes, Herodias und Salome, von Dienern und Kriegsknechten begleitet erscheinen auf dem Markt und schreiten zu ihrem Palast hinan. Als die Soldaten das murrende Volk zurückdrängen, fliehen die Pharisäer zuerst, und die Massen wenden sich von Neuem dem Johannes zu: „Bleibe bei uns, großer Prophet! Hilf uns! Wir flehen zu Dir!" Von dem Markt und der Straße führt uns der zweite Act in das Haus des Herodes. Wieder eine lebendige Schilderung des Hofhaltes, der sich anspinnenden Feindschaft zwischen Herodes und der Herodias, der Gegensätze ihrer Charaktere. Sie empfindet, daß er ihrer überdrüssig geworden ist und schon lüstern nach ihrer Tochter schaut. Die

Schmähreden des Volkes haben sie erbittert, sie läßt den Täufer vor sich fordern. Diesen Mann, der vorhin auf dem Platze im Vorübergehen einen mächtigen Eindruck auf sie gemacht hatte, wiederzusehen, ist auch Salome's Wunsch. Ihre leicht entflammte, frühreife Sinnlichkeit treibt sie ihm entgegen. Eine gefallsüchtige, nach dem Mann verlangende Mädchennatur, mit einem Stich in das Moderne, obwohl sie beständig die Worte aus dem Hohen Liede „Ich bin eine Blume von Saron und eine Rose im Thal" auf den Lippen hat. Der Contrast zwischen dem keuschen, unschuldigen Gefühl Mirjam's und der bewußten leidenschaftlichen Sinnlichkeit der Salome ist ergreifend zum Ausdruck gebracht. Johannes ist den Lockungen der Salome ebenso unzugänglich wie den Drohungen der Herodias. Im dritten Act sind die Anhänger des Johannes eifrig bemüht, ihn zu einem Angriff auf Herodes und Herodias bei ihrem Gange zum Tempel zu drängen. Die treue Mirjam hat sich mit Gefahr ihres Lebens aus dem Palaste zu ihm geschlichen und verkündigt ihm, daß der Fürst in der Frühe des nächsten Morgens zum Tempel kommen werde. Johannes aber sitzt nachdenklich, zwiespältigen Geistes unter ihnen im Hause Josaphat's, seines Freundes, wo er das Passahlamm gegessen. Er hat einen Boten nach dem Galiläer ausgesandt, von dem er das Wort zuerst vernommen: „Höher denn Gesetz und Opfer ist die Liebe." Sein Sinn hängt ausschließlich diesem Ausspruch nach, er wehrt sich gegen die zauberische Gewalt, die diese Verkündigung über seinen Geist gewinnt. Weil sie dem jüdischen Wesen und seinem eigenen, den Geboten des Gesetzes wie den Weissagungen der Propheten durchaus widerspricht, ist ihre Wirkung eine um so tiefere. Endlich kommt Manasse zurück: einer von den Eiferern hat den Galiläer erschlagen, weil er Gott gelästert habe — „bei den Kriegsknechten lag er ausgestreckt auf den Steinen und neben ihm in Ketten sein Mörder." Die Anhänger des Johannes billigen zwar nicht den Mord, aber sie stimmen zu, daß der Galiläer Gott gelästert habe. „Nein," unterbricht sie Johannes, „ihm war es nicht Lästerung, Anbetung war es ihm." Die Scene verwandelt sich in den Platz vor dem Tempel. Auf den Stufen vor dem Tempelthor liegen im halben Schlaf die Pilger. Eine Bettlerin hockt unter ihnen. An der Stelle, wo Hannah die Prophetin saß und auf den Messias wartete. Einst, erzählt die Alte Johannes, ward ein Knäblein in den Tempel gebracht, in dem sie den Messias erkannte. Und als Johannes in die Worte ausbricht: „Er wird wiederkommen, als König der Heerscharen, mit goldenem Panzer angethan, das Schwert gereckt über seinem Haupt, zu erwecken das Volk des Herrn" — erschrickt die Bettlerin und wehrt ab: „Den Messias will ich nicht. Mein Messias soll kein König sein. Wenn die Könige kommen, dann kommen sie zu den Königen. Zu uns Armen ist noch keiner gekommen." Von Pilgern aus Galiläa erfährt Johannes endlich nähere Mittheilungen über Jesus, daß er der Sohn eines Zimmermanns sei, am Ufer des Sees das Volk um sich versammle und lehre, die zu segnen, die uns fluchen, und für die zu bitten, die uns verfolgen. Darüber wird Johannes irre an sich selbst, seine Hoffnungen entschwinden ihm, sein Messiasideal stürzt zusammen, die Kraft entweicht von ihm, statt den Stein auf den heranschreitenden Herodes zu schleudern und dem Volke damit das Zeichen zum Aufstand zu geben, bietet er sich selbst den Dienern des Fürsten als Gefangener dar.

Der vierte und der fünfte Act spielen in einer Stadt in Galiläa. Johannes ist in der Gewalt des Herodes. Aber während ihm Herodias den Tod sinnt, weiß Salome ihren Stiefvater milder gegen den Gefangenen zu stimmen. Ihm wird gestattet, sich frei in dem Hofe des Palastes zu ergehen und mit dreien seiner Jünger, die ihm von Jerusalem nachgefolgt sind, zu verkehren. Herodes verspricht ihm Gunst und Freiheit, wenn er sich ihm anschließen will, Salome bietet sich selbst und ihre Liebe ihm an — Johannes weist beide zurück. Seine Jünger sendet er Jesus entgegen, ihn zu fragen: „Bist Du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten?" und ihm seine Antwort zurückzubringen: „Ich glaube, ich könnte nicht sterben, ehe denn ihr wiederkämet!" Vitellius, der römische Legat in Syrien, würdigt gerade zu dieser Zeit den Herodes seines Besuches. Der Fürst gibt

ihm ein glänzendes Gastmahl. Um ihm dabei ein noch nie gesehenes Schauspiel zu zeigen, damit der Legat günstig vor dem Kaiser von ihm rede, bittet Herodes die Stieftochter vor ihnen zu tanzen. Salome und Herodias willigen ein, nachdem der Fürst gelobt, nachher jede Bitte Salome's zu erfüllen. Nach ihrem Tanz fordert Salome das Haupt des Täufers auf einer Schüssel. Zögernd gibt Herodes den Befehl, Johannes herbeizuführen und zu tödten. Ehe er aber dem Henker überliefert wird, empfängt Johannes noch die Botschaft des Heilandes durch seine heimkehrenden Jünger. „Sehet, der hat die Braut, der ist der Bräutigam," ruft er verzückt aus. „Der Freund des Bräutigams aber stehet und höret ihm zu und freut sich hoch über des Kommenden Stimme. Dieselbe meine Freude — nun ist sie erfüllet." Hinter der Scene wird Johannes enthauptet, hinter der Scene tanzt Salome, die Schüssel mit dem Haupte des Täufers hoch in den Armen, bis sie ohnmächtig zusammensinkt. Von draußen aber tönt das Geschrei und das Hosiannahrufen des Volkes herein. „Wen begrüßen sie?" fragt in wilder Empörung Herodes „Hosiannah dem König der Juden, so singen sie," antwortet ein Höfling. Herodes stürzt mit erhobener Trinkschale nach dem Hintergrund, dessen Vorhänge zurückgezogen werden, um den einziehenden Jesus höhnisch zu begrüßen — wie er aber hinausstarrt, entfällt die Trinkschale seiner zitternden Hand, er wendet sich ab und verhüllt das Gesicht mit dem Mantel, während das Hosiannah von der Straße immer mächtiger emporschallt. Bei dem großen Publicum hat dieser letzte Act mit seinen phantastischen und grandiosen Effekten, in der virtuosen Darstellung der Frau Agnes Sorma in der Rolle der Salome, das Glück des Trauerspiels entschieden.

Ein Mangel der Dichtung liegt in der Langsamkeit der aufsteigenden Handlung in den drei ersten Acten. Die Schilderung des Hintergrundes, die dem Dichter wohl wegen der Entlegenheit und Fremdheit des Stoffes nothwendig erschien, ist ein wenig zu breit gerathen, und die Reden des Johannes, seine Zögerungen, seine Entschlußlosigkeit wiederholen sich zu oft. Aber ein Theil der Schuld ist in der Gestalt des Bußpredigers selbst zu suchen, er ist und hält sich nur für den Vorläufer des Messias, er erwartet wie das ganze jüdische Volk die Stunde der Verheißung, sie herbeizurufen vermag er nicht. Der Held empfängt dadurch von vornherein einen leisen Stich in den Märtyrer. Vor dem Messias erlischt er, wie man ein Licht ausbläst, wenn der Morgen gekommen ist. Einer solchen Gestalt ist das Reden wichtiger als das Handeln, vor dem Suchen nach dem Messias vergißt er die Vorbereitungen zum Aufstand gegen den Herodes. Auch Herodes und Herodias, Salome und ihre Gespielinnen brauchen zu viel Raum im Anfang, um sich einzuführen, hier hätten ein paar schärfere Striche und grellere Farben, wie in der novellistischen Skizze Flaubert's, zur Charakterisierung genügt. Sudermann hat, der historischen Genauigkeit wegen und in der Sorge, nichts Unklares und Dunkles in der Fabel und in den Charakteren zu lassen, des Guten zu viel gethan, was bei einem Dichter, dessen einer Vorzug die Knappheit seines Dialogs und seiner Scenenführung ist, stärker auffällt als etwa bei Gerhart Hauptmann, der sich im Ausspinnen der Reden und der lyrischen Stimmung gefällt. Dem großen Wurf des Ganzen, der tragischen Ergriffenheit und Erhabenheit, die es durchweht, gegenüber verschwinden indessen diese Mängel. In seinem Inhalt wie nach seiner künstlerisch abgerundeten Form, in der Wärme und Wahrheit des historischen Colorits gilt mir das Trauerspiel „Johannes" als die bis jetzt bedeutendste Leistung Sudermann's, sie schließt sich ebenbürtig den biblischen Dramen Hebbel's an; wenn sie der genialischen Eigenthümlichkeiten der „Judith" entbehrt, so ist sie auf der andern Seite von dem Bombast der Rede und der Willkür der Erfindung frei, an dem „Herodes und Mariamne" wie „Judith" leiden.

Unter den mannigfachen Darbietungen des Deutschen Theaters, das während dieser Spielzeit unter der Leitung seines tüchtigen Directors Otto Brahm an der Spitze der Berliner Theater stand, will ich noch zwei eingehender hervorheben: sie haben eine feste Stelle im Repertoire gewonnen und sind in der Entwicklung ihrer Verfasser bedeutsamere Wahrzeichen. Beide erschienen zuerst in den

Herbstmonaten auf der Bühne. Georg Hirschfeld hat sich 1896 mit seinem Schauspiel „Mütter" weiteren Kreisen bekannt gemacht. Die eigentlich dramatische Technik des Stücks ist nicht hoch anzuschlagen, sein Werth besteht in der Charakteristik der Hauptfiguren, zweier Frauen aus dem kleinen Bürgerstande. Auch das Schauspiel, das er jetzt auf die Bühne gebracht hat, „Agnes Jordan"[1]) ist das Gegentheil eines geschlossenen Dramas: in dem Zeitraum von einunddreißig Jahren stellt es in vier Bildern, die 1865, 1873, 1882 und 1896, wiederum in dem Kreise des mittleren Berliner Bürgerstandes, spielen, die Entwicklung einer Ehe dar. Im ersten Act feiert Agnes Sommer ihre Hochzeit mit dem Kaufmann Jordan. Sie ist ein junges, blühendes, feiner begabtes, von ihren Eltern und dem Oheim Adolf Krebs verwöhntes Mädchen. In den „bildhübschen," immer nach der neusten Mode und mit Geschmack gekleideten Gustav Jordan hat sie sich in ihrer Unerfahrenheit verliebt, ohne die Niedrigkeit seiner Gesinnung, seine Leichtfertigkeit und Unbildung zu durchschauen. Sein Aeußeres, die Gefälligkeit seiner Manieren, ein gewisser, bestechender Reiz, den er auf die Frauen ausübt, haben es ihr angethan. Die tiefere Neigung, die ihr Oheim zu ihr im Stillen hegt, hat sie nicht beachtet: er ist in ihren Augen der um so viele Jahre ältere Verwandte, von unansehnlicher Erscheinung, mit rothen Haaren, mit dem sie gern Klavier spielt, da er eine große musikalische Begabung besitzt, um dessen Gefühlsleben sie sich aber nicht weiter kümmert. Jordan indessen empfindet instinktiv Eifersucht und Abneigung gegen den Mann, dem er doch zu Dank verpflichtet ist. Denn allein die Summe, die ihm sein Schwiegervater und dessen Geschäftstheilnehmer Krebs vorstrecken, ermöglicht ihm die Errichtung eines eigenen Geschäfts. All' diese Menschen und Verhältnisse entwickeln sich am Hochzeitsabend ungezwungen, lebenswahr vor uns, in genauer Beobachtung des Kleinlebens, in der realistisch breiten Schilderung, in der ohne künstlerische Abtönung Wichtiges und Nebensächliches mit gleichem Pinsel behandelt werden. Der zweite Act, der in Heringsdorf spielt, zeigt uns die zerrüttete Ehe. Ein schwächliches Kind ist geboren, ein anderes in Aussicht. Schon ist jeder Zusammenhang des Denkens und Empfindens zwischen den beiden Ehegatten zerrissen. Agnes ist mit ihrem tieferen Gemüth, ihren höheren geistigen Ansprüchen an das Leben nicht die Frau gewesen, die den wetterwendischen, flatterhaften Mann zu fesseln verstanden hat. Ohne Wahl macht Jordan jedem hübschen Frauenzimmer, ob es ein Kindermädchen oder die Frau seines besten Freundes ist, den Hof. Seine Frau langweilt ihn, und die Geldverlegenheiten seines Schwiegervaters und des Onkels Krebs, die jene zwingen, ihm das Darlehen zu kündigen, reizen und empören ihn bis zur Wuth, jeden Verkehr will er mit ihnen, die er Bankrottirer schilt, abbrechen und verlangt dasselbe von seiner Frau. Mit der schärfsten Dissonanz zwischen den Eheleuten schließt der Act. Im dritten und vierten Acte, die ein geschlossenes Ganze bilden, steht neun Jahre später der Conflict auf der Höhe. Jordan's äußere Verhältnisse sind aus der früheren Wohlhabenheit ein wenig herabgekommen, aber er selbst ist der alte geblieben. Noch immer breitspurig, eitel und den schönen Mann spielend. Mit den Dienstmädchen des Hauses unterhält er Liebeshändel, seine Frau würdigt er kaum eines Wortes. Auch die beiden Knaben erkennen schon das unheilbare Zerwürfniß der Eltern und bewegen sich scheu und ängstlich zwischen ihnen, unsicher, ob sie der Mutter oder dem Vater folgen sollen. Die höhnische und rohe Art, mit der Jordan der Frau und den Kindern verbietet, den Großvater zu seinem siebzigsten Geburtstag zu besuchen, bringt den Becher zum Ueberlaufen. Agnes verläßt ihren Mann und ihre Kinder und flüchtet zu ihren Eltern. Die Mutter treibt sie zur Einreichung der Scheidungsklage an, während der Vater zur Versöhnung räth. Die Krankheit ihres ältesten Kindes, die sich ohne die sorgliche Pflege der Mutter von Tag zu Tag verschlimmert, die rührende Bitte des zweiten, doch wieder zu ihnen zurückzukehren, besiegen den Unwillen, den Stolz, das physische und seelische Unbehagen, das Agnes bei dem Gedanken an ihren Mann

[1]) Buchausgabe bei S. Fischer Verlag. Berlin.

erfüllt: „es soll besser werden, mein geliebter Junge," sagt sie zu ihrem Kleinen, „jetzt soll es besser werden. Mein Weg ist weit, aber ich geh' ihn nicht allein," tröstet sie die Mutter, die sie zurückhalten will, „es gibt ein Ziel, das hab' ich heut' gesehen." Damit entschließt sie sich zur Rückkehr in ihr Haus. Der letzte Act, vierzehn Jahre später, handelt mehr von den Jungen als von den Alten. Hans Jordan ist in das Geschäft des Vaters eingetreten und hat sich mit einem hübschen resoluten Mädchen verlobt, das einen reichen Onkel zu bestimmen weiß, dem Bräutigam die nöthigen Summen vorzustrecken; auf Ludwig Jordan hat sich das musikalische Talent der Mutter vererbt, er ist ein beliebter Liedercomponist geworden. Alle behandeln die Mutter mit Liebe und Verehrung, während sie den Vater mit achselzuckendem Mitleid betrachten und seine Poltereien und Großsprechereien gelassen hinnehmen, die Braut begegnet ihm mit frischem und schlagfertigem Humor. „Man darf den Alten nicht ernst nehmen," meint Hans. „Doch, Hans," urtheilt die Mutter milder. „Es ist so viel an ihm, was ernst genommen werden muß: er hat sein Lebenlang für seine Kinder gearbeitet und hat euch so lieb." Der Act schließt melodramatisch, in sentimentalischer Stimmung: Ludwig setzt sich mit den Worten — „so lange es eine Kunst gibt, soll man leben" — an das Klavier und beginnt den zweiten Satz aus Beethoven's letzter Sonate zu spielen. „Agnes sitzt regungslos und lauscht hingegeben. Allmählich senkt sie das graue Haupt in beide Hände. Die Abendsonne bescheint sie."

Es ist der Schluß eines Romans, nicht der eines Dramas. Und so gemahnt denn auch das Ganze an einen biographischen Roman, aus dem einzelne Capitel in theatralischer Scenenfolge und in Dialogform vorgetragen werden. Der Phantasie des Lesers oder des Zuschauers bleibt es überlassen, die Verbindungen herzustellen und sich das Einzelne auszumalen. Die eigentliche Charakterentwicklung vollzieht sich nicht vor unseren Augen, sondern in den Zwischenacten: uns wird nur die Katastrophe, erst im zweiten und dann im vierten Acte, vorgeführt. Wie aus der leidenschaftlich erregten Agnes die sanfte und geruhige Matrone des letzten Actes wird, wie die völlig zerrüttete Ehe am Schlusse des vierten Actes sich wieder zu einem erträglichen Zusammenleben zwischen Gustav und Agnes gestaltet, wie überhaupt bei dem nicht auszugleichenden Gegensatz der Eltern eine vernünftige Erziehung der Kinder möglich ist — Hans und Ludwig sind prächtige, liebenswerthe und thätige Menschen geworden — es ist unsere Sache, uns daraus einen Vers zu machen, der Dichter hat sich der Mühe überhoben. Er gibt Scenen aus dem Berliner Kleinleben, deren Hauptreiz in der Sicherheit und Genauigkeit der Beobachtung und in der photographischen Treue der Wiedergabe besteht; zur Gestaltung einer in sich abgeschlossenen, in ihrer Form abgerundeten dramatischen Handlung fehlt ihm das Wollen, vielleicht auch das Können. Wie bei den „Müttern". Der mit Vorliebe und Behagen angewandte Berliner Dialekt drückt das Ganze noch mehr in die irdische Bedürftigkeit herab.

Ungleich fester im dramatischen Gefüge steht Max Halbe's Drama in fünf Aufzügen „Mutter Erde"[1]). Meiner Meinung nach die hervorragendste seiner bisherigen Leistungen. Halbe ist ein noch unfertiges, seiner Kunst noch nicht sicheres, in seinen Stoffen und seinem Stil noch hin und her tastendes Talent. Auf ein durch seine Einfachheit und die Wahrheit der Empfindung wirkungsvolles Drama „Jugend" hat er die beiden Komödien „der Amerikafahrer" und „Lebenswende" folgen lassen, deren Inhalt eben so wenig ansprach wie ihre unkünstlerische Form. Sein neues Drama „Mutter Erde" knüpft in seinem Hintergrund und seinem Localcolorit an seine früheren Schöpfungen „Eisgang" und „Jugend" an: es ist seine preußische Heimath, deren Erdgeruch ihn umwittert, die ihn wie mit magischem Bande an sich zieht. An Gehalt und Reichthum des Stofflichen überragt „Mutter Erde" die „Jugend", aber es fehlt dem neuen Werke das Einschmeichelnde und Leidenschaftliche des älteren. Die zeit-

[1]) Buchausgabe bei Georg Bondi. Berlin.

liche und räumliche Geschlossenheit — die Handlung spielt vom Weihnachtsabend bis zum Sylvester, in den vier ersten Acten in dem großen Saal, im letzten in dem Gartenhause eines Gutshofes — hält nicht nur die Fabel, sondern auch die Stimmung des Zuschauers zusammen. Zum Begräbniß seines plötzlich am Schlagfluß gestorbenen Vaters ist Paul Warkentin nach Ellernhof zurückgekehrt. Gerade vor zehn Jahren hat er das Haus verlassen, im Zorn, in unversöhnlichem Zerwürfniß mit dem Vater. Damals war er ein hochstrebender, phantastischer Jüngling, dessen Freiheitsgedanken und literarische Pläne mit den Absichten des Vaters, ihn auf dem Gute festzuhalten und mit einem hübschen Mädchen aus der Nachbarschaft zu verheirathen, nicht zu vereinigen waren. Vor Allem auch darum nicht, weil Paul in den Banden eines anderen Weibes lag, der starkgeistigen, energischen Frau Hella, der es gelang, den jungen Menschen zu unterjochen und ihn zu heirathen. Diese Heirath hat der Vater ihm nie verziehen, er hat sich geweigert, Hella je zu sehen. Jetzt kommt sie mit Paul, wider ihren Willen, zu seinem Leichenbegängniß, mit Haß im Herzen gegen den Todten und von der Angst gequält, Paul könne, vom Heimathsgefühl bezwungen, seine Stellung in der Hauptstadt aufgeben und sich auf das stattliche ererbte Gut zurückziehen. Dieser Gedanke ist ihr unerträglich, sie ist Schriftstellerin, eine Vorkämpferin der Frauenbewegung; sie und Paul geben eine Frauenzeitung heraus, und all ihr Dichten und Trachten geht in der Redactionsthätigkeit auf. Menschen und Dinge auf Ellernhof sind ihr darum widerwärtig, unverständlich, verhaßt, von der alten Tante, die sie zärtlich und gerührt empfängt, und den Gutsnachbarn, die zum Condolenzbesuch antreten, bis zu dem Inspector und der Dienerschaft herab. Gegen alle steht sie darum bald auf dem Kriegsfuß, und während Paul mit der Tante in Jugenderinnerungen schwärmt und unter dem Hauch der Mutter Erde aufathmet, wird Hella's Stimmung immer gereizter und verbitterter. Ihre Ehe ist längst keine glückliche mehr, hingebende Liebe hat sie nie gekannt, allmählich ist das Gefühl befriedigter Eitelkeit, sich einen liebenswürdigen, wohlhabenden Mann erobert zu haben, der Gleichgültigkeit gewichen. Paul's romantische Anwandlungen und sentimentalische Stimmungen erscheinen ihrem harten und trockenen Verstande als Thorheiten und Kindereien, die Schwäche seines Willens setzt ihn in ihren Augen noch tiefer herab. „Warum hast Du Dich von mir betrügen lassen?" sagt sie einmal höhnisch zu ihm. „Einer ist eben stärker, warum sollen wir Frauen nicht stärker sein?" Ein Hausfreund, Glyszinski, halb Secretär, halb Liebhaber Hella's, hat den Riß und die Entfremdung zwischen den Gatten noch vergrößert. Paul kann ihn nicht ausstehen, wagt aber doch nicht, ihn aus dem Hause zu weisen. Auch nach Ellernhof hat der Pole das Ehepaar begleitet und seine Gegenwart trägt dazu bei, die gegenseitige Stimmung zu reizen, die Spannung des Verhältnisses zu erhöhen. Der Eintritt Antoinettens, jenes Mädchens, das der Vater mit Paul zu verheirathen wünschte, in die Handlung, bringt den Stein ins Rollen. Wie Paul hat sich auch Antoinette, bald nachdem er Ellernhof verlassen, verheirathet, mit einem polnischen Gutsbesitzer Laskowski, einem Durchschnittsmenschen mit dem Stich in den Trunkenbold. Antoinette ist eine moderne Amazone geworden, im Reiten, Jagen und Schwimmen, von blühender Gesundheit, noch immer mit der Jugendliebe im Herzen. Auch bei Paul erwacht bei dem Wiedersehen mit den Erinnerungen an die Kindheit die alte Neigung. Antoinette ist das Gegentheil der kalten und nüchternen Hella, feurig und leidenschaftlich, zärtlich und hingebend, wo jene egoistisch und ablehnend. Bei dem Begräbniß des Alten, während die Leidtragenden schmausen und trinken bis zum Uebermaß, und Hella oben bei ihren Büchern und Schreibereien sitzt, finden sich Antoinette und Paul wieder. Die alte Liebe und die gemeinsame Heimath haben es ihnen angethan. Sie wollen fortan mit einander leben und für einander. Paul glaubt Hella leicht zur Scheidung bestimmen zu können, aber diese, als sie die Lage durchschaut, schickt den ihr nun unbequem gewordenen Hausfreund rasch entschlossen mit dem nächsten Zuge nach Berlin zurück und tritt als die rechtmäßige Gattin den Verliebten gegenüber. Sie wird nicht vom Flecke weichen, sich nicht fortschicken, noch weniger

scheiden lassen. Antoinette und Paul beschließen gemeinsam zu sterben. Sie werden nach dem einsamen Vaterhause Antoinettens durch den Wald reiten und dort ihre letzte Sylvesternacht verleben. „Das Haus liegt weit und leer und todt," sagt Antoinette, „aber ein Zimmer weiß ich, da hab' ich als Mädchen gehaust, das steht wie einst." Und Paul beschließt das Drama mit den Worten: „Leb' wohl, Hella, Dein Reich ist aus! Wir kehren zur Mutter Erde!" Ein Ton aus Ibsen's „Rosmersholm" klingt durch das Stück.

Es ist vor Allem eine von der ersten Scene an lebhaft angeschlagene und bis zu Ende durchgeführte Stimmung, die der Dichtung ihr Gepräge gibt. Wie sie dem Helden gleichsam aus dem Erdboden entgegenströmt, aus dem Schollengeruch, dem Walddust und den Jugenderinnerungen wunderbar gemischt, und ihn, der trotz aller Zukunftsbestrebungen und praktischer Bethätigungen für das „neue Weib" ein sentimentalischer Romantiker geblieben ist, überwältigt, so ergreift sie auch den Zuschauer. Man fühlt dem schwachen Manne nach, wie er bei dem Anblick seines alten Hauses, in der freien und weiten Landschaft von dem Druck einer unglücklichen Ehe und eines Lebens aufathmet, das ihn erst lockte und ihm jetzt wie ein verfehltes erscheint. Seine Rückkehr zur Heimath, nicht nur äußerlich, sondern auch seelisch, das Wiedererwachen seiner Pietät gegen den Vater versöhnen mit seiner jugendlichen Verirrung, und die Kälte und Ichsucht Hella's, die als eine besonders charakteristische Verkörperung des modernen Weibes auf der Bühne gelten muß, entschuldigen seine Untreue. Antoinette erscheint ihr gegenüber trotz ihrer Verschuldung als die edlere und reinere Weiblichkeit, die den Mann beglückt, während jene ihn nur beherrschen und ausnutzen will. Der Kampf dieser beiden Frauen um Paul, den willenlosen Mann, der jetzt der Leidenschaft Antoinettens ebenso erliegt wie früher dem Verstande Hella's, bildet den eigentlichen Kern des Schauspiels. Die breite Schilderung des Zuständlichen wie der Stimmungen der Hauptpersonen überwiegt, auch ihrem dichterischen Werth nach, die dünne und blasse Handlung. Der Leichenschmaus nach der Begräbnißfeierlichkeit ist in seiner Lebenswahrheit, die nichts verschönern und verzärteln will, ebenso ergreifend durchgeführt wie der Sylvesterabend in seiner sinnberückenden elegischen Romantik. Max Halbe ist in der „Jugend" wie in „Mutter Erde" mehr ein Stimmungsmaler als ein Dramatiker; in „Mutter Erde" ist das Bild, das er vorführt, in der Gestaltenfülle und mit seinem größeren Hintergrunde reifer und voller, in der „Jugend" farbensatter und farbenglühender: ein Drama im echten Sinne des Wortes ist weder die eine noch die andere Dichtung.

Neben der Aufführung des Calderonischen Schauspiels „Der Richter von Zalamea" in der Bearbeitung Adolf Wilbrandt's, das 1884 mit großem Erfolge in Berlin zuerst im deutschen Theater zur Darstellung kam, war die bedeutsamste Darbietung des Schauspielhauses die Aufführung des deutschen Märchens in drei Acten „Königskinder" von Ernst Rosmer[1]) mit der Musik von Engelbert Humperdinck am Freitag, den 11. März. Die gefällige Musik, die prächtige, den Märchenton treffende Ausstattung, bis auf die watschelnde Gänseherde und die girrenden Turteltauben, die Frische und das Naive der Dichtung haben dem Publicum, in dem sich seit einiger Zeit halb aus Trotz, halb aus Ueberdruß an den sich wiederholenden Scenen aus der „gemeinen Deutlichkeit der Dinge" der phantastische Sinn lebhafter regt, wohl gefallen. In der Schilderung ist die Dichtung nicht ohne Reiz, die Waldung um die Hexenhütte, der Anger vor dem Stadtthor, die Schneelandschaft und das Schneetreiben zeigen das Talent der Frau Bernstein — Ernst Rosmer ist ein Kriegsname — für diese Art Malerei. Die einzelnen Figuren, die sich vor diesem Hintergrund bewegen, die Gänsemagd, die Hexe, der abenteuernde Königssohn, der seine Krone im Bündel trägt, der Spielmann, der Holzhacker und der Besenbinder, werden uns in behaglicher Ausführung aller Einzelheiten vorgestellt. Und mit derselben Behaglichkeit

[1]) Buchausgabe bei S. Fischer Verlag. Berlin.

und Weitschweifigkeit sprechen sie sich aus, oft in anmuthigen Versen, zu denen dann freilich die Plumpheit und die Geschmacklosigkeit anderer nicht recht passen will. Eine gewisse Neigung für das Grobe, Widerwärtige und Unzweideutige des Naturalismus steht für mein Gefühl in einem unlösbaren Gegensatz zu der Märchenpoesie des Anfangs und des Ausgangs. Von einer dramatischen Fabel, einem tragischen Conflict, Verschuldung und Sühne ist selbstverständlich keine Spur zu entdecken, der epische Verlauf eines Märchens ist in dialogische Form gebracht. Ueber die Berge daher kommt der Königssohn zu der Hexenhütte: unter dem alten Lindenbaum sitzt die junge Gänsemagd, welche die Hexe aus Mitleid zu sich genommen hat. Sich sehen und sich lieben ist bei beiden eins. Aber der Königssohn will weiter ziehen, und die Gänsemagd getraut sich nicht, ihm durch den Zauberwald zu folgen. Zornig ruft der Königssohn: „Fürchten ist Schmach! Du wolltest mir eigen sein zu aller Zeit und willst jetzt nicht einen Pfeilschuß weit mit mir ziehen! Knechtesdirne, niedrige Magd!“ und verläßt sie. Seine Krone hat er vorher ins Gras geworfen, und die Gänsemagd ist trotz ihres Schmerzes über sein Fortgehen klug genug, das Kleinod vor den gierigen Augen der Hexe durch ihre Gänse verstecken zu lassen. Darüber erscheinen die Boten der Stadt Hellabrunn, der Besenbinder, der Holzhacker und der Spielmann, um die Hexe zu befragen, wo der Königssproß zu finden ist? Der alte König ist längst gestorben und die Bürger wollen einen neuen haben. Spottend erwidert die Hexe: „Wenn morgen die Mittagsglocken schlagen, mag der Erste, der zum Stadtthor hineinschlendert, euer König sein.“ Während der Besenbinder und der Holzhacker sich mit dieser Botschaft eilig auf den Heimweg machen, hat der Spielmann an einem Fenster die Gänsemagd entdeckt. Sie dünkt ihm ein Königskind. „Ja wohl,“ höhnt die Hexe, „ihre Mutter war des Henkers Töchterlein; ihr Vater hat den Junker erschlagen“. „Ich kannte beide,“ antwortet der Spielmann, „die Henkerstochter, der Henkersknecht waren königsecht in ihrem Lieben und Leiden. Nicht die Throne allein tragen Königsleben, aus Bettelschande, aus Hungerpein können sich Könige auferheben!“ Die Gänsemagd erzählt ihre Begegnung mit dem Königssohn, die Gänse bringen zum Zeugniß die Krone herbei, und triumphirend führt der Spielmann die Gänsemagd davon. Der zweite Act spielt auf dem Anger vor dem Stadtthor zu Hellabrunn. Die Handlung stockt völlig, eine umständliche Schilderung des Zuständlichen tritt an ihre Stelle. Der Königssohn hat in dem Wirthshaus vor der Stadt in einem Stall übernachtet und verdingt sich, da er keinen Heller besitzt und die Liebtosungen der Wirthstochter, in Erinnerung an seine Geliebte unter dem Lindenbaum, von sich weist, als Schweinehirt. Das Volk sammelt sich auf der Wiese, des neuen Königs gewärtig. Vor dem Rathe berichten Holzhacker und Besenbinder geschwätzig von ihrer Fahrt zu der Hexe und melden deren Botschaft. Mit dem ersten Glockenschlag der zwölften Stunde öffnet sich das Thor, und der Spielmann und die Gänsemagd, die Krone auf ihrem Haupte, inmitten ihrer Gänseherde, kommen aus dem Walde daher. Allgemeines Erstaunen, Gelächter und Gehöhne. Daß der Königssohn sich vor der Gänsemagd niederwirft und sie als seine Königin begrüßt, erhöht nur noch den Unwillen und den Zorn des Volkes, das in ihm einen Habenichts und Gaudieb sieht. Die Menge treibt die beiden Königskinder mit Drohungen und Gewaltthat davon, die Einen bemächtigen sich der Gänse, die Andern nehmen den Spielmann gefangen. Nur ein Kind seufzt und schluchzt: „Das ist der König und seine Frau gewesen.“ Der dritte Act spielt wieder vor der Hexenhütte. Im Winter, in tief verschneiter Landschaft. Die Kinder von Hellabrunn haben sich mit dem Spielmann aufgemacht, den König und seine Frau im Walde zu suchen. Der Besenbinder und der Holzhacker, die sich ihnen angeschlossen, bleiben in der verfallenen Hütte zurück, in der Hoffnung, dort noch allerlei verborgene Schätze zu finden. Abgemagert und blaß, verhungert und erfroren erscheinen die Königskinder, sie kommen aus der Wildniß, um Obdach und Nahrung bittend. Für die Krone, die der Königssohn immer noch mit sich führt, geben ihm der Besenbinder und der Holzhacker ein Stück Brod: es ist vergiftetes

Hexenbrod, das die Gänsemagd im Frühling hat backen müssen. Als ihr letztes Labsal verzehren es die Königskinder und sterben, sich in den Armen haltend, mit weicher Decke hüllt sie der Schnee ein. Der Spielmann und die Kinder, die aus dem Walde zurückkehren, finden sie, betten die Leichen auf eine Bahre und tragen sie unter leisem Gesange den Berg hinan. „Die Abendsonne," schreibt die Verfasserin vor, „flammt blutroth und strahlend über den Himmel." Dieser melancholische Schluß entspricht wenig dem hoffnungsvollen Spruch, mit dem die Märchen zu enden pflegen — „und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch," aber er entspricht dem sentimentalen, süßlichen Geschmack des Publicums, das an diesen Märchenspielen seine Freude hat. Daß der dramatischen Kunst aus dieser Rückkehr zu der romantischen Märchenkomödie und der Zauberposse eine wahre Förderung erwachsen könne, wird Niemand im Ernst glauben. Diese Dichtungen eignen sich wie die Mehrzahl der Schauspiele von Maurice Maeterlinck mehr für ein Marionettentheater als für die wirkliche Bühne: ihr poetischer Werth beruht ausschließlich auf und in der Stimmung, in dem Ausdruck der naiven Empfindung und des Naturlebens, dem zuweilen sogar das Stammeln gut steht. Zu einem Drama fehlt ihnen die Persönlichkeit der Helden und die Wirklichkeit der Vorgänge: das Wunder beherrscht ausschließlich die Menschen, die Natur und den Verlauf der Handlung.

Das Schiller-Theater, das sich immer mehr in der Gunst des Publicums befestigt, hat ein Trauerspiel in vier Acten von Paul Heyse „Vanina Vanini"[1]) aufgeführt, dessen Stoff leider den Besuchern dieses Theaters zu fern liegt, um eine größere dauernde Wirkung ausüben zu können. Paul Heyse hat einen Vorgang aus den italienischen Verschwörungen des Jahres 1822 behandelt: eine vornehme junge Römerin fürstlichen Geblüts rettet einen jungen Carbonaro, Marco Vadoni, vor den Verfolgungen der Polizei und verliebt sich in ihren Schützling. So wird sie selber eine Mitwisserin der Verschwörung und überliefert, um den Geliebten von den Nachstellungen zu befreien, ein Blatt mit dem Namen der Verschworenen dem Neffen des Polizeiministers. Marco ersticht sie als Verrätherin und tödtet sich selbst darauf. Die Fabel hat einen starken Stich in das Grausige im Stil der Lucrezia Borgia-Oper und die schönen, glatten Verse, in die der Dichter sie gekleidet hat, vermehren noch das Unwahrscheinliche und Melodramatische. Hier wäre meinem Gefühl nach die knappe, schlichte Prosa ungleich besser und eindrucksvoller am Platze gewesen. Dinge und Menschen, die uns noch so nahe stehen wie die Figuren und der Stoff dieses Trauerspieles, erhalten etwas Fremdartiges, wenn die Helden in Versen sprechen. Die Prosa bringt sie uns in jeder Beziehung menschlich und wahrscheinlich näher. Sonst ist das Drama geschickt aufgebaut, in lebhafter Steigerung und Spannung, der Charakter der Heldin ein wenig romanhaft, aber nicht unnatürlich. Auch dem Drama „Alarich, König der Westgothen" von Verdy du Vernois fehlte im Berliner Theater der eigentliche Resonanzboden. Für solche Schauspiele ist das Schauspielhaus die geeignete Stätte: hier findet sich immer noch für eine Reihe von vier oder fünf Vorstellungen ein empfängliches Publicum, und was den literarischen Werth betrifft, so kommt der „Alarich" dem „Burggrafen" von Josef Lauff, der mit der Entfaltung eines so reichen Pompes aufgeführt wird, mindestens gleich, und „Vanina Vanini" übertrifft ihn in der Spannung und Lebhaftigkeit der Handlung. Verdy du Vernois' „Alarich" ist eine historische Tragödie, in schwungvollen Versen, in trefflicher Durchführung des Gegensatzes zwischen Römern und Germanen, zwischen der alternden und absterbenden antiken Cultur und der aufstrebenden Frische und ungebändigten Naturkraft eines neuen Geschlechts, einer neuen Zeit. Daß der Dichtung die rechte Wirkung versagt bleibt, liegt zum Theil in dem Stoffe selbst, der sowohl äußerlich in den Begebenheiten, wie innerlich in dem Conflict der Hauptpersonen epischer Natur ist.

[1]) Buchausgabe bei Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). Berlin.

Einen kühnen, aber nicht gelungenen Versuch hat an Henrik Ibsen's siebzigstem Geburtstage, dem 19. März, das Belle Alliance-Theater mit der Aufführung seines Schauspiels „Kaiser und Galiläer" gemacht. Die Dichtung stammt aus der mittleren Periode Ibsens, seinem kräftigsten Mannesalter, dem auch die „Kronprätendenten" und „Brand" angehören. Ein historisches Trauerspiel im gewaltigen Alfrescostil, mit Zügen von der Größe und Herbigkeit Michel Angelo's. Mir bei weitem bedeutsamer, gedankenreicher und werther als „Nora", die „Gespenster" und „Rosmersholm", mit den Wunderlichkeiten seines Greisenalters nun gar ist das Werk nicht in einem Athem zu nennen. Es ist zuerst im Jahre 1873 erschienen und behandelt die Geschichte des Julianus Apostata in zwei Abtheilungen, „Cäsar's Abfall" und „Kaiser Julian", jede in fünf Acten und jede fast für einen Theaterabend zu lang und zu breit. Die Gestalt des Kaisers ist mit plastischer Rundung, Wahrheit und Fülle herausgearbeitet, die vorzüglichste poetische Verkörperung des merkwürdigen Mannes, die ich kenne, mit all' seinen Vorzügen und seinen grillenhaften Schwächen, dem dämonischen Wesen seiner Natur. Die Umgebung des Helden ist in den Begebenheiten wie in den Personen mannigfaltig und reich angelegt, nicht die kleinste Einzelheit, die nach den geschichtlichen Quellen zu der Charakterisirung der Zeit dienen kann, hat sich Ibsen entgehen lassen. Zuweilen ist das Colorit, hier des Hofes zu Byzanz, dort der Christengemeinde zu Antiochien, des römischen Heeres in Gallien und des Opferdienstes, der Wahrsagungen und der Geisterbeschwörungen, denen sich Julianus hingab, meisterhaft getroffen, in ihrem Contrast von mächtigster Wirkung. An dramatischer Lebendigkeit und Spannung überragt die erste Abtheilung die zweite. Das Grundübel des Stoffes hat eben auch Ibsen nicht zu überwinden vermocht. Für uns, für seine welthistorische Bedeutung ist Julian's Abfall von dem Christenthum das Entscheidende, sein Kampf gegen das Evangelium und die christliche Kirche macht für die Nachwelt den Inhalt seines Lebens und seine tragische Verschuldung aus. In dieser Beleuchtung haben ihn alle späteren Jahrhunderte gesehen. Einzig von seinem Gegensatze zum Christenthum empfängt er Farbe und Gepräge. Aber in der Wirklichkeit ist er nicht von dem Christenthum, sondern von dem Lanzenstoß eines Persers zu Tode getroffen worden. Die Lücke, die hier für unser Denken und Empfinden klafft, ist noch von keinem Dichter überbrückt worden. Denn Jeder fühlt, daß es nur ein äußerliches Hülfsmittel ist, wenn ein christlicher Soldat, wie bei Ibsen, im Schlachtgetümmel den Kaiser verwundet. Wir wissen genau, daß Julianus sich während seines persischen Feldzuges nicht um die Angelegenheiten der Christen bekümmerte, und glauben nicht an einen christlichen Meuchelmörder. Ibsen's Dichtung wächst weit über die Verhältnisse eines Theaters hinaus: sie wird meiner Ansicht nach immer ein Buchdrama bleiben, ihr Inhalt wie ihre Form weist sie auf den kleinen Kreis hoher Bildung zurück, in ihm aber wird sie stets Leser und Bewunderer finden.

Unter den mannigfachen theatralischen Ereignissen der Saison — wir sahen nach und neben einander französische, italienische und englische Gesellschaften auf unseren Bühnen — war das Auftreten einer jungen italienischen Schauspielerin, Tina di Lorenzo, im Monat März im Berliner Theater das anziehendste. Trotz ihrer Jugend genießt die Künstlerin in ihrem Vaterlande schon eines großen Rufes. Sie verbindet Schönheit und anmuthige Bewegung mit lebhaftem Spiel und warmer Empfindung. Ob die französischen Komödien: „Die Kameliendame" — „Der Hüttenbesitzer" — „Dora" — „Feuer in der Mädchenschule", in denen sie auftrat, das eigentliche Wesen ihres Talentes ausdrücken und begrenzen, sei dahingestellt: ich würde sie eher zu der Nachfolge der Ristori als der Duse berufen glauben. Ihr männlicher Partner, Signor Andò, den wir von dem ersten Gastspiel der Duse her kennen und schätzen, erfreute wieder durch seine vornehme Haltung und sein geistreiches Spiel. Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte April.

Die friedlichen Bestrebungen der deutschen Politik gelangten soeben von Neuem in dem diplomatischen Schritte zur deutlichen Erscheinung, den der Vertreter Deutschlands in Gemeinschaft mit den Repräsentanten Oesterreich-Ungarns, Frankreichs, Rußlands, Italiens und Großbritanniens in Washington beim Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika unternommen hat. Sicherlich hat Deutschland kein unmittelbares Interesse an der Lösung oder an der Verschärfung des durch die cubanische Angelegenheit hervorgerufenen Conflictes zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten. Der Wunsch, den Weltfrieden erhalten zu sehen, sowie allen Verwicklungen vorzubeugen, durch die er in Zukunft gefährdet werden könnte, bestimmte aber auch das Verhalten der deutschen Regierung in dem jüngsten Streitfalle. Im Hinblick auf das berechtigte Unabhängigkeitsgefühl der Vereinigten Staaten von Amerika hat Deutschland nie daran gedacht, eine Intervention irgend welcher Art in Washington zu versuchen, vielmehr hat es in voller Uebereinstimmung mit den übrigen europäischen Großmächten nur seine guten Dienste angeboten, wie es unter befreundeten Nationen zu geschehen pflegt, ohne daß auch nur im geringsten Empfindlichkeiten wachgerufen werden. In der vom englischen Botschafter zugleich im Namen der diplomatischen Vertreter der übrigen Mächte überreichten Note werden diese Vertreter sämmtlich als gehörig ermächtigt bezeichnet, im Auftrage ihrer Regierungen einen dringenden Appell an die Gefühle der Humanität und der Mäßigung des Präsidenten der Vereinigten Staaten und des amerikanischen Volkes bei den gegenwärtigen Differenzen mit Spanien zu richten. Zugleich wurde der Hoffnung Ausdruck verliehen, daß neue Unterhandlungen der beiden betheiligten Regierungen zu einer Verständigung führen werden, die, indem sie die Erhaltung des Friedens sichert, alle erforderlichen Bürgschaften für die Wiederherstellung der Ordnung auf Cuba gewähren wird. Die Vertreter der europäischen Großmächte zweifelten denn auch nicht daran, daß der rein humanitäre Charakter ihrer Vorstellungen von der amerikanischen Nation in vollem Maße gewürdigt werde.

In seiner Erwiderung hob der Präsident Mac Kinley zunächst hervor, daß die Regierung der Vereinigten Staaten die Gefühle guten Willens anerkenne, von denen die freundschaftliche Mittheilung der Mächte eingegeben sei. Auch betonte er, daß die in der Note geäußerte Hoffnung, das Ergebniß der gegenwärtigen Lage auf Cuba werde die Aufrechterhaltung des Friedens zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten sein, von diesen getheilt werde. Mac Kinley fügte allerdings hinzu, daß dieses Ziel mit Hülfe der nöthigen Garantien für die Wiederherstellung der Ordnung auf Cuba und für die Beendigung der chronischen Unruhe der Insel erreicht werden würde. Der Präsident unterließ nicht, darauf hinzuweisen, daß die gegenwärtigen Zustände auf der großen Antille den Interessen der amerika-

nischen Nation großen Abbruch thun und durch den Charakter, sowie durch die Folgen des gewissermaßen vor den Thoren der Vereinigten Staaten unterhaltenen Kampfes deren Ruhe bedrohen, wie denn überdies dadurch die Humanitätsgefühle der Nation erregt würden.

Wie die Vertreter der europäischen Mächte, hat auch Papst Leo XIII. sich in versöhnlichem Sinne vernehmen lassen. Dieser Souverän war aber um so eher berufen, seine moralische Autorität geltend zu machen, als diese insbesondere in Spanien anerkannt wird und andererseits nicht zu befürchten steht, daß die Vereinigten Staaten in diesem Verhalten eine Einmischung erblicken, die als Drohung oder Druck gedeutet werden könnte. Da Präsident Mac Kinley Gewicht darauf legt, daß vor Allem die Feindseligkeiten auf Cuba eingestellt werden, die spanische Regierung aber einen Waffenstillstand nur unter der Voraussetzung gewähren wollte, daß die Aufständischen darum nachsuchen, war das Einsetzen der Autorität des Papstes wohl am Platze. Ihr konnte die spanische Regierung sich fügen, ohne eine Demüthigung zu erleiden. Andererseits unterließen die Vertreter der Großmächte nicht, wie in Washington, auch in Madrid im friedlichen Sinne zu wirken. Die spanische Regierung, die kaum in der Lage gewesen wäre, dem von den Vereinigten Staaten ausgeübten Drucke zu weichen, durfte aber weit eher den Bemühungen der Großmächte und des Papstes entsprechen. Der spanische Gesandte in Washington überreichte daher am 11. April dem Staatsdepartement eine Note, in der amtlich der zugestandene Waffenstillstand angezeigt, sowie an die Gewährung liberaler Einrichtungen auf Cuba erinnert und das Anerbieten wiederholt wird, die Angelegenheit der „Maine"-Katastrophe einer von den Seemächten einzusetzenden Sachverständigen-Commission zu unterbreiten. In den militärischen Kreisen und in gewissen Volksschichten Spaniens hat die Entschließung des Cabinets Sagasta, den Aufständischen ohne Weiteres einen Waffenstillstand zu gewähren, Mißstimmung hervorgerufen, die sich in Straßenkundgebungen in Madrid zu Gunsten der Armee äußerte.

In der dem Congresse übermittelten Botschaft des Präsidenten Mac Kinley erbittet dieser sich die Ermächtigung, Maßregeln zu ergreifen, um eine vollständige Beendigung der Feindseligkeiten zwischen der spanischen Regierung und dem cubanischen Volke herbeizuführen und die unverzügliche Einrichtung einer dauerhaften Regierung durchzusetzen. Zugleich wird die Ermächtigung verlangt, die Streitkräfte zu Wasser und zu Lande zur Erreichung dieses Zieles und im Interesse der Menschlichkeit zu verwenden. Trotz des vom Repräsentantenhause mit großer Mehrheit gefaßten Beschlusses, trotz des in ähnlichem Sinne gehaltenen Berichtes der Senatscommission für die auswärtigen Angelegenheiten konnten immer noch Zweifel bestehen, ob es zum Kriege zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten kommen würde. Daß diese der spanischen Regierung die Verantwortlichkeit für die Kriegserklärung überlassen möchten, ging aus dem Schlusse des Berichtes der Senatscommission hervor, in dem betont wird, daß, falls Spanien in dem Vorgehen der Vereinigten Staaten einen Grund zum Kriege sehen sollte, dieses Resultat von dem amerikanischen Volke, das auf die Gerechtigkeit seiner Action vertraue, acceptirt werden würde. Zu wünschen bliebe nur, daß auch die besonneneren Elemente im amerikanischen Congresse Gehör fänden. Jedenfalls dürften die spanischen Streitkräfte nicht unterschätzt werden. Als bereits ein großer Theil der spanischen Truppenmacht sich auf Cuba und den Philippinen befand, war der Schreiber dieser Zeilen im October 1896 in Madrid Augenzeuge des militärischen Leichenbegängnisses für den früheren Generalcapitän Novaliches. Wer nun die stattlichen Infanterie-, Cavallerie- und Artillerieregimenter durch die Calle de Alcalá und auf der Puerta del Sol défiliren sah, konnte sich nicht verhehlen, daß das spanische Landheer durchaus auf der Höhe der modernen militärischen Entwicklung stehe. Diese Eindrücke wurden auch von sachverständiger deutscher Seite bestätigt, mit dem Hinzufügen, daß der deutsche Militärattaché in Madrid in

gleichem Sinne berichtet habe. Nicht minder führt das „Militärwochenblatt" in der Ausgabe vom 16. April aus: „Es dürfte gar nicht zu den Unmöglichkeiten gehören, daß, wenn die spanischen Streitkräfte auch zur See von tüchtigen, unternehmenden Männern geführt werden, die Union zu Anfang der Feindseligkeiten ganz empfindliche Schläge erleiden wird." Im Interesse der fortschreitenden Civilisation muß aber gehofft werden, daß noch in letzter Stunde kriegerische Verwicklungen vermieden werden. Allerdings haben beide Häuser des Congresses am 18. April beschlossen, den Präsidenten der Vereinigten Staaten „anzuweisen" und zu ermächtigen, die sämmtlichen Land- und Seestreitkräfte anzuwenden und in den activen Dienst bis zu dem Maße einzuberufen, als es nöthig ist, die Freiheit und Unabhängigkeit Cubas durchzuführen.

Bezeichnend ist, daß sich, allerdings in anderem Zusammenhange, in Spanien ein ähnliches Schauspiel vollzieht, wie in Frankreich aus Anlaß der Zola-Angelegenheit. Auch in Paris wurde bei den Straßenkundgebungen der Ruf: „Vive l'armée!" zum „Feldgeschrei". Völlig unerwartet war jedoch die Wendung, die die Zola-Angelegenheit jüngst genommen. Der Pariser Cassationshof hat das Urtheil des Schwurgerichts, durch das gegen den Hauptangeklagten eine einjährige Gefängnißstrafe, sowie eine Geldbuße verhängt wurde, vernichtet, weil es dem Kriegsminister, General Billot, an der Activlegitimation gefehlt habe, die Klage wegen Beleidigung des Kriegsgerichtes im Falle des Majors Esterhazy anzustrengen. Da die Verjährung der angeblichen Beleidigung noch nicht eingetreten war, wurden die Mitglieder des Kriegsgerichtes einberufen, um ihre Entschließungen zu fassen. Sie haben denn auch am 8. April beschlossen, einen neuen Proceß gegen Zola zu beantragen und als Kläger aufzutreten. Der Berichterstatter des höchsten französischen Gerichtshofes hat jedoch sogleich der Vertheidigung Zola's den Weg vorgezeichnet, den sie in diesem neuen schwurgerichtlichen Verfahren gehen kann. Aus dem viel erörterten Briefe, den Zola unter der Ueberschrift: „J'accuse!" in dem Blatte „L'Aurore" veröffentlicht hatte, war nur die auf das Kriegsgericht im Esterhazy-Processe bezügliche Stelle herausgegriffen und zum Gegenstande der Schwurgerichts-Verhandlung gemacht worden. Die gegen den gegenwärtigen Kriegsminister, General Billot, sowie den früheren Kriegsminister, General Mercier, die Generale des großen Generalstabes und andere höhere Officiere erhobenen Anschuldigungen wurden jedoch ohne Weiteres bei Seite gelassen, aus Besorgniß, daß die Beweisaufnahme sich thatsächlich zu einer neuen Verhandlung über die Dreyfus-Angelegenheit gestalten könnte. Der Berichterstatter des Cassationshofes erachtete nun eine solche Trennung nicht für zulässig; vielmehr bezeichnete er die Rechtsanschauung Zola's und seines Vertheidigers als durchaus zutreffend, da zwischen den nicht in die Anklage einbegriffenen Stellen und der das Kriegsgericht im Falle Esterhazy betreffenden ein unlösbarer Zusammenhang bestehe, so daß auch das Beweisthema untheilbar sei. Zugleich wurde betont, daß der dieser Auffassung entgegengesetzte Beschluß des Schwurgerichtshofes mit Recht angefochten worden wäre. Da nun aber der Vertheidiger Zola's unterlassen hat, gegen die Einschränkung seiner Beweisführung binnen drei Tagen Beschwerde zu erheben, konnte der Cassationshof für seine Entscheidung auch den daraus hergeleiteten Nichtigkeitsgrund zunächst nicht in Betracht ziehen. In dem neuen Zola-Processe ist der Angeklagte aber sehr wohl in der Lage, die Untheilbarkeit des Artikels: „J'accuse!" von Neuem als Einwand geltend zu machen, und dann wird sicherlich auch die vom Berichterstatter des höchsten Gerichtshofes als berechtigt anerkannte Beschwerde in erfolgreicher Weise erhoben werden.

Die Entscheidung des Pariser Cassationshofes zeigt, daß der Sinn für Recht und Gesetzlichkeit in Frankreich keineswegs völlig erloschen ist, wie bei den Schwurgerichtsverhandlungen gegen Zola, sowie im Hinblick auf die stürmischen Straßenkundgebungen hier und da behauptet wurde. Mögen immerhin unter dem Drucke der von chauvinistischen Führern irregeleiteten öffentlichen Meinung Viele das

Opfer des Intellects gebracht haben, so kann doch kein Zweifel darüber obwalten, daß die „intellectuels“ trotz der Epigramme, die Brunetière gegen sie gerichtet, nunmehr einen bedeutsamen moralischen und thatsächlichen Sieg davon getragen haben.

Unter dem Titel: „La vérité sur l'affaire Esterhazy“ hat inzwischen der „Siècle“ bemerkenswerthe Enthüllungen veröffentlicht, die auf den Dreyfus-Proceß grelle Streiflichter fallen lassen. Erweisen sich die dem Pariser Blatte von einem „Diplomaten aus Bern“ übermittelten Angaben als zutreffend, so wäre die Schuldlosigkeit des früheren Capitäns Dreyfus in Bezug auf den ihm zur Last gelegten Verrath militärischer Geheimnisse erhärtet. Mit allen Einzelheiten werden die Beziehungen des Majors Esterhazy zu dem früheren Militärattaché bei der deutschen Botschaft in Paris, Oberst von Schwartzkoppen, geschildert. Selbst wenn aber diese Mittheilungen im Wesentlichen begründet sein sollten, wäre es doch durchaus verfehlt, dem früheren deutschen Militärattaché auch nur den leisesten Vorwurf daraus zu machen, daß er sich Informationen verschafft habe. Gilt es doch als feststehende Praxis, daß die den Botschaften und Gesandtschaften beigegebenen Militärs Erkundigungen über das Vertheidigungswesen, sowie über alle auf die Heeresverhältnisse bezüglichen Vorgänge einziehen; auch liegt von diesem Standpunkte aus kein Grund vor, Nachrichten solcher Art zurückzuweisen, sobald sie von einem activen Officier der fremden Armee ausgehen. Die diplomatische Vertretung wird durch diese Verbindungen in keiner Weise berührt, wie denn auch angenommen werden darf, daß der deutsche Botschafter in Paris, Graf Münster, von dem Militärattaché, Oberst von Schwartzkoppen, gar nicht über dessen Gewährsmänner unterrichtet wurde, so daß die deutsche Regierung gleichfalls nicht darüber orientirt war. Um so beweiskräftiger mußte daher die von deutscher Seite authentisch abgegebene Erklärung sein, daß mit dem früheren Hauptmann Dreyfus keine Beziehungen irgend welcher Art bestanden haben. Als der Staatssecretär des Auswärtigen, Herr von Bülow, diese Versicherung in rückhaltloser Weise in der Budgetcommission ertheilte, war er sicherlich aufs Genaueste darüber unterrichtet, daß auch der frühere deutsche Militärattaché in Paris in keinem Verhältnisse zu Dreyfus gestanden habe.

Hierdurch allein schon ist der Vorwurf entkräftet, daß von deutscher Seite irgend etwas unterlassen worden sei, wodurch ein „Justizmord“ in Frankreich verhindert werden könnte, an dem durch beharrliches Schweigen deutsche Organe sich angeblich mitschuldig gemacht hätten. Auch wäre es völlig unzutreffend, zu behaupten, daß der deutsche Staatssecretär erst zu spät in der Angelegenheit gesprochen habe, da in unwiderlegbarer Weise feststeht, daß die französische Regierung bereits weit früher in Kenntniß gesetzt worden ist, daß mit dem Hauptmann Dreyfus keinerlei Beziehungen bestanden. Die officiöse „Agence Havas“ wurde damals auch von der französischen Regierung veranlaßt, den Blättern eine bezügliche Note zu übermitteln. Diese gelangte aber zumeist gar nicht zur Veröffentlichung, und, insofern es geschah, erfolgte diese Publikation, wie z. B. im „Temps“, an einer so versteckten Stelle, daß sie übersehen werden mußte.

Daß andererseits der frühere deutsche Militärattaché die französische Regierung nicht zugleich auf die richtige Spur lenken und alle seine Informationsquellen bezeichnen konnte, leuchtet ohne Weiteres ein. Auch jetzt liegt für die deutsche Regierung nicht der geringste Anlaß vor, zu dem Artikel des „Siècle“: „La vérité sur Esterhazy“ Stellung zu nehmen. Vielmehr muß es der französischen Militärverwaltung, insbesondere den Generalen des großen Generalstabes, die im Zola-Processe den Major Esterhazy ostentativ feiern ließen, überlassen bleiben, den „Enthüllungen“ des Pariser Blattes nachzugehen. Falls das Verfahren gegen Esterhazy mit dessen Verurtheilung geendet hätte, dann erst würde sich gezeigt haben, ob die deutsche Regierung und deren Organe Veranlassung genommen haben würden, wie früher Beziehungen mit Dreyfus, auch solche mit Esterhazy in kategorischer Weise in Abrede zu stellen.

Da die „Enthüllungen" des „Siècle", abgesehen von einem großen Theile der französischen Presse, in den Journalen aller Culturländer Berücksichtigung finden, erscheint es nicht überflüssig, den Kern herauszuschälen. Ganz sachgemäß wird zunächst darauf hingewiesen, daß die Militärattachés durch ihre Stellung selbst gezwungen seien, sich über die Heeresverhältnisse der Länder zu unterrichten, in die sie geschickt werden. Es wird dann auch auf frühere Vorgänge exemplificirt und unter Anderem betont, daß der Militärattaché der Vereinigten Staaten, Capitän Borup, im Jahre 1891 aus einem solchen Anlasse abberufen worden sei. „Major von Schwartzkoppen", heißt es, wie wir dem „Siècle" entnehmen, weiter, „wurde im Jahre 1892 zum Militärattaché ernannt. Er war neugierig, er wollte wohl unterrichtet sein. Esterhazy bot sich an. Herr von Schwartzkoppen widerstand nicht der Versuchung und trat in Beziehungen zu ihm, ohne seinen Botschafter zu benachrichtigen. Esterhazy, der im Alter von zwölf bis zu zwanzig Jahren in Heidelberg gelebt hatte und die deutsche Sprache gut kannte, war im Jahre 1876 im französischen Generalstabe beschäftigt worden. Obgleich seit langer Zeit zur Truppe zurückversetzt, hatte er dort doch Beziehungen bewahrt. Er wurde ein reichlich versehener Lieferant. Welches war nun der Werth der Documente, die er Herrn von Schwartzkoppen überlieferte? Davon weiß ich nichts, aber sie waren zahlreich. Herr von Schwartzkoppen hat im Augenblicke seiner Abberufung geäußert, daß er nicht weniger als einhundertzweiundsechzig Mittheilungen durch diesen Vermittler erhalten habe."

Durch die große Zahl der Informationen würde jedenfalls auch die Auffassung widerlegt, daß Major Esterhazy mit Wissen und Willen des großen französischen Generalstabes ein „falscher Spion" gewesen sei, der dem fremden Militärattaché unrichtige Nachrichten in die Hände spielte. Nicht ausgeschlossen ist allerdings, daß, auch wenn der „Berner Diplomat" des „Siècle" im Wesentlichen gut unterrichtet sein sollte, Esterhazy, um seine wirkliche Thätigkeit zu maskiren, beim großen Generalstabe sich anheischig machte, Herrn von Schwartzkoppen irre zu führen; nur daß dies ihm schwerlich gelungen sein dürfte. Im Jahre 1894 soll dann der zum Oberst-Lieutenant ernannte deutsche Militärattaché, als er vom Urlaub zurückkehrte, die in dem vielerörterten Bordereau bezeichneten Pièces vorgefunden haben, ohne jedoch die Existenz des dem Hauptmann Dreyfus zugeschriebenen Verzeichnisses zu kennen, das entwendet und dem Nachrichtenbureau des französischen Kriegsministeriums überliefert worden war. Als darauf die „Libre Parole" am 29. October 1894 die Frage stellte, ob nicht wegen Landesverrathes eine wichtige Verhaftung erfolgt sei, begab sich, wie der Gewährsmann des „Siècle" versichert, Herr von Schwartzkoppen zu dem ihm befreundeten Militärattaché der italienischen Botschaft, dem früheren Major, gegenwärtigen Oberst, Panizzardi, und sagte ihm: „Ich glaube, daß mein Mann sich hat abfassen lassen, der Dummkopf!" Da der „Éclair" am folgenden Tage die Nachricht bestätigte, soll der deutsche Militärattaché weiter Beunruhigung gezeigt haben, die jedoch beseitigt worden, sobald die „Libre Parole" die Verhaftung von Dreyfus, ohne diesen jedoch zu nennen, deutlicher ankündigte. „Es war ein blinder Lärm, es war nicht mein Mann," soll Herr von Schwartzkoppen damals zu dem Major Panizzardi gesagt haben. Als komischer Zwischenfall wird hervorgehoben, daß der französische Major, seiner Vergangenheit als päpstlicher Zuave eingedenk, gewisse Scrupel gehegt habe, indem er den „Maccheroni" nichts ausliefern wollte. Dies verhinderte allerdings nicht, daß er Pièces, die sich auf die Vertheidigung der französischen Alpen, insbesondere auf Nizza und Briançon (im Dauphiné) bezogen, ruhig übergab. Auch dauerten die Operationen bis zum 10. November 1896 fort, dem Tage, an dem das Facsimile des Bordereau vom „Matin" veröffentlicht wurde. An diesem Tage konnte auch für den deutschen Militärattaché kein Zweifel mehr obwalten, da er die Handschrift Esterhazy's deutlich wiedererkannte. Im Gegensatz zu der Legende, daß das Inhaltsverzeichniß der überlieferten Actenstücke im Papierkorbe einer fremden Botschaft ge-

funden worden war, betont der „Berner Diplomat", daß Herr von Schwartzkoppen das Bordereau überhaupt nicht empfangen habe, wohl aber die darin angegebenen Documente. „Er hatte nunmehr," heißt es weiter, „den Beweis, daß man Dreyfus auf eine von Esterhazy geschriebene Pièce hin verurtheilt habe.

Im October 1897 tauchte die Dreyfus-Frage von Neuem auf. Der Name Esterhazy war noch in keinem einzigen Blatte genannt worden, als Oberst von Schwartzkoppen am 16. October den Major von Esterhazy bleich und verstört in seine Privatwohnung in der rue de Lille eintreten sah. Aus seiner Tasche zog dieser den Revolver, der ihn niemals zu verlassen scheint, und erklärte, daß er entschlossen wäre, der Sache, sei es durch Selbstmord, sei es durch ein Verbrechen, ein Ende zu machen. Von dem deutschen Militärattaché verlangte er nichts Geringeres, als daß er zu Madame Dreyfus gehen und dieser erklären solle, daß er in der That mit ihrem Gatten und nicht mit Esterhazy zu thun gehabt. Oberst von Schwartzkoppen wies dies Ansinnen natürlich zurück, betonte aber, daß er dem Major Verschwiegenheit wahren würde. Bereits zwei Stunden später traf dieser freudestrahlend wieder ein und erklärte, daß er nichts mehr zu befürchten habe, da zwei französische Officiere ihm soeben bei einer Zusammenkunft ein Document überreicht hätten, auf Grund dessen er allen seinen Widersachern Trotz bieten könne. Er wisse nunmehr, versicherte er, daß man ihn decken werde. „Es ist wahrscheinlich," fügt der „Berner Diplomat" des „Siècle" sarcastisch hinzu, „daß die beiden Officiere später die verschleierte Dame geworden sind, die Esterhazy nach seinen Berichten erst am 29. October, also dreizehn Tage später, gesehen haben will." Oberst von Schwartzkoppen wurde auf eigenen Antrag von seinem Posten abberufen. „Sicher ist," heißt es im „Siècle", „daß Esterhazy derjenige ist, der in Wirklichkeit Documente an den Oberst Schwartzkoppen geliefert hat, nicht aber Dreyfus. Darüber kann weder ein Zweifel noch ein Geheimniß mehr bestehen . . ."

An den „Berner Diplomaten" des „Siècle" braucht man auch dann nicht zu glauben, wenn der Bericht dieses Blattes im Großen und Ganzen zutreffend sein sollte. Daß Oberst von Schwartzkoppen den Enthüllungen fern steht, ist evident. Man wird jedoch kaum bei der Annahme fehlgehen, daß die Spuren der Enthüllungen des „Siècle" nicht zu dem deutschen, sondern zu dessen Vertrauten, dem italienischen Militärattaché, Oberst Panizzardi, zurückführen. Durch weitere Enthüllungen des „Siècle" wird diese Annahme bestätigt. Ein Freund des Oberst Panizzardi, Casella, berichtet eingehend über dasjenige, was er von den beiden Militärattachés erfahren habe, da er selbst als Zeuge im Zola-Processe genannt wurde. Bei einem Besuche, den er dem Oberst von Schwartzkoppen in Berlin abstattete, will er unter Anderem die Ueberzeugung gewonnen haben, daß der deutsche Officier nicht bloß die Schuldlosigkeit des Dreyfus, sondern auch den wahren Urheber der gegen diesen gerichteten Intrigue kannte. Bezeichnend für die guten Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich ist die Thatsache, daß von deutscher Seite der Klarstellung des Falles Dreyfus und der Esterhazy-Angelegenheit sicherlich nichts in den Weg gelegt werden würde. Deshalb war es auch durchaus unzutreffend, als in Frankreich von leitenden Persönlichkeiten behauptet wurde, daß sich ernsthafte internationale Verwicklungen ergeben könnten, wenn die sogenannten geheimen Actenstücke des Dreyfus-Processes offenbart würden. Vielmehr darf als feststehend gelten, daß es in Deutschland nur Genugthuung hervorrufen könnte, wenn Recht und Gesetzlichkeit in vollem Maße zur Geltung gelangen. Die geheimen Actenstücke, die für Deutschland compromittirend sein sollen, würden sich aber jedenfalls im hellen Lichte der Oeffentlichkeit als plumpe Fälschungen erweisen.

Literarische Rundschau.

Ein deutsches Bürgerbuch.

[Nachdruck untersagt.]

Geschichte der rheinischen Städtecultur von den Anfängen bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der Stadt Worms. Herausgegeben im Auftrag von Cornelius W. Freiherrn Heyl zu Herrnsheim durch Heinrich Boos. Mit Zeichnungen von Joseph Sattler. Erster Theil. Berlin, J. A. Stargardt. 1897.

Dem deutschen Bürgerthum hat es niemals an Gegnern und Neidern gefehlt; auch heutzutage leidet es an beiden keinerlei Mangel. Von der Socialdemokratie an, die nicht müde wird, ihren Gläubigen die Bourgeoisie als die Wurzel aller Schäden zu schildern, an denen die verrottete Gesellschaft des Capitalismus kranke, bis zu der agrarischen Presse hin, die den kräftigsten Widerstand gegen ihr rückschrittliches Wirthschaftsprogramm mit Recht von den Städten befürchtet, ergeht sich ein vielstimmiger Chor, der an den Leistungen, dem Werth und dem Geist des deutschen Bürgerthums eine unbarmherzige Kritik verübt. Selbstsucht, Mangel an Gemeinsinn, banausische Gesinnung gehören zu den landläufigsten Vorwürfen, die dem Bürgerthum von seinen politischen und wirthschaftlichen Gegnern gemacht zu werden pflegen.

Vorwürfe dieses allgemeinen Charakters lassen sich leichter erheben als widerlegen oder begründen. Der grundsätzlichen Abneigung, der sie entspringen, ist ohnedies mit Gründen nicht beizukommen. Das deutsche Bürgerthum wird sich dadurch in seinem Bestande nicht erschüttert fühlen und in seiner Arbeit nicht stören lassen. Facta loquuntur.

Als eine solche sprechende That deutschen Bürgersinnes darf oben genanntes, durch Reichthum des Inhalts, wie durch vornehmsten künstlerischen Schmuck gleich hervorragendes Werk bezeichnet werden, das sich die Geschichte der rheinischen Städtecultur mit besonderer Berücksichtigung der Stadt Worms zur Aufgabe gestellt hat und dessen erster Band Anfangs des vorigen Jahres veröffentlicht worden ist. Der langjährige Vertreter von Worms im deutschen Reichstage, Freiherr Cornelius W. Heyl zu Herrnsheim, der trotz seines Adelstitels nach Abstammung, Gewerbebetrieb und Gesinnung der Bürgerschaft seiner Vaterstadt angehört, hat, wie die Aufschrift auf einem der Titelblätter besagt, den Bürgern der Stadt Worms dieses Geschichtswerk gewidmet, in welchem der mächtige Einfluß der geliebten Vaterstadt auf die Culturentwicklung Deutschlands und die patriotischen Großthaten der Altvordern von berufener Hand geschildert sind. In Heinrich Boos, der als Herausgeber eines mehrbändigen Urkundenwerkes über die Geschichtsquellen der Stadt Worms seine Vertrautheit mit der Stadtgeschichte documentirt hat, erwählte der Urheber sich den Geschichtschreiber, in Heinrich Sattler den künstlerischen Dar-

steller für sein Werk, dessen erster Theil die Geschichte der rheinischen Städtecultur von den vorgeschichtlichen Anfängen bis zu dem Höhepunkte des großen rheinischen Städtebundes um die Mitte des 13. Jahrh. fortführt.

Worms ist durch seine Lage von der Natur zu einem hervorragenden Mittelpunkt des Verkehrs bestimmt worden. Auf dem Hochgestade gelegen, das hier dicht an die Hauptverkehrsstraße Deutschlands, den Rhein, herantritt, beherrscht die uralte keltische Ansiedlung am Schrimmbach, die Cäsar dem kleinen Germanenstamm der Vangionen überwies, und an die sich in der Kaiserzeit ein Lager römischer Hülfstruppen anschloß, die fruchtbaren Gefilde der nördlichen Pfalz, welche von den Chronisten des Mittelalters als Wonnegau vielfach gepriesen worden ist. Während der Völkerwanderung Königssitz der Burgunder, Kaiserpfalz unter den Karolingern und ein Lieblingsaufenthalt der Salier wie der Hohenstaufen, die in den Bewohnern der schon damals durch Handel und Gewerbe aufblühenden Stadt während der Kämpfe mit den Päpsten und mit den aufständischen Landesfürsten oft eine Stütze des Reichsgedankens fanden; lange Zeit die Residenz mächtiger Bischöfe, die als Kirchenhäupter wie als Landesherren vielfach in die geistigen und die politischen Streitfragen eingriffen; dann Mitbegründerin und Vorort des großen rheinischen Städtebundes, der in „der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit" des langen Interregnums durch eigene Kraft Ordnung und Frieden aufrecht zu erhalten suchte, demnächst unvergeßlich verbunden mit den größten Tagen der Reformation, endlich am schrecklichsten von allen deutschen Städten heimgesucht durch die Mordbrennerscharen des allerchristlichsten Königs: So hat Worms eine lange, inhaltreiche und wechselvolle Geschichte hinter sich. Diese Geschichte im Zusammenhang mit der rheinischen Städtecultur übersichtlich vorzuführen, ist eine äußerst lohnende Aufgabe, aber keineswegs leicht. Die Stadtgeschichte ist auf das Innigste mit der Kirchen-, der Landes- und der Reichsgeschichte verflochten und ohne beständige Hinblicke auf die verwickelten geistlichen und weltlichen Händel, welche Jahrhunderte der deutschen Kaiserzeit erfüllen, gar nicht darzustellen. Dazu kreuzt sich das geschichtliche Bild, das der Forscher aus dem reichen Material des Urkunden- und Denkmälerschatzes herzustellen hat, oft in empfindlicher Weise mit den Vorstellungen, welche uns durch das größte Werk der deutschen Heldendichtung gerade von dieser Stadt auf das Eindringlichste eingeprägt sind. Denn von allen Gestalten, die von der Römerzeit her bis auf die Neuzeit aus den Steinen von Worms zu uns reden, sind doch weitaus am lebensvollsten und mächtigsten die, denen der Dichter des Nibelungenliedes die markerschütternde Sprache der gewaltigsten Leidenschaft verliehen hat.

Mit diesen Schwierigkeiten seiner Aufgabe hat der Geschichtschreiber unseres Werks redlich gerungen. Bei diesem Ringen steht ihm als Bundesgenossin seine genaue, durch sorgfältige, aber nicht störende Quellennachweise bezeugte Kenntniß der kirchlichen, politischen und wirthschaftlichen Gesammtentwicklung des Rheinlandes zur Seite. Wo Heinrich Boos sich von den Wirrsalen der Zeithändel frei zu halten vermag, gelingen ihm in dem nicht leichten Gespinnst seiner Darstellung einzelne Cabinetsstücke von Culturbildern. So ist ihm die auf Gräberfunde, Inschriften und Denkmäler gegründete Schilderung des Culturzustandes der Römerstadt, deren Ueberreste unter den Straßenzügen des heutigen Worms zahlreich zu Tage gefördert worden sind, vortrefflich geglückt. Hier wie bei der nicht minder anziehenden Darstellung der frühmittelalterlichen germanischen Cultur am Rhein kamen dem Historiker die Sammlungen des Paulus-Museums in Worms aufs Beste zu statten, das, im Jahre 1881 durch städtischen Gemeinsinn und durch die Freigebigkeit einzelner reicher Bürger errichtet, während der noch kurzen Zeit seines Bestehens zu einer Fundgrube und zum Mittelpunkt der historischen Localstudien geworden ist. In anderen Capiteln hat sich der Geschichtschreiber mit der auf ihm lastenden Wucht des archivalischen Stoffes minder glücklich abzufinden gewußt. Er hat es für nöthig erachtet, die Personalgeschichte des bis in die Römerzeit hinabreichenden Bisthums Worms in ausführlicher Weise in seine Darstellung aufzu-

nehmen; kaum eine der Verwicklungen, welche die Neubesetzung des einflußreichen und vielbegehrten Bischofsstuhles in den bewegten Zeiten des jahrhundertelangen Streites zwischen Kaiser und Papst regelmäßig nach sich zog, wird dem Leser erlassen, der es dadurch nicht immer leicht findet, den culturgeschichtlichen Grundzug des Werks festzuhalten oder, wo er ihm in dem Gestrüpp der Zeithändel verloren ging, wieder aufzufinden.

Hier wird nun aber der Verfasser des Textes auf das Glücklichste und Glänzendste ergänzt und im besten Sinne des Worts illustrirt durch den Künstler, der den bildlichen Schmuck des Werks übernommen hat. Joseph Sattler, ein Bayer von Geburt, der sich seit Jahren das wieder deutsch gewordene Elsaß zum Wohnsitz erwählt hat, ist einer stets und rasch wachsenden Gemeinde von Kunstfreunden durch eine stattliche Reihe von geistreichen Skizzen, Zierleisten, Vignetten und anderen Werken graphischer Kleinkunst bekannt und werth geworden. Eine Sammlung der von ihm entworfenen Bücherzeichen (ex libris), die vor mehreren Jahren im Berliner Kunstgewerbemuseum ausgestellt war, erregte ungewöhnliches Aufsehen, weil aus jedem dieser kleinsten Kunstwerke ein selbständiges Talent hervorleuchtet, das sich frei weiß von jeder Schablone des Angelernten und Hergebrachten, jede Aufgabe mit tiefinnerer Ursprünglichkeit erfaßt und jede Leistung mit dem Goldschimmer eines echten, aus einem reichen deutschen Gemüth emporquellenden Humors umstrahlt. In umfassenderen Bildwerken, welche die Zeit der Münsterischen Wiedertäufer darstellen, und in einem anderen aus der Zeit des Bauernkrieges hat der Künstler sich auch größeren geschichtlichen und culturhistorischen Aufgaben vollauf gewachsen gezeigt, während in einer Reihe von Elsasser Bilderbogen seine genaue Kenntniß des oberrheinischen Wesens und sein liebevolles Versenken in die Eigenart der Landschaft und der Leute des Elsaß ansprechend zu Tage treten.

Es war ein äußerst glücklicher Gedanke des kunstsinnigen Herausgebers, Joseph Sattler für den künstlerischen Schmuck dieses rheinischen Städtebuches zu gewinnen. Dem Werke ist durch diese Künstlerhand und durch die jedem äußeren Prunk abholde, innerlich gediegene Ausstattung ein Charakter aufgeprägt worden, der es über den Rahmen der landläufigen sogen. „Prachtwerke" weit hinaus auf den Rang der bei uns in Deutschland leider so seltenen typographischen Musterleistungen erhebt. Auf schönem, kräftigem, unbeschnittenem Büttenpapier ist der Druck in guten, leicht lesbaren deutschen Lettern ausgeführt, nicht in jenen schrecklichen eckigen Schwabachern, die neuerdings, zum Schaden unserer Augen, wieder in Mode gekommen sind, sondern in runden, klaren Typen, die an die besten Drucke vom Ende des 15. Jahrhunderts anklingen. Erkennt man schon in der Wahl des Schriftsatzes, sowie in der charaktervollen Ausgestaltung der Ueberschriften und der Initialen mit Vergnügen die künstlerische Leitung, die dem Buchdrucker hier auf Schritt und Tritt zu Theil geworden ist, so versetzt uns das farbig ausgeführte Titelblatt, welches das mittelalterliche Stadtbild von Worms, die Stadtmauer mit Zinnen und Wehrthürmen und darüber die ehrwürdige Gestalt des Domes in winterlicher Schneelast darstellt, alsbald voll in den Gedankenkreis, den das Buch auszufüllen bestimmt ist. Jedem der einundzwanzig Capitel, die der erste Band enthält, geht als Einleitung ein Vollbild, durchweg mäßigen Umfanges, voran, das den Inhalt des Abschnittes zusammenfaßt; in den Vignetten, die den Text beginnen und schließen, sowie in den Initialen, die ihn eröffnen, sind die typischen Besonderheiten der Zeit aufs Reizvollste zur Anschauung gebracht.

Angesichts des Raumes, auf welchen diese Anzeige sich zu beschränken hat, muß ich der Versuchung, den reichen Inhalt, die Gedankentiefe und den Formenreiz dieser köstlichen kleinen Kunstwerke eingehend zu schildern, widerstehen und mich damit begnügen, Einzelnes hervorzuheben. Um mit dem Wichtigsten zu beginnen, stelle ich fest, daß dieser Illustrator bei allem Reichthum seiner Phantasie und bei der scharf ausgeprägten Eigenart seines Wesens es dennoch über sich vermocht hat, seine Kunst streng in den Dienst der ihm zugewiesenen Aufgabe zu stellen. Durchaus

und durchweg ist er sich bewußt geblieben, daß es sich um den Schmuck eines culturhistorischen Werkes handle, und er hat diesen Charakter des Buches schärfer festzuhalten und treuer zu veranschaulichen verstanden, als dies dem Verfasser des Textes gelungen ist. Wo die Feder des Schriftstellers sich hier und da mehr, als es dem Leser willkommen ist, ins Archivarische und Localgeschichtliche vertieft, da weist der Griffel des Künstlers mit sicherem Tact immer wieder klar und überzeugend auf die Culturmomente hin, deren Darstellung den Grundgedanken des Werks bildet. Und diese schwierige Aufgabe wird stets mit den denkbar einfachsten Mitteln voll und rund gelöst. Dem sehr ausführlichen und inhaltreichen Capitel, das unter der Ueberschrift „die Romanisirung der Rheinlande" die Ausdehnung, den Bestand und die Wirkungen der Römerherrschaft in Deutschland darzustellen hat, gibt Joseph Sattler ein Bildchen zur Einleitung, das, in einen römisches Steinwerk andeutenden, mit dem Römeraar verzierten Rahmen eingefaßt, auf engstem Raum den Bau der Römerstraßen in Deutschland veranschaulicht. Durch den Fichtenwald wird die Lichtung geschlagen, krachend sinken die Stämme zu Boden; Steine werden herangeschleppt und nach den Weisungen eines Aufsehers mit Pflock und Meßkette verlegt. Und während auf diese Weise zahlreiche Arbeiter von unverkennbar deutschem Typus das Römerwerk ausführen, hält auf dem schon vollendeten Theil der Straße der Römerfeldherr hoch zu Roß, den Signifer und die Legionäre hinter sich, und läßt sich vom Baumeister über den Fortschritt des Baues Rechenschaft ablegen. So ist mit wenigen Strichen das Wesen der Römerherrschaft, das mächtigste Culturmittel, über das sie verfügte, und zugleich die dauerndste Spur, die sich von ihr erhalten hat, vor die Augen geführt.

Ebenso ist in den Capiteln, welche die Begründung, die Ausdehnung und den Charakter der Bischofsherrschaft zu Worms schildern, vom Illustrator treffend auf die Culturarbeit hingewiesen, welche das Christenthum und die Kirche unter den Germanen zu verrichten gehabt hat. Dem langen Abschnitt, in welchem die kirchlichen Ordnungen des Bischofs Burchard, des bedeutendsten der Wormser Kirchenfürsten, eingehend erörtert werden, schickt der Künstler ein Rundbild voraus, in welchem der Bau des Wormser Doms, der unter jenem Bischof begonnen wurde, dargestellt ist. Hoch strebt der Thurm des römischen Bauwerks in die Lüfte; schon ragt er weit über die Spitzdächer und die Streitthürme der Stadt empor. Von der säulengetragenen Rundbogengalerie des obersten Stockwerks schaut ein hoher Geistlicher hinab und ertheilt dem neben ihm stehenden Baumeister Anweisungen.

Hier und da hat der Künstler den Text nicht nur vervollständigt, sondern verbessert. Am schlagendsten in dem Einleitungsbild zu dem Capitel, welches dem Reich der Burgunder in Worms gewidmet ist und das sich damit auf wenigen Seiten etwas zu eindruckslos abfindet. Denn es widerstrebte dem Geschichtschreiber, die Lücken der kritisch haltbaren Quellen durch Ausblicke auf die Dichtung zu ergänzen, die freilich nun einmal da ist, und deren Gestalten der Leser durch die dürftige Geschichtsüberlieferung hindurch immer wieder vor sich sieht. Heinrich Boos läßt es dahingestellt sein, ob die Hunnen beim Untergang des Burgunderreichs überhaupt betheiligt gewesen sind. „Es widerspricht den Regeln der Kritik, willkürlich einen Zug der Sage für die historische Darstellung zu verwerthen. Sage und Geschichte sind verschiedene Gebiete. Von der Betheiligung des Attila bei der Vernichtung der Burgunder ist in keiner gleichzeitigen Quelle die Rede." So der Geschichtschreiber, der sein strenges Recht mit harter Folgerichtigkeit ausübt. Aber auch der Künstler ist in seinem guten Recht, der diesem Text ein Bild voranschickt, worin Worms von den Hunnen durch lodernden Brand zu Grunde gerichtet wird. Mächtig steigt die Lohe aus dem prasselnden Saalbau zum Nachthimmel, die Mordbrenner tummeln sich, den Raub zu retten; unter dem Bild aber starrt ein struppiges Mongolenhaupt, den gefürchteten Pfeil zwischen den Zähnen, uns an, ein wahrer Typus des Hunnenschreckens, der in der deutschen Erinnerung so tiefe Brandspuren hinterlassen hat.

Aber ich muß abbrechen. Nur ein Wort noch zum Schluß.

Ueber einem Thor der Römerstadt Worms, der civitas Vangionum, hat eine Inschrift gestanden, welche erhalten geblieben ist und von dem Localpatriotismus, der bereits in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung unter der Bürgerschaft von Worms heimisch war, ein ehrenvolles Zeugniß ablegt. Sie besagt, daß Cajus Lucius Victor, Gemeindevertreter der Stadt der Vangionen, nachdem er alle Ehrenämter bekleidet hatte, und seine Söhne aus Liebe zu ihrer Vaterstadt und zu ihren Mitbürgern das Thor vollständig auf ihre Kosten erbauen ließen und es jenen zum Geschenk machten. Das Gegenstück zu dieser Inschrift ist die Widmung, die der Herausgeber dieses Buchs ihm vorangeschickt hat. Auch sie widmet dies Buch den Bürgern der Stadt Worms und schließt mit den Worten des Freiherrn Heyl zu Herrnsheim: „Mit Dank sieht er dabei auf die große Zeit der Neubegründung des Reichs zurück, in welcher es ihm zuerst vergönnt war, die Vaterstadt im Reichstag vertreten zu dürfen." So bekunden diese mehr als anderthalb Jahrtausende von einander abliegenden und dennoch sinngemäß übereinstimmenden beiden Widmungen in schlichter, allgemein verständlicher Sprache, daß es der Stadt Worms niemals an Bürgern gefehlt hat, die ihre Liebe zur Vaterstadt und ihren opferwilligen Gemeinsinn durch Cultur- und Kunstwerke zum allgemeinen Besten zu bethätigen vermocht haben.

Möge der Geschichte der rheinischen Städtecultur, deren ersten Band wir als ein schönes Zeugniß deutschen Bürgersinns und zugleich als eine Musterleistung des deutschen graphischen Kunstgewerbes herzlich begrüßen, eine gleichwerthige Fortsetzung und Vollendung beschieden sein!

P. D. Fischer.

Zur Reform des Universitätsunterrichtes.

[Nachdruck untersagt.]

Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart. Von Ernst Bernheim. Berlin, S. Calvary & Co. 1898.

Mit den deutschen Universitäten geht es wie mit dem preußischen Heere: jedem Vorschlag zeitgemäßer Reformen widerspricht der Hinweis auf das Unvergleichliche, was sie in ihrer gegenwärtigen Verfassung geleistet haben. Aber diese ist doch auch nur das Product ehemaliger Reformen, wie sie eine fortschreitende Entwicklung immer wieder verlangen wird. Daß Unterricht und Studium unserer Universitäten einer Regeneration bedürfen, ergibt sich aus den immer wiederkehrenden Vorschlägen, womit Lehrer dieser Anstalten selbst an einer Verbesserung arbeiten. Sie berühren sich in vielen Punkten: die Klagen über mangelhafte Vorbildung und lässigen Collegienbesuch der Studenten sind ihnen gemeinsam; ihrem Rufe nach Abhülfe begegnet von der anderen Seite dann meist die Warnung vor der Verkürzung der bewährten akademischen Freiheit. Als eine ganz besonders beachtenswerthe Mahnung zur Abänderung des Unterrichtes muß das soeben erschienene Schriftchen Ernst Bernheim's in Greifswald der reiflichsten Ueberlegung aller akademischen Kreise empfohlen werden. Auch er geht aus von dem unverkennbaren Schwinden innerlicher Frische und jugendlichen Bildungstriebes, wie es in immer geringeren Leistungen der Studenten zu Tage tritt. Die Gründe dafür findet er aber nicht in der Kürze der Studienzeit oder in wachsendem Mangel an Fleiß, sondern in der unzweckmäßigen Art des Unterrichtes. Mit Recht hebt er hervor, daß die Denk- und Arbeitsthätigkeit des Studenten — wenigstens in den humanistischen Fächern, von denen allein er handelt — während der größten Zeit seines Studiums eine

durchaus receptive ist, und erst zum Schlusse, wenn er an die Ausarbeitung der Dissertation geht, wieder productiv wird. Wie oft hat man nicht spöttisch auf das Nachschreiben des Collegs Goethe's Wort vom „schwarz auf weiß" angewandt; und doch ist jedem Docenten dies Mitschreiben willkommen, nicht nur, weil es die Gedanken des Hörers vor dem Abschweifen bewahrt, sondern noch mehr, weil die Umwandlung der gehörten Sätze in kurze Notizen eine gewisse productive Thätigkeit erfordert.

Aber wie gering ist diese, wie sehr fehlt sonst jede Gelegenheit, eigenes Denken in eigenen Ausdruck umzusetzen! Auf den Gymnasien sind wir glücklich so weit gekommen, den deutschen Aufsatz als die wichtigste Leistung des Schülers zu betrachten; der Student hat aber zunächst einige Jahre Zeit, Alles wieder zu vergessen, was er sich auf der Schule mit vieler Mühe an Gewandtheit im deutschen Stil angeeignet hat. Und wenn er nun endlich in der „Doctorarbeit" seine wissenschaftliche Ausbildung darlegen soll, dann zeigt er meist eine betrübende Unbeholfenheit sowohl im logischen Denken, als auch in der Fähigkeit, seine Gedanken correct und angemessen auszudrücken; statt dessen Gemeinplätze und falsches Zeitungsdeutsch!

Ist nun wenigstens die receptive Geistesarbeit in den Vorlesungen derartig, daß sie dem Studenten die productive ersetzt? Dies verneint Bernheim durchaus. Er weist darauf hin, daß auch bei den besten Universitätslehrern die Zahl der Besucher im Laufe des Semesters immer mehr nachläßt, und er findet den Grund für diese jeden Docenten niederdrückende Thatsache darin, daß die großen, systematisch darstellenden Vorlesungen, welche jetzt im Vordergrunde stehen, durch Anhäufung von Stoff den Hörer ermüden, seine Auffassungsgabe und selbstthätige Beobachtung nicht genügend wecken. Daher schlägt er dafür kurze „Orientirungsvorlesungen" vor, die eine knappe Uebersicht über die Hauptsachen des Stoffes mit besonderer Hervorhebung der Auffassung geben und den Hörer durch Nachweis der literarischen Hülfsmittel anleiten, die Detailkenntnisse sich selbst anzueignen. Was damit an Zeit gewonnen, soll zu praktischen Uebungen verwandt werden, in denen der Student erzogen wird, mündlich wie schriftlich zu klarer Formulirung seiner Gedanken und zu selbständig productiver Thätigkeit zu gelangen.

Was Bernheim fordert, ist nicht etwas ganz Neues. Jene kurzen, in großen Zügen sich bewegenden Vorlesungen geben uns schon die „Publica", und das Wachsen der dialogischen Collegien gegenüber den monologischen ist im letzten Jahrzehnt unaufhaltsam fortgeschritten. Bernheim's durchgreifende Neuerungen würden nur darin bestehen, daß erstens die drei- bis sechsstündigen Privatcollegien überhaupt fortfallen und zweitens die dialogischen Uebungen von den ersten Semestern an zur Pflicht gemacht werden. Mit dem zuletzt genannten Vorschlage wird gewiß jeder Docent einverstanden sein; und wenn er zur Durchführung einen gewissen Zwang erheischt, indem Bernheim nämlich durch die Aufzeigung von Uebungsarbeiten aus jedem Semester beim späteren Examen solche Proseminare obligatorisch macht, so wird Niemand darin eine Verletzung der akademischen Freiheit sehen können. Anders steht es mit dem Wunsche, die großen Privatvorlesungen abzuschaffen. Das greift so sehr in die Tradition unseres Universitätsunterrichtes ein, daß nur eine sehr ergiebige Discussion und praktische Prüfung feststellen kann, ob die erhofften Vortheile nicht geringer sind als die Nachtheile, wie sie im Ueberwiegen von Urtheil und Auffassung, im Zurücktreten der thatsächlichen Begründung sich fühlbar machen werden. Manche Wandlung im Laufe der Zeit entspricht schon den Forderungen Bernheim's: es kommt doch kaum mehr vor, daß ganz kleine Gebiete in weitschichtigen Vorlesungen behandelt werden, oder daß der Docent am Ende des Semesters noch nicht die Hälfte seines Pensums hinter sich hat. Und alle Zeichen sprechen dafür, daß auch jene Combination systematischer Darstellung mit praktischen, veranschaulichenden Uebungen, die Bernheim für besonders fruchtbar hält, dem Universitätsunterricht neue Anregungen geben wird.

R. Sternfeld.

εσ. **Uhland's Tagbuch** (1810—1820). Aus des Dichters handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von J. Hartmann. Stuttgart, Cotta. 1898.

Man lasse sich durch den scheinbar dürren Zaun dieser elf Jahre lang mit sauberer Genauigkeit festgestellten Erinnerungen nicht abhalten, in das Leben, Trachten und Wirken des wortkargen Schwaben tiefer einzudringen, Unausgesprochenes zwischen den Zeilen zu lesen, kurze Schlagworte zu volleren Bekenntnissen zu ergänzen. Unschätzbar für den Forscher, muß diese dichtgedrängte Fülle biographischer, poetischer und wissenschaftlicher Daten auch jedem Verehrer Uhland's willkommen sein. Wir verfolgen seinen Tageslauf, seine Lectüre, sein bald stockendes, bald strömendes Schaffen, seine nahen und weiten Wanderungen, seine Berufsnöthe, die Leiden und Freuden des Patrioten in den Kriegsjahren und im Kampf um das gute, alte Recht und lassen uns gern durch manche Schnurre ergötzen oder in das Reich des Traumes hinübertragen. Die Entstehung vieler Gedichte wird hier deutlich. Man belauscht die Stimme der Natur, die ihrem treuen Besucher ein Frühlingslied zuflüstert. „Geldnoth" ist ein trauriger Kehrreim, aber der Stammkneipe fern bildet Uhland am einsamen trockenen Abend den „Schenken von Limburg" und, im Bureau auf Acten wartend, neue Strophen zur „Sängerliebe". Ihm selbst ist zugesungen worden: „Du liebest nicht das laute Lieben"; er hält sein Urtheil und seine Empfindung zurück, vor allem die zartesten Gefühle. Eine leise Neigung verräth sich nur durch die wiederholten Initialen S. S. (Sophie Schott), die lange Werbung um Emma Vischer außer der häufigen Nennung ihres Namens nur durch ein Gedicht und ein paar einsilbige Einträge über Gespräche. In dem Wörtchen „Händedruck" faßt er eine bewegte Scene zusammen. Am Hochzeitstag versäumt er die Sitzung der Landstände nicht und hat für die erste Zeit der Ehe bloß den gewichtigen Lakonismus „Häusliches Glück". Aber wie Anfangs die Fahrt nach Paris von reicherer Mittheilung begleitet ist, so danken wir gegen Ende der nicht sogleich angetretenen Hochzeitsreise einen schönen Ertrag schweizerischer Landschaftsskizzen. Und tritt nicht der ganze Uhland vor uns hin, wenn es heißt: „Wegen ungebührlicher Forderung des Trägers trug ich das Gepäck bis gegen Gümlingen, Emma's Thränen darüber, Hitze"! Er, der sein undichterisches Aussehen gar wohl kannte und unterwegs für einen Uhrmacher oder Papiermüller gehalten wurde, bucht auch ganz gelassen Emma's Erschrecken vor dem Morff'schen Porträt. Es ist dem „Tagbuch" in einer vortrefflichen Heliogravüre beigefügt. Dem Herausgeber gebührt die dankbarste Anerkennung für die sichere Knappheit, mit der er allkundig das Altschwäbische erläutert hat.

ν. **Aus sieben Jahrzehnten.** Erinnerungen aus meinem Leben von D. Bernhard Rogge. Erster Band: Von 1831 bis 1862. Hannover und Berlin, Mayer. 1897.

Man weiß längst, daß der Potsdamer Hofprediger nicht nur ein starker Diener am Wort, sondern auch ein vielseitiger, fesselnder Schriftsteller ist. Er erzählt uns hier seine Wanderjahre: die Kinderzeit im schlesischen Pfarrhaus, die Gymnasialbildung in der altberühmten Schulpforta, die Studien in Halle und Bonn, wo der junge A. Ritschl nachhaltig auf ihn wirkte, so daß er das schroffe Lutherthum seines Vaters vollends dahingab, ferner das pädagogische und seelsorgerische Wirken in Coblenz, in der Stolberger Diaspora und wieder in Coblenz. Alles ist frisch und anschaulich gefaßt, ohne Salbung, mit ein paar guten Schnurren. Das Buch liefert auch interessante Beiträge zur Geschichte der Predigt und der Gesangbücher. Eine Gestalt wie Pfarrer Roßhof prägt sich unvergeßlich ein. Unbefangen wird von dem Coblenzer Wesen der Königin Augusta geredet. Der Schwager Roon, die Familie Thielen, in der Rogge seine jüngst entschlafene Lebensgefährtin fand, treten vor uns hin. Möge die Fortsetzung nicht lange ausbleiben und auf den Höhepunkt führen: zum Kaisertag in Versailles. Für eine zweite Auflage bitten wir um Verbesserung der Citate S. 21 und 68: Rogge scheint mehr bibelfest als goethefest zu sein.

εσ. **Das Heidenröslein.** Von Eugen Joseph. Berlin, Gebrüder Paetel. 1897.

Einhundertzweiunddreißig Seiten über ein Liedchen von drei Strophen möchten auch Anderen als dem Schalk der „Fliegenden Blätter" leicht eine gar zu umständliche Gabe der Goethe-Philologie scheinen; aber die gründliche Untersuchung der volksmäßigen, Herder'schen, Goethischen Texte führt hier zu sicheren Einzelergebnissen, zu allgemeineren Fragen der Literaturgeschichte und zu biographischer Einkehr auf einem Gebiete, das neuerdings so übel besiedelt worden ist, nämlich in Sesenheim. Der Straßburger Germanist, dessen schmuckes Büchlein dem Andenken Scherer's gilt, ist scharfsinnig und schreibt gewandt. An einem wichtigen Punkte freilich hat uns seine Beweisführung nicht überzeugt: gerade bei der von ihm behaupteten Reihenfolge ist eine Täuschung Herder's durch Goethe wohl undenkbar.

εσ. **Der Dichter der Geharnschten Venus.** Eine literarhistorische Untersuchung von Albert Köster. Marburg, Elwert. 1897.

Das Büchlein beweist, daß der Pseudonymus, der 1660 in Hamburg eine Liedersammlung herausgegeben hat, nicht Jacob Schwieger, sondern Caspar Rist gewesen ist. Man braucht sich für die Geharnschte Venus, Schwieger, Rist nicht im mindesten zu interessiren und wird doch an der eleganten, ja raffinirten Erörterung, die Schritt für Schritt zu immer größerer Gewißheit und zum endgültigen Trumpf vorrückt, seine helle Freude haben. Darum verzeichnen wir hier diesen kritischen Gang.

ρ. **Poems** by John Keats. Illustrations by Robert Anning Bell and Introduction by Walter Raleigh, London; George Bell & Sons. 1897.

Nicht älter als 26 Jahre ist John Keats geworden: er ward (1795) als Sohn eines Lohnkutschers in London geboren, starb (1821) in Rom, ward an der Pyramide des Cestius be-

graben, und Shelley hat ihm in seinem Adonis die Todtenklage gesungen. Er war von zarter Constitution, und es wird gesagt, daß Croker's gehässige Kritik seines ersten Bandes in der „Quarterley Review" den Keim seiner Krankheit und seines frühen Endes in ihn gelegt habe. Wenn dies wahr ist, so hat Macaulay später den jungen Poeten an seinem Kritiker gerächt. Unfehlbarer als bei irgend einem anderen englischen Dichter, sagt der Herausgeber vorliegender Sammlung in der Vorrede, ruft sein Name den größeren der Schönheit auf alle Lippen. Der Vers, mit welchem sein „first born song" Endymion beginnt: „A thing of beauty is a joy for ever", ist zum „geflügelten Wort" in England geworden; und in der Ode auf „eine griechische Urne" heißt es:

„Beauty is truth, truth Beauty — that is all
Ye know on earth and all ye need to know."

Seine großen Vorbilder waren Chaucer, Spenser — „the knightly Spenser" — und Milton, in dessen kleineren Gedichten und Sonetten. John Keats ist ein Epigone der englischen Renaissancedichtung, von überquellendem Reichthum der Phantasie, die jedoch selten zu festen Formen gelangt: „twilight phantasies" nennt sie Shelley, „die leidenschaft-beschwingten Diener des Gedankens", „die raschen Träume waren seine Herden". Seine mythologischen Dichtungen zeigen uns, wie Böcklin's Bilder, eine vergötterte Natur, die Wunder der alten Fabelwelt, Feste des Pan, Feld und Wald und Wasser voll fremdartiger Zauberwesen, „fish-semblances of green and azure hue". Wunderbar gut trifft er den Ton der mittelalterlichen Romanze, wie in „the Eve of St. Agnes" oder „Isabella, a story from Boccaccio"; doch auch hier ist die Handlung wie von einem traumhaften Nebel umhüllt, und die Gestalten scheinen in Mondscheinschatten aufgelöst. Am Besten ist Keats in seinen rein lyrischen Stücken, den Oden, Episteln und Sonetten; rührend sein Ringen nach Vollendung und das leise Todesahnen, das seine Verse durchzittert. — Die vorliegende Auswahl Keats'scher Gedichte macht in ihrem Aeußeren ganz den Eindruck eines Buches aus der Renaissancezeit: es ist mit Illustrationen in deren Geiste geschmückt und aus der Chiswick-Preß in London hervorgegangen, deren Drucke den Vergleich mit den Aldinen und Elzevieren nicht zu scheuen haben. — In demselben Verlag und einer ähnlich charakteristischen Ausstattung, als zweiter Band der „Endymion Series of British Poets", sind erschienen:

Poems by Robert Browning. With introduction by Richard Garnett, L. L. D. and illustrations by Byam Shaw.

Was immer Browning's Stellung in England sein mag: uns Deutschen wird es sehr schwer, in ein Verhältniß zu ihm zu treten oder seiner Art Geschmack abzugewinnen; daher uns auch kein Urtheil über ihn zusteht. Daß er aber eine Potenz in der modernen englischen Literatur sei, muß ohne Weiteres zugegeben werden, wenngleich auch dort die Bewunderung für ihn größer zu sein scheint, als der Kreis seiner wirklichen Leser. In den jüngst erschienenen Briefen Rossetti's an Allingham wird erzählt, des Dichters eigener Oheim habe gesagt, daß er seinen Neffen Robert wohl liebe, seine Poesieen aber nicht verstehe. Man solle sie wenigstens, wie Actenstücke, auf großen Bogen mit breiten Rändern drucken, um auf beiden Seiten die nothwendigen Erläuterungen hinzufügen zu können. In ähnlicher Lage befindet sich auch heute noch der „general reader", und wirklich sind zum besseren Verständnisse Browning's in England nicht nur zahlreiche Commentare, sondern sogar Special-Wörterbücher verfaßt worden. Denn in der That ist Browning von einer Originalität, die für den Uneingeweihten, an das Abstruse grenzt und von einer Dunkelheit im Ausdruck, durch die der Ausländer zumal nur mühsam und unvollkommen hindurchdringt. Er ist einer von denen, die nur eine „Gemeinde" haben, aber diese freilich besteht aus den Besten seiner Nation, die ihm einen hohen, ja den höchsten Rang anweisen; der ausgezeichnete, jüngst verstorbene Richard Holt Hutton sagt von ihm (in den „Litterary Essays"), daß er einen weiteren geistigen Horizont beherrsche, als fast irgend ein anderer Künstler unserer Tage; und der feine Kenner Richard Garnett, der diese Auswahl von Browning's Gedichten veranstaltet hat, nennt ihn in der Vorrede „den einzigen absolut unabhängigen und ursprünglich englischen Poeten seines Zeitalters". Der Versuch, einem solchen Dichter näher zu kommen, auch wenn er zunächst auf uns eher abstoßend als anziehend wirkt, muß für den Literaturfreund einen gewissen Reiz haben, und hierzu bietet die vorliegende, zweckentsprechend ausgewählte Sammlung die beste Gelegenheit.

βλ. **J. Gogni** da Giuseppe Lipparini. Publicato a cura del tesoro in Bologna. 1898.

Diese zwölf Sonette G. Lipparini's sind auf Kosten seiner Vaterstadt gedruckt worden. Unter dem Namen „Träume" feiern sie die reine Schönheit in melodischen Versen, das Los des Künstlers betrauernd, der die Form nicht zum vollen, athmenden Leben zu erwecken vermag. „Galatea" und „In den Gärten der Weisheit" möchten wir ganz besonders den Freunden des Dichters und der Poesie empfehlen.

βλ. **Augusto Platen - Hallermünde.** Da Cesare de Lollis. Roma, Forzani. 1897.

Diese Studie über den deutschen Dichter erschien zuerst in der „Nuova Antologia" October und November 1897. Sie ist in der Absicht geschrieben worden, das Gedächtniß Platen's bei Anlaß des Centenariums seiner Geburt, 24. October 1796, für die verhältnißmäßige Gleichgültigkeit zu entschädigen, mit welcher Deutschland den Gedenktag begangen hat. De Lollis ist der Ansicht, daß Italien dem deutschen Sänger einen Bewunderer erweckt hat, der viele banale Lobredner aufwiegt: es ist Giosuè Carducci, der nicht nur verschiedene Gedichte Platen's übersetzt, sondern auch seinen Namen auf das Titelblatt der „Odi barbare" gesetzt hat. Einen schöneren Dank konnte das Land, das er so oft verherrlicht hat, dem Dichter kaum zuerkennen. Die vorliegende biographische Skizze, fleißig nach den Quellen, besonders nach Platen's Tagebüchern bearbeitet, ist maßvoll in

Lob und Tadel, anerkennt den hohen Freiheitssinn, die Vaterlandsliebe, die große poetische Begabung und künstlerische Vollendung des Mannes, dem dennoch, wie der Italiener mit Goethe sagt, „die Fähigkeit der Liebe gefehlt" hat, die warme menschliche Theilnahme, die aus der Seele kommend, wieder zu der Seele spricht.

77. **Pariser Feste und Streifzüge in die Normandie, Bretagne und Vendée.** Von Siegfried Samosch. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag 1897.

Mit Siegfried Samosch durften Freunde anschaulicher Reiseschilderungen schon oft wandern: sie haben ihn nach Sicilien, nach Lourdes und Monte Carlo begleitet und sich mit ihm in die Schönheiten provençalischer Tage und spanischer Nächte hineingeträumt. Auf der neuen Reise, zu der er mit diesem Buche einlädt, gibt er abermals einen verläßlichen Berather und sicheren Führer ab. Er versetzt seine Leser in den Trubel der Pariser Russenfeste von 1893, er zeigt ihnen die geheimen Reize und ewigen Schönheiten der Landschaft in den französischen Provinzen, denen er diesmal seinen Besuch abstattet. Er gibt nicht trockene Schilderungen persönlicher Erlebnisse, sondern er greift hinüber auf fesselnde Darstellung von Kunst-, Cultur- und Literaturgeschichte und weiß geschickt historische Excurse einzuflechten: er verliert sich nicht ins Detail, so liebenswürdig er von Einzelheiten zu berichten weiß, denn ihm bleibt die allgemeine Charakteristik durch Hervorhebung markanter Einzelzüge stets die Hauptsache. Gern macht er auf die gegensätzlichen Empfindungen der Nationen aufmerksam und streift die Frage, in wie weit sich Franzosen und Russen in ihren Lebensbedingungen berühren, oder hält die Eigenheiten verschiedener französischer Stämme gegeneinander, indem er z. B. die Bevölkerung der Normandie mit derjenigen der Bretagne in Vergleich setzt. Er sucht nicht die abgetretenen Heerstraßen der großen Reiserouten auf, er meidet „Modebäder" und „Allsehenswürdigkeiten", und begibt sich allenfalls einmal während der Nachsaison an den Strand von Trouville. Alles das aber, was er der Betrachtung für werth erachtet, umgibt er mit so viel Liebe, schildert er mit so warmem Naturgefühl und so feiner Empfindung für das Ewige in Kunst und Natur, daß er im Leser den Wunsch erweckt, gleich ihm derartige Streifzüge zu unternehmen, und also seinem Buche zu einer besten Wirkung verhilft.

78. **In Lachen und Lächeln.** Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1898.

Liebenswürdige, von fröhlichster Laune getragene, in echt wienerisch leichtem und flottem Plaudertone gehaltene Skizzen hat Ferdinand Groß in diesem Bändchen mit einigen gleichfalls auf einen heiteren Grundton gestimmten kleinen Geschichten zu einem freundlichen Ganzen vereinigt. Er geht auf die Darstellung von Ausschreitungen und Narrheiten unserer Zeit und ihrer Menschen aus, nicht als ein polternder Eiferer, sondern indem er ihre Schwächen und Eigenheiten ironisirt und von ihnen mit halb satirischem, halb gutmüthigem Spotte spricht. So glossirt er etwa die moderne „Ausstellungswuth", die Extravaganzen neuester und allerneuester literarischer Schulen, die ergötzlichen Thorheiten überzärtlicher Großeltern, die absonderlichen Unarten gesellschaftlicher Heuchelei — immer als ein scharfer Beobachter, den der Unverstand der Alltagsmenschen in ihrem Alltagsleben wohl in Harnisch bringt, und der sie ob ihrer Nichtigkeit schließlich doch nur mit einem Lächeln begleitet.

79. **Königin Elisabeth von England und ihre Zeit.** Von Professor Erich Marcks. Mit vier Kunstbeilagen und 110 Abbildungen. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing. 1897. (Monographien zur Weltgeschichte in Verbindung mit Anderen herausgegeben von Ed. Heyck. II).

Sehr erfreuliche Fortschritte machen die Unternehmungen des deutschen Verlagsbuchhandels, welche die wissenschaftlichen und künstlerischen Früchte in weitere Kreise zu tragen suchen, theilweise beide Gattungen mit einander vereinigt, und dann obenein unterstützt durch die wesentliche Beihülfe einer Technik des Papiers, Buchdrucks, Lichtdrucks, Einbandes, welche dem deutschen Gewerbe alle Ehre macht. Anregend haben in diesen Richtungen die Leistungen des Auslandes, zumal Englands und Amerika's, gewirkt. — Hier, in demselben Unternehmen, dessen erstes Heft („Die Mediceer") bereits früher an dieser Stelle besprochen worden ist, haben wir ein neues anmuthendes Beginnen, von welchem — nach der Probe des uns Gebotenen — Gutes zu erwarten ist. — Das Leben der Königin Elisabeth von England, die nahezu ein halbes Jahrhundert lang einen so mächtigen Einfluß auf die Entwicklung des englischen Staatswesens und der englischen Weltstellung geübt hat, wird von einem der jüngeren deutschen Geschichtschreiber in lebendiger Darstellung an der Hand der wichtigsten neueren Forschungen uns erzählt. Fast jede Seite des (130 Seiten in groß Octav umfassenden) Büchleins ist geschmückt durch ein photographisches Bildniß nach den Porträts großer Meister oder mit culturhistorischen Darstellungen, Gebäuden, Waffen, Kriegern, Siegeln u. s. w. — Die Auswahl der Persönlichkeiten oder der Gegenstände, welche in den Heften dieser Sammlung einander folgen, ist so getroffen, daß jeweilen eine typische Epoche der Weltgeschichte behandelt wird. So sollen zunächst folgen: Wallenstein und die Zeit des dreißigjährigen Krieges; Kaiser Maximilian I.; Maria Theresia; Wilhelm von Oranien; Mirabeau. Auch die ältere und älteste Zeit soll berücksichtigt werden: die Blüthezeit des Pharaonenreiches; die Kreuzzüge; Venedig als Weltmacht; das deutsche Städtewesen im Mittelalter. Da hiebei, wie neuerdings bei so vielen ähnlichen Verlagsunternehmungen, wiederum zu ansehnlichem Theile die Lehrer der deutschen Universitäten sich zu bethätigen scheinen, so wird man kaum mehr den Vorwurf hören dürfen, daß die deutsche Universitätswissenschaft es an Popularisirung ihrer Leistungen fehlen lasse.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 19. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abicht. — Die Hauptschwierigkeiten der russischen Sprache. Handbuch für alle Russisch-Lernenden von Dr. phil. Rudolph Abicht. Leipzig und Wien, Raimund Gerhard. 1898.

Anzengruber. — Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Bis zur 37. Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Arjuna. — Klassisch oder volksthümlich? Auch ein Beitrag zur Lösung der Schulfrage. Von Harold Arjuna. Leipzig, Gustav Fock. 1896.

Auerbach. — Les races et les nationalités en Autriche-Hongrie. Par Bertrand Auerbach. Paris, Félix Alcan. 1898.

Baltz. — Königin Luise. Festspiel von Johanna Baltz. Mühlhausen i. Thür., G. Danner. O. J.

Bibliothek der Länderkunde. — Herausgegeben von Alfred Kirchhoff und Rudolf Fitzner. Band I. Antarktis von Dr. Karl Fricker. Berlin, Schall & Grund. 1898.

Bibliothèque de philosophie contemporaine. — L'année sociologique. Publiée sous la direction de Emile Dürkheim. Paris, Félix Alcan. 1898.

Birt. — Das Idyll von Capri. Aus der Bildermappe des Beatus Rhenanus. Herausgegeben von Theodor Birt. Marburg, N. G. Elwert. 1898.

Bismarck-Portefeuille. — Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Zweiter Band. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1898.

Calker. — Politik als Wissenschaft. Rede von Dr. Fritz van Calker. Strassburg, J. H. Ed. Heitz. 1898.

Chiavacci. — Moloch. Von Vincenz Chiavacci. Wien, Selbstverlag des Verfassers. 1898.

Chillonius. — „Wasser-Ringe." Zeitgedichte eines Österreichers. III. 1893 bis Juli 1897. Von Chillonius. Zürich, Verlags-Magazin. (J. Schabelitz.) O. J.

Daxer. — Über die Anlage und den Inhalt der transcendentalen Aesthetik in Kant's Kritik der reinen Vernunft. Von Dr. Georg Daxer. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1897.

Deucker. — Das Kind und die geschlechtliche Entwicklung. Von Robert Deucker. Leipzig, Max Spohr. 1898.

Drews. — Der Ideengehalt von Richard Wagner's „Ring des Nibelungen" in seinen Beziehungen zur modernen Philosophie. Von Arthur Drews. Leipzig, Hermann Haacke. 1898.

Englische Dichter. — Uebersetzungen nach Percy B. Shelley, Thomas Moore u. A. Von Gisberte Freiligrath. Halle a. S., Otto Hendel.

Evers. — Paradiese. Von Franz Evers. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe. (Max Spohr.) 1897.

Fromm. — Das Kantbildniss der Gräfin Karoline Charlotte Amalia von Keyserling. Nebst Mittheilungen über Kant's Beziehungen zum gräflich Keyserling'schen Hause. Von Dr. Emil Fromm. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1897.

Galdi. — Vittoria Colonna dal lato della neuropsicopatologia. Di Francesco Galdi. Portici, Spedaliere e Co. 1898.

Ganghofer. — Rachele Scarpa. Novelle von Ludwig Ganghofer. Illustrirt von A. F. Seligmann. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1898.

Gansen. — Deutscher Dichterhain. Biographische Uebersichten von Dr. Gansen. Leipzig, Adolf Lesimple. 1898.

Glahn-Hannover. — Die Untrüglichkeit unserer Sinne. Zwei Theile in einem Bande. Von L. Glahn-Hannover. Leipzig, Hermann Haacke. 1898.

Goldbeck. — Zola's Beichte. Von Eduard Goldbeck. Zweite Auflage. Berlin, Fußinger. 1898.

Goyau-Pératé-Fabre. — Der Vatikan, die Päpste und die Civilisation. Deutsche Uebersetzung von Karl Muth. Bis zum siebenten Heft. Einsiedeln, Waldshut und Köln a. Rh., Benziger & Co.

Harnack. — Schiller. Von Otto Harnack. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1898.

Hasenclever. — Aus Geschichte und Kunst des Christenthums. Abhandlungen zur Belehrung für gebildete Gemeindeglieder von Dr. Adolf Hasenclever. Zweite Reihe. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1898

Hatfield. — The earliest poems of Wilhelm Müller. By James Taft Hatfield. Baltimore, The modern language association of America. 1898.

Her. — Sie liebten sich. Roman von A. Her. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1898.

Heyck. — Bismarck. Von Ed. Heyck. Mit 14 Kunstbeilagen und 228 authentischen Abbildungen. (Monographieen zur Weltgeschichte IV.) Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1898.

Janitschek. — Kreuzfahrer. Von Maria Janitschek. Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr). 1897.

Ibsen. — Henrik Ibsen's sämmtliche Werke in deutscher Sprache. Durchgesehen und eingeleitet von Georg Brandes, Julius Elias, Paul Schlenther. Vom Dichter autorisirt. Zweiter Band. Berlin, S. Fischer Verlag. 1898.

Jikeli. — Katharina. Erzählung aus dem siebenbürgisch-sächsischen Bauernleben von Julie Jikeli. Mit Titelbild und Vignetten von Hans Bulhardt. Mediasch. G. A. Reissenberger. 1894.

Izoulet. — Les quatres problèmes sociaux. Par Jean Izoulet. Paris, Armand Colin et Cie. 1898.

Kabos. — Weiße Nächte und andere Geschichten. Realistische Erzählungen von Ed. Kabos. Herausgegeben und mit einer Charakteristik des Verfassers versehen von Oskar von Krücken. Leipzig, F. E. Neupert. O. J.

Kalender für die Mitglieder des deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen. Bearbeitet vom Töchterschuldirektor Schröter. Erster Jahrgang 1898/99. Braunschweig, Albert Limbach. 1898.

Kalinka. — Der vierjährige polnische Reichstag 1788—1791. Von Valerian Kalinka. Aus dem Polnischen übersetzte deutsche Originalausgabe. Zweiter Band. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1898.

Kappstein. — Johannes der Täufer und seine Zeit. Von Theodor Kappstein. Mit einem Bilde von Josef Kainz als „Johannes". Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie". 1898.

Kaufmann. — Zur Geschichte der Familien Kaufmann aus Bonn und von Pelzer aus Köln. Beiträge zur rheinischen Kulturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Paul Kaufmann. Bonn, P. Hanstein. 1897.

Kerner von Marilaun. — Pflanzenleben. Von Anton Kerner von Marilaun. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Zweiter Band. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1898.

Kirchner. — Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder. Von Hermann Kirchner. Zwei Hefte. Mediasch in Siebenbürgen. G. A. Reissenberger. 1897.

Kürschner. — Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1898. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Zwanzigster Jahrgang. Mit zwei Portraits. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Landsberg. — Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft. Dritte Abtheilung von Ernst Landsberg. Erster Halbband (ein Band Text und ein Band Noten). München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1898.

Lanzky. — Aphorismen eines Einsiedlers. Von Paul Lanzky. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr). 1897.

Larroumet. — Vers Athènes et Jérusalem. Par Gustave Larroumet. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1898.

Lind. — Eine unsterbliche Entdeckung Kant's oder die vermeintliche „Lücke" in Kant's System. Eine historische Rechtfertigung Kant's. Von Dr. phil. Paul von Lind. Leipzig, Hermann Haacke. 1898.

Lindau. — Der Fanar und Mayfair. Roman von Rudolf Lindau. Berlin, F. Fontane & Co. 1898.

List. — Der Unbesiegbare. Ein Grundzug germanischer Weltanschauung. Von Guido List. Wien und Leipzig, Cornelius Vetter. 1898.

Luft. — Wiener Luft. Stimmungen und Geschichten von Paul von Schönthan. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1897.

Lippe. — Leidenschaft. Novellen von Alfred Graf zur Lippe. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Lünstedt. — Wie muß das deutsche Volk die gesammelten 600 000 000 Mark der Alters-, Invaliditäts- und Unfallversicherungsgenossenschafts-Fonds zum Besten des Vaterlands anlegen? Ein Vorschlag friedlicher Socialreform von Julius Lünstedt. Zürich, Caesar Schmidt. O. J.

Mackay. — Max Stirner. Sein Leben und sein Werk. Von John Henry Mackay. Mit drei Abbildungen, mehreren Facsimiles und einem Anhang. Berlin, Schuster & Löffler. 1898.

Mackay. — Max Stirner's kleinere Schriften und seine Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes:

„Der Einzige und sein Eigenthum“. Aus den Jahren 1842—1847. Herausgegeben von John Henry Mackay. Berlin, Schuster & Löffler. 1898.

Matthias. — Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? Ein Buch für deutsche Väter und Mütter. Von Dr. Adolf Matthias. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. München, C. H. Beck. 1898.

Maupassant. — Schwarz-Braun-Blond. Von Guy de Maupassant. Aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. Paris, Leipzig und München, Albert Langen. 1898.

Mazel. — L'Hérésiarque. Par Henri Mazel. Paris, Edition du Mercure de France. 1898.

Medwin. — Gespräche mit Lord Byron. Ein Tagebuch, geführt während eines Aufenthaltes zu Pisa in den Jahren 1821 und 1822. Von Thomas Medwin. Aus dem Englischen. Mit Einleitung, Anmerkungen, Namen- und Sachregister neu herausgegeben von A. v. d. Linden. Zweite Auflage. Leipzig, H. Barsdorf. 1898.

Moeller. — Totentanz. Eine Aschermittwochsdichtung von Marx Moeller. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr). 1898.

Muret-Sanders. — Encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Theil II (Deutsch-Englisch). Bis zur fünften Lieferung. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Offermann. — Die Entscheidung der Krone im österr.-ungar. Quotenstreite. Von Alfred Freih. von Offermann. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1898.

Otto. — Agrarier, Arbeiter, Armee als innerer Dreibund der Begehrlichen. Ein politisches Aktionsprogramm von Berthold Otto. Leipzig, B. Elischer Nachfolger. O. J.

O'Wickedone. — Emporgepeitscht. Von P. R. O'Wickedone. Zürich, Verlags-Magazin J. Schabelitz. 1898.

Paulsen. — Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre. Von Friedrich Paulsen. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff). 1898.

Peper. — Die wissenschaftliche und praktische Bedeutung der pädagogischen Pathologie. Von Wilhelm Peper. Bonn, Berlin, Leipzig. F. Soennecken. O. J.

Pfaff. — Heidelberg und Umgebung. Von Dr. Karl Pfaff. Mit 79 Illustrationen, 4 Plänen und 2 Karten. Heidelberg, J. Hörning. 1897.

Prévost. — Nimba. Novelle von Marcel Prévost. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. Paris, Leipzig und München, Albert Langen. 1898.

Remer. — Frau Sonne. Komödie in einem Aufzug. Von Paul Remer. Berlin, Verlag der Theater-Buchhandlung Eduard Bloch, O. J.

Richter. — Kurrent-? Kursiv-? Rund-? oder neues Normal-Alphabet!!! Versuchte Lösung einer Zeit- und Streitfrage. Von Bernhard Richter. Leipzig, Alfred Hahn. 1898.

Scheerbart. — Der Tod der Barmekiden. Arabischer Haremsroman von Paul Scheerbart. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr). 1897.

Schejtan-ul-Ali. — Poetische Stichproben. Von Schejtan-ul-Ali. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1897.

Schiller-Tietz. — Neue Wege der Gährkunde und die Maltonweine. Von Schiller-Tietz. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1898.

Schlaf. — Walt Whitman. Lyrik des chat noir. Paul Verlaine. Von Johannes Schlaf. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr). 1897.

Schröder. — Die Rechtsunsicherheit der Volksschullehrer und der Schulbureaukratismus. Beleuchtet durch den Fall Zillig in Würzburg. Von F. A. Schröder. Leipzig, Alfred Hahn. 1898.

Schubert. — Frauengestalten aus der Zeit der deutschen Romantik. Von Dr. Joh. Schubert. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1898.

Segger. — Executiv-Polizei und Publicum. Ein Wort zur Klärung und gegenseitigen Würdigung von J. Segger. Hann. Münden, Reinhold Werther. 1898.

Siegfried. — Um der Heimath willen. Novelle von Walther Siegfried. Berlin, Schuster & Löffler. 1898.

Simon. — Friedrich Haase. Eine dramaturgische Studie von Otto Simon. Mit einem bisher noch nicht veröffentlichten Jugendbildnisse Haases. Berlin, Alexander Duncker. 1898.

Sohm. — Die sozialen Aufgaben des modernen Staates. Von Rudolph Sohm. Leipzig, O. de Liagre. 1898.

Sommerfeld. — Blond und Schwarz. Ein Gedichtbuch von A. v. Sommerfeld. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1896.

Tag, Ein. — Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1898.

Toepfer. — Die Herkunft unserer Zierpflanzen. Von Dr. H. Toepfer. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1898.

Torresani. — Schwarzgelbe Reitergeschichten von Carl Baron Torresani. Dritte, durchgesehene Auflage. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1898.

Vesme. — Geschichte des Spiritismus. Von Caesar Bandi Ritter von Vesme. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen und mit Anmerkungen versehen von Feilgenhauer. Erster Band: Das Alterthum. Leipzig, Oswald Mutze. 1898.

Voß. — Bergasyl. Eine Berchtesgadener Erzählung von Richard Voß. Dritte Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1898.

Walcker. — Die Kompetenz der Religion, der Ethik, des Patriotismus, der Verfassung, Gesetzgebung, Justiz, Presse, der Vereine und der öffentlichen, nationalen und internationalen Meinung mit besonderer Berücksichtigung der Frage der Beleidigungen und der Pressfreiheit. Von Dr. Karl Walcker. Leipzig, Arwed Strauch. 1898.

Witkowski. — Die Handlung des zweiten Teils von Goethes Faust. Akademische Antrittsvorlesung von Georg Witkowski. Leipzig, Dr. Seele & Co. 1898.

Woerl's Reisehandbücher. — Führer durch die Haupt- und Residenzstadt Dresden. Herausgegeben von Leo Woerl. Mit Plan der Stadt. 15. Auflage. Würzburg und Leipzig, Woerl's Reisebücherverlag.

Wolzogen. — Vom Peperl und anderen Raritäten. Von Ernst von Wolzogen. Paris, Leipzig u. München, Albert Langen. 1898.

Zardo. — Poesie varie. Tradotte dal tedesco da Antonio Zardo. Firenze, Successori le Monnier. 1898.

Zenger. — Die Meteorologie der Sonne und das Wetter im Jahre 1888, zugleich Wetterprognose für das Jahr 1898. Von Professor K. W. Zenger. Prag, in Commission bei Fr. Rivnác. 1898.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Stillleben.

Von

Adalbert Meinhardt.

[Nachdruck untersagt.]

„So, das wäre also vorbei," sagte die eine von den zwei Mädchen, die auf dem Bootsteg am Wasser standen, und sie wies auf den leuchtenden Wiederschein der untergehenden Sonne, die sich in den Fenstern der gegenüber liegenden Häuser spiegelte und nun aus einem nach dem anderen verschwand. Ihre Genossin schmiegte sich noch fester an sie und faltete die Hände wie flehend um ihren Arm. Sie blickte nur auf das Gesicht der Freundin, während Jene ins Weite hinaus sah. Die große, freie Wasserfläche, kaum vom Abendwind gekräuselt, färbte sich tiefroth. Wo ein kleiner, geschwinder Dampfer die Fluth durchzog, da gab es eine schmale Furche, bald goldig glänzend, bald violett und wie von weißlichem Schaum gesäumt. Und die Dampfwolke, die über dem niedrigen Schornstein hing, war von einer unbeschreiblichen Färbung, roth, rosa, lilla, grau vom niedersinkenden Dunkel und blieb doch durchsichtig weißes Wölkchen und hob sich licht ab von dem Himmel dahinter, während die Ufer mehr und mehr sich mit verschleierndem Duft umhüllten. Nun kam vom nahen Nest herüber ein Schwanenpaar. Auch auf dem weißen, stolzen Gefieder lag ein rosenrother Abglanz, und die Jungen, die im Zuge hinter den beiden Eltern schwammen, trugen auf ihrem unscheinbar graulichen Federkleide allerlei undefinirbare Reflexe von violett und rosen- und goldroth. An dem Holzsteg, auf dem die Mädchen in ihren hellen Kleidern standen, machten die Alten Halt, sie reckten die Hälse und sahen sich um; sie schienen zu warten, ob sie von oben nicht eine Gefahr bedrohen könne. Dann duckten erst der Schwan, darauf das Weibchen die zierlichen Köpfe und schwammen unter dem Stege durch, und die Jungen, die noch so klein waren, daß sie sich nicht zu bücken brauchten, machten es nach ihrem Beispiel und schwammen hinterdrein, eins nach dem andern.

Die Größere von den beiden Freundinnen, eine leichtbewegliche, schlanke Gestalt, hatte sich auf die Knie geworfen und bog sich zum Wasser, die Hände ausgestreckt, und versuchte, den Thieren, wie sie unter dem hölzernen Stege

hervor kamen, die weißen Hälse leise zu streicheln. Der Schwan sträubte Flügel und Federn, kampfbereit richtete er sich für einen Augenblick auf im Wasser; es sah prächtig aus und bedrohlich. Da Jene aber die Hand zurückzog, glättete sich sein gesträubtes weißes Gefieder. Wieder als ein würdiger Hausherr, mit stolzer, vornehm abweisender Miene, zog er an der Spitze der Seinen am Ufer hin. Die niederhängenden grünen Zweige der Trauerweiden streiften die weißen, schlanken Hälse. Unter dem etwas größeren Bootsteg, ein paar Schritte weiter, der von der Straße ausgeht, verschwand der ganze Schwanenzug, erschien jenseits, blieb eine kleine Weile sichtbar, duckte sich wieder unter dem nächsten der Gartenstege, tauchte unter, erschien aufs Neue, bis ihn der Nebel des sinkenden Abends und eine Biegung der Uferlinie aus dem Sehfeld schwinden machte.

Das Mädchen war von ihren Knien aufgestanden. Sie trat zu der Freundin und faßte sie mit hartem Griff bei beiden Schultern. „Kannst Du Dir das denken, Du, daß es vorbei ist, daß man weiter leben kann, und doch die Schwäne und das Wasser und das grüne Kirchthurmdach gegenüber, und dort rechts die drei Brückenbogen, Alles, was man sah sein Lebelang, nie wieder sieht? Du kommst morgen zurück auf den Steg. Grüß mir den Schwan. Und so oft Du ihn siehst und so oft Du hier stehst, so oft denke an mich. Ich befehle es Dir, Ellen, Du mußt es. Wenn ich nicht mehr da bin, ein Gedanke von mir, an mich, soll hier sein, an dieser Stelle. Ein Stückchen von mir wird doch hier bleiben, so ein kleines Herzensstückchen, dessen Fehlen man kaum spürt, im ersten Anfang. Und dann merkt man es erst, und es bleibt ein ungestilltes Sehnen, so lange man lebt."

„Nora," bat die Kleinere, „Nora, geh' nicht fort!"

Nora bückte sich und küßte sie. Stürmisch, leidenschaftlich, rasch that sie das, wie Alles, was sie that. Aber sie sprach kein Wort dabei. Und so lehnten sie wieder an einander und sahen hinaus. Es dunkelte vollends. Auf der großen Brücke flammten die Gaslaternen auf. Aus dem hübschen Holzbau daneben, halb Bad, halb Sommervergnügungsinsel, leuchtete ein weißer Strahl elektrischen Lichtes. Rings an den Ufern, die das seeartig weite Becken im Viereck umzogen, wurden die Laternen entzündet; eine Feuerlinie säumte im weiten Kreise bald die Fluth. Und nun kam da drüben, neben dem vorher so grünen Kirchthurm, der jetzt sich kaum im grauen Dunkel mehr deutlich abhob, ein hellerer Schein hinter den Häuserdächern hervor. Kaum eine Linie erst, allmählich höher rückend ein großes Halbrund, roth gefärbt; noch höher eine runde Scheibe, ganz frei von den Häusern jetzt, hart am Kirchthurm, gelb wie Gold. Und weiter steigend aus den Dünsten, die ihn fabelhaft vergrößert, erhob sich mild der Mond am Himmel, und sein Licht aus Roth in Gold, aus Gold in Silber sich allmählich wandelnd, legte sich wie eine weiße Märchenstraße über die Wellen gerade herüber zu den zwei Mädchen.

Nora sah mit den weit geöffneten dunklen Augen dem Mond ins Gesicht; aber die großen Tropfen rannen ihr, wie Perlen glänzend vom Mondlicht, über die Wangen ungehemmt nieder.

„Geh' nicht fort," bat Ellen. „Sie freuen sich Alle, wenn Du ja sagst und bleiben willst. Nicht ich allein. Sondern Alle, Alle — auch Deine Eltern."

„Auch meine Eltern . . .," wiederholte leise die Andere. Sie sagte es mit einem Ton, in dem das Weinen mit Lachen stritt. Im nächsten Augenblick lachte sie wirklich, ein übermüthiges, lustiges, gar nicht endenwollendes Lachen. Denn auf einmal war die Schwanenfamilie — sie hatten sie nicht kommen sehen — wieder unter dem Steg, und der Schwan, der wohl den Kopf zu den Mädchen erhoben, war mit seinem Halse an eine morsche Stelle des Holzwerks gerathen und hing nun mit eingeklemmten Federn halb auf, halb über dem dunkeln Wasser. Das Weibchen schlug mit den Flügeln, die Jungen plätscherten rund herum, die ganze Sippschaft war in Verzweiflung, rang gleichsam die Hände über den Unfall des Herrn und Gebieters. Nora lag schon wieder auf ihren Knien, sie hielt den Kopf des sich gewaltsam sträubenden Thiers und küßte es und lachte dabei. „Mein Schwan, sei ruhig, Dir soll nichts geschehen! Komm, Ellen, hilf mir. Du mußt versuchen, den Nagel da aus der Planke zu ziehen, daß wir das Holz etwas heben können. Geht's nicht? Das arme Thier, wie es sich anstrengt, sich frei zu machen. Es wird sich verwunden, wenn wir nicht helfen. Da, nimm hier mein Taschenmesser, aber rasch, sonst ist es zu spät."

Sie hatte ein Messer, wie Männer es tragen, ihrer Genossin hingeworfen, die nicht sehr geschickt an einem der Nägel grub und bohrte. Aber bevor Jene nur halb fertig war mit der Arbeit, riß sie selber an der Holzplanke und hob sie, daß der Schwanenhals Platz bekam, sich zu befreien. Mit gesträubtem Gefieder rauschte das schöne Thier von dannen, die anderen folgten wie auf eiliger Flucht, und das Mondenlicht, dessen stillen Streifen sie kreuzten, schien durchbrochen und ausgebreitet; es war, als trügen sie auf ihren Flügeln, den schlanken Hälsen von dem Silber mit sich fort, und weithin, wo die Fluth schon dunkel lag und schwärzlich, leuchtete es blitzend weiß auf, wenn ihr Zug die Wellen furchte.

Nora lehnte an der Holzbrüstung. „Leb' wohl, leb' wohl, mein lieber Schwan," sang sie mit einer tiefen Altstimme, die weich und voll über das Wasserbecken hinklang. Und dann plötzlich sich unterbrechend: „Es war ein Prinz," flüsterte sie geheimnißvoll, „ein verzauberter Prinz, und mein Kuß hat den Zauber gebrochen. Bald tritt er vor mich in all' seiner Schönheit, mit Scepter und Krone, und nimmt meine Hand; ‚Jungfrau Eleonore von Asten', wird er sprechen, ‚für die gute That, daß Du mich befreitest, sollst Du belohnt werden. Keine Noth wird Dich fürder bedrücken, keine Fremdheit unter den Nächsten. Du sollst Königin sein und glücklich.' Und darauf wird er mich mit sich führen in sein wonnesames Schloß."

„Ach, laß den Prinzen," rief die Freundin, „er mag sein, wer er ist, wenn er Dich doch nur fortführen würde. Ich will, daß Du bleibst. — Sag', Nora," sie nahm ihre beiden Hände, „sage mir einmal die ehrliche Wahrheit. Es ist nicht nur, weil Du Dir es so wünschest, Deine Stimme auszubilden, sondern vielmehr Deine Eltern . . . die Stiefmutter . . . Du gehst ihretwillen?"

Nora machte sich los von den haltenden, bittenden Händen. „Still," flüsterte sie, „es muß ganz still sein, wo sich ein Märchen begeben soll. Wenn Du sprichst, kann der Prinz nicht kommen. Horch, was war das? Man hört keine Uhr hier. Die drüben vom St. Georger Kirchthurm ist zu weit entfernt. Was meinst Du, kann es schon Mitternacht sein und Geisterstunde? Vielleicht kommt er jetzt."

Sie horchten beide unwillkürlich.

Aus dem Mondstreifen heraus kam ein Boot. Mit langen, gleichmäßigen Ruderschlägen näherte es sich, ward deutlicher, größer. Es hielt gerade auf ihren Steg zu. Und der die Ruder führte, ein junger Mann mit einem großen, blonden Bart, griff nach dem Geländer, als ob er gleich hier aussteigen wollte. Ellen faßte den Arm der Genossin, sie fort zu ziehen.

„Bleiben Sie," rief er rasch, „ich will wissen, wer eben gesungen hat?" Er sah dabei beide mit suchendem Blick an. „Sie haben etwas in Ihren Augen," sagte er zu Nora, „das zu der wunderbaren Stimme passen würde, etwas wie Leidenschaft und Leiden. Aber auch um Ihr blondes Köpfchen," er wandte sich Ellen zu, „um Ihre Lippen schwebt Musik, eine stillere Weise aus anderer Tonart. Vielleicht eine süßere, die den Menschen glücklicher macht. — Sie müssen wissen," fuhr er fort und lehnte sich an das Holzgeländer, wie zu gemächlichem Plaudern mit guten Freunden: „Ich bin heute Abend zuletzt in Europa, morgen mit dem allerfrühsten geht mein Schiff ab. Wer weiß, wie das Schicksal ist, das mir droben im unbekannten Nordmeer bevorsteht, ob es Gelingen und frohe Heimkehr heißen wird oder Vergehen, Vergessenwerden. Ich nahm mir das Boot und ruderte, mich noch einmal heimisch zu fühlen in der schönen Stadt, obwohl ich sie nicht kenne. Der Mond schien so märchenhaft, ein paar Schwäne rauschten wie gejagt mit gesträubtem Gefieder dicht an mir vorüber. Dann klang über die Wasser das Singen . . . Ich mußte, ob ich wollte, ob nicht, dem Klange folgen. Ich sah zwei lichte Märchengestalten und kam zu euch, vielholde Feien. Sagt ihr mir die Zukunft, sagt mir, wer seid ihr? Und wo bin ich? Im Feenlande?"

„Sie sind in Fontenay," sprach Nora. Ellen zupfte sie wieder am Aermel; sie hätte dem wunderlichen Fremden nicht antworten sollen.

„Also richtig, ein unbekanntes Land, das bei Tage überhaupt nicht existirt. Ich hörte von Fontenay aux Roses, nahe bei Paris. Dieses hier sollte man Fontenay der Lilien nennen, der weißen, schlanken Wasserlilien und Rosen. Hier," er bückte sich in sein Boot und nahm vom Grund ein paar Nymphäen mit langen schlüpfrigen, grünen Stengeln, „die pflückte ich mir dort weiter draußen. Ich lasse sie euch zum Angedenken an diese Stunde. Aber die von euch, welche vorhin sang, soll die Wasserlilie bewahren. Und ob sie jetzt auch geschlossen und stumm ist, bei ihr wird die Knospe sich wieder aufthun, wird ihr von mir viel Heimliches sagen und weiß und leuchtend und ohne Welken weiter blühen zur Erinnerung und als mein Dank."

„Sind Sie ein Zauberer," fragte Nora, „daß Sie das bewirken können?"

„Vielleicht, ein wenig. Es kommt bei solchen Zauberstückchen nicht nur auf den Geber an. In welcher Stimmung, mit welchen Gefühlen der Empfänger die Gabe nimmt, ob er sie heilig hält und lieb, ob er sie fortwirft und vergißt . . . Wenn wir uns einmal wiedersehen, hier zur Nacht, am gleichen Abend, zur gleichen Stunde — dann werde ich wissen, welche von Ihnen gesungen hat."

„Wenn wir uns einmal wiedersehen!" sagte Nora, „ein großes Wenn! Sie reisen morgen früh, ich auch. Und wann ich wieder kommen werde, ob überhaupt jemals . . ."

„Aber Sie bleiben?" fragte er, sich an Ellen wendend. „Ja, das sieht man Ihnen an. Sie haben ein Gesicht wie Heimath und Ausruhen. Gut also, erwarten Sie mich hier am Steg, am fünfzehnten August um Neun —" er sah auf seine Uhr: „nein, es ist schon später, bald zehn Uhr Abends. Im nächsten Jahre, oder im zweitnächsten oder im dritten. Ich komme ganz sicher einmal. Wenn ich lebe, heißt das. Und wenn nicht — süße Feien, so lang ich noch lebe, werde ich eurer in Liebe gedenken. Doch, daß ich es besser kann, an Jede einzeln, sagt mir, ich bitte euch sehr — eure zwei Namen."

„Eleonore," klang es im gleichen Augenblick von den Lippen der beiden Mädchen.

Er sah erstaunt in die blauen Augen der Einen, in die dunklen der Anderen.

„Gut," sagte er nach kurzem Besinnen, „auch das ist gut so. Ich soll also weiter nichts von euch wissen, als daß ihr Jede hold und schön seid. Ich nehme es als gutes Omen, daß mir am letzten deutschen Abend zwei so liebe, liebe Gestalten begegnen durften. Lebt wohl, Leonoren, ich küsse euch beide in meinem Herzen."

„Aber," sagte Nora und bog sich, da er schon vom Land stoßen wollte, über das Geländer zu ihm, „Sie müssen doch auch uns es sagen, der Sie von dem Schwan gesandt sind; wie heißen denn Sie?"

Er lachte. „Wie ihr mir, so ich euch." Und im Davonrudern sang er mit einer wohllautenden, doch wenig geschulten Baritonstimme:

„Nie sollst Du mich befragen,
Noch Wissens Sorge tragen,
Woher ich kam der Fahrt,
Noch wie mein Nam' und Art!"

„Also Lohengrin?" rief Nora.

„Lebt wohl, Leonoren," klang es über das Wasser zurück; das Dunkel hatte ihn fast schon verschlungen.

Die beiden Mädchen blieben noch einen Moment auf dem Stege. Dann wandten sie sich, nach Hause zu gehen. Ein schmaler Pfad führte durch das verwilderte Gärtchen zur hölzernen Pforte, zu der sie Jede den Schlüssel hatten. Ellen öffnete und schloß wieder zu. Sie sprachen dabei nicht. In der dunklen Allee, die an dem Geländer hinführt, wandelten ein paar Liebespärchen, auf der Wiese dahinter lag der weiße Abendnebel, in dem die Füchse sich baden sollen, wie's im Volksmunde heißt. Die Mädchen gingen still,

dicht neben einander, aber ohne sich zu berühren. Und als sie die Wiese umgangen hatten und zu den zwei Gartenpforten kamen, die zu zwei niedrigen Landhäusern führten, unter tiefgehenden Schindeldächern, grün bewachsen und altmodisch bescheiden, wie sie nahe an der Stadt nur auf diesem, durch Erbgesetze geschützten Terrain noch stehen blieben, da sahen sie einander an und sahen die Häuser an und kehrten um, ohne Worte, noch einmal den Weg zurück zu machen, durch die Allee am Wasser hin. Diesmal aber nahm Nora Ellen's Hand und zog sie in ihren Arm und preßte sie an sich.

„Er sagte," begann sie, „es sollte ihm ein gutes Omen sein, ehe er in das Fremde, Neue hinaus zieht, daß er uns beide hier gesehen hat. Wäre mir es doch auch eins! Aber ich fürchte, der Schwanenprinz hat für mich vielmehr die Bedeutung, daß alles Schöne, Lustige, Liebe rasch vergeht, wie Lohengrin uns eben entschwand. Da, nimm Du auch meine Wasserrose, behalte sie beide, Du wirst sie sorgsamer aufbewahren, als ich es könnte. Du wirst den Tag Dir auch eher merken und wirst jedes Jahr hier zum Stelldichein kommen."

„Aber Nora, er meinte mich gar nicht. Du warst's, die sang."

Nora schüttelte ihren Kopf: „Deine Augen," sagte er, „schienen ihm eine beglückendere Melodie zu verheißen. Er ist klug. Glück für mich und Andere, wie sollte ich es bringen können? Ich, die es nicht kenne . . ."

„Nora," bat Ellen, „wenn Du doch fühlst, daß Du auch in der Fremde nicht glücklicher sein wirst, warum sagtest Du dann vorhin, Du würdest nie wieder kommen?"

Die Freundin blieb stehen. Durch einen Schleier von Gezweigen sah man das weite, stille Wasser mit dem Mondschein und den kleinen Lichtern von Häusern und Brücken.

„Wie schön das ist," sagte sie leise, „wie leidenschaftlich ich es liebe!" Und dann, nach einer kurzen Pause, fügte sie mit veränderter Stimme kühl hinzu: „Du hast recht, ich kann nie ganz glücklich werden. Da will ich lieber noch fremd in der Fremde sein als zu Hause, will frei sein, meine Arme regen, mir ein eigenes Leben erbauen, in dem ich nicht müßig abseits stehe und mich überflüssig fühle."

„Ueberflüssig! Nora — und ich? Denkst Du gar nicht an mich? Willst Du all' unsere Zukunftspläne allein ausführen, allein berühmt werden? Denn Du weißt, ich bin nichts ohne Dich."

„Ach, für Dich ist's auch besser, wenn ich fort bin. Deine Großmutter fürchtet so schon, ich könnte Dich rebellisch machen. Und wenn mir das auch schwerlich gelingt — denn Du bist ihr viel zu ergeben dazu — wenn Du auch stetig in dem beschränkten, festen Kreis bleibst, in den sie Dich bannt — Du hast Deinen Fleiß, Deine eigensinnige Lesewuth, Du wirst Dich ganz in Deine Bücher vergraben, bei denen ich Dich nur störte. Ich aber will hinaus gehen, versuchen, ob ein Mädchen, das nicht dumm ist und nicht talentlos, auf eigenen Füßen es zu etwas Rechtem und zur Selbstachtung zu bringen vermag."

„Aber sage, Deine Stiefmutter . . . Sie hat etwas gesagt, was Dich forttreibt? Etwas über Doctor Küster?"

Nora seufzte. Sie ging bis zu dem Geländer des Grasgärtchens am Wasser, in dem sie vorhin gewesen waren und setzte sich, ohne einzutreten, von draußen auf die hölzerne Planke. „Komm," sagte sie, „setze Dich zu mir her. Ich muß wohl versuchen, Dir's zu erklären, da Du es ohne das nicht verstehen willst. Nein, sie hat mir nichts gethan. So wenig wie er. Es sind beide brave Leute. Was können sie dafür, daß sie sie sind? Und was kann ich dafür, daß ich ich und von anderer Art bin? Siehst Du, Ellen, es gibt Menschen wie Du selbst, wie Frau Elsa und dieser Doctor, die gehen in ruhigen, geglätteten Bahnen, denen fügt sich Alles behaglich. Sie begreifen es auch nicht, wie's anders sein kann. Und es gibt Andere, wie ich, denen einmal irgend wann der grade Faden zerrissen wurde, denen wird ihr Lebensgespinnst nie und nie, gäben sie sich auch noch so viel Mühe, wieder ganz glatt und fehlerlos dahin gleiten. Wenn wir nicht von Vaters Seite so etwas wie Cousinen wären, Du und ich, und nicht den gleichen Vornamen trügen, man sollte es nicht glauben, daß wir uns verständigen könnten; Du bist zufrieden mit dem, was Du hast. Das kleine Haus da, Deine kleine, alte Großmama, Beschränkung in Allem, bescheidenes Leben, bescheidene Aussicht in die Zukunft, höchstens die Hoffnung einmal, so einen Mann, wie dieser Doctor ist, zu bekommen — mir graute davor, doch Dir ist's ganz recht."

„Und weil Dein Vater einmal eine hervorragende Stellung hier inne hatte und Vermögen wie Stellung verlor, und weil Deine wunderschöne, verarmte Mutter den zweiten Mann geheirathet hat, der nun, nach ihrem Tode, sich eine reichere zweite Frau nahm, darum . . .?"

„Ja," rief Nora, „nur darum. Ist's nicht verwickelt und unnatürlich, daß sie meine Eltern heißen, die beiden, von deren Blut in meinem Blute nicht ein Tropfen rinnt? Sie würden mir geben, was ich begehrte. Aber ich müßte mich dafür bedanken; es gehört ja nichts mir zu eigen, fraglos wie ihren rechten Kindern. Sie wollten mir in dem neuen Haus, das sie sich bauen, mein eigenes Zimmer einrichten, wollten mir sogar Lehrer bezahlen, daß ich hier bliebe. Ich dürfte dann in ihren Abendgesellschaften singen, gehorsam und höflich, wenn sie es wünschen. Aber nur so, wie sie es wünschen, und nicht für mich und nicht für Alle. Und ich brauche Freiheit für mich und brauche Beifall von einer Welt, von Kennern, von Großen. Ich will ich sein, nicht die Tochter von fremden Leuten, noch die Frau eines braven Mannes, der mich vielleicht lieb hat, der aber doch auch nicht von meiner Art ist. Ja, wenn der Lohengrin da eben gesprochen hätte, ich sollte mit ihm an den Nordpol fahren oder den Südpol, ich hätte mich nicht viel besonnen und wäre Augenblicks mit ihm gegangen. Aber so ein junger Arzt, mit dem Bestreben rasch vorwärts zu kommen, ohne irgend wo Anstoß zu geben . . . Uebrigens hat er mich gar nicht gefragt, wie Du weißt. Seinetwegen kann ich gehen, er liebt mich nicht, weil ich vermögenslos bin. Und es ist, wie es ist. Und es läßt sich nicht ändern."

„Kismet," sagte Ellen. „Man erzählt, eine Vorfahrin Deiner Mutter, von der ihr beide das Aeußere erbtet, sei aus Kleinasien, sei Mohammedanerin gewesen. Vielleicht hast Du von ihr auch diesen traurigen Fatalismus. Ich an Deiner Stelle, ich würde versuchen . . ."

„Ja, Du! Nach einem halben Jahr wärst Du der Stiefmama zur Hand als ihre gefügigste Dienerin. Und noch ein halbes Jahr darauf, dann wüßte überhaupt kein Mensch mehr und kaum Du selber, daß Du einmal einer Anderen als Frau Elsa Müller Dich und Deinen Willen untergeordnet."

„Hältst Du mich für so wankelmüthig?"

„Nein, Du bist treu, das weiß ich am besten. Aber Du bist zugleich fügsam und selbstlos. Alles Mögliche, was ich eben nicht bin und nie sein kann. Komm," sagte Nora und setzte dabei mit einem knabenhaften Schwung die beiden Füße über das Geländer hinüber in das schon nächtlich feuchte Gras des Gärtchens am Wasser; „wir wollen noch einmal hinaus auf unseren Steg, vorhin hat uns der Lohengrin in unserer Abschiedsstunde gestört. Die zu Hause können warten."

Ellen schloß gesittet die Thür auf und folgte der ungestümeren Freundin.

„Wie sonderbar das ist," sagte Nora, sich zu ihr umkehrend, als sie ihr auf den Steg hinaus nachkam; „weißt Du noch, ich sagte vorhin: das ist vorbei. Und dann kam der Schwan und der Schwanenprinz. Wir erlebten ein Abenteuer. Ich sagte wieder: So, das ist zu Ende. Und nun stehen wir doch noch einmal hier draußen. Ob es nie aus ist, bis man selber aufhört zu leben? Ob man nie etwas abschneiden kann, sondern immer das Gewesene wiederkehrt und uns beeinflußt? Ohne meine Liebe zu diesem Wasser, von dem ich mich gar nicht trennen konnte, wäre das Lohengrin-Erlebniß nicht gewesen. Und ohne den Lohengrin, der mich zum Wiederkommen bereden wollte, hätte ich Dir so lang und breit es schwerlich auseinander gesetzt, weshalb ich so bald nicht wieder komme."

„Aber," rief Ellen, „Lohengrin hat Dich nur gebeten, um die gleiche Stunde wieder hier am Steg zu stehen. Ich, die ich mehr Macht über Dich mir einbilde zu besitzen als so ein fremder Schwanenprinz, ich bestimme Dir nicht Tag und nicht Stunde und auch nicht das Jahr. Aber ich sage es Dir, Du mußt kommen, einmal, wann immer, und mir so nahe sein wie heute und mir erzählen, was Du erlebt hast und was Du gelitten. Nein, nicht gelitten, was Du erreicht hast. Denn ich beschwöre Dich, meine Nora, da bei dem Mondschein und bei dem Schwan und bei unserer Kinderfreundschaft — Nora, bleibe, die Du bist für mich, aber sonst — o, werde anders — werde glücklich!"

Nora bückte sich zu der vor Erregung Zitternden: „Wie Du Dich exaltirst! Als ob Glück so nothwendig wäre. Es geht auch ohne das. Und ich kann Dir's nicht versprechen, und ich glaube nicht daran, daß ich urplötzlich auf dem Conservatorium ein ganz anderes Menschenkind anziehen werde. Vielmehr ich will es Dir geloben, und Du darfst es mir glauben, denn es wird so sein, weil ich selbst, so sehr ich es wollte, daran doch nichts zu ändern vermöchte: ich bleibe auch in der Fremde dieselbe. Die alte Nora, die Du kennst, mit all' ihren Fehlern, zu denen weit eher noch neue kommen, als daß sie die früheren sich abgewöhnte. So, und nun, da es doch einmal sein muß: Gute Nacht Mond und Wasser, gute Nacht Heimath, gute Nacht meine Jugend! Auch das Andere kann ja vielleicht gut sein; gehen wir der Zukunft entgegen."

„Ja," sagte Ellen, „wenn Deine gut wird, so ist es meine auch." Sie wandten sich beide gleichzeitig zum Ausgang. An der Pforte zog diesmal Nora ihren Schlüssel aus der Tasche; erst schloß sie halb zu, dann nahm Ellen den ihren, steckte ihn ins Schloß und drehte ihn vollends darin um. Es war eine symbolische Handlung, mit der sie früher, als romantische Kinder, sich ihr besonderes Reich gemeinsam verwahrt, Alles, was sie da drinnen gesprochen, geträumt, gedichtet, geheimnißvoll vor entweihenden Mitwissern versiegelt hatten. Sie thaten es heute aus Kindergewohnheit und doch zugleich mit dem alten Gefühl. Und sie gingen auch wie früher Hand in Hand, ein wenig mit den Armen schlenkernd. In den dunklen Alleen sahen sie keinen Menschen mehr, selbst für die Liebespaare, die sonst die stillen Wege aufsuchen, war's schon zu spät. Erst an dem Eingang zu den zwei Häusern, in denen sie nahe bei einander gewohnt, seit sie beide denken konnten, ließen ihre fest verschlungenen Hände sich los.

„Gute Nacht," sagte Nora rasch, und ohne einen Blick zurück trat sie in ihr Haus.

Ellen stand noch, ihr nachzusehen. Nebel auf der Wiese, über dem Wasser, ein Nebel von Thränen vor ihren Augen und über der Zukunft das geheimnißvolle Dunkel, das kein Menschenblick durchdringt.

Nora ist fort. Ich habe sie an die Bahn begleitet und bin dann allein zurückgegangen. Und da sitze ich nun an dem Tisch vor meinem Fenster, an dem wir täglich, seit wir kleine Kinder waren, an dem wir noch gestern zusammen saßen. Im Schubfach meines Schreibtisches liegen die Entwürfe von Romanen und Dramen, die wir ausführen wollten. Die guten Ideen dazu kamen von ihr. Das Heft, das ich mit diesen Worten hier beginne, hat sie mir gegeben, daß ich von heute an, Tag um Tag, was ich denke und was ich erlebe, für sie darin niederschreiben soll. Nora! all' die leblosen Dinge, das Zimmer, der Tisch und Buch und Feder, spricht mir von Dir. Du aber, die dem Gleichgültigsten von ihrer Lebensfülle mitgab, wo bist Du, was denkst Du in dieser Secunde? Wenn Du da wärst — wie viel wüßte ich Dir zu sagen. Da Du mir fehlst, scheint es mir traurig und nutzlos, das Alles aufschreiben zu sollen. Ja, ich kann nicht einmal recht denken, Du gibst mir doch keine Antwort heute, die wieder neue Gedanken anregt.

* * *

Großmutter sah mich, als ich von der Bahn zurückkam, forschend an. Da sie bemerkte, daß ich rothe Augen hatte, wiegte sie ihren alten Kopf mit dem mitleidig spöttischen Lächeln, das ich so gut kenne. Und dann nahm sie ihre Arbeit wieder auf und sang und summte so vor sich hin:

„Trag' Du in der Jugendzeit
Immer getrost Dein junges Leid,
Und meinst Du, daß Dir das Herze bricht?
Junge Leiden, die tödten nicht,
Denn es stirbt sich nicht sogleich."

„Vielleicht," sagte ich. „Aber wenn auch Roquette behauptet, daß man nicht daran stirbt, glaubst Du, daß sie weniger weh' thun?"

Da wurden Großmutters Züge ernster, sie stützte ihre Stirn auf die Hand und sah zum Fenster hinaus in all' das grüne Lichtgeflimmer unter den Linden und dachte wohl an ihre eigene Jugend und hat mir darauf keine Antwort gegeben.

* * *

Ich bin unten am Wasser gewesen. Gestern Abend standen wir noch zusammen auf dem Steg. Die Sonne ging so gluthroth unter. Heute war's grau, ein wenig trübe, solche stille, stille Luft, die liegen bleibt über Bäumen und Wiesen und von keinem Wind bewegt wird. Mir war auch grau und bedrückt zu Muthe. Mitten in mir ist irgend etwas wie ein Nagen, wie ein Hunger. Manchmal vergesse ich es auf Minuten, und dann fühle ich es plötzlich, einen körperlichen Schmerz. Nora ist fort.

Dies ist das Erste, was mir sehr nahe geht in meinem Leben. Und Großmutter sagt: Junge Leiden, die tödten nicht. Das soll also heißen mit anderen Worten: Dies ist noch nichts, warte ab, was kommen wird, das wird Dich sehr viel ärger treffen.

Die Schwäne zogen am Steg vorüber, dieselben, die Nora gestern noch gegrüßt und geneckt hat. Sie zogen paarweise, Männchen und Weibchen. Ich bin allein, ohne meine Genossin. Was uns zusammengebunden hat, ist eine Mädchenfreundschaft gewesen — ist gar nichts, wie die Menschen meinen. Also jenes andere Band, das ich noch nicht kenne, hält viel fester, trennt sich schwerer. Ich fürchte, fürchte mich vor dem Leben und Allem, was es bringen kann.

Die Luft liegt so grau dort, daß auch jede Aussicht verhüllt ist, daß man nicht um eine kleine halbe Stunde weiter hinaus sieht!

* * *

„Als ich noch Gouvernante bei Lady Daisy war in Indien," erzählte Großmutter mir gestern Abend . . . Alle ihre Geschichten fängt sie mit dieser Einleitung an. Die gute Lady Daisy ist, seit ich denken kann, so etwas wie eine Gottheit für mich, allgegenwärtig und allwissend, hat jedes erfahren, was ich erfuhr, nur sich besser dabei benommen. Manchmal kamen mir schon Zweifel: Hat es wirklich existirt, dieses fehlerlose Fräulein, oder ist es nur ein Abstractum, das mein Großmütterlein klug sich erdachte zu meiner Erziehung? — Gestern also erzählte sie: „Lady Daisy besaß eine Freundin, die sie so sehr liebte wie Du Deine Nora. Als jenes Mädchen nach England geschickt ward, brachten wir sie noch aufs Schiff. Ich fürchtete mich sehr vor den Scenen und vor den Thränen, die folgen würden. Aber es ging ganz glatt vorüber. Mein junger, sonst so leicht gerührter Zögling weinte nicht einmal. Da wir von Bord zurückkamen und sie gar so still und stumm neben mir im Wagen saß, da mußte ich sie fragen: „Lady Daisy, wie ist es nur möglich, Sie waren doch so sehr ergriffen, wieso hielten Sie sich so tapfer, daß Sie nicht eine Thräne vergossen?"

„Ach," sagte Lady Daisy, „ach . . . wissen Sie, ich . . . ich konnte nicht weinen, denn, nämlich — ich hatte mein Schnupftuch vergessen."

Und ob sie nun eine Fabelgestalt ist oder wirklich vor fünfzig Jahren in Calcutta einmal gelebt hat — ich mußte lachen. Großmutter triumphirte natürlich: das sei die Moral dieser Kindergeschichte, daß ich lachen könnte. Und damit sei ihr Zweck glänzend erreicht.

* * *

Es sind drei Tage, seit sie fort ist. Heute wird sie in Mailand eintreffen, wo ihr Stiefvater sie selbst zu der Familie bringen will, bei der sie wohnen soll, so lange sie das Conservatorium besucht. Sie wird mir schreiben, morgen vielleicht oder übermorgen, wie Alles war, wie ihr die fremden Leute gefallen, wie ihre Stimme geprüft worden ist und was die Lehrer zu ihr sagten. Ja, sie wird es mir sicherlich schreiben. Aber wenn sie's mir noch so gut schildert, wenn das Jahr um ist und wir schicken einander, so wie wir es beschlossen haben, unsere beiden Tagebücher, kennt sie in meinem alle Menschen, sieht die Bäume und das Wasser und da jede Platte beinah im Pflaster der Allee, wo wir zusammen als Schulkinder gingen. Aber ich, wenn ich ihre Erlebnisse lesen werde, ich verstehe sie nicht und kenne die nicht, von denen sie spricht, und werde hundertmal fragen müssen: Wie war das? Wo war das? Wie sah's Alles aus?

„Es ist Deine erste Erfahrung," sagte Großmutter, „und ist im Grunde die tiefste, nachhaltigste, letzte, die jeder Mensch zu machen hat. Du klagst, Deine Augen seien zu schwach, um von hier bis nach Mailand zu dringen — weißt Du denn noch nicht, daß sie auch dazu zu schwach sind, um in Deiner Freundin Denken hinein zu schauen, wenn sie hier hart neben Dir stände?"

Nein, das nicht. So lange sie da war, sah ich, was sie fühlte, und fühlte es selbst mit ihr. Großmutter hat sie nie lieb gehabt, ihr so recht nie trauen wollen. Was ihr an Nora mißfallen konnte, ich begreife es nicht. Daß sie schöner ist als ich, klüger, stolzer, anziehender . . . ja, deshalb liebe ich sie ja gerade!

* * *

Richtig, ich sollte Erlebnisse schreiben, nicht nur Gedanken und Gefühle verlangte sie. Was habe ich denn erlebt in diesen Tagen, seit sie reiste? Einen Spaziergang mit Großmutter in der Allee rund um die Wiese. Eine Visite bei Frau Müller, Nora's Stiefmutter, und deren Kindern. Dann bin ich in der Stadt gewesen und habe lilla Seide gekauft, die Großmutter zu ihrer Stickarbeit brauchte. Und da — ich will auch das niederschreiben — auf dem Rückweg, schon hier nahe bei unserem Hause, in dem abgegrenzten Bezirk, in dem eigentlich fremde Leute ganz und gar nichts zu suchen haben, da begegnete mir der Doctor. Er grüßte. Ich that, als sähe ich ihn gar nicht. Was braucht er jetzt hier vorüber zu gehen. Ich hasse ihn! Vor vier, fünf Tagen, ja, wenn ich ihn da hier gesehen hätte, ich wäre auf ihn zugelaufen: Doctor, meinen Sie es ehrlich und lieben Sie Nora, so sprechen Sie! Glauben Sie's mir, wenn Sie nur sprechen, wenn Nora nur sieht, daß es

Ihnen sehr ernst ist, dann vergißt sie all' ihren Spott und ihren Hochmuth und selbst ihr Singen. Dann muß sie es merken, daß sie Sie liebt und sagt ja und bleibt hier. — O, wenn ich ihn nur getroffen hätte und hätte die Courage besessen, ihm das zu sagen!

Und wenn er mir dann geantwortet hätte, wie Nora behauptete, daß er's thun würde: Ja, ich liebe das Fräulein von Asten, aber heirathen möchte ich sie nicht, denn sie hat ja kein Vermögen.

Nein, das kann ich nicht von ihm glauben. Er ist nicht schön, das merke ich auch so gut wie Nora. Er hält sich schlecht und hat schlechte Manieren. Aber muß er deshalb niedrig denken? Er sah mich an, als er vorüber ging, so als hätte er sagen wollen: Du und ich, wir leiden jetzt gleich.

Wenn ich ihn noch einmal treffe, will ich nicht wieder so unhöflich den Kopf abwenden. Er thut mir doch leid.

* * *

Was sollen mir noch all' die italienischen Bände da auf dem Tisch. Um die Sprache zu lesen, verstehe ich so ziemlich genug. Zum Sprechen werde ich schwerlich kommen. Großmutter ist zu alt, um zu reisen, und ich, ohne sie, nach Italien . . . Nein, es ist nicht wahrscheinlich. Zum Singen wie Nora brauche ich die Sprache erst recht nicht. Ueberhaupt ohne sie haben die Stunden, hat Alles keinen Zweck mehr. Ich räumte die Lexika- und Aufgabenhefte auf die Seite. Nur ein Buch hatte ich übersehen, das liegt noch hier: Leopardi's Gedichte. Ich muß das Lied vom Ginster lesen. Sie behauptete, das niedrige Kraut, das in Wüsten, auf dem Schutt blüht, das wahllos zufrieden weiter wächst, wo der Wind seinen Samen hintrug, das sei mir ähnlich, sie selbst sei ein Mensch, wie das Gedicht ihn schildert, voll Dünkel, voller Fehler, der sich für die Ewigkeit geschaffen wähnt und nicht begreifen will in seinem Stolz, wie auch er nur ein Sandkorn im All ist. Aber Du, so sagte sie noch in den letzten Tagen, Du bist der Ginster und nichts Anderes. Ich habe versucht, mir die Verse zu übersetzen, so gut ich es kann:

Hier am dürren Abhang
Des schrecklichen Bergs,
Des Zerstörers Vesuvius,
Den kein Baum sonst, kein blühend Laub erheitert,
Da breitest du allein umher die Zweige,
Herbduftiger Ginster,
Zufrieden in Wüsten . . .

Aber ist es denn hier eine Wüste? Und ist mein armes Großmütterlein mit ihrem sanften, guten Gesicht und dem leisen Spottlächeln um ihre Lippen der Berg Vesuvius? Und bedarf es besonderer Entsagung, ist es ein besonderes Zeichen von Selbstlosigkeit, auf das ich mir viel einbilden dürfte, wenn ich bei ihr hier zu Hause bleibe? — Ich glaube doch, der Vergleich paßt so recht nicht.

Doch das Gedicht übersetzen — ja, das will ich versuchen.

* * *

Herr Müller ist von Mailand zurück. Er besuchte uns vor einer Stunde und brachte mir einen Brief und Grüße. In dem Briefe stand nicht viel, als daß sie sich jeden Tag nach mir sehnte, so wie ich mich nach ihr, meine, meine Freundin Nora! — Das Uebrige, die Thatsachen, die würde mir der Papa schon erzählen, meint sie. Ja der! Ich habe ihn ausgefragt, so viel ich konnte. Er hat mir auch pflichtschuldigst eine präcise Antwort gegeben auf jede Frage, wie die Männer dergleichen verstehen: wo sie wohnt, wie groß ihr Zimmer ist, genau nach Metern; aus wie vielen Gliedern die Schweizer Pastorenfamilie besteht, bei der er sie untergebracht hat; daß zwei andere Pensionäre jetzt mit ihr dort sind, ein Mann und ein Fräulein; daß für den Unterricht am Conservatorium jetzt zwar noch Ferien sind, wie der Professor es geschrieben hatte, daß er aber ihre Stimme sehr lobte und meinte, sie verspräche Größeres als die Meisten von den vielhundert Schülerinnen, die er Jahr um Jahr vorbereitet. Das sagte er mir, und ich glaube noch mehr. Und ich weiß doch trotz alledem gar nichts, nicht die Hälfte, nicht ein Atom von dem, was ich wissen möchte.

Der gute Herr Müller saß noch eine lange Weile gegenüber von Großmutter am Fenster. Und er wiegte seinen grauen Kopf, der so viel interessanter aussieht als der Mann selber es eigentlich ist, und seufzte: „Ja, so geht's in der Welt. Wer das gedacht hätte von dem Mädel. Mein Herzblut gäbe ich für sie hin in jeder Stunde. Und sie sagt: Dank schön, ich brauche es nicht mehr, und geht davon. Was habe ich denn jemals wollen als nur ihr Bestes? Wozu mich wieder verheirathet, als nur, damit sie eine Mutter bekäme und ein reicheres, schöneres Leben, wie sie's oft gewünscht hat? Aber so ist die Jugend von heute: Dankbarkeit kennt die nicht, nur ihren Willen, ihr heiliges Ich! Ja, wenn Alle wie Sie wären, Ellen!"

„O," sagte Großmutter und winkte mir, daß ich schweigen sollte, „die Jugend von heute ist darin nicht anders als die von vor dreißig, vor fünfzig Jahren. Auf Dankbarkeit rechnen ist überhaupt eine herzlich schlechte Speculation. Glauben Sie denn, daß hier meine Ellen viel an Dankbarkeit denkt? Und glauben Sie, ich wäre zufrieden, wenn sie nur aus pflichtgetreuer, öder Dankbarkeit hier bliebe? Es wäre das sehr undankbar von ihr, und ich bedankte mich schön für die Gnade. Sie hat mich lieb, und das ist das Beste, und das ist das Einzige, was wir von Kindern und jungen Freunden hoffen dürfen; wo wir dies holde Geschenk empfangen, da müssen wir dankbar sein, ja, wir, die Alten!"

* * *

Mein Großmütterlein! Wie gut das von ihr war, daß sie so energisch das falsche Lob von mir abgewandt hat. Von jeher hat es mich geärgert, wenn Nora's Wesen mit meinem verglichen und deshalb getadelt wurde. Die Leute sehen sie und mich, sie groß, schwarzäugig, strahlend schön und mich daneben, klein und farblos, und sie finden es ganz natürlich, wie verschieden wir aussehen. Daß zwei so ungleiche Menschenkinder dann aber auch verschieden sind, das will niemand begreifen. Als ob das Aeußere, Gestalt und

Stimme und Gesicht, im Verkehr mit der Welt uns nicht beeinflußte! Wer sie zum ersten Mal sieht, ist entzückt, bezaubert. Mich muß man zehn Mal gesehen haben, ehe man sich meine Züge überhaupt merken kann. Und wenn ich dazu noch mein Leben bedenke, immer gleich, im selben Gleise, und ihres daneben! Erst aus glanzvollem Reichthum in bedrückende Armuth, dann aus stolzer Entsagung mußte sie sich in zufrieden bürgerliche, wohlhäbige Verhältnisse gewöhnen lernen. Wir sind beide Waisen, das haben wir oft zu einander gesagt und gerührt uns umarmt bei den Worten. Aber was man darunter versteht, die Verlassenheit, den Schmerz des Verwaistseins, erfuhr sie, ich nicht. Sie kannte die Eltern schon, die sie verlor. Ich habe, seit ich denken kann, keine andere Liebe besessen als Großmutters und darum auch nie eine andere entbehrt.

Die Leute zucken über Nora die Achseln, weil sie vom Haus ging, unter Sänger und Künstlervolk, wie sie sagen. Nora verachtet mich ganz gründlich, die ich in der philisterhaften Enge hier zu Hause mich wohl fühlen kann. Großmutter blickt auf Frau Elsa Müller und ihren Reichthum, so tolerant sie sonst ist, mit ein wenig Spott hinunter. Denn meiner Großmutter Urgroßvater soll schon in Schottland ein hochgeehrter Kanzelredner gewesen sein und von einer uralten Familie, während Frau Elsa's Vater ein Detailgeschäft hatte. Dagegen sieht diese wieder auf uns herab, weil wir arm sind. Wie ist das nur — wo ist Recht, wo ist Unrecht? wer ist gut, wer ist schlecht? Ist es besser, sich in seine Lage fügen oder streben und vorwärts wollen? Ist es edler, alter Vorfahren sich zu rühmen, — oder soll man darauf gerade stolz sein, daß man selbst sich seine Stellung in der Welt schuf? Und wer entscheidet, und wer ist parteilos? Ich fürchte, jeder sieht seine Seite, nur die allein, und es ist keiner klug genug, auch die des Anderen anzuerkennen. Und ich, ich bin in meiner Heimath und möchte, wie gern! in die Fremde kommen. Ich lebe eng — ob ich nicht ganz zufrieden wäre, so ein schönes Haus zu besitzen, auch wenn mein Ururgroßvater vielleicht Krämer gewesen wäre? Ich meine: jede von den zwei Seiten könnte wohl ihr Gutes haben.

Und dann denke ich wieder: ist es denn schön, so parteilos zu sein, so kaltherzig alles zu überblicken? Wer seine Augen ausschließlich auf eine Seite gerichtet hielte, für die sich begeistert, für die lebt und stirbt, der müßte wohl kräftiger, glücklicher bleiben! —

* * *

Es schneit. Wie schön die Bäume aussehen mit ihrer weißen, glitzernden Decke. Nora hatte die Wiese da und unsere Alleen mit den alten Linden und Ulmen und das weite Wasser so lieb. Jetzt, wenn ich die wechselnden Beleuchtungen sehe, manchmal trübgrau, manchmal, beim Ostwind, das stahlharte Blau des Himmels und Wassers, jedes Ding in seiner Farbe, jedes Haus grellweiß oder roth und dann wieder alles von lichten Nebeln in einen bläulich rosa Schleier duftig verhüllt, daß ein poetisch verklärender Schimmer über der Stadt liegt, — dann denke ich oft, wie glücklich sie wäre, wenn sie es mit mir so sehen könnte. Und ich sehe alles doppelt, — für mich und für sie.

Und während ich es sehe, stelle ich mir vor, wie entzückt sie es beschreiben würde, sie, der die Gabe des Wortes gegeben ist, und ich mühe mich in Gedanken, es so zu schildern, daß sie glauben soll, es zu sehen, und suche die Worte und forme die Sätze und dichte mir's, wie ich es ihr schreiben will.

* * *

Mir wirbelt der Kopf vom ewigen Lesen über Leute, die etwas Großes geleistet haben, etwas, das ich nicht einmal begreife. — Mein guter Freund Ulrich von Hutten sagt über seine Zeit: O Jahrhundert! o Wissenschaften! es ist eine Freude zu leben . . . Mich dünkt, man könnte das heute auch sagen. Dies Jahrhundert ist so stolz wie ein anderes, nein, viel besser und reicher; es klingt wie ein Wunder, was Menschen Alles erfinden und können:

Ein Freundesgrüßen
Durcheilt die Meere,
Verbindet die Länder;
Im fliegenden Kahne
Hinauf in den Aether
Steigt kühnlich der Forscher;
Auf rollendem Rade,
Von Kräften getrieben,
Die unsichtbar walten,
Durchsaust man die Weiten,
Durchmißt man die Welt.
Der Aermste darf schauen,
Genießen und lernen,
Wie einst kaum der König;
Und alle Gedanken,
Und Märchen und Träume,
Jetzt werden sie wahr!
— Ich aber, ich bleibe
Hier abseits vom Wege,
Und sehe die Weite
Und ahne die Tiefe —
Ich fühle die Größe
Und bin nur ein Nichts. —

Das ist mir so in die Feder gekommen. Wozu, das wüßte ich selbst nicht zu sagen. Ich kann es ja nicht einmal Nora schicken, sie schreibt mir sonst wieder: Deine Verse eignen sich ganz und gar nicht zum Singen! —

* * *

Wären die Tage nur nicht so lang! Soll ich Clavier spielen? Sonst übte ich, um Nora zum Gesang zu begleiten. Für mich allein klingt mein Spiel mir wie Klimpern. Soll ich noch weiter Stunden nehmen? Sie mußte es thun, weil ihre Stiefmutter es verlangte, und der Hin- und der Rückweg mit ihr waren für mich schon ein Vergnügen. Jetzt finde ich die Wege traurig, das Geld für den Unterricht verschwendet. Wenn ich die Bücher, über die man uns Vorträge hielt, selber lese, lerne ich eigentlich mehr daraus. Nora hatte nicht Zeit zu lesen, überhaupt nie Zeit für sich. Zwischen den Stiefeltern, deren kleinem Kind, das sie nicht von sich lassen wollte, ihrem Gesang,

den geselligen Pflichten, war sie immer gehetzt, war immer in Eile. Ich habe so viel freie Zeit! — Wäre ich nur nicht ganz talentlos! Die Anderen malen und brennen und sticken und sind glückselig, wenn sie einen Teller oder ein hübsches Rückenkissen zu stande brachten. Ich — es ist nur, weil ich den Ehrgeiz habe. Sonst würde mein Lesen mir ja Freude genug machen. Aber immer nur lesen, lernen, in mich hineinsammeln, immer für mich, nur ernten und gar nichts ausstreuen, nichts säen, nichts für andere — Oft meine ich, ich ertrage es nicht länger!

* * *

Alle die Tage habe ich mir nun fest vorgenommen, Großmutter sollte nichts davon merken. Und dann, wie gewöhnlich, habe ich auf einmal den guten Vorsatz ganz vergessen und ihr gezeigt, wie mir zu Muth ist. Es war heute Morgen, ich hatte die Pflanzen am Fenster begossen und die abgeschnittenen Blumen in den Vasen neu geordnet. Nun wischte ich im Schrank die alten Raritäten ab, auch wie jeden Morgen, die Miniaturen aus Großmutters Jugend, die silbernen Stühlchen und Puppengeräthe und dann den Palankin, die Sänfte mit den Trägern von Elfenbein, die sie mit aus Indien gebracht hat. Als Kinder standen Nora und ich oft vor dem Schrank und dachten es uns als höchsten Gipfel der Seligkeit aus, die Sachen nur berühren zu dürfen. Wenn man aber täglich so ein Stück in der Hand hält und abstaubt und wenn es noch so schön geschnitzt ist . . . Jeden Tag, dachte ich, immer wieder, Großmutter sitzt dabei am Fenster, das Licht scheint ihr auf die weißen Locken, und sie stickt und lächelt und ist zufrieden. Denn sie lebte ja ihr Leben, sie war in Indien, sie kannte die Fremde und kannte Glück und kannte Schmerz und ist nun im Hafen.

Aber ich —

Ich setzte die Sänfte hin, warf die Schrankthür zu, daß das Glas klang und streckte die Arme aus mit dem Wischtuch: „So, damit wäre ich für heute fertig. Was soll ich nun thun!“

Großmutter sah auf von ihrer Arbeit, ganz erschrocken. „Kind, willst Du verzweifeln, weil Deine Gespielin von Dir fortging?“

„Verzweifeln nicht, ich weiß, ich darf nicht. Aber mir ist so leer und haltlos, ich kann nichts, ich bin nichts, ich weiß nicht einmal, was ich will. Denn, wenn ich hier bei Dir bleibe, Großmutting, und die Leute mich noch loben für meine Tugendhaftigkeit, — glaubst Du wohl auch, ich thäte es aus besonderer Tugend und brächte Dir damit ein Opfer? Ja, was könnte ich, was sollte ich denn draußen? Ich habe kein Talent wie Nora, keine zwingende Eigenart, kein „Muß“ in mir, das mir Noth und Entbehrung leichter erscheinen läßt als hier den Frieden. Ich könnte vielleicht Gouvernante werden, wie Du's in Deiner Jugend warst, — davon hast Du mir abgerathen. — Oder bezahlte Gesellschafterin bei einer fremden alten Dame. Da bleibe ich doch viel lieber unbezahlt zu Hause bei Dir.“

„Und das ist Dein ‚Ich‘ und das ist Dein ‚Muß‘ und Dein Talent. Und ist so stark wie jenes Andere und ganz so berechtigt. Meinst Du, irgendwelche

Menschen, Deine geliebte Nora zum Beispiel, seien so frei, sich das Leben einzurichten, genau, wie sie wollen? Das Leben kommt und packt sie an und stellt sie an den Platz, den sie nicht wählten. Glaubst Du, ich hätte mir's ausgesucht, hier in dem kleinen, baufälligen, gemietheten Haus als unbequeme Großmama Dir, armes Ding, zur Last zu leben?"

„Großmutter," rief ich, „so ist es ja gar nicht, Du mußt doch begreifen . . ."

„Schon gut, ich weiß ja, wie es ist, und daß Du mich lieb hast. Als ich jung war wie Du, da träumte ich mir ein sehr anderes Schicksal. Ich wollte Vicekönigin werden von ganz Indien und . . ."

Ich aber hielt mir die Ohren zu. Ich kenne das alles. Wie der alte Earl, der damals Vicekönig war, die junge, blonde Gouvernante seiner kleinen Nichte auszeichnete, wie sie sich vornahm, wenn er um sie anhalten werde, ja zu sagen und ohne Liebe, ohne Glück ihr Leben ihm und dem Volk zu opfern, den Armen, die sie sich einredete, besser zu begreifen, menschlicher behandeln zu wollen, als die Regierung es verstand. Und dann wie der junge deutsche Kaufmann dazwischen kam und aus dem schönen Plan nichts wurde . . .

„Großmutter," rief ich, „nächstens kann ich an Deiner Statt die Geschichten erzählen. Ich kenne sie alle in- und auswendig, als hätte ich selber sie erlebt, ich könnte sie aufschreiben, Wort für Wort."

„So?" sagte Großmutter und sah mich mit ihren klugen, durchdringend scharfen Augen eine Weile forschend an, — „so, meinst Du, das könntest Du? so, so. Nun, dann probir's doch."

„Großmutter, was meinst Du?"

„Genau was ich sage."

„Daß ich, ich es versuchen sollte . . . Und das traust Du mir zu? und Du glaubst, daß ich's könnte?"

„Wenn Du kein Talent hast, wie Du behauptest, so hast Du vielleicht doch andere Gaben, die manchmal das Talent fast ersetzen: Ausdauer, Fleiß und den Willen, etwas zu können. Erzähltest Du mir nicht von dem Ginster, der niedrigen Pflanze, die ein edler Dichter besungen, wie sie durch anspruchloses Beharren öde Strecken in Wälder voll Duft umwandelt? Dein Leben erscheint Dir so ein öder, kahler Bergabhang, ohne Schatten. Versuch's, pflanze, grabe, sieh, was Du kannst. Vielleicht ist's dann doch nicht ganz so leer mehr." — —

Heute Abend will ich die indischen Geschichten zu schreiben anfangen.

* * *

Ich habe seit Wochen in dieses mein Tagebuch keine Zeile niedergezeichnet. Wenn ich aufwachte früh am Morgen, stand es vor mir, was ich schreiben wollte. Und wenn ich den Haushalt abgethan hatte, die alte Jette wußte, was sie kochen sollte, und Großmutter an ihrem Fenster mit ihrer Arbeit und ihren Seiden installirt war, dann flog ich die kurze Treppe herauf in mein Zimmer hier im Giebel und setzte mich an diesen Tisch und schrieb und schrieb. Die Feder flog nur so über die Seiten, ich mußte ihr folgen, wohin sie führte. Wenn ich durchlas, was ich geschrieben, war's oft ganz anders, als ich es vorher mir ausgedacht hatte. Manchmal erschien es mir neu und gefiel mir.

Aber wenn ich am nächsten Tage es noch einmal las . . . Wie oft zerriß ich alle die Blätter und fing von vorn wieder an und zum dritten und vierten Mal wieder. Gestern bin ich fertig geworden. Es ist nur eine kurze Geschichte. Von einem jungen Mädchen, das Gouvernante wurde in Indien. Ich habe alles genau geschildert, wie Großmutter so hundertmal es mir erzählte. Aber als ich es ihr dann vorlas, da lächelte sie: „Das bist Du und nicht ich. Du hast Deine Sehnsucht nach der Fremde hineingebracht, die ich nie fühlte. Du hast eine Deutsche geschildert und ich bin Schottin, Du hast auch von Deinem modernen Wissen daran gethan. Ich bin, obwohl ich Erzieherin wurde, grenzenlos unwissend gewesen vor fünfzig Jahren."

„Ist es denn schlecht?"

„Es ist vielleicht eine Kindergeschichte," sagte sie. „Aber — nun ja, mir gefällt sie, mir ging sie nah und hat mich gerührt." —

Das hat Großmutter gesagt. Und das ist im Grunde des Lohns genug. Ich habe die Freude der Arbeit gehabt und dazu ihr Lob. Wenn es nun weiter mir auch nicht gelingt, — damit sollte ich zufrieden sein können.

* * *

Und ich bin auch zufrieden. Und ich will gar nichts Anderes. So, dieses wird nun also mein Leben. Damit habe ich mich einzurichten, so gut oder auch so schlecht, wie es gehen will. — Als ich nichts zu thun hatte, war ich melancholisch. Jetzt habe ich was zu thun, etwas Rechtes. — Ich möchte mir Großmutters Philosophie zu eigen machen. Denn wenn ich bisher philosophische Bücher zu lesen versuchte, fühlte ich mich davon weder gebessert noch getröstet. Ihre Lebensweisheit ist einfach: Wir kommen zur Welt, ohne selbst es zu wollen, wir müssen fort aus ihr, noch minder auf eigenen Wunsch. Aber die Spanne Zeit dazwischen, die gehört uns, die haben wir, um aus ihr zu machen, so viel wie wir können. Wer sie nun mit Wünschen und Sehnen und mit Seufzern verbringt, der verliert sie. Aus solchen Wünschen blüht keine Frucht auf. Aber wer aus seiner ihm zugemessenen Lebensspanne etwas Gutes, Frohes herausschlägt, für sich und für andere, und wär's auch nur, daß er zuweilen eine alte einsame Frau, die sonst freudlos bliebe, zum Lächeln brächte, der hat soviel doch sicher gewonnen. Denn was nachher kommt, das ist dunkel und ungewiß. —

* * *

Heute Morgen beim Aufstehen las ich auf meinem Abreißkalenderchen einen Vers von Geibel:

Das Leben ist gut und wohlgerathen —
Zäume nur das Pferd nicht am Schwanz,
Wolle die Nachtigall nicht braten
Und nicht singen lehren die Gans. —

Also nicht zu viel wollen; das ist das Geheimniß, nichts Unerreichbares, nichts Fernes. Es ist auch wieder die Lehre vom Ginster: den Boden, in den man einmal gepflanzt ward, mit Blüthen schmücken. Wenn ich das kann, wenn ich es nur kann! —

Uebrigens ist für heute das Nächste, daß ich zur Stadt gehe, Großmutter eine neue Haube und mir selbst ein Kleid zu bestellen. Gehört auch mit zur Lebensphilosophie, sagt meine Alte: sich so schön machen, wie nur möglich, von innen und außen, daß man in jedem Augenblick an Seele und an Leib gerüstet ist, wenn man gerufen wird, vor seinem Gott, vor seinem Kaiser oder vor seiner intimsten Feindin ohne Scheu erscheinen zu können.

* * *

Wie sonderbar das ist, vor drei Monaten schrieb ich unter meine Erzählung: finis. Und heute bin ich so wenig fertig, daß ich mir noch überlege, ob ich nun an die Abschrift gehen darf, oder noch einmal das Ganze durcharbeiten soll.

* * *

Nun habe ich wirklich doch abgeschlossen. Großmutter und ich, wir waren beide gleich aufgeregt, als ich das Packet in ein Couvert that und die Adresse eines so berühmten Mannes darauf schrieb. Es ist eine Keckheit. Und er nimmt es nie an für seine Zeitschrift. Und ohne Protection und Empfehlung kann in Deutschland, wo so viele schreiben, niemand hoffen, vorwärts zu kommen. — Aber, wenn es mir nun doch glückte!

* * *

Manchmal denke ich, ich habe mir lange noch nicht genug Mühe gegeben, ich nahm das alles viel zu leicht. Und ich habe gar kein Recht, nun meinen Namen unter meine Arbeit zu setzen. Denn im Grunde — ist es nicht Großmutter, die das erlebte, die es gedacht, gefühlt, gelitten? Und ist es nicht sie allein, der ich's schulde, wenn es gelang?

— Heute will ich das Packet mit dem Manuscript doch noch nicht fortschicken. Wenigstens eine Nacht noch soll es im Hause bleiben. Wer weiß, ob nicht Großmutter etwas einfällt oder mir, was ich besser machen könnte. Und wenn es dann zu spät dazu wäre . . . Nein, lieber morgen, heute noch nicht.

* * *

Ich habe es nun doch abgehen lassen. Als ich von der Post herauskam, — ich hatte das Packet selbst aufgegeben — ging Doctor Küster grade vorüber. Ist das nun ein schlechtes Zeichen oder ein gutes? Er grüßte, blieb stehen, sagte, er hätte mich mehrere Wochen nicht gesehen. Er fragte diesmal nicht nach Nora. Ich scheute mich, von ihr anzufangen. So gingen wir ein paar Schritte zusammen, wohl etwas verlegen. Dann begann er, ich weiß nicht, wie's kam, von sich zu sprechen, von seinem Beruf.

Ob er mit Nora je so sprach? Dann begreife ich es doch nicht, wie sie sich nie recht für ihn erwärmen konnte, immer von seiner spöttischen Art, seinem „Streberthum", wie sie es nannte, sich zurückgestoßen fühlte. Ich, heute, ich war so erfüllt von ihm und allem, was er mir gesagt hat, daß, als ich nach Haus kam und Großmutter fragte: nun, wie war es? — ich nur

von ihm zu erzählen wußte. Das Andere, meine Arbeit, ihr Schicksal, und in ihrem mein eigenes, — das hatte ich für den Moment ganz vergessen.

* * *

Ich habe wieder zu schreiben begonnen. Wer weiß, ob das gut war, was ich fortschickte. Jedenfalls will ich noch eine andere von den alten Geschichten versuchen. Es muß ernsthaft werden und dabei lustig. Ob ich das kann?

* * *

Ein Brief von Nora. Sie läßt so selten jetzt von sich hören. Der junge Russe, der mit ihr bei der Pfarrersfamilie wohnte, ist fortgereist. Sie hat ihn endlich dazu gezwungen, sie hielt's nicht mehr aus, täglich seinen Jammer zu sehen. Sie fürchtete, aus purem Mitleid würde sie endlich dem Drängen des Aermsten nachgeben müssen und sich und ihre Kunst ihm opfern. „Warum lieben sie mich alle," schreibt sie wieder, „zu Haus und hier und können mir doch mein Herz nicht erwärmen? Und wenn ich fühle: der ist der Rechte, den liebe ich, mit all meinen Fibern, — wie jetzt meinen Lehrer, den Professor am Konservatorium, — dann ist er müde, verheirathet, alt und denkt nicht an mich, nur an seine Kunst. Und dann packt mich die Verzweiflung, und ich verachte mich und ihn und alle Andern, die wir nur lieben, was wir nie erreichen können!" —

Arme Nora! Wie sie mir leid thut. Aber wenn ich sie so recht, von ganzem Herzen bemitleiden muß und mir dabei sage, wie gut ich's doch habe, daß niemand mich liebt und nichts mich sehr aufregt, dann — Ja, dann beneide ich sie so rasend, daß ich im Augenblick meine Ruhe gegen ihr Elend eintauschen möchte! —

* * *

Ich habe ihr gleich geantwortet und ihr auch von mir geschrieben. Heute kommt nun wieder ein Brief. Sie fürchtet, daß sie binnen Kurzem das Quartier wird verlassen müssen. Der Russe ist fort, aber jetzt macht ihr die Frau Pastorin durch ihre ewigen Eifersüchteleien und Verdächtigungen das Bleiben in dem Hause unmöglich. Ich soll nur keinem Menschen es sagen, am mindesten ihrem Stiefvater natürlich und seiner Frau. Als ob ich das nicht von selber wüßte! Wieviel habe ich schon für mich allein behalten müssen! — Von dem, was ich ihr schrieb, von meiner Novelle, wie ich horche, warte auf die Antwort des Redacteurs — davon erwähnt sie natürlich nichts. Auf eine Antwort warten, ist das denn überhaupt eine Lebensfrage? Und wenn er nun „nein" schreibt, wie ich ganz bestimmt mir es denke, ja ganz bestimmt, was wird damit anders in meinem Dasein? Ich bin um eine Hoffnung ärmer, das ist alles. Und Großmama sagt, aus getäuschten Erwartungen, fehlgeschlagenen Plänen, niemals ausgeführten Entschlüssen bestünde das Leben.

Aber wenn er „ja" schreiben würde! —

* * *

Wieder ein Brief von Nora. Sie braucht mich jetzt, sie sagt es selbst. Und es thut mir wohl, wie nichts anderes, daß sie in jeder Noth und Sorge zu mir kommt. Wenn ich ihr nur helfen könnte. Ich, in ihrer Lage, ich würde . . . Und wenn mich ein junger, geistreicher, hinreißend liebenswürdiger und blutarmer Deutschrusse liebte und eine Schweizer Predigersfrau zeigte mir fortwährend, daß sie auf mich eifersüchtig wäre, und mein alter, grauhaariger italienischer Lehrer sagte mir täglich, ohne Leidenschaft und Erfahrung und Glück und Weh werde nie aus meinem Singen etwas Rechtes werden . . . wie kann ich wissen, was ich dann thäte, dann wäre ich eben nicht mehr Ellen Sander, die weise sich denkt, wie sie handeln würde.

* * *

Doctor Küster fragte mich gestern, ob ich Nora noch ganz so entbehre, wie zuerst? Ich sollte ihm ehrlich Antwort geben. Er sah mich an dabei, als ob seine Augen durch und durch mich durchschauen wollten. — Ich habe sie grade so lieb wie immer, sagte ich. — Und das ist wahr, und das ist ehrlich. Daneben habe ich noch andere Gefühle. Es ist so schwer, ganz offen zu sein. Jedes Fühlen ist so vielfach. Wollte man es auch noch so klar zeigen, man könnte es nie, man lügt immer ein bißchen. Ich entbehre die Kindheitsfreundin heute viel schmerzlicher als vor drei Jahren, am Tag, da sie fortging. Wenn aber heute Nora von Asten wiederkäme, die Nora, die sie bis heute wurde, — ob sie mir dieselbe wäre? Und wär' sie genau die geblieben, die da unten auf dem Stege den Abend vor ihrer Reise mit mir stand, als der Lohengrin uns beiden die Wasserlilien schenkte, — käme die jetzt durch irgend ein Wunder ganz unverändert, ja, wäre ich denn noch dieselbe, die ich war vor drei Jahren? — Jeden 15. August seitdem habe ich unten auf unserem Stege auf den Fremden von damals gewartet. Er ließ sich nicht blicken. —

Wo der wohl ist? und wie's ihm wohl ging, und ob er uns beide vergessen hat?

Und der Doctor, wie ist denn der? So unwandelbar der gleiche, daß er sie genau noch so liebt wie damals, als ihm nur der Muth fehlte zu sprechen? Oder . . . Manchmal ist mir, als ob er nur meinetwegen, weil er denkt, mich würde es freuen, so viel nach ihr fragte. Und wenn ich mir klar zu machen suche, weshalb er wohl sich so verstellt . . . dann . . . Nein, es ist besser, daß ich keine Freundin habe, weder Nora noch eine andere. Alles sagte ich ihr doch nicht. Kann ich doch nicht einmal hier diesen stummen weißen Blättern alles sagen, was ich denke.

* * *

Es ist angenommen!! — —

Ich kann das Schreiben an E. Anders zehn Mal hier für mich copiren, kann es hundert Mal lesen, ich begreife es doch nicht. E. Anders bin ich, bin Ellen Sander. Und was ich schrieb, ist angenommen und wird gedruckt, gedruckt, gedruckt!

Daß ein Brief, so ein kleines Blatt von schlechtem Papier mit ein paar unleserlichen, gekritzelten Zeilen so glücklich macht! Ich stand mitten im

Zimmer und sah mir die niedrige Decke an, die mich oft so bedrückt hat — sie drückte nicht mehr. Im Glasschrank die indischen Raritäten aus Großmutters Jugend — wie habe ich sie gehaßt diese Jahre, wie oft mir gedacht: ob das nun mein Leben ist und bleibt, den vergoldeten Palankin abzustäuben? und hätte ihn lieber gleich zerschlagen in tausend Stücke. — Heute kam mir das alte Kunstwerk wunderhübsch vor, und die elfenbeinernen Träger lächelten, als meine Hände sie berührten, und das ganze liebe Zimmer und mein Großmütterlein da am Fenster . . .

„Großmutter!" rief ich und warf das Staubtuch hin und lief zu ihr und kniete vor ihr auf dem Schemel, „Großmutter, denk' doch, ich, Deine kleine, dumme Ellen, ich bin es wirklich, freust Du Dich denn nicht?"

Da sah ich, daß ihre alten Augen voll Thränen standen. Sie nahm meinen Kopf in beide Hände und hielt mich so und sah mich an . . .

„Kind," sagte sie leise, „Kind, ich kann nun ruhiger sterben!" —

* * *

Großmutter hat mir's heute gestanden, wie es sie gegrämt und gequält hat, daß ich mich seit Nora's Fortgehen so leer gefühlt habe. Als ich einmal vor dem Nippschrank beide Arme von mir gestreckt und gerufen hätte: Was soll ich nun thun! — da hätte sie sich nur gewünscht, durch ihren Tod meiner Jugend die Freiheit geben zu können. Und hätte doch sich vor dem Sterben gegraut, weil sie mich so allein und haltlos nicht lassen durfte. „Nun ist alles gut," sagte sie. „Ich habe Dich nicht durch meinen Egoismus verhindert, das Leben zu führen, das Du für Dich brauchst. Du hast, obwohl Du bei mir bleibst, Deinen Beruf gefunden, den schönsten, reinsten, den es gibt; weißt, wozu Du am Morgen aufstehst, weißt, wenn Du Dich am Abend hinlegst, daß Du zu thun hast am nächsten Tage. Und was auch kommt, Du bist geborgen. Glück kann man seinen Liebsten nicht geben, so heiß man es erstreben mag, Glück läßt sich nicht von Menschen zwingen. Was mich befriedigt, dies kleine Haus, die Ruhe, die Sicherheit des Daseins, Deiner Jugend scheint das wenig. — Aber nun hast Du für Dich selber etwas erreicht, auf das Du stolz sein kannst, bist etwas, kannst etwas, — wirst nie mehr fragen, was nun, was thun!" —

Arme Großmama! Ob sie Recht behalten wird, daß ich nun etwas kann und nie mehr, nie mehr mich leer fühlen werde? Wenn ich selbst nur ganz so sicher darüber wäre!

* * *

Ich habe nun wirklich auch die zweite von meinen Geschichten abgehen lassen. Großmutter war erst nicht so ganz zufrieden. Aber dann sprach sie mir Muth zu, so gut wie die erste sei diese gewiß, wahrscheinlich besser. Ich fand das auch. Jetzt, seit ich sie fortgehen ließ, freilich, finde ich es nicht mehr. Hätte ich nicht alles noch mehr feilen, länger mir überlegen sollen? Ich habe Angst. Das erste Mal war mir's nicht so wichtig. Wenn man mir mein Manuscript zurückgeschickt hätte, ich hätte eben was Anderes geschrieben.

Aber diesmal . . . Nein, das ist ja gar nicht möglich! Nach so viel Arbeit, so ehrlichem Wollen, nein, sie können es mir nicht abweisen, sie können es nicht!

* * *

Nora schreibt, daß ihre Stimme gelitten hat von allen Aufregungen. „Was wird aus mir," schreibt sie, „wenn ich nichts erreiche! Ruhmlos zu leben, eine nur in der zahllosen Menge, — das ertrage ich nicht!"

„Als ob der Ruhm so etwas Erstrebenswerthes wäre," sagte Großmutter, als ich ihr die Stelle vorlas. „Denkst Du auch immer an den Nachruhm, wenn Du schreibst? Dann kann ich Dir es vorhersagen: Du arbeitest umsonst. So berühmt wie Goethe wirst Du nicht. Vergeßt es doch nicht: Ihr seid beide Mädchen! Was alle Frauen von Mirjam, der Sängerin, bis auf George Sand und George Elliot in der Kunst leisteten, das wiegt weder den einen Dante noch den einen Shakespeare auf."

* * *

Noch immer keine Antwort. Und damals kam das Ja doch so schnell. Will man mich durch langes Warten auf die Absage vorbereiten? Denkt so ein Herausgeber überhaupt daran, was seine Entscheidungen bringen können, wie ein ganzer Mensch abhängt von seinem Wort? Was fange ich an, wenn er mir ein „Nein" schreibt? Nora sagt, sie ist verloren, wenn sie ihre Stimme verliert. Ich kenne sie besser, es bleibt ihr so viel, die Musik in jeder Form. Und ihre Schönheit. Und ihr Reiz, den sie auf alle Menschen ausübt, den sie in der Art, wie die Menschen ihr begegnen, wieder empfindet. Aber ich, wenn ich nicht schreiben kann . . . Was bin ich dann noch? Großmutters Kind. Und wenn sie einmal fort muß . . .?

* * *

Noch keine Antwort. Morgen ist der große Ball bei Müllers, zu dem ich versprechen mußte, zu kommen. Ich habe so eine böse Ahnung . . . Aber wie viele Ahnungen trügen. Vielleicht wird diese auch getäuscht.

* * *

Da ist die Antwort. Ich saß am Fenster bei Großmutter und las ihr vor. Ich sah den Postmann, noch eh' er in unsern Vorgarten einbog und wußte, was er mir bringen würde. Großmutter erkannte das Packet erst, als unsere alte Köchin Jette es ins Zimmer hereintrug. Wir sagten uns beide: wir hatten es nicht anders erwartet. Das war aber Täuschung. Wir hatten beide, trotz aller Spannung ganz bestimmt darauf gerechnet, daß es mir weiter gut gehen würde. — Der Redacteur schreibt: „In Ihrer zweiten Geschichte ist die Handlung spannender als in der ersten, die Schilderung von Land und Leuten ebenso anschaulich. Es fehlt nur etwas von der Lebenswahrheit, die bei jener in jedem Wort zeigt, daß alles selbsterlebt ist. Nun kann zwar kein Dichter alles, was er schildert, am eigenen Fleisch erfahren haben, doch muß er den Leser es glauben machen. Schöpfen Sie mehr aus sich, vertiefen Sie

sich mehr, — ich zweifle nicht, Ihre nächste Arbeit wird mir dann wieder ganz gefallen."

Ja, wie soll ich aus mir schöpfen, was nie in mir war? Und, wie soll ich mich vertiefen, wie macht man das? wo ist denn die Tiefe? Weshalb schien denn die erste kleine Geschichte lebenswahrer als diese zweite? Wahr sind sie beide, denn Großmutter hat sie einmal erlebt. Und sind doch beide nicht wahr, weil ich selbst nichts davon sah, nur von Hörensagen es weiß. — Was nun, was weiter?

Ich muß mich sehr zusammennehmen, um es Großmutter nicht zu zeigen, wie nah' es mir geht. Sie ist so verzweifelt. Arme, alte Großmutter! Daß man mit vierundsiebenzig Jahren eine Niederlage, die einer anderen zustößt, noch so schmerzlich mitfühlen kann, noch so bitter darunter leiden. Ich komme mir oft kalt und alt vor neben ihr. Ganz so wie sie ergreift mich auch dies nicht, thut mir fast mehr leid um ihretwillen als für mich. Sie will, daß ich zu Hause bleibe heute Abend; ich hielte es nicht aus, auf dem Ball den Leuten ein heiteres Gesicht zu zeigen. Aber ich gebe ihr nicht nach, lasse nicht eine erfundene Ausrede sagen, sondern gehe hin, wie ich es fest versprochen habe. — Ich kann es ganz gut. Zum Glück weiß ja kein Mensch von meinen Sorgen, nicht, daß ich schreibe, nicht, daß es anfangs mir so gut ging, noch daß ich jetzt Enttäuschungen habe. Wüßten sie es und könnten mich fragen, und ich müßte Rede stehen, das wäre wohl schlimm. Aber so . . . Ich brauche ja nicht einmal zu lügen.

* * *

Drei Uhr früh. Großmutter schläft, und ich mag sie nicht wecken. Aber ich kann noch nicht schlafen. Irgend etwas klopft noch in mir, das muß ich erst zum Schweigen bringen. Ist das nun die Tiefe, in die ich mich versenken soll? Bisher suchte ich sie gerade zu fliehen!

Also ich war auf dem Fest bei Müllers. Die Aufführung verlief vortrefflich. Ich habe soufflirt, wie ich versprochen. Sie sagen, ich hätte es gut gemacht, ich weiß nichts davon, ich hörte selbst nicht, was ich las. Dann kam der Ball. Meine Tänzer sagten mir Complimente über meine geschmackvolle Toilette. Meine Nachbarinnen fragten auch, von wem mein Kleid sei. Ihre seien von allererstен Schneiderinnen. Und sie sprachen über den Schnitt und über die Stoffe und über die Preise. Ich sprach, glaube ich, mit. Daß mein weißes, gesticktes Mullkleid aus Indien stammte, wo Großmutter auf einem Empfang im Regierungspalast es einmal nur trug — das sagte ich nicht. Ich dachte mir die Geschichte des Kleides aus, so, wie ich sie schreiben wollte. Da fiel mir ein, ob ich denn überhaupt noch schreiben dürfe? . . . Mein Manuscript ist zurückgewiesen, weil es nicht vertieft genug war. — Gleichviel, diese Geschichte schreibe ich. Ob es dann angenommen wird, das weiß ich nicht. Aber gut wird es. Denn ich weiß, wie dem Indier zu Muth war, der unter senkrecht glühender Sonne die Baumwollkapseln pflücken mußte, weiß, wie ein Anderer im feuchtkühlen, halbdunklen Keller an seinem primitiven Webstuhl saß und aus spinnwebfeinen Fäden den zarten Stoff bereitete, wie die braune, junge Wittwe, die verfehmt war und verachtet, nur weil sie

Wittwe war, Jahr um Jahr stickte und dabei von dem Feuer träumte, das sie hätte verzehren sollen, dem Gatten zur Ehre, wären nicht die neuen, die fremden Herrscher in ihr Land gekommen, die es verwehrten . . . Ich fühle mit ihnen, ich kann sie schildern, ich kann, ich will es, und es muß gelingen. Das Buch wird berühmt. — Und der große Dichter, der mir erst so gütig schrieb, nun so tadelnd, der kommt zu mir und . . .

Ach so, es ist noch nicht so weit. — Das Buch soll erst noch geschrieben werden. Und der da vor mir stand war nur Doctor Küster, der mir den Arm bot, mich zu Tische zu führen.

Gleich im Gehen, auf dem Wege vom Tanzsaal ins Speisezimmer hinüber, beugt er sich zu mir und fragt: „Woran dachten Sie eben, als Sie da mitten in dem Schwarm von jungen Mädchen saßen? Sie hoben den Kopf auf und sahen plötzlich so glücklich aus, so weltfern, weit über allen Nichtigkeiten, — was für eine besondere Freude ist denn Ihnen heut widerfahren?"

Ich mußte lachen. Eine Freude! Wenn ich dem Doctor erzählt haben würde, was mir heute geschehen ist!

Aber er hatte seinen Zwicker aufgesetzt und sah mich an, wie er manchmal thut, so, als ob er in mir lesen könnte. „Es war wohl auch nicht eine Freude," sagte er dann. „Es war vielleicht im Gegentheil etwas, das Andere niedergeschlagen hätte. Sie aber fühlen Ihre Kraft und denken sich: ich kann, was ich will. Und ich denke es mit Ihnen. Wenn Sie's mir nur glauben wollten, Ellen, wie viel ich an Sie und mit Ihnen denke."

So ungefähr hat er zu mir gesprochen. Und ich mußte ihn reden lassen. Ich wußte nicht die Antwort zu finden. Zum Glück, da wir zum Soupertisch kamen, und zwischen anderen Paaren saßen, hatten wir uns nothwendig mit ihnen auch zu unterhalten. Mir war's eine Wohlthat. Ballgespräche sind so hübsch harmlos.

Aber warum denkt er an mich? Und warum spricht er so mit mir? Es thut mir wohl, ich kann nicht anders, es thut mir wohl und schmeichelt mir. Und es sollte doch nicht . . .

Unsinn! warum nicht? Was soll's mir nicht wohlthun, wenn der Mann, der meine liebste Freundin liebt, mich gern hat und achtet? Im Gegentheil, ich will mich dessen ehrlich freuen. Morgen früh schreibe ich es Nora und erzähle ihr alles. Wenn man die Sachen einfach nimmt, so sind sie auch einfach. Wie oft habe ich Nora sonst gescholten, sie suche hinter jedem Wort einen Doppelsinn, in jedem Gruß und jedem gleichgültigen Blick eine verborgene Liebeserklärung. Muß ich nun auch in den Fehler verfallen? Ich will nicht, ich will nicht!

* * *

Sehr fleißig. Diese Arbeit wird. Ich lese Großmutter bisher noch kein Wort vor. Es soll, und es muß.

* * *

(Schluß im nächsten Hefte.)

Der theſſaliſche Krieg und die türkiſche Armee.

Von

C. Freiherrn v. d. Goltz.

[Nachdruck unterſagt.]

Am 28. Mai des Jahres 1894 ſtand ich, von einer Gruppe türkiſcher Officiere umgeben, auf der Höhe des Melunapaſſes, über den die Straße von Elaſſona nach Lariſſa vom türkiſchen ins griechiſche Gebiet hinüberführt. Man überblickt von dort den nördlichen Theil der theſſaliſchen Tiefebene, und der ſuchende Blick entdeckte am Horizonte einen ausgedehnten Ort, der, aus der Ferne geſehen, einem Walde vergleichbar war. „Das iſt Jeniſchehr“ [1]), erklärte einer meiner Begleiter mit eigenthümlich ernſter Betonung, aus welcher ein aufmerkſames Ohr deutlich das Bedauern über den Verluſt des ſchönen Landes zu unſeren Füßen und ſeiner Hauptſtadt herauszuhören vermochte. Einer der älteren Herren hatte die Aeußerung gethan, ein Mann mit wettergebräuntem Geſicht und ergrautem Haar, der vor der Abtretung drüben in Garniſon gelegen hatte und ſeitdem diesſeits auf der Grenzwacht ſtand. „Ob Jeniſchehr wohl noch einmal wieder türkiſch werden wird?“ — Die Frage bewegte im Stillen wohl alle Anweſenden, aber Niemand gab Antwort, ſondern ſchwieg reſignirt im Hinblick auf den Rückgang der Reichsmacht und die unaufhörlichen Gebietsverluſte der letzten zwei Jahrhunderte. Ja ſelbſt an eine vorübergehende Beſetzung des einſt Verlornen und an einen ſiegreichen Krieg jenſeits der Wachthäuſer auf dem ſcharfen Gebirgsgrat, welcher die beiden Staaten trennte, dachte noch Niemand. Zur Zeit ſah es friedlich in der Welt aus, und im Verkehr der beiden Heere an der Grenze ließ ſich eine nahe bevorſtehende Spannung nicht einmal ahnen. Er war ein durchaus freundſchaftlicher. Drüben beim griechiſchen Blockhauſe, nur einige hundert Meter von uns entfernt, ſtanden Evzonenpoſten, mit läſſiger Neugier zu uns hinüberſchauend, und der türkiſche Wachtofficier fragte mich, ob er die intereſſanten Gäſte nicht herbeirufen und ſie mir in der Nähe präſentiren ſolle — ſie würden ſicherlich bereitwillig kommen. Ich lehnte ab, um nicht irgend ein unliebſames Aufſehen zu erregen, hörte jedoch, daß dergleichen Beſuche recht häufig ſeien,

[1]) Der türkiſche Name für Lariſſa.

und daß die beiderseitigen Wachen sogar gelegentlich kleine Feste mit einander feierten, bei denen es freilich recht schlicht und frugal herging, wie es für die Söhne der Berge sich ziemt.

Die Straße, die wir, von Elassona kommend, verfolgt hatten, und welche den stolzen Namen „Chaussee" führt, verrieth schon deutlich den Verzicht auf alle offensiven Pläne. Im Thalkessel, der sich südlich des Städtchens, von einem Amphitheater von Bergen umgeben, ausdehnt, hatte sie freilich noch eine ganz ansehnliche Gestalt, war breit und gut geebnet; dann aber, als sie sich an der kurzen, steilen Bergwand, „dem weißen Abhange", Elassona auf 3 Kilometer gegenüber, zur Paßhöhe hinaufzuwinden begann, legte sie ein echt orientalisches Gewand an und verwandelte sich in eine Schutthalde mit großen Steinblöcken und tiefen Löchern daneben. Dem Soldaten, zumal demjenigen, der, wie wir, sich auf einer Dienstreise zum Studium der Landesvertheidigung befindet, mußte hier unwillkürlich der Gedanke nahe liegen, wie schwer sich Geschütz empor schaffen lassen werde. Freilich hätten die bösen Stellen sich von einer thätigen Truppe wohl binnen Kurzem beseitigen lassen; aber es ist dort nicht gerade Landesgewohnheit, an dasjenige, was Gott und die Natur geschaffen haben, verwegen die bessernde Hand anzulegen.

Gern verzichteten wir denn auch für den Rückweg auf die Chaussee und stiegen mit unsern trefflich kletternden Pferdchen einen steilen kürzeren Pfad nach Tzaritzana[1]) hinab, uns an der herrlichen Landschaft erfreuend, über welche die sinkende Sonne ihre glühenden Farben ergoß. Vor uns lagen die blauen Berge am Indje-Karassu mit röthlichen Spitzen, mehr zur Rechten gegen Osten in tiefen Azur getaucht der Schapka Dagh und daneben die weißleuchtenden Häupter des schneebedeckten Olymp. In der Tiefe aber brauten schon die Abendnebel über dem Thale. Durch Tzaritzana ritten wir bei voller Dunkelheit, und das Getrappel unserer Pferde in den holprigen Straßen trieb die Leute, halb erschreckt, aus ihren Häusern, um den unerwarteten Zug so vieler Reiter zu sehen und dann noch den Abend über davon zu schwatzen, was das wohl zu bedeuten habe — ob am Ende gar kommenden Krieg.

Zu Elassona saßen wir noch lange beim Laternenschimmer im geräumigen Zelte des Commandanten Galib Bey, der uns freundlich seine Gastfreundschaft geboten hatte, und sprachen davon, wie Vieles im Reiche anders sein könnte, als es ist, und wie es gar keine Unmöglichkeit wäre, die Tage des alten Glanzes und Kriegsruhmes noch einmal wieder zurückzuführen. Natürlich kam auch die Rede auf die Ereignisse von 1886, das Vorspiel des thessalischen Krieges. In der Gesellschaft befand sich der Officier, welcher damals auf dem Kutraberge mit einer Hand voll Leuten das griechische fünfte Evzonenbataillon gefangen genommen hatte. Auf dem nur wenig Raum darbietenden Gipfel des hohen Felskegels hatte er schon einen Tag lang den Feinden im nahen Feuergefecht gegenüber gelegen. Jede von beiden Parteien hielt einen aus lockerem Steingeschiebe aufgehäuften Wall, und zwischen beiden zischten die Geschosse hin und her. Dann kam die Nacht. Kein Theil mochte weichen.

[1]) Türkisch Kilissali, südöstlich Elassona. Zur Orientirung genügt jede Karte von Griechenland eines größeren Handatlas.

Bei Tage hätte dies, die kahlen Hänge hinab, ins offne Verderben geführt; bei Nacht war es immer noch gefährlich — besser also das Aushalten. Aber gegen Morgen stellte es sich heraus, daß es der kleinen türkischen Schar bedenklich an Munition fehlte. Eine Vertheilung der Patronen ergab noch etwa drei oder vier auf den Mann; das war nicht genug, um Niederlage und Vernichtung auch nur eine Stunde lang aufzuhalten, sobald erst die Sonne am Himmel stand. Da verfiel der Führer, Major Mustapha Bey, ein Tscherkesse, auf folgende List. Sorgsam hielt er sich mit den Seinen hinter der Brustwehr verborgen, als die erste Dämmerung kam, so daß ihre Zahl sich von drüben nicht erkennen ließ. Dann befahl er, auf allen vorhandenen Signalhörnern zugleich das Signal zum Aufpflanzen der Haubajonette zu geben, — das auch den Griechen wohlbekannte: „züngü taq!“ Es ward verstanden und verfehlte seine Wirkung nicht. Die Evzonen legten die Waffen nieder und kamen zum Vorschein; sie wagten den Kampf der blanken Waffe mit dem kriegerischen Feinde nicht. Als sie die geringe Zahl ihrer Ueberwinder sahen, suchten Einige von ihnen, die weggeworfenen Gewehre von Neuem zu ergreifen, um Widerstand zu leisten. Aber die Ersten wurden schnell niedergemacht, und die Andern ergaben sich dann endgültig. Aehnliche Scenen mögen sich auch diesmal ereignet haben; denn der Kampfplatz war zu Beginn des Krieges derselbe Berggrat mit seinen unwirthlichen Höhen.

Wir waren damals mehrere Generalstabsofficiere aus Stambul, denen sich andere aus den westlichen Provinzen anschlossen. Unsere Untersuchungen erstreckten sich vornehmlich auf die Vertheidigung. Dies lag zunächst daran, daß griechischer Boden, auf den der Angriff ja hätte führen müssen, nicht betreten werden durfte. Sodann aber bedingte die allgemeine geographische Lage der Staaten das Gleiche. Griechenland kann *nur* auf Kosten der Türkei gewinnen. So erschien es denn natürlich, das Königreich bei jeder kriegerischen Verwicklung am Ende auf Seiten der Gegner des ottomanischen Reiches zu sehen. Grundlage der Studien bildete deshalb die Abwehr des griechischen Heeres mit einem schwächeren Vertheidigungscorps, während die großen türkischen Armeen im Kampfe mit mächtigeren Feinden an den anderen Grenzen angenommen wurden. Daß Griechenland allein, ohne Aussicht auf Bundesgenossen sogar, den Kampf aufnehmen würde, daran dachte in jenen Tagen Niemand. Ja selbst noch kurz vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten glaubte die Welt keineswegs an einen blutigen Ausgang.

Griechenlands Handlungsweise erklärt sich am ehesten, wenn man annimmt, daß der König und seine intimen Berather fest überzeugt waren, auch ohne Kampf zum Ziele zu kommen. Die Verhandlungen aber, welche zu Constantinopel vom Palais von Jildiz aus über die Hohe Pforte hinweg mit dem griechischen Gesandten geführt wurden, gaben den bündigen Beweis dafür, daß der Großherr der Anwendung der Waffengewalt thatsächlich bis zum letzten Augenblicke abhold blieb und sicherlich gern ein Opfer gebracht haben würde, um ihr aus dem Wege zu gehen.

Unzweifelhaft war der thessalische Krieg für beide Theile ein Krieg wider Willen. Das darf bei Beurtheilung des Verlaufes und seiner Erscheinungen nicht außer Acht gelassen werden.

Der Angriffskrieg, der Marsch nach Griechenland hinein bis Athen und zum Kanal von Korinth, wurde freilich auch in den Kreis der Betrachtungen und in die Debatten gezogen. 1886 hatte er eine kurze Zeit lang ganz ernsthaft den Gegenstand strategischer Entwürfe abgegeben, als Achmed Eyub's Heer von den Griechen keck herausgefordert ward, und die Kämpfe auf der Grenze schon begannen.

Immer aber hielt man ihn heimlich doch für unwahrscheinlich, für einen frommen Wunsch energischer Soldatennaturen und seine Verwirklichung erst in einer ferneren Zeit für möglich, wo die im ottomanischen Heere von Sultan Abdul Hamid begonnene Reform vollendet und jenes nach deutschem Muster zu einem wohlgerüsteten und beweglichen Werkzeuge geworden sein würde. Es ist nur natürlich, daß nach der großen Niederlage im russischen Kriege sich alle Gedanken auf eine passive Zurückweisung neuer Angriffe des mächtigen östlichen Nachbars richteten. Fürst Bismarck hatte bekanntlich einmal darauf hingewiesen, daß Rußland etwa alle zwanzig Jahre mit ziemlicher Regelmäßigkeit einen Vorstoß gegen die Türkei unternommen habe, und als Ziel schwebte uns Allen ein glückliches Bestehen des nächsten Stoßes bevor. Darauf waren die neue Organisation, die Pläne und Entwürfe, ja selbst Lehren und Uebungen berechnet. Und nun sollte es durch das eigenthümliche Spiel der europäischen Diplomatie, die sich weder dazu entschließen konnte, die Türkei zum entschiedenen Nachgeben in der kretischen Frage zu zwingen, noch auch dazu, das anmaßende Griechenland zur Ruhe zu bringen, doch dahin kommen, daß die beiden Staaten sich allein gegenüber standen, und daß der Türkei der unerwartete Offensivkrieg zufiel.

Am 14. Februar 1897 war Oberst Vassos mit seinen Truppen an der Küste des aufrührerischen Kreta gelandet, während die griechische Regierung zugleich ihre Streitkräfte nach der Nordgrenze vorschob, und am 15. Februar sprach die Hohe Pforte schon die Mobilmachung eines großen Theils des ottomanischen Heeres aus. Die Rüstungen und Versammlung der Streitkräfte folgten, und die Verhandlungen ließen sich am Ende, trotz des besten Willens, sich zu einigen, welchen heimlich beide Theile besaßen, nicht länger fortführen. Es ging Griechenland und der Türkei wie zwei Ringern, welche einander nur zum Scheine packten, aber am Ende durch die Aufmerksamkeit der Umstehenden dazu gezwungen werden, ihre Kräfte im Ernst zu erproben. Die Rücksicht auf die eigene Würde, die politischen Freunde, deren Vertrauen sie nicht verlieren durften, und die Leidenschaften, welche sie — wenigstens auf griechischer Seite — geweckt hatten, zwang sie zum Waffengange.

Der Augenblick zu einem Vorgehen gegen das „dewlet alié", das erhabene Reich, war übrigens von den kecken Herausforderern gar nicht übel gewählt. Seit zwei Jahren hatte dasselbe unaufhörliche innere Erschütterungen durchgemacht. Ein großer Theil seiner Truppen war bereits längere Zeit auf dem Kriegsfuße und in Bewegung gewesen, ein anderer befand sich noch unter den Waffen, war aber im Lande zerstreut. Eine finanzielle Nothlage sonder Gleichen lastete auf diesem. Es schien, als müsse es an Menschen und an

Geld fehlen, um nun noch einen Krieg, selbst gegen einen schwächeren Feind, zum glücklichen Ende zu führen. Das war auch die allgemeine Meinung im übrigen Europa. Aber wider solches Erwarten antwortete das osmanische Volk dem Aufrufe seines Padischah mit der unbedingtesten Folgsamkeit. Private Opferwilligkeit trug dazu bei, die mancherlei Mängel in Vorbereitung und Versorgung der Kriegsmacht auszugleichen. Schon am sechsten Tage nach Erlaß des Befehls zur Mobilmachung begannen die Truppentransporte aus dem Innern Anatoliens zur Küste des Marmarameeres, und wenn auch nicht gerade mit abendländischer Schnelligkeit und Pünktlichkeit, so doch in kürzerer Frist als jemals zuvor, stand ein ansehnliches Heer an der Grenze bereit.

Das Aufgebot für die Bildung desselben war sehr reichlich bemessen worden, ein besonderes Verdienst Sultan Abdul Hamid's II., der schon im Jahre 1885 bei den damaligen Verwickelungen auf der Balkanhalbinsel dem Grundsatze gehuldigt hatte, mit starken Kräften aufzutreten, wo es nöthig war auf dem Plane zu erscheinen. Im Ganzen sind während der ersten Mobilmachung 120,000 Mann mit mehr als 200 Geschützen einberufen worden. Im Verlaufe des Feldzuges folgte dann noch eine gleiche Anzahl zu den Fahnen. Aber bei weitem nicht alle diese Truppen gingen an die griechische Grenze ab, sondern sie blieben zum großen Theile im Innern und hinter der Armee zurück. Der erste Aufmarsch der Streitkräfte war, wie es nach den herrschenden Anschauungen sich natürlich ergab, ein rein defensiver und nur auf den passiven Grenzschutz berechnet. Von Preveza am ambrakischen Golf[1]) bis nach Platamona am Meerbusen von Salonik hin, auf einer 230 Kilometer langen Linie, wurden die Truppen zuvörderst vertheilt, um Verletzungen des ottomanischen Gebiets durch die Griechen zu verhindern.

Für die Beurtheilung der strategischen Maßnahmen ist zu beachten, daß der gesammte Kriegsschauplatz durch den, die Halbinsel von Norden nach Süden durchziehenden Pindus in zwei vollkommen von einander getrennte Theile, den thessalischen östlich und den epirotischen westlich, zerlegt wird.

In Epirus konnte die türkische Macht sich auch unter den obwaltenden Umständen nur auf die Vertheidigung beschränken; denn der Angriff hätte sie alsbald gegen den Golf von Korinth geführt und kein Ziel von Bedeutung gefunden. Auf der thessalischen Seite hingegen lag zu Füßen des Melunapasses, wie schon geschildert, die weite Ebene von Larissa und sodann die Straße über den Othrys und Oeta gegen Athen, auf welcher seit Xerxes' Zeiten alle Eroberheere nach Griechenland gezogen waren. Dort mußte man, sollte überhaupt irgend Etwas entschieden werden, die Offensive ergreifen. So gewannen denn die zuvor entworfenen Pläne früher als erwartet lebendige Gestalt. Sie gingen von dem Gesichtspunkte aus, daß ein jeder Krieg, der sich in die Länge zog, für die Türkei gefährlich sei. Die zahlreichen politischen Fragen, deren Keime im Boden der Halbinsel schlummern, mußten bei einem solchen nach und nach berührt, die Begehrlichkeit der übrigen nichttürkischen Nationa-

[1]) Oder: Golf von Arta.

litäten geweckt werden, dem Reiche neue Feinde erstehen. Im Laufe der Zeit, so fürchtete man, würde Griechenlands Ueberlegenheit zur See sich geltend machen, die Erregung sich des griechischen Volkselements an den Küsten des ganzen ägeischen Meeres bemächtigen und endlich die Finanzkraft des Landes vollkommen versagen. Auch die Einmischung Europa's wäre auf die Dauer kaum abzuwehren gewesen, und sie ist für die Türkei noch niemals zum Heile ausgeschlagen. Der Streit sollte also zum schnellen Austrage gebracht werden, und dazu bot die Gestalt der Grenzlinie ein eigenthümliches Mittel. Sie folgt einem schroffen und zackigen Gebirgsgrat, welcher bei Platamona am Golfe von Salonik beginnt und mit vielen Windungen endlich bei Mezzovo den Pindus erreicht. Derselbe hängt weder mit dem Olymp im Norden noch mit Ossa und Pelion im Süden zusammen, sondern ist nach Nord und Süd hin durch tief eingeschnittene Thäler von den übrigen Gebirgen getrennt. Wachtthürme und Blockhäuser, wie wir sie auf dem Melunapasse angetroffen, krönen ihn. Auf der Wasserscheide, auf welcher ein neutraler Pfad entlang läuft, war bisher die Gunst der Stellungen zwischen Griechen und Türken getheilt. So hatte es das internationale Schiedsgericht von 1881 entschieden, nicht ahnend, welchen Mißbrauch Griechenland mit dieser Erfüllung seiner damaligen Wünsche treiben werde.

Erst streicht der Grenzkamm von Platamona ab, 36 Kilometer weit ziemlich genau nach Westen, bis er den Melunapaß erreicht. Dann wechselt er die Richtung und wendet sich scharf gen Süden, um bei dem im April vorigen Jahres vielgenannten Tyrnovo den Xerias — den Titaresios der Alten — zu überschreiten. Dann wendet sie sich wieder nach West, nochmals plötzlich nach Norden, um darauf erst die westliche Richtung endgültig beizubehalten. Dort, wo der Xerias vom türkischen auf das griechische Gebiet hinübertritt, bildet jenes daher ein weit nach Süden vorspringendes Bastion, welches fast die Salamvria erreicht und die beiden griechischen Thalebenen um Larissa und Trikkala von einander scheidet.

Von dort her nun sollte der Einbruch geschehen und zwar nach Osten gegen Larissa hin; denn hier hoffte man die griechische Hauptmacht zu finden und sie von Hause aus in ihrer linken Flanke angreifen zu können, während starke Cavallerie ihr zugleich den Rückzug nach Süden gegen Pharsala und nach Südosten zum Hafen von Volo benahm. Wenn das gelang, so mußten schon die ersten Feldzugstage eine vernichtende Entscheidungsschlacht bringen, deren Ausgang bei der Ueberlegenheit der Türken kaum zweifelhaft sein konnte, und die im glücklichen Falle das griechische Heer gegen die nessonischen Sümpfe am Fuße des Ossa oder den Karlasee werfen mußte. Eine Seitencolonne des Invasionsheeres sollte gleichzeitig von Diskata her über das Gebirge ins Thal von Trikkala hinabsteigen, um die dort versammelten griechischen Streitkräfte festzuhalten, damit sie nicht nach Osten ihrem Hauptheere zu Hülfe eilen konnten.

Thatsächlich standen damals — 1886 — die Griechen so, wie der Entwurf es voraussetzte. Die allgemeine Erwartung war es ehedem immer gewesen, das türkische Heer im Kriegsfalle vom Melunapasse in die Ebene hinabsteigen zu sehen. Sein Hervorbrechen aus dem Xerias-, und dem von

dort leicht zu erreichenden Salambria-Thale würde vermuthlich ganz überraschend gekommen sein. Der Feldzug hätte die Kriegsgeschichte um ein ganz lehrreiches Beispiel bereichern können, aber freilich nur bei sehr entschlossenem und raschem Handeln.

Manche fesselnde Stunde verging mir und meinen Mitarbeitern, Mussaffer und Veli Risa Pascha damals, elf Jahre vor dem wirklichen Kriegsausbruche, im Studium der Einzelheiten des Entwurfs. Keinem von uns sollte es beschieden sein, zur Verwirklichung mit helfen zu dürfen. Dazu waren Männer berufen, welche in jenen Tagen weder an einen griechischen Krieg noch gar an die Art dachten, wie er zu führen sei. Das ist der Dinge Lauf! Der Plan war freilich einer größeren Zahl von Officieren bekannt, und er sollte auch diesmal zur Grundlage der bevorstehenden Operationen dienen. Zwei Theilnehmer an der Studienreise von 1894 befanden sich sogar bei der Armee, nämlich der viel genannte Oberst Enver Bey — heute Enver Pascha — im Hauptquartier — und Major Ali Fewsy Bey, Stabschef der 2. Division von Edhem Pascha's Heer. Allein das konnte doch den Mangel inniger Verbindung zwischen Urheberschaft und Ausführung des Entwurfs nicht völlig ersetzen. Dem leitenden Gedanken entsprechend, hätte das Heer schon vor dem Beginn der Feindseligkeiten zurecht gestellt sein müssen, und dies fehlte, voraussichtlich ganz ohne Zuthun und Schuld des Oberbefehlshabers; denn alle ersten Maßnahmen waren noch von Stambul her getroffen worden. Die Hauptmasse des Heeres wäre bei Zeiten im Xeriasthale zu staffeln, und die Eröffnung des Ausganges aus demselben vorzubereiten gewesen, während von dort ab nach Osten bis zum Meere hin nur schwächere Kräfte zur Abwehr griechischer Angriffe verwendet werden durften. Statt dessen stand um die Mitte des Monats April 1897 nur eine einzige von Edhem's Divisionen in jenem Thale, drei andere waren in den Gebirgspässen der Grenze bis nach Platamona hin ziemlich gleichmäßig vertheilt, eine fünfte hielt sich bei Diskata zurück, und die letzte Division nebst den Reserven stand nicht, wie es hätte sein sollen, hinter dem rechten Flügel, sondern bei Elassona hinter der Mitte der Aufmarschlinie. Im Ganzen zählte die türkische Macht in Thessalien 60000 Gewehre, 1500 Säbel, 156 Geschütze, bei weitem nicht so viel, als man allgemein glaubte und sagte, erheblich weniger, als man hätte beisammen haben können, aber doch genug, um den Feind zu schlagen.

In Epirus war ein gesondertes Corps mit der Vertheidigung beauftragt.

Den zwei ottomanischen Heeresgruppen gegenüber sammelten sich drei griechische, jede aus einer der drei Felddivisionen gebildet, welche die Waffenmacht des Königreichs im Kriege ausmachten. Die erste wurde bei Larissa, die zweite bei Trikkala aufgestellt, die dritte endlich bei Arta vor dem epirotischen Corps der Türken. Als Kronprinz Constantin den Oberbefehl übernahm, zog er jedoch die zweite Division von Trikkala bis zu dem Städtchen Zarkos, halbwegs nach Larissa, heran und bildete so der türkischen Hauptarmee gegenüber eine griechische. Die erste Maßnahme seiner später so unglücklichen Heerführung war also eine zweckmäßige. Allerdings wurde das Mißverhältniß der Kräfte mit der Zusammenziehung nicht ganz ausgeglichen;

denn immer erst standen nun zwei griechische Divisionen sechs türkischen gegenüber. Da die ersteren jedoch an Mannschaft etwa das Doppelte von diesen zählten, war der Unterschied auch wieder nicht so groß, daß er jede Hoffnung auf den Sieg ausgeschlossen hätte. Man focht im Verhältniß von 2 zu 3.

Starke Vorposten standen einander auf dem Grenzkamme gegenüber.

Man mag nun wohl auf türkischer Seite noch beabsichtigt haben, die Reserven von Elassona nach dem rechten Flügel, der beim Einmarsche den Vortritt haben sollte, hinüberzuschieben. Ja, die Maßregel wurde sogar eingeleitet, aber sie kam nicht mehr zur Vollendung; denn der Kriegsausbruch überraschte schließlich Heer und Führer. Die Griechen ergriffen die Initiative. Am 16. April Abends überfielen sie auf ihrem rechten Flügel gegen das Meer hin die Vorposten der dort stehenden 6. türkischen Division und setzten sich in Besitz der Pässe und der diese beherrschenden Höhen. Der Kampf pflanzte sich im Laufe des 17. April längs der Vorpostenlinie gegen Westen weiter fort. Die wichtigsten Punkte, so auch der Melunapaß, wurden genommen. Ueberall ergab sich fast das nämliche Bild. Die türkischen Wachen wurden unvermuthet von griechischer Uebermacht angegriffen und bezwungen. Ein Theil der Blockhäuser ging in Flammen auf. Auf einer Ausdehnung von 60 Kilometern bis zum Kutraberge an der Südwestecke des nach Süden vorspringenden türkischen Gebietstheiles gerieth der Gebirgsgrat der Grenze in griechische Gewalt.

Den taktischen Vortheil hatten die Angreifer sich damit zunächst gesichert, mag der schnöde Ueberfall sonst auch getadelt worden sein. Ein Alexander oder Bonaparte wäre sicherlich noch weiter gegangen und mit der gesammelten Macht über den Melunapaß vorgedrungen, um die türkische Mitte bei Elassona in der ersten Ueberraschung zu durchbrechen und Edhem's Heer zum Rückzuge hinter den Indje Karassu zu zwingen. Aber weder ein Alexander noch ein Bonaparte erstand auf griechischer Seite, um die augenblickliche Gunst der Umstände zu benutzen. Die Truppen waren und blieben auf dem weiten Raume zersplittert, und dem Angriff mangelte die Nachhaltigkeit. Er kam noch auf der Grenzlinie selbst zum Stehen; und auch zum Widerstande gegen den bald beginnenden Gegenstoß der Türken mangelte die Kraft.

Noch am 17. April Nachmittags 5 Uhr erhielt Edhem Pascha die amtliche Mittheilung von der nunmehr endgültig erfolgten Kriegserklärung. Sofort theilte er sie seinen Divisions-Generalen mit und sandte auch der größeren Sicherheit halber Adjutanten an sie ab. Es scheint aber, daß ein allgemeiner Armeebefehl zum gemeinsamen Vorgehen nicht erlassen worden ist. So handelten denn die Unterbefehlshaber nach eigenem Ermessen. Am Melunapaß begann die 4. türkische Division noch in derselben Nacht mit der Gegenoffensive. Es gelang ihr bis zum Morgen, den ersten südlich des Passes an der großen Straße gelegenen Hügel wiederzunehmen. Die albanesischen Bataillone der Division, die sich durch besondere Bravour und Tüchtigkeit auszeichneten, setzten ihren Angriff am 18. April weiter fort. Im Lauf des Tages gelang es nach und nach, zwei andere Höhen im Melunapaß zu nehmen und hier in

die griechische Stellung eine erste Lücke zu reißen. Allein der Divisions-Commandeur und sein Generalstabsofficier erkannten doch so bedeutende Kräfte sich gegenüber, daß sie für die fernere glückliche Weiterführung der Offensive besorgt waren. Sie baten den Oberbefehlshaber um die Unterstützung der 3. Division, welche noch rückwärts bei Elassona stand. Edhem Pascha führte nun diese Division, sowie seine Reserve und auch die Cavallerie und Artillerie an den Melunapaß heran. Von nun ab waren Kräfte zur Verstärkung des rechten Flügels nicht mehr vorhanden und damit die Ausführung des alten Operationsplanes unmöglich geworden. Ein neuer trat aber nicht sogleich an seine Stelle.

Den ganzen 18. April über, den 19. und auch die folgenden Tage spielte sich noch eine Reihe mehr oder minder lebhafter Feuergefechte auf dem Grenzkamme ab. Bis zum 19. früh hatten die Griechen diesen vom Melunapasse bis zu dem auf halbem Wege nach dem Xeriasthale gelegenen hohen und steilen Felskegel von Losphaki hin verloren. Der Weg in die thessalische Ebene hinab lag für die türkische Armee in der Mitte der langen Gefechtslinie frei; aber der Oberbefehlshaber zögerte, sich des offenen Zuganges zu bedienen. Statt dessen bestürmte die südlich des Melunapasses stehende 2. türkische Division hartnäckig, doch vergeblich den Berg Losphaki, in den Tagesberichten nach einem östlichen Ausläufer meist Kritiri genannt. Beide Brigade-Commandeure der Division, unter ihnen der achtzigjährige Kriegsveteran Abdul Ezel Pascha, fielen an der Spitze ihrer Truppen. Auch die Albanesen der 4. Division wurden noch herangeholt, aber Losphaki blieb einstweilen in griechischer Hand.

Die Meinungen über das, was geschehen sollte, schwankten nach zwei Richtungen hin. Die große Mehrzahl der Generalstabsofficiere, namentlich alle jüngeren, stimmten entschieden dafür, die hinter der Lücke und in ihrer Nachbarschaft verfügbaren Truppen eiligst zusammenzufassen, über den Melunapaß hervorzubrechen, die übrigen Gebirgs-Defileen von rückwärts her zu öffnen, die ganze Armee zu vereinigen und dem Gegner eine Schlacht zu bieten. Dieser Meinung war auch Grumbckow Pascha, unser Landsmann, der sich bei der Armee befand. Der Chef des Generalstabs, Oemer Ruschdi Pascha, ein älterer, bedächtiger Mann, vertrat die entgegengesetzte Ansicht. Er schlug vor, die am Melunapaß engagirten Truppen noch einmal wieder zurückzuziehen, den rechten Flügel zu verstärken und die von den Griechen dort noch behaupteten Bergengen am Xerias, in der Front anzugreifen, um sie auf solche Art zu öffnen. Es ist dieser Vorschlag nur durch die echt türkische Neigung zu wörtlichem Gehorsam gegen ertheilte Befehle, zumal gegen solche des Großherrn zu erklären. Der der Armee zugesandte Operationsplan ordnete, wie bekannt, den Angriff vom rechten Flügel aus an.

Die Folge dieser Meinungsverschiedenheiten war es, daß in den Tagen vom 20. bis zum 22. April vor dem Melunapaß nur unbedeutende Geschützkämpfe stattfanden. Eine dieser Kanonaden hat jedoch eine gewisse Berühmtheit erlangt. Die Kriegsberichte auf griechischer Seite nannten sie allgemein die „Schlacht von Mati". Ich füge aber sogleich hinzu, daß die türkische

Artillerie in dieser „Schlacht" nur drei Mann und zwei Pferde verloren hat, und daß der griechische Verlust wohl nicht viel größer war.

Erst am 23. geschah ein energischer Schritt. Edhem Pascha hatte nämlich die ursprünglich zum Vorgehen in das Thal von Trikkala bestimmte 5. Division, soweit sie verfügbar war, von Diskata nach Elassona heran- und sodann über den Melunapaß vorgezogen — eine sehr zweckmäßige Maßregel, nachdem nun einmal die Offensive vom rechten Flügel aufgegeben war. Durch andere Truppen noch erheblich verstärkt, wurde diese Division nun in östlicher Richtung gegen den Punkt vorgeschoben, an welchem Xerias und Salambria sich vereinigen und das von den Griechen als Stützpunkt für ihren rechten Flügel verschanzte und stark besetzte Dorf Deliler liegt.

Dieser Vorstoß in östlicher Richtung war freilich ein excentrischer; denn wie ein Blick auf die Karte zeigt, führte der rechte Weg für die Türken vom Melunapasse aus über Tyrnovo, d. h. nach Süden gegen Larissa hin. Allein der Schlag verfolgte den besonderen Zweck, dem linken Flügel der Armee, welcher, ähnlich wie der rechte am Xerias, so hier noch in den Gebirgspässen am Nezeros-See steckte, den Austritt in die Ebene zu erleichtern. Nach längerem Gefechte ward Deliler am Abend des 23. April genommen, und Mitte und linker Flügel des Heeres vereinigten sich noch in der Nacht.

Die Nachricht vom Vorgehen der Türken gegen die untere Salambria scheint auf das griechische Hauptquartier, welches im weiteren Verlaufe die Verbindung der Armee bei Larissa mit dem wichtigen Hafenplatz Volo und dem Meere bedroht sah, Eindruck gemacht zu haben. Am nämlichen Abende befahl Kronprinz Constantin den Rückzug auf Pharsala, der sich in der Dunkelheit und in Folge von alarmirenden Nachrichten, noch bevor die Armee durch Larissa zog, in eine ziemlich regellose Flucht umwandelte.

Für den 24. April plante Edhem Pascha endlich, die Armee vorwärts des Melunapasses in der thessalischen Ebene zu sammeln und sodann mit vereinigten Kräften gegen die Linie Tyrnovo—Larissa vorzugehen, wo er noch starken Widerstand erwartete. An demselben Tage jedoch fiel schon der Vorhang vor einer leeren Bühne.

Am Morgen hatten freilich griechische Truppen noch immer die Engen am Xerias vor dem rechten Flügel der Armee gehalten, aber es scheint, daß sie nur den Befehl zum Rückzuge nicht rechtzeitig erhielten; denn nunmehr wichen sie dem ersten kräftigen Anstoße. Auch die Felshöhe von Losphaki ward genommen. Dem rechten Flügel des Heeres lag nach achttägigem Fechten und Warten der Austritt in die Ebene jetzt gleichfalls frei. Als die Reiter der 2. Division von Losphaki hinab nach Tyrnovo einritten, das von den Feinden, unter Hinterlassung von mancherlei Kriegsgeräth, eiligst verlassen worden war, kam auch vom Melunapasse her Cavallerie an, geführt durch Grumbckow Pascha und Seyfullah Bey, den thätigen Souschefs des Generalstabes. Meldungen, die in Tyrnovo einliefen, ließen vermuthen, daß selbst Larissa wahrscheinlich schon frei sei, und, wie bekannt, ergriffen daraufhin jene beiden Officiere am 25. April früh die Initiative. Sie gingen mit den gerade bei Tyrnovo versammelten 600 Reitern und einer Batterie auf Larissa vor, fanden es von wenig Be-

waffneten[1]) besetzt, nahmen die Stadt nach einigen Schüssen und beseitigten die von den Griechen an der Salamvriabrücke angebrachten Sprengvorkehrungen[2]). Edhem Pascha hatte inzwischen die 5. Division hinter der Reiterei gleichfalls auf Larissa in Bewegung gesetzt. Diese Division kam noch am nämlichen Tage, dem 25. April, dort an, durchschritt die Stadt und stellte sich südlich derselben auf. Die 6. Division folgte ihr, die übrigen Divisionen blieben rückwärts im Gebirge stehen.

Nunmehr trat eine Pause in den Heeresbewegungen ein. Am 27. April verlegte Edhem Pascha sein Hauptquartier nach Larissa. Die Nachrichten, die dort einliefen, besagten, daß die griechische Armee mit den Hauptkräften bei Pharsala stünde, daß in der Richtung auf Volo nur schwache Abtheilungen sich gezeigt hätten und daß es wahrscheinlich leicht sein werde, diesen Hafenplatz, von welchem her der Feind bislang seinen ganzen Bedarf erhalten hatte, ohne ernsten Kampf zu besetzen. Allein Genaueres war nicht bekannt, sichere Meldungen der eigenen Reiter fehlten. Die Fühlung mit dem geschlagenen Gegner war, wie so oft gerade im Augenblick des Erfolges, verloren gegangen, die Ungewißheit blieb bestehen.

Ein Versuch gegen Volo füllte die nächsten Tage aus. Die Reiterei wurde, von einigen Bataillonen gefolgt, dorthin in Bewegung gesetzt. Allein unerwartet stieß sie schon bei Velestinon, am Knotenpunkt der Eisenbahnen nach Larissa und Pharsala auf eine überlegene feindliche Abtheilung, konnte nicht weiter vordringen und blieb ihr gegenüber stehen.

Thatsächlich war der wichtige Punkt in der ersten Verwirrung von den Griechen unbeachtet geblieben. Das Kriegsministerium in Athen aber wurde auf das Freiliegen der großen Straße nach Volo aufmerksam und hatte telegraphisch die Absendung der Brigade Smolenski — von der 2. Division — nach der starken Stellung von Velestinon vorwärts von Volo veranlaßt. Diese Seiten-Abtheilung begann nun sogleich, sich zu verschanzen und eine ernsthafte Vertheidigung vorzubereiten.

Am 29. April trafen, von Edhem Pascha gesendet, noch einige türkische Truppen vor Velestinon ein, welche freilich die ganze hier verwendete Streitkraft erst auf etwa 4000 Mann brachten, während der Feind mehr als das Doppelte zählte. Mit dieser Verstärkung war Oberst Mahmud Bey angekommen, Sohn Ghazi Mukthar Pascha's, Flügeladjutant des Sultans, ein hochbegabter Officier, der ehemals Jahre lang beim 2. Garde-Regiment zu Fuß in Berlin stand und nachträglich der thessalischen Armee zugetheilt worden war. Ihm gelang es, den, vor Velestinon befehligenden, Brigadecommandeur Naim Pascha zu einem neuen Vorstoß noch am 29. zu bewegen. Mahmud Bey ließ sich einen Theil der Truppen unterstellen und unternahm mit denselben einen kühn ausgeführten Zug längs der Ausläufer des Karadagh, der Kynoskephalae der Alten, gegen die linke Flanke der griechischen Stellung.

[1]) Es sollen Strafgefangene gewesen sein, welche beim Abzuge von den Behörden freigelassen und bewaffnet worden waren.

[2]) Auch in Larissa wurde eine Anzahl Geschütze und viel Kriegsmaterial erbeutet.

Die hereinbrechende Nacht aber ließ es nicht mehr zur Entscheidung kommen. Nach mehrmaligem Vorgehen am folgenden Tage, dem 30. April, wurde dieser Angriff abgewiesen; die ganze Brigade mußte sich von Neuem zum Zurückgehen entschließen und nahm Aufstellung bei Gherli[1]), Velestinon gegenüber. Sie wurde dann zwar abermals verstärkt, so daß sich die ganze 5. Division bei Gherli versammelte, erhielt jedoch gleichzeitig den Befehl Edhem Pascha's, nicht weiter anzugreifen, sondern einstweilen die Stellung von Velestinon nur zu beobachten.

Wie somit die 5. Division nach Südosten zur Sicherung der linken Flanke des Heeres vorgeschoben wurde, rückte die 1. Division auf den rechten Flügel nach Westen ab. Edhem Pascha wollte sich überzeugen, ob auch das Thal von Trikkala von den Griechen bereits völlig geräumt sei. Er beauftragte die 1. Division damit, diesen Ort zu besetzen, was ohne Kampf glücklich gelang. Die Division blieb dann einstweilen bei Trikkala stehen.

Es bedarf keines Wortes, daß, wenn starke Cavallerie vorhanden gewesen wäre, dieser die Aufgabe zugefallen sein würde. Mit einer ganzen Division auszuziehen, um den Feind zu suchen, ist zeitraubend und stellt eine Verschwendung der Kräfte dar.

Mit der nun eingetretenen Unterbrechung der Operationen vollzog sich im Hauptquartier der türkischen Armee eine wichtige Aenderung. Die Langsamkeit der ersten Bewegungen hatte in Konstantinopel zu Beunruhigungen Anlaß gegeben. Osman Pascha, der Held von Plewna, war zum Oberbefehlshaber aller Streitkräfte an der griechischen Grenze ernannt worden. Mit ihm ging eine Anzahl der besten Generalstabsofficiere zur Armee ab. In Folge der günstiger lautenden Nachrichten über die Besetzung von Tyrnovo und Larissa wurde er freilich telegraphisch in Salonik wieder festgehalten und mußte, gewiß zu seinem großen Leidwesen, von dort aus dem weiteren Gang der Dinge unthätig zusehen. Seine Officiere aber gelangten zur Armee, unter ihnen Oberst Riza, der vormals im Königin Elisabeth-Regiment und im Generalstabe preußische Dienste gethan hat, der schon genannte Mahmud Bey, Major Izzet Bey, ehemaliger 14. Husar in Kassel und Generalstabs-Officier, sowie noch einige andere Militärs und Beamte. Ferik Abdullah Pascha, einer der jüngeren und begabtesten türkischen Generale, vordem bereits Vali von Mossul, war zum Chef von Ghazi Osman's Stabe ernannt worden; seine Ernennung aber dauerte nur wenige Stunden. Eine der räthselhaft plötzlichen Sinnesänderungen im Sternen-Kiosk zu Stambul, welche sich oft auch die Eingeweihtesten nicht zu erklären vermögen, veranlaßte seine Wiederabberufung.

Mit Hülfe der vorhin genannten Officiere indeß wurde der Dienst beim Obercommando zu Larissa völlig umgestaltet. Von jetzt ab sehen wir regelmäßig einheitliche Befehle für die Armee ausgeben. Die Divisionen, die man an der Grenze vielfach durch einander geworfen, wurden neu constituirt, für Munition und Proviant[2]) ward hinlänglich gesorgt, das Sanitätswesen, so weit

[1]) Auf den Karten auch Gereli genannt.

[2]) D. h. im Wesentlichen Schiffszwieback.

es die vorhandenen geringen Mittel erlaubten, gebessert und die Ordnung im ganzen Betriebe der Truppen strenger gehandhabt. Ein neuer Geist weht von nun ab durch die Führung des Heeres. Die Generalstäbe der Divisionen erhielten eine Verstärkung; tüchtige Kräfte wurden überall vertheilt.

Es kam nun darauf an, sich zu entscheiden, ob man mit der Armee weiter auf Pharsala oder auf Volo vorgehen sollte. Das türkische Hauptquartier ist von den meisten bei der Armee befindlichen Kriegscorrespondenten getadelt worden, weil es nicht die Richtung auf Volo eingeschlagen habe. Sie hoben hervor, daß die Griechen große Empfindlichkeit für die Sicherheit ihrer Rückzugslinien, insbesondere für diejenigen ihrer Verbindungen mit dem Meere zeigten und daß die Wegnahme von Volo auch die Armee von Pharsala zum Zurückweichen gezwungen hätte. Zwar ist dies richtig; es kam aber der türkischen Heeresleitung nicht darauf an, nur die Stellungen zu gewinnen, welche der Feind im Augenblicke besetzt hielt, sondern weit mehr darauf, den Gegner überhaupt zu der, an der Grenze noch ausgebliebenen, für die glückliche Beendigung des Krieges nothwendigen Entscheidungsschlacht zu zwingen. Das war nur dort möglich, wo die griechische Hauptmacht stand, nicht aber bei Velestinon oder Volo, wo man lediglich eine entsendete Brigade vor sich gefunden hätte, die sich überdies leicht an Bord des im Hafen liegenden Kriegsgeschwaders zu retten vermochte. Eine gesunde Anschauung vom Wesen des modernen Krieges, welcher vor allen Dingen auf die Vernichtung der lebendigen Streitmittel und Kräfte des Feindes hinausläuft, wies entschieden auf den Weg nach Pharsala.

Bis zum 4. Mai waren die Zurüstungen für das weitere Vorgehen der Armee vollendet. Die 1. Division hatte von Trikkala aus Gütscheri[1]), halbwegs zwischen Larissa und Kardhitsa, erreicht. Südlich von Larissa standen von West nach Ost gezählt die 2., 6. und 3. Division, dahinter, nahe der Stadt, die Reserven, und dann gegen Südosten, gleichsam im symmetrischen Aufbau mit der westlich vorgeschobenen 1. Division, die 5. bei Gherli.

So bildeten die ottomanischen Streitkräfte einen weiten, mit etwa 30 Kilometer Radius geschlagenen Halbkreis um das eng bei Pharsala versammelte griechische Hauptheer. Dieses hatte vor sich ein breites Wiesenthal mit zwei im großen Bogen erst gegen West, dann nach Norden zur Salamvria abfließenden Bächen, dem Apidanos und Enipeus. Nördlich des eine deutsche Meile breiten Thales erheben sich mit steilem Rande nicht unbedeutende Hügel, die sich dann wieder sanft nach Larissa und zur Salamvria hinabsenken. Es sind die Ausläufer der östlich gelegenen Kynoskephalae[2]), die historischen Gefilde, wo der macedonische Philipp um 179 v. Chr. seine entscheidende Niederlage durch die Römer unter Quinctius Flaminius erlitt. Dort standen, die Wege nach Pharsala sperrend, starke griechische Vortruppen, durch das Thal hinter ihnen von der Hauptmacht getrennt.

Der türkische Plan nun war es, mit zwei der südlich Larissa stehenden Divisionen — der 6. und 3. — geradeswegs auf Pharsala vorzugehen und

[1]) Auf den Karten auch als Kutzeri, Kotseri bezeichnet. Gütscheri ist der türkische Name.
[2]) Türkisch Kara Dagh, griechisch Mavro Buni.

den Feind in ſeiner Front feſtzuhalten, mit einer aber — es war die hier am rechten Flügel ſtehende 2. — weiter weſtlich auszuholen und ſeine linke Flanke anzugreifen, während die 1. von Gütſcheri her das Enipeusthal aufwärts vorrückte, um dem Kronprinzen den Rückzug zum Othrys und ins Innere Griechenlands zu verlegen. Es iſt dabei zu bemerken, daß die große Straße von Pharſala nach dem Süden ſcharf weſtlich ausbiegen muß, um das Khaſſidiari-Gebirge zu umgehen, alſo ein Verlegen von Weſten her weſentlich erleichtert war. Unſchwer erkennt man in dieſem Entwurfe das deutſche Muſter des Vorgehens auf getrennten Linien zur Vereinigung auf dem Schlachtfelde und zur Umklammerung des Feindes. Stammten die Urheber des Planes doch auch aus deutſcher Schule.

Augenſcheinlich herrſchte jedoch ein gewiſſer Zwieſpalt zwiſchen dem Oberbefehlshaber und ſeiner Umgebung. Edhem Paſcha und die älteren Generale wollten am 5. Mai nur bis auf die Höhen nördlich Pharſala vorgehen, die griechiſchen Vortruppen werfen, die Armee enger verſammeln und den Hauptangriff erſt am 6. unternehmen. Die jüngeren Officiere hofften die Entſcheidung gleich am erſten Tage zu erzwingen, obſchon der Anmarſch weit war. Mit Recht machten ſie geltend, daß Schnelligkeit allein den Erfolg verbürgen könne, während eine Unterbrechung des Kampfes und das Verſchieben des letzten Schlages über die Nacht hinaus den Griechen nur die Gelegenheit geben werde, ſich unter dem Schutze der Dunkelheit abermals der Niederlage zu entziehen.

Die Ereigniſſe entwickelten ſich nun in folgender Weiſe: Die 6. und 3. Diviſion ſtiegen am 5. Mai früh mit ihren Vordertreffen in fortſchreitendem Gefecht, den zurückweichenden Vortruppen der Griechen folgend, nördlich von Pharſala in das Thal des Enipeus[1]) hinab. Sie befanden ſich dann dem Gros der feindlichen Armee gegenüber. Eine Entſcheidung mußte jetzt getroffen und der Zwieſpalt zwiſchen dem Willen des Oberbefehlshabers und den Wünſchen ſeiner jugendlichen Helfer gelöſt werden. Zunächſt entſtand aber eine Unterbrechung der Operationen auf dieſem Punkte. Es wurde wiederholt ſowohl zur 2. Diviſion als auch zu der weiter entfernten 1. geſchickt, um beide zum ſchnellen Vorgehen in den ihnen angewieſenen Richtungen zu bewegen. In der ſicheren Hoffnung, daß ſie herankommen würden, ertheilte Edhem Paſcha wirklich den Befehl, in der Front den Angriff wieder fortzuſetzen. Die Avantgarde der 6. Diviſion, welche der 3. etwas voran war, trat nunmehr unter ihrem tüchtigen Commandeur, Haſſan Tahſin Paſcha, der ſich ſchon auf Kreta einen Namen gemacht hatte, in ein lebhaftes Gefecht am Eiſenbahndamm nördlich von Pharſala ein. Am Bahnhofe kam dasſelbe zum Stehen. Die ganze Diviſion folgte ins Thal hinab; die Vorhut der 3. Diviſion kam heran, aber ein Uebergewicht ward zunächſt nicht erlangt. Mit Ungeduld wartete man auf die Unterſtützung, welche durch die beiden anderen Diviſionen von Weſten her kommen ſollte. Aber weder die 2. noch die 1. erſchien. Jene war zu weit ſüdweſtlich ausgebogen, ſo daß nur ihre Avantgarde noch auf das

[1]) Türkiſch Kütſchük Tſchinarly Dere.

Gefechtsfeld gelangen konnte, diese war überhaupt auf halbem Wege zwischen Gütscheri und Pharsala stehen geblieben und wartete für weitere Thaten, der ursprünglichen Absicht Edhem Pascha's folgend, den nächsten Morgen ab.

So kam es, daß die Angreifer vor Pharsala sich unvermuthet noch in schwieriger Lage sahen. Allein die Entscheidung wurde nun von anderer Seite gebracht. Ali Riza Pascha, der Artillerie-General der Armee — beim 27. Feldartillerie-Regiment in Wiesbaden praktisch gebildet — führte elf Batterien heran und vereinigte sie in langer Geschützlinie der Eisenbahnstation gegenüber. So verhinderte er einen Gegenstoß der Griechen und erschütterte die Vertheidigung derart, daß der Bahnhof genommen wurde und die vordersten Bataillone Hassan Tahsin Paschas noch bis dicht an die Stadt vordringen konnten, wo sie sich in der Dunkelheit dem Feinde nahe gegenüber verschanzten.

Der Kronprinz von Griechenland, welcher an diesem Tage zwischen dem Entschlusse standzuhalten und demjenigen zurückzuweichen hin und her geschwankt zu haben scheint, entschloß sich gegen Abend für den Rückzug. Noch war ihm der Weg nach Domoko nicht verlegt, und so gelang es ihm, die Armee bis zum anderen Vormittag um 11 Uhr dorthin zurückzuführen, wo sie sich zum erneuten Widerstande vorbereitete. Wohl ist im türkischen Hauptquartier an eine sofortige Verfolgung gedacht worden; aber die Anstrengungen waren groß gewesen; die Truppen hatten die Hälfte des Weges in entwickelter Formation querfeldein zurückgelegt, die Munition ging auf die Neige. Endlich lief auch vom linken Flügel des Heeres die Nachricht ein, daß ein erneuter Angriff der 5. Division auf Velestinon nicht gelungen sei. So entschied sich denn der Oberbefehlshaber dafür, seine Thätigkeit vorerst dorthin zu richten, auch bedeutende Verstärkungen mit sich zu nehmen.

Der jetzt vor Velestinon befehligende türkische General Hakki Pascha hatte die 5. Division nicht nach Pharsala heranführen, sondern nur die vor ihm stehende Brigade Smolenski fesseln sollen, damit sie sich nicht im entscheidenden Augenblicke ihrer Hauptmacht anschließe. Diesen Auftrag deutete er dahin, daß er am 5. Mai mit seiner ganzen Division wiederum gegen den linken Flügel der Griechen auf den östlichen Ausläufern des Kara Dagh antrat. Wohl errang er einige Vortheile, aber es glückte doch nicht, die griechische Linie, wie beabsichtigt, völlig aufzurollen, und daraus folgte Hakki's wenig zuversichtliche Meldung an Edhem Pascha.

Dieser traf mit den von der Armee mitgebrachten Truppen, zum Theil nach höchst beschwerlichen Märschen bei Velestinon ein. Inzwischen aber hatte die Brigade Smolenski in Folge der Ereignisse von Pharsala schon ihre Stellung geräumt. Am 8. früh, als die verstärkte 5. Division zum neuen Angriff vorgehen wollte, fand sie das Gelände bis Volo hin vom Feinde verlassen. Der Gegner hatte sich theils im dortigen Hafen an Bord der Kriegsflotte eingeschifft, theils war er auf dem Landwege in südlicher Richtung längs der Küste abgezogen.

Oberst Smolenski vereinigte seine Brigade dann wieder in der südwestlich von Volo gelegenen kleinen Küstenebene von Halmyros[1]) und blieb dort stehen, weitere Angriffe erwartend.

[1]) Auch Almyro, türkisch Ermié.

Die 5. türkische Division besetzte Volo und blieb mit ihren Hauptkräften bei Velestinon; die ihr zugeführten Hülfstruppen und der Oberbefehlshaber kehrten zum Heere nach Pharsala zurück. Dort lagen beunruhigende Nachrichten über das Erscheinen starker griechischer Freischaren in der rechten Flanke der Armee bei Trikkala vor, und eine neue Expedition mußte dorthin abgehen. An derselben nahm auch bereits eine frische, hinter der Armee eingetroffene Division — die 7. — welche inzwischen Larissa besetzt hielt, Theil. Noch andere Verstärkungen waren im Anzuge und abermals zwei Divisionen nach Thessalien bestimmt worden. Ihnen voraus aber eilte eine Linien-Infanterie-Brigade, die erste auf dem Kriegsschauplatze eintreffende Truppe, welche bereits das zur Neubewaffnung für die türkische Infanterie bestimmte Mausergewehr führte [1]). Edhem gedachte diesen werthvollen Zuwachs an Streitkräften abzuwarten, ehe er Weiteres unternahm. Eine neue Unterbrechung im Laufe der Kriegsereignisse trat ein.

Inzwischen mehrten sich die Nachrichten über die Stärke der griechischen Stellung von Domoko. Auf 1800 Fuß hoher Bergwand, welche die nördlich vor ihr liegende Ebene völlig beherrscht, stand das Heer des Kronprinzen, durch Zuzug aus Athen verstärkt, und, da ihm die Zeit dazu gelassen worden war, auch stark verschanzt. Nur auf dem rechten Flügel, der sich in den Bergen verlor, war die Vertheidigung schwierig. Dort aber hatten die Griechen ein Vortreffen bis ins Khassidiari Gebirge [2]) dicht an Pharsala herangeschoben, um die steilen Pfade und Pässe, welche durch dasselbe zur Hauptstellung führten, zu sperren. Selbst ein Erkennen ihrer Anordnungen war dadurch erschwert.

Dennoch faßte der türkische Generalstab den Plan, gerade hier den entscheidenden Schlag zu thun. Zwar war es möglich, die griechische Linie auf dem anderen Flügel zu umgehen. Längs des Pentamylis oder Sophaditikos, des Onochonos der alten Welt, konnte man in den Rücken der Bergwand von Domoko gelangen; denn dieser Gebirgsbach entspringt südlich derselben nahe des dort gelegenen Nezero-Sees und ist von einem Wege begleitet. Aber, um zu dem Punkte zu gelangen, an welchem das schmale Gebirgsthal sich gegen Norden öffnet, hätten die Umgehungscolonnen im Angesichte der griechischen Front einen vollen Tagemarsch durch die Ebene zu machen gehabt. Auf keinen Fall konnte die Bewegung verborgen bleiben, und das hätte nicht nur die Abwehr erleichtert, sondern es dem Feinde auch hier wiederum möglich gemacht, bei Zeiten abzuziehen. Anders standen die Dinge östlich von Domoko. Den Vormarsch durch das Khassidiari-Gebirge würden, so meinte man, die Griechen, gerade seiner Beschwerlichkeit halber, nicht erwarten. Es scheint, daß sie selbst sogar dort zum Gegenangriff schreiten wollten, sobald das türkische Heer in der Ebene an der starken Front bei Domoko seine Kraft zerschellt haben würde. Auf dieser Seite also war die Ueberraschung möglich und überdies ein Angriff auch weit bedrohlicher; denn er führte im Falle des Gelingens geradeswegs

[1]) Es sind jedoch zwei verschiedene Modelle dieser Waffe angeschafft worden, ein älteres von 1887, welches mit Magazin unter dem Schaft versehen ist, und das hier in Thessalien seine Anwendung fand, ein neueres von 1890, das schon Bündelladung und kleines Kaliber besitzt.

[2]) Auch Chassidiari geschrieben.

auf den Phurka-Paß im Othrysgebirge hin, dem einzigen Rückzugswege der Hellenen, zugleich ihrer letzten Verbindung mit Meer und Flotte. So ward denn beschlossen, in der Front bei Domoko den Gegner nur zu beschäftigen und hinzuhalten, auf dem rechten Flügel aber ihn entscheidend anzugreifen, gleichzeitig zu umfassen und aufzurollen. Der Plan war kühn; denn das türkische Heer war nach den vielen Entsendungen dem griechischen an Infanterie nicht mehr nennenswerth überlegen. Es mochte höchstens 40 000 gegenüber 35 000 Mann zählen. Nur an Geschütz verfügte es über die doppelte Stärke. Beim Vormarsch aber mußte es sich vollkommen trennen. Leicht konnte ein Flügel geschlagen werden, ohne daß der andere ihn zu unterstützen vermochte; denn alle Vortheile der Bodengestalt lagen auf griechischer Seite.

Am 16. Mai Abends, als die Linienbrigade beim Heere eingetroffen war, marschirten die Divisionen zu beiden Seiten von Pharsala auf; die 1. und 2. bildeten westlich der Stadt den rechten, die 6. und 3. östlich derselben den linken Flügel. Hinter jedem Flügel war noch eine Brigade als Rückhalt verfügbar; die Armee-Artillerie versammelte sich hinter Pharsala, die Cavallerie auf dem rechten Flügel. Die 5. Division von Velestinon heranzurufen, unterließ man in der Ueberzeugung, ihrer nicht zu bedürfen. Reichlich hatten die Truppen sich mit Schießbedarf und zur Noth auch mit Lebensmitteln, d. h. mit Zwieback, Mehl oder Mais, versehen.

Am frühen Morgen des 17. Mai begann der Vormarsch. Auf der großen Chaussee nach Domoko rückte die 2. Division vor, die Linienbrigade an der Spitze, rechts neben ihr durch die freie Ebene die 1., mehrfach durch abgesessene griechische Reiter aufgehalten.

Von 11 Uhr Vormittags ab tönte Kanonendonner aus den Bergen des Khassidiari-Dagh zum Hauptquartier herüber, doch fehlte jede Meldung von den dort vorgehenden Divisionen, weil die Verbindungen außerordentlich schwierige waren. Es erregte das einige Besorgniß und veranlaßte den Marschall, den rechten Flügel zu schnellerem Vorgehen anzutreiben. Aber erst um 1 Uhr Mittags trat die Spitze der 2. Division vor Domoko der griechischen Hauptstellung gegenüber ins Gefecht. Bis 3 Uhr dauerte ein langsames, mattes Gewehrfeuer fort. Da um diese Zeit immer noch keine Nachrichten aus dem Khassidiari-Dagh vorlagen, sandte Edhem Pascha der 2. Division den Befehl, schärfer anzufassen; denn er besorgte, daß die in der Front nicht hinreichend beschäftigten Griechen mehr und mehr Kräfte nach dem rechten Flügel ziehen und die durch das Gebirge vordringenden türkischen Colonnen vereinzelt schlagen könnten. Reschat Pascha, der Commandeur der 2. Division, ließ nun die Linienbrigade antreten.

Sie sollte nach dem Willen des Oberbefehlshabers nur hinhaltend fechten, ging aber sogleich mit außerordentlicher Bravour bis auf 400 Meter an die griechischen Schützengräben heran. Dort kam sie unter großen Verlusten zum Stehen. Zu ihrer Linken trat die Redif- (Landwehr-)Brigade der Division ins Gefecht. Es entwickelte sich nun auf beiden Seiten ein wüthendes Schnellfeuer, in das auch die Batterien mit eingriffen. Die Umstände drängten zur Entscheidung, aber für eine solche fehlte es noch an der hinreichenden Kraft.

Bald machte sich sogar das Bedürfniß einer Unterstützung fühlbar. Die tapferen Kämpfer konnten nicht vorwärts; doch auch nicht zurück. Ihr rechter Flügel schwebte völlig in der Luft, und gerade dort drohte ein griechischer Gegenstoß. Die 1. Division sollte ebendahin heranrücken; allein sie kam nicht. Auch sie war bereits vom Gegner festgehalten. Eine rechte Seitenabtheilung, welche sie weit westlich hinausgeschoben, hatte dort die äußerste Linke der Griechen getroffen und ohne Besinnen angegriffen, aber eine überlegene Stärke vor sich gefunden. Sie mußte weichen und fiel in die Ebene zurück. Gleichzeitig war die Vorhut der Division am Höhenrande auf die festen Linien der Vertheidiger gestoßen, ohne in diese eindringen zu können. So glaubte der Divisions-Commandeur, Hairi Pascha, nicht gegen Domoko seitwärts abmarschiren zu dürfen, und hielt sein Ausbleiben dort für begründet.

Die kritische Lage, die hierdurch entstand, recht wohl erkennend, sandte Edhem Pascha den Obersten Mahmud Bey nach jenem Flügel hinüber, um ihn vorwärts zu bringen. Es glückte dies auch noch, und der Oberst gab auf eigene Verantwortung der eben anrückenden Reservebrigade des rechten Flügels[1]) gleichfalls die Richtung in die zwischen der 1. und 2. Division entstandene klaffende Lücke hinein. Mittlerweile übernahm die Artillerie wiederum die Rolle des Helfers und Retters. Riza Pascha hatte nicht weniger als 12 Batterien gegenüber Domoko vereinigt und überschüttete die griechische Stellung mit seinen Geschossen. Um 6 Uhr Abends machte sich die Wirkung der langen Geschützlinie fühlbar[2]). Beim Sinken des Tages gelang es noch, die vordersten Schützengräben zu stürmen, dann setzte die Nacht dem Kampfe ein Ziel.

Noch immer fehlten vom linken Flügel her die Nachrichten. Erst in tiefer Dunkelheit kam von dort ein Reiter an, der einen Pfad durch die Berge gefunden hatte und dem Oberbefehlshaber die frohe Kunde brachte, daß der linke Flügel — die 6. und 3. Division — sich die Gebirgspässe durch glückliche Gefechte geöffnet hätte und südlich des Khassidiari-Dagh stünde.

Schon hatte Edhem nochmals den Obersten Mahmud abgesendet, um jene Divisionen aufzusuchen und sie von dem in der Front Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Er sollte den Commandeuren vor allen Dingen den Entschluß des Hauptquartiers überbringen, trotz des Mißgeschicks auf dem äußersten rechten Flügel und des unvollkommenen Erfolges in der Mitte, auszuharren, bis die Umfassung durch den linken Flügel die Entscheidung herbeiführen werde.

Es glückte Mahmud, die Divisionen, bei welchen sich, zur Seite der Commandeure, Enver und Seyffullah als treibende Kräfte befanden, gegen Morgen zu erreichen, und am 18. Mai früh brachen sie von Neuem, Domoko östlich umgehend, in der Richtung gegen den Phurkapaß auf.

---

[1]) Auch diese Brigade wurde von einem der in Deutschland gebildeten Officiere, Oberst Sabit Bey, geführt, welcher beim Garde-Pionier-Bataillon in Berlin gestanden hat.

[2]) Zumal erzielte die eine in dieser Linie stehende Krupp'sche 12-Centimeter-Haubitzbatterie großen Erfolg. Sie nahm vier griechische Feldbatterien unter Feuer, brachte sie zum Schweigen, einen Munitionswagen zur Explosion und soll dem Gegner einen Verlust von 25 Procent an Mannschaft und Pferden verursacht haben.

Aber schon war das Schlachtfeld verlassen. Noch am Abend zuvor hatte Kronprinz Constantin auf die Kunde vom Vordringen der Türken durch den Khassidiari-Dagh sich abermals zum Rückzuge entschlossen. Sein Nachtrab hielt den Phurkapaß noch besetzt, die Armee zog erst auf Lamia, dann nach den Thermopylen ab.

Die 6. türkische Division unter Hamdy Pascha kam zuerst vor dem Passe an und vermochte ihn allein nicht zu nehmen. Da aber erschien, von Memduh Pascha geführt, spät Abends, nach weiten, beschwerlichen Umwegen, noch die 3. Division auf den östlich gelegenen Höhen beim Kloster Andenitza und stürmte dieselben. Das entschied. Am 19. lag der so oft als uneinnehmbar geschilderte Phurkapaß offen vor den Angreifern da. Mit Jubel begrüßten die türkischen Soldaten die alte Grenze ihres Reiches, viele wohl von der trügerischen Hoffnung beseelt, daß sie es nun auch für die Zukunft wieder bleiben werde.

Ein Nachhutgefecht vor Lamia beendete die Reihe der Kämpfe. Europa's Vermittlung war inzwischen eingetreten und der Waffenstillstand geschlossen.

Auch die 5. Division hatte mittlerweile von Velestinon her auf äußerst beschwerlichen Wegen das Giragiotika-Gebirge überschritten und war nach Halmyros hinabgestiegen, um Smolenski anzugreifen. Allein dieser stellte sich ihm nicht mehr. Ein Befehl des Kronprinzen hatte ihn bereits nach den Thermopylen herangerufen.

Der thessalische Krieg war zu Ende. Er hatte nicht den kühnen Flug genommen, den die Phantasie ihm einst auf der Karte gegeben. Ausgeblieben war der schnelle überraschende Einmarsch in die Ebene von Larissa, der entscheidende Angriff gegen die linke Flanke des Feindes mit der nachfolgenden Katastrophe, welche den offenen Kampf der Massen schon in den ersten Kriegstagen beenden sollte. Ein langsames, zögerndes Fortschreiten, mehr ein Verdrängen als ein Schlagen des Gegners, ein bedächtiges Handeln, von längeren, nicht hinreichend begründeten Pausen unterbrochen, war an die Stelle eines solchen energischen Handelns getreten. Was in Tagen geschehen konnte, hatte Wochen in Anspruch genommen. Die Kämpfe hatten mit Ausnahme der Schlacht von Domoko auch keine sehr ernste Gestalt gehabt; die Verluste waren mäßige geblieben[1]). Der Feldzug erinnert in dieser Hinsicht an die dänischen Kriege Deutschlands. Dennoch gereicht der Erfolg der neuen türkischen Armee zur Ehre; mit Recht hat sie den Beifall der Welt errungen und sich ihres Sieges gefreut. Selten wird man im erschwerenden Element des Krieges das Ideal erreichen, das man sich zuvor gemacht hat. Fast immer muß man sich mit Geringerem bescheiden und hier, bei Beurtheilung des ottomanischen Waffenerfolges, kommen noch besondere Umstände in Betracht, welche das Errungene verdienstvoller erscheinen lassen.

---

[1]) Sie hatten in den Kämpfen an der Grenze 35 Officiere und 1067 Mann, in der Linie Pharsala-Velestinon 7—800 Mann, bei Domoko 40 Officiere und 1170 Mann (davon 700 Mann allein von der Linienbrigade) an Todten und Verwundeten gekostet.

Der thessalische Krieg bietet zu gleicher Zeit einen Anhalt für die Beurtheilung des künftigen Werthes der türkischen Armee, die sich seit 1886 in der Umwandlung befindet. Doch sind die Gesichtspunkte, von welchen die Reorganisation ausging, dabei wohl in Betracht zu ziehen. Aus innerpolitischen Gründen konnte bei diesem Werke, an dessen Durchführung deutsche Officiere hervorragend betheiligt waren, trotz drei- oder vierjähriger Dienstzeit auf eine regelmäßige, systematische Ausbildung und Vorbereitung für den Kriegszweck, auf eine gründliche Schulung im Felddienste und im Schießen, auf größere Zusammenziehungen, Truppenübungen u. s. w. nicht gerechnet werden. Die Aufstellung einer schlagfertigen Armee nach europäischen Begriffen erschien von Hause aus als eine Unmöglichkeit. Es wurde daher überhaupt nur ein bescheideneres Ziel ins Auge gefaßt, nämlich die Vorbereitung eines möglichst zahlreichen, gut bewaffneten Aufgebots aus den islamitischen Volkselementen. Hierzu wurde zuvörderst ein neues Rekrutirungsgesetz erlassen, welches zum ersten Mal mit einigen Ausnahmen die wirkliche allgemeine Wehrpflicht für die Mohammedaner durchführte. Was man bis dahin besessen und freilich auch „allgemeine Wehrpflicht" genannt hatte, war dem Wesen nach nur eine Conscription gewesen, durch welche in unregelmäßigen Zeiträumen das nothwendige Rekruten-Contingent für die Erhaltung des Standes der activen Armee aufgebracht wurde. Seit 1887 erst werden alle diensttauglichen Mannschaften mit ihrer Volljährigkeit sogleich einer Classe der Waffenmacht zugetheilt, unter Controle genommen und zur Ausbildung in die Linientruppen eingestellt. Der Ueberschuß soll gesetzlich eine nothdürftige Ausbildung erhalten.

Das zweite Ziel der reorganisatorischen Arbeit war die möglichst vollständige Ausrüstung des gesammten Aufgebots und die Beschleunigung der Mobilmachung. Dies machte vor allen Dingen eine völlig neue Bezirkseintheilung für das ganze Reich nothwendig, ein Unternehmen, das bei dem Mangel an hinreichendem statistischen und kartographischen Material, außerordentlich schwierig war, aber dennoch im Zeitraume von sechs Jahren, nämlich von 1887 bis 1893, bewältigt worden ist. Es stellt eine ansehnliche Leistung des türkischen Generalstabes dar. Die alten, viel zu ausgedehnten Bezirke, in denen Rekrutirung und Controle aufs Aeußerste erschwert waren, und eine schnelle Versammlung der Mannschaft im Kriegsfalle zur Unmöglichkeit wurde, sind heute in je zwei kleinere Bezirke getheilt, alle aber nach der Bevölkerungszahl und administrativen Rücksichten ganz neu begrenzt worden. Es erklärt dies zum großen Theile die im letzten Frühling so viel schneller als früher vollzogene Zusammenziehung der Truppen.

Hand in Hand damit gingen die Waffenankäufe und der Ausbau der Eisenbahnen und des Telegraphennetzes. Es sind heute schon nahezu alle Bezirksstandquartiere mit der Hauptstadt durch den Draht verbunden. Das Eisenbahnnetz hat die Heranziehung der Kräfte aus dem Innern Anatoliens sehr wesentlich erleichtert. Einigermaßen ist auch die Mobilmachung, wenigstens soweit das Kriegsministerium dabei in Betracht kommt, im Frieden vorbereitet worden.

Die Aufstellung einer Anzahl neuer Truppentheile im Linienstande wurde aus politischen und militärischen Gründen nothwendig. Sie betraf vor Allem die Artillerie, deren Vermehrung in allen großen Armeen während der letzten Jahrzehnte in Angriff genommen wurde. Für jede Linien- und Landwehr-Division des türkischen Heeres ist heute schon ein Regiment von sechs Batterien auch im Frieden verfügbar. Endlich aber wurde das Vorhandensein eines verhältnißmäßig zahlreichen, tüchtigen, durch praktische Schulung geübten Generalstabes als nothwendig erkannt. Seine Aufgabe besteht in erster Linie darin, den Mängeln der höheren und niederen Truppenführung abzuhelfen, welche in einer Armee unvermeidlich sind, die in ihren größeren Verbänden niemals regelmäßig übt, ihren Führern also keine Gelegenheit gibt, sich durch eigene Erfahrung und Gewohnheit des Commandos auszubilden.

Es ist klar, daß eine Armee von solcher Verfassung sich vornehmlich für die Vertheidigung eignet. Für einen Angriffskrieg mangelte ihr die Manövrirfähigkeit, d. h. die Gewandtheit von Truppen und Führern in der Bewegung der großen Massen, welche sich schlechterdings nicht anders als durch zweckmäßige Friedensausbildung erlangen und weder durch Temperament, noch Intelligenz ersetzen läßt. Aber im Beginn der Reorganisationsperiode vor zwölf Jahren war, wie hier schon dargelegt ist (s. S. 349), für das türkische Reich auch nur ein Defensivfeldzug im großen Stile zur Behauptung des noch erhaltenen Staatsgebietes in Betracht zu ziehen.

Bei dem vorzüglichen Menschenmaterial, über welches die Armee verfügt, kann aber auch schon mit einem wenig geschulten Aufgebote sehr viel geleistet werden, wenn es nur gut organisirt ist und gut geführt wird. Ich möchte die neue türkische Armee, wie sie bisher aus der Reorganisationsperiode hervorgegangen ist, in vielen Punkten mit der Armee der Conföderirten vergleichen, die uns Heros von Borcke geschildert hat.

Man muß sich nur bei der Beurtheilung ihrer Leistungen stets vor Augen halten, daß außer Edhem und Reschat Pascha keiner der Generale, welche die Divisionen und Brigaden commandirten, jemals zuvor — sei es im Frieden, sei es im Kriege — die Gelegenheit gehabt, Erfahrung für solche Stellungen zu sammeln. Selbst Edhem hatte nur als junger General bei Plevna eine Brigade geführt. Darauf beschränkte sich seine Uebung, und es war ihm, meines Wissens, nicht einmal vergönnt, den großen Manövern fremdländischer Armeen beizuwohnen. Die meisten höheren Officiere der thessalischen Armee sahen die Truppeneinheiten, welche sie jetzt vor dem Feinde befehligen sollten, in ihrem Leben überhaupt zum ersten Mal versammelt.

Es fehlte außerdem ganz an schon im Frieden organisirten Trains, deren jede Armee zu schnellen Operationen bedarf. Der gesammte Nachschubdienst mußte aus dem Stegreif geordnet werden.

Das konnte, als die Armee einmal zu den Waffen gerufen war, nur noch mit Hülfe von Mannschaften des fechtenden Standes geschehen, die nunmehr aus der Front entnommen werden mußten. Ohnehin erfordert das auf der Balkanhalbinsel noch übliche Transportsystem durch Tragthiercolonnen unverhältnißmäßig viel Menschenkräfte zur Führung. Kommt nun noch einige

Willkür hinzu, wie sie bei eiligen Improvisationen nicht zu verhüten ist, so verdoppelt sich das Uebel. Es wächst bei dem Fortschreiten der Bewegung, oder, militärisch ausgedrückt, mit der Länge der Operationslinien. Der Raum hinter der Armee pflegt sich da mit vereinzelten Mannschaften und kleinen Abtheilungen zu bedecken, welche zu irgend welchen Nebenzwecken zurückgelassen oder entsendet werden. Nur strengste Ordnung und eiserne Disciplin im Kleinen vermögen dem reißenden Schmelzen der vorn am Feinde stehenden Truppenkörper zu steuern, und beides war von jeher nicht gerade besondere Stärke ottomanischer Heere. Ist das Land, das man durchzieht, von einer unruhigen oder gar feindseligen Bevölkerung bewohnt, so tritt auch noch das Zurücklassen von Besatzungen hinzu, welche Edhem Pascha viel zu reichlich bemaß. So sah sich die türkische Armee von Thessalien durch den Offensiv-Feldzug, den sie führen mußte, in eine Rolle versetzt, welche ihr nicht nur unerwartet kam, sondern der auch ihre innere Beschaffenheit im Augenblicke am wenigsten entsprach. Stellt man dies, wie es sich gebührt, in Rechnung, dann wird man anerkennen müssen, daß sie ihrer Aufgabe ebenso gut gerecht geworden ist, wie das türkische Volk der politischen, welche die große Krise von 1897 ihm stellte. Beide haben sich durch Unerschrockenheit und Willigkeit, durch die Fassung, mit der sie einer schwierigen Lage entgegengingen, ein wohlbegründetes Anrecht auf den Sieg erworben.

Drei Eigenschaften des Heeres begünstigten freilich die Offensive, nämlich die durch Lebensgewohnheit hervorgerufene ungewöhnliche Marschfähigkeit der Truppe, ferner deren große Bedürfnißlosigkeit und die von allen Augenzeugen einstimmig gelobte persönliche Tapferkeit von Officieren und Soldaten. Dazu kommt dann noch die unbedingte Hingabe an den Willen des Padischah, welcher für den Türken ist, was wir Schicksal nennen. Diesen Eigenschaften, verbunden mit der großen Tüchtigkeit und Rührigkeit des jüngeren, aus den Militärschulen hervorgegangenen Officiercorps ist im Wesentlichen der Erfolg der Offensive zu verdanken gewesen.

Deutlich können wir in dem Feldzuge zwei anders geartete Perioden unterscheiden. Die erste bilden die Kämpfe an der Grenze. Es sind noch entscheidungslose Gefechte auf übermäßig langer Front, ohne bestimmten einheitlichen Plan, ohne strenge Zusammenfassung der Kräfte, sich drehend um einzelne dominirende Punkte, wie das Plateau von Losphaki. Es wird noch fast Alles der Truppe überlassen; es fehlt der Bewegung der Heereskörper noch der Zusammenhang nach einem klaren, alle gemeinsam leitenden Gedanken.

Die zweite Periode bilden Pharsala und Domoko. Hier sehen wir schon planmäßiges Handeln, geordnete Führung. Die Truppen werden dem Entwurf für die kommende Operation entsprechend zurechtgestellt. Es finden Combinationen von Frontal- und Umfassungsangriffen statt.

Bei Pharsala scheitert die Ausführung freilich noch am Mangel an Verständniß der höheren Truppenführer; die Entscheidung durch den rechten Flügel des Heeres bleibt aus. Es hätte ein Rückschlag in der Mitte eintreten können, der nur durch das sehr gute Verhalten der Artillerie verhütet wurde.

Domoko steht bereits erheblich höher, trotz größerer Schwierigkeiten. Die Armee ist vor ihrem Eintreten in den Kampf enger versammelt. Das Mißgeschick in der Front erklärt sich durch Mangel an Uebung im Gefecht der größeren Verbände. Das Ausbleiben der 1. Division wird durch die Ereignisse beim rechten Seitendetachement erklärt. Es kann nicht so getadelt werden wie das des rechten Flügels bei Pharsala. Auch in anderen Armeen mit geübteren Führern hätte dergleichen sich ereignen können. Der linke Flügel aber, dem die Entscheidung zufiel, handelte sehr viel energischer als der Umfassungsflügel bei Pharsala. Die beiden Divisionen, welche jenen am 17. Mai bildeten, gingen in vier Colonnen zugleich und gut vereinigt vor. Der Entschluß, am nächsten Morgen den Marsch sogleich auf den Phurkapaß zu richten, ist anzuerkennen, nicht minder aber derjenige Edhem Paschas, trotz des Mißgeschickes auf dem äußersten rechten Flügel bei der Seitenabtheilung der 1. Division und trotz der Erfolglosigkeit der frontalen Angriffe doch vor der feindlichen Armee und ihrer starken Stellung stehen zu bleiben. Unstreitig hat sich der Oberbefehlshaber dadurch einen großen persönlichen Antheil am Siege erworben. Zu erwähnen ist auch, daß das Armee-Hauptquartier während der Nacht auf dem Schlachtfelde hinter der Artillerielinie vor Domoko verblieb — ein nachahmungswerthes Beispiel[1]).

Eine Reihe vortrefflicher Eigenschaften hat sich an der türkischen Armee während dieses Feldzuges deutlich gezeigt. Sie ist freilich noch nicht völlig in die geplante Verfassung gesetzt, sondern befindet sich in einer Uebergangsperiode von alten zu neuen Zuständen. Wenn Sultan Abdul Hamid II. aber fortfährt, sie, so wie angefangen, weiter zu entwickeln, wenn er ihr die fehlende Vorbereitung und Vorübung für den Krieg gewährt, wenn er namentlich der jüngeren, zum Theil in Deutschland gebildeten Generation, die jetzt emporsteigt, Vertrauen schenkt und ihr einen größeren Spielraum in ihrer Wirksamkeit einräumt, so wird die türkische Armee sich zu einem tüchtigen Bundesgenossen oder gefürchteten Gegner heranbilden können. Jedenfalls aber wird sie dahin kommen, daß sie die ihr zufallende natürliche Rolle auszufüllen im Stande ist.

Diese Rolle ist ziemlich genau festzustellen. Auf europäischer Seite wird das Schicksal der Staaten in einem künftigen orientalischen Kriege durch den Ausgang des Kampfes zwischen den großmächtlichen Heeren entschieden werden. Hier hat die Türkei nur dafür Sorge zu tragen, daß ihr Gebiet nicht durch einen der kleinen Balkanstaaten verletzt werde, der sich auf Seiten ihrer Gegner befände. Größere Offensivoperationen der ottomanischen Landmacht auf diesem Kriegstheater werden schon durch das Vorhandensein der beiden Pufferstaaten

[1]) Nur auf diese Weise gelang es, einen Irrthum aufzuklären, welcher leicht hätte verhängnißvoll werden können. In der Nacht fuhren nämlich mehrere Batterien ab, um ihre Pferde an einer etwa eine Stunde entfernten Quelle zu tränken. Dies wurde der Anlaß zu der sich schnell verbreitenden Nachricht, daß der Rückzug auf Pharsala befohlen sei, und auch die Infanterie begann sich nach rückwärts in Bewegung zu setzen. Ohne die Anwesenheit des Höchstcommandirenden hätte die Bewegung leicht eine allgemeine werden können. Edhem Pascha und seine Officiere vermochten nun aber sofort einzugreifen, die Truppen aufzuhalten und wieder in die Gefechtslinie zurückzuschicken.

Bulgarien und Rumänien ausgeschlossen. Selbst der friedliche Durchmarsch durch diese Gebiete würde so viele Schwierigkeiten hervorrufen, daß es besser ist, davon Abstand zu nehmen. Höchstens kann das Reich die Landungstruppen für eine befreundete Flotte zu Unternehmungen gegen feindliche Küsten liefern. Auf asiatischer Seite dagegen hat es allein, und ohne auf andere Mächte rechnen zu dürfen, für die Integrität seines Gebietes einzutreten. Das kann auch mit Erfolg geschehen. Trotz aller Verluste sind dazu die Kräfte immer noch vorhanden. Rechnet man auch auf sehr starke Abgänge, wozu z. B. die Truppen in den entlegenen Provinzen, in Arabien und Afrika, gehören, so bleiben doch immer noch 400 000 Mann für die Bildung von Feldarmeen übrig. Davon würden für den europäischen Kriegsschauplatz und den Schutz der Hauptstadt an 150 000 Mann entfallen. Die noch übrigen 250 000 Mann erscheinen aber vollkommen genügend, um das asiatische Staatsgebiet gegen alle Angriffe erfolgreich zu vertheidigen.

Damit ist zugleich das Ziel für diejenigen Männer bezeichnet, deren Aufgabe es sein wird, das begonnene Werk der Armeereform fortzuführen.

Es besteht in der weiteren Vervollkommnung des Generalstabes und hierdurch der Verbreitung der Kenntnisse von moderner Krieg- und Truppenführung in der Armee. Sodann ist die Heranziehung aller mohammedanischen Bevölkerungstheile zum activen Heeresdienste auch fernerhin zu betreiben. Selbst das neue Rekrutirungsgesetz kennt noch immer eine große Zahl unbegründeter Ausnahmen von der Verpflichtung, und diese müssen beseitigt werden. Eine Neubearbeitung ist unabweisbar geworden.

Die Vorbereitung der Mobilmachung des Heeres ist noch bei weitem nicht hinreichend. Ihre Ausstattung mit einem gut ausgerüsteten Trainwesen und die endliche Aufstellung von Ersatztruppen sind dringend nothwendig, um sie dauernd operationsfähig zu machen.

Den einstweilen nicht zu vermeidenden Mängeln der Ausbildung vermag man damit bis zu einem gewissen Grade abzuhelfen. Immerhin ist es möglich, durch solche Mittel der Masse des Aufgebotes einen verhältnißmäßig hohen Werth zu verleihen.

In dem ganz autokratisch regierten Reiche kann das Heer nur durch den Großherrn ernstlich gefördert werden. An geschickten Gehülfen wird es ihm dabei nicht fehlen. Durch seine Treue und Hingebung im thessalischen Kriege hat es sich ein Anrecht darauf neu erworben. Schlecht ernährt und bekleidet Monate lang nicht besoldet, lässig versorgt in den meisten Hinsichten, hat die brave Truppe dennoch niemals im Gehorsam geschwankt oder im guten Willen nachgelassen. Seit dem Kriege hat sie in Folge einreißender Krankheiten 16 000 Mann begraben und 22 000 Kranke zur Heimath zurückgeschickt, ohne zu murren. Sie verdient das vollste Vertrauen ihres Herrschers, und an diesem wird es sein, sich dadurch erkenntlich zu zeigen, daß er sie fortan genugsam für den Krieg rüsten und ausbilden läßt, um auch härtere Proben glücklich zu bestehen, als die im Kampfe gegen Griechenland. Solche Proben werden nicht ausbleiben.

Vom Rolandslied zum Orlando furioso.

Von

Heinrich Morf.

[Nachdruck untersagt.]

Als der Cardinal Ippolito d'Este sich in dem neuen epischen Gedichte umgesehen hatte, dessen Verfasser sein Secretär Lodovico Ariosto war, da soll er, statt eines Wortes der Anerkennung, an den Dichter die spöttelnde Frage gerichtet haben: „Messer Lodovico, wo habt Ihr denn all die Schnurren her?"

Zeitgenossen und Nachwelt sind mit ihrer Anerkennung für den liebenswürdigen Dichter freigiebiger gewesen als der Cardinal Ippolito; aber die Frage nach der Herkunft all der tausenderlei Geschichten, so in der Wunderwelt des Orlando furioso sich zutragen, haben auch sie, freilich in freundlicherem Tone gestellt.

Sie haben sie auch beantwortet.

Es war kaum ein Jahrzehnt seit dem Tode des Dichters verflossen, als 1542 die erste Untersuchung über die Quellen des Orlando furioso erschien. Die Untersuchungen, welche hiermit das 16. Jahrhundert begonnen, hat die Forschung unserer Tage mit reicheren Hülfsmitteln und mit sicherer Methode wieder aufgenommen und in dem schönen Werke des Florentiner Romanisten Pio Rajna, Le Fonti del Orlando furioso (1876), zu einem vorläufigen Abschluß gebracht. Rajna zeigt in weitschichtiger Untersuchung für jede einzelne Aventiure des buntbewegten Gedichtes, wo Ariost den Stoff seiner Erzählung gefunden haben mochte. Er zerlegt und zergliedert die einzelnen Episoden in ihre constituirenden Elemente und weist in ihrer Verbindung die Contaminationsarbeit des Dichters nach, durch welche dieser das überall her Entlehnte in geistiges Eigenthum umschuf.

Den Grundstock dieser Entlehnungen bildet bekanntlich die epische Dichtung des romanischen Mittelalters, als deren Abschluß der Orlando furioso erscheint. Ariost's unvergleichliches Poem krönt also einen Jahrhunderte alten, stolzen Bau, einen Bau, dessen Fundamente in den Tiefen des Mittelalters ruhen und dessen Gipfel hineinragt in den Himmel der Renaissance.

Betrachten wir uns diesen Bau. Sehen wir die Combination der verschiedenen Stilarten, die er aufweist — romanischen, gothischen, Renaissance-

Stil —, indem wir einen Gang durch das Innere unternehmen, der uns aus den düsteren Gewölben der Krypta durch verschiedene Stockwerke hinauf bis in die weitragende, helle Kuppel führen soll, welche Brunellesco-Arioſt in unnachahmlicher Kunſt geſchaffen hat.

Derjenige deutſche Stamm, welcher in der Völkerwanderung des fünften Jahrhunderts ſich in Nordgallien dauernd niederließ, die Franken, fand dort ein vollſtändig romaniſicirtes, chriſtliches Volk vor: die Galloromanen. Der germaniſche Sieger zwang dem Lande ſeine ſocialen und politiſchen Inſtitutionen auf, machte aus Gallien einen fränkiſchen Staat und nahm andererſeits vom Beſiegten den Glauben an. Er trat zur katholiſchen Kirche über. Die ſocialen Verhältniſſe ſchieden ſcharf den Sieger vom Beſiegten, den Romanen vom Germanen. Die Religion, der Cultus verband ſie. Er war eine ſtete Quelle näherer Berührung. Mit der Gemeinſamkeit des Glaubens fand ſich Gemeinſamkeit einer Reihe weiterer Intereſſen und Anſchauungen ein. Die Völker traten ſich näher. Die Vermiſchung begann.

Das Chriſtenthum unterbrach die ſtreng nationale Entwicklung der Franken, *er machte den Franken zum Romanen*. *Im katholiſchen* Franken ſieht der Romane ſeinesgleichen. Er dient im fränkiſchen Heer. Die Kriege der Franken werden die ſeinen.

Damals hatten die Franken, wie die Germanen überhaupt, ihre Heldenpoeſie. Anders die Romanen. Sie hatten kein Heldenzeitalter unmittelbar hinter ſich, ſondern eine Jahrhunderte alte Herrſchaft des chriſtlichen Romanismus. Eine lebensfähige Heldenpoeſie fehlte ihnen.

Indem nun die beiden Völker ſich verſchmolzen, theilte ſich gleichſam der Geiſt des fränkiſchen Barbars dem romaniſchen Waffenbruder mit. Auch er begann von Schlachten und Helden zu ſingen. Franken und Romanen, beide ſangen, jeder in ſeiner Sprache, vom Waffenruhm der neuen Völkergemeinſchaft, an deren Spitze germaniſche Fürſten ſtanden. So wurde in dem neuen franko-romaniſchen Völkerconglomerat der Franke zum poetiſchen, d. h. zum *epiſchen* Ferment, und ſeit dem ſechſten Jahrhundert beſtand in Frankreich eine doppelte Epopöe in germaniſchen und romaniſchen Liedern, welche dieſelben Ereigniſſe des nationalen Lebens feierten, dieſelben Helden prieſen — nämlich urſprünglich fränkiſche — und auf denſelben Anſchauungen vom öffentlichen Leben beruhten — nämlich auf den von den Franken geſchaffenen.

Bei der Völkerverſchmelzung ſiegte aber allmählich das gewaltige numeriſche Uebergewicht der Romanen über die geringe Zahl der Germanen. Der Franke verſchwand in Frankreich, mit ihm ſeine Sprache, mit ihr ſeine Poeſie. Das fränkiſche Heldenlied hat im neunten Jahrhundert in Frankreich ausgeklungen; das romaniſche (franzöſiſche) allein iſt übrig geblieben. Es lebte allein weiter durch die Jahrhunderte und trat im elften Jahrhundert in der geſchriebenen Literatur des Landes zu Tage.

So iſt eine romaniſche Epik in Frankreich entſtanden, *welche von germaniſchen Helden handelt*. Man durchgehe die ganze franzöſiſche Volksepik und man wird kaum einen Heldennamen finden, der romaniſchen Urſprungs wäre. Man durchgehe dieſe Hunderttauſende von Verſen: überall

begegnet man germanischen Institutionen, germanischem Recht, germanischer Sitte. Die Auffassung der Monarchie, die Gebräuche bei den Gesandtschaften, die Versammlungen unter freiem Himmel, die gerichtlichen Zweikämpfe, die Waffenbrüderschaft — Alles ist germanisch. Dies alles ursprünglich Germanische ist aber, wesentlich auf Grund des Christenthums, zum wohl erworbenen romanischen Miteigenthum geworden.

In diesen romanischen Heldenliedern lebt die Geschichte des Landes seit der Gründung der fränkischen Monarchie bis auf Hugo Capet herunter: Die Geschichte eines halben Jahrtausends. Von diesem langen Zeitraum war die Epoche Karl's des Großen offenbar die glänzendste. Sie beschäftigte die Phantasie des Volkes am meisten. Die Lieder, welche sich an die Person des großen Kaisers knüpften, waren die populärsten, bildeten den Mittelpunkt der ganzen Heldendichtung. In ihr fand der Proceß der *epischen Verschiebung* ein willkommenes Centrum. Die älteren und jüngeren Lieder mit ihren um Jahrhunderte aus einander liegenden Traditionen, werden herangerückt, ihre Erzählungen mit der Regierung und mit der Person Karl's des Großen verbunden, und so wird auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit, der Chronologie und Topographie, eine künstliche Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes geschaffen. Was z. B. von einem Merowinger König während Jahrhunderten war gesungen worden, das singen sie jetzt von Karl und was Karl's Nachfolger auf dem Throne Gutes oder Schlimmes gethan, das wird dem Ahnherrn gut geschrieben. Die romanische Heldensage wird zur Karlsage, und nur wenige isolirte Traditionen entziehen sich der Centralisirung.

Die poetische Geschichte Karl's des Großen bildet den Inhalt der zu unserer Kenntniß gekommenen nordfranzösischen Epik, der Chansons de geste.

Von allen Kriegen Karl's sind es die Kämpfe gegen die Mauren in Spanien, welche den Mittelpunkt der Tradition bildeten, und da eine Niederlage auf die Gemüther immer einen tiefern Eindruck macht, als ein Sieg, so ist es unter diesen spanischen Kämpfen das Unglück in Ronceval, das vor allen nationalen Ereignissen Gegenstand zahlreicher epischer Lieder wurde. Aus ihrer Verschmelzung entstand das *Rolandslied*, die berühmte Erzählung vom Verrathe Ganelon's, vom Tode Roland's, Olivier's und der übrigen Pairs und der Rache Karl's, welche in *der* Form auf uns gekommen ist, die ihr das elfte Jahrhundert gegeben hat.

Der Geist, von dem die Erzählung dieser Ereignisse durchdrungen und getragen ist, ist der nationale. Die Idee der Glorification Frankreichs spricht aus jedem Verse. Die Liebe zur douce France belebt jede Schilderung. Die nationale Idee von der Superiorität Frankreichs ist verschwistert mit der religiösen: Keine Religion ist wahr, als die Religion Frankreichs; es gibt keinen Gott, außer dem Gotte des Christenthums. So werden die nationalen Helden zu Märtyrern des Glaubens, und die nationalen Feinde, die Saracenen, zu Kindern des Teufels. Die nationale Idee wird durch die religiöse verbreitert, vertieft. Sie wird zur Idee des gewaltigen Kampfes, den das christliche Europa unter der Hegemonie Frankreichs gegen die Saracenen geführt hat. Das Element des Miraculösen mangelt fast gänzlich. Es be-

schränkt sich darauf, daß Gott seinem Lieblinge Karl Botschaften durch Engel sendet. Zauberspuk irgend welcher Art fehlt.

Die Rolle der Weiber ist eine sehr bescheidene. Die Herzen dieser Helden sind anderer Dinge voll und haben keinen Raum für die Liebe. Roland's Braut, Alda, tritt nur auf, um bei der Botschaft vom Fall ihres Geliebten todt zu Boden zu sinken. Die Inspiration dieser nationalen Epik ist kriegerisch. Das Leben des Friedens liegt ihren Schilderungen ursprünglich ferne. Ihre Rauhheit weiß nichts vom Frauendienst.

Neben Kämpfen gegen den äußeren heidnischen Feind sind es aber auch Kämpfe der Königsmacht gegen aufrührerische Vasallen, welche das französische Epos feiert. Die Regierungszeit Karl's kannte thatsächlich solche Kämpfe kaum. Wohl aber erfüllen sie das neunte und zehnte Jahrhundert unter Karl's Nachfolgern, den schwachen Karlingern. Diese Epen sind eine Verherrlichung der Vasallenmacht gegenüber der Monarchie; sie sind feudalistisch, während das Rolandslied monarchistisch ist. Doch ist auch ihre Inspiration eine wesentlich nationale. Sobald ein äußerer Feind sich zeigt, zieht der noch eben rebellische Vasall unter der Führung des Kaisers willig in den Krieg.

Als Typus für diese Gattung des feudalistischen Epos ist das Gedicht von Renaut de Montauban zu nennen, dem ältesten der vier Hämonskinder, der ein Liebling der Dichtung ist, eine wilde, unbeugsame Natur; jeder Zoll ein Held, aber einer jener Helden des brutalen Feudalismus, voller Hochmuth und Gewaltthätigkeit, vor dem sich Alles demüthigen muß, und der seinem Herrn, dem Kaiser, nach jahrelangen Kämpfen endlich weicht, nicht weil er bezwungen ist, sondern weil er aus freien Stücken nachgibt.

Wie Roland der Typus des königstreuen Pair, so ist Renaut (Rinald) der Typus des aufrührerischen Vasallen, und in dem Widerstreit ihrer Gesinnung schildert das Epos den gewaltigen Kampf zweier feindlicher Principien der nationalen Entwicklung.

Nun vollzieht sich seit dem zwölften Jahrhundert eine entscheidende Wandelung in der epischen Dichtung. Das Zeitalter der Kreuzzüge läßt die alte Gesellschaft, welche die Heldensage trug, vollends untergehen. Die Zeit ist eine andere geworden. Es entsteht jene eigenthümliche Form der französischen Cultur, welche man das Ritterthum nennt. Der ritterlich-höfischen Gesellschaft vermögen die überlieferten Chansons de geste nicht mehr zu sein, was sie der Vergangenheit waren: die vorzüglichste Quelle poetischen Genusses, der vorzüglichste Ausdruck ihres nationalen Bewußtseins. Diese ritterlich-höfische Gesellschaft wendet sich von den in Form und Inhalt rauhen, ihren Lebensverhältnissen und Lebensanschauungen nicht mehr entsprechenden Gedichten ab und sucht in stofflicher und formeller Beziehung einen andern poetischen Ausdruck ihres Lebensideals. Und indem sie den nationalen Sagenstoff aufgibt, wendet sie sich zu fremden, importirten Traditionen, vorzüglich zu keltischen.

Seit Jahrhunderten wohnten im Nordwesten des Landes, in Armorica, Bretonen als Nachbarn neben den Romanen, ein an wunderbaren Sagen reiches und ein sangeskundiges Volk. So sind bretonische Traditionen in mündlicher Ueberlieferung früh zu den Nordfranzosen gekommen, gingen da von Mund zu

Mund und wurden französisirt. Als vollends England durch die französischen Normannen um die Mitte des elften Jahrhunderts erobert wurde, da war auch für die bretonischen Sagen des Inselreiches eine breite Brücke nach Frankreich herüber geschlagen.

Mit dem Erwachen der Kunstdichtung in Frankreich dringen die bereits mündlich umgestalteten keltischen Ueberlieferungen siegreich in die geschriebene Literatur des Nordfranzösischen ein. Die zum Theil längst umgehenden Geschichten von König Artus und seiner Tafelrunde, vom Löwenritter, von Lancelot, von Tristan und Isolde, werden von französischen Kunstdichtern frei bearbeitet, auch nachgeahmt, und dieser bretonische Stoff mit dem neuen französischen, ritterlichen Geiste belebt. Es werden die Lebensformen und Lebensanschauungen der höfischen Gesellschaft in diese zierlich gereimten und kunstvoll aufgebauten Gedichte gelegt, so daß die Helden der bretonischen Tafelrunde das Ideal des französischen Ritters verkörperten, dem die rauhen Paladine Karl's des Großen nicht mehr genügen konnten.

So sind diese Ritterromane, die im zwölften Jahrhundert entstehen, fundamental verschieden von den alten Chansons de geste. Schon ihre metrische Form ist eine andere. Auch sind sie Kunstdichtung, jene sind Volkspoesie. Im Ritterroman ist die Frau, die Liebe, Veranlasserin und Lohn aller hohen Thaten, Anfang und Ende jeglicher Handlung. Die Liebe, die in der Chanson de geste keine Rolle spielt, steht hier im Centrum. Diese Liebe ist dargestellt in den Formen der höfischen Etiquette, der courtoisie, des Comments der ritterlichen Lebensart. Diese courtoisie ist die Moral, die Religion, welche die Herzen der Tafelrunde erfüllt. Der Ritter muß den Schwachen gegen den Starken schützen, alle Gefahren verachten, verliebt sein, seiner Dame unverbrüchlich treu bleiben, sein Wort halten, nach den Regeln kämpfen — er muß dies, sei er Heide oder Christ. Diese Beinamen sind leer, hohl. Der religiöse Gegensatz, aus welchem die Chansons de geste recht eigentlich ihre Lebensnahrung ziehen, ist hier bedeutungslos. Das Element des Zauberspuks, das in den Chansons de geste fehlt, breitet sich üppig aus. Zauberer und Feen, Zwerge und Ungeheuer treten den Rittern unaufhörlich in den Weg. Auch die kriegerischen Unternehmungen der Ritterromane sind anderer Art, als in den Chansons de geste: in diesen sind es gewaltige Heerschlachten, in jenen Einzelkämpfe, Turniere, und zwar Kämpfe, die um ihrer selbst willen, um der Freude am Kampfe willen geführt werden. Nicht der Haß, der Roland's Brust schwellt, leitet die Ritter in ihren Kämpfen, sondern das Streben, dem Comment der Ritterlichkeit in zahllosen Abenteuern zu genügen und sich dadurch der Dame seines Herzens würdig zu erweisen.

Dabei ist das Schema der epischen Handlung folgendes: Während König Artus prunkvolle Hoffeste hält, tritt ein unerwartetes Ereigniß ein. Es erscheint vor der Festgesellschaft ein fremder Ritter, eine fremde Dame, mit Aufreizungen oder Klagen, welche eine Perspective von Abenteuern eröffnen. Einer der Helden der Tafelrunde erbittet sich vom König die Erlaubniß, all' die Wagnisse zu versuchen. Er zieht aus, besteht glücklich tausend Fährlichkeiten, durch welche er eine schöne Prinzessin befreit, mit der er an den Königshof zurückkehrt, um sie zu seiner Frau zu machen.

Da mag denn auch betont werden, daß in der Entwicklung dieser höfischen Epik die Prosadichtung eine ganz andere Rolle spielt, als in der nationalen Sagenpoesie. In dieser ist sie das letzte Stadium: die Auflösung. Die Chansons de geste sind am Ausgang des Mittelalters, im fünfzehnten Jahrhundert, in Prosa-Erzählungen übergeführt worden. In der höfischen Dichtung aber spielt die Prosaform von Anfang an eine sehr wichtige Rolle. Sie geht einzelnen Epen voran, tritt ihnen zur Seite, folgt ihnen nach. Sie bildet ihre stete Begleiterin, und Italien, wie hier gleich bemerkt sei, hat hauptsächlich diese Prosaversionen kennen lernen. Die Artusepik, die materia di Bretagna, wie der Italiener sagt, gehört nach Dante zur Prosaliteratur.

So ist diese neue Kunstepik der romans de chevalerie in Form, Stoff und Geist durch eine Kluft geschieden von der alten Karlsepik der Chansons de geste (der materia di Francia). Es ist die Kluft, die fortan durch die abendländische Gesellschaft gehen wird, die Kluft, welche die Gebildeten von den Bildungslosen, die Vornehmen von den niedern Ständen schied. Jene ergötzen sich an den Ritterromanen mit ihrer zierlichen Etiquette und überließen diesen die nunmehr unmodisch gewordenen nationalen Chansons de geste mit ihren frommen, ungeschlachten Kriegern, welche mit starker Hand die Dinge dieser Welt von oben nach unten kehrten. —

Es ist selbstverständlich, daß es bei diesem Zustand der Dinge an Versuchen nicht fehlte, diese unmodisch gewordenen Chansons de geste mit höfischen Flittern aufzuputzen — daß allerlei Kunstdichter es sich zur Aufgabe machten, das nationale Epos mit mancherlei Wunderspuk aus der bretonischen Fabelwelt zu mischen. Diese Kunstdichter beabsichtigen nicht und erreichen nicht eine wirklich organische Verschmelzung der so disparaten Elemente der beiden Sagenkreise. Es ist ein rein äußerliches Geflicke, dessen Nähte sich leicht erkennen lassen, wie z. B. in der Chanson de geste von Huon de Bordeaux. Die beiden Sagenströme, der national-französische und der bretonische, fließen auf dem Boden Frankreichs durchaus getrennt und durch verschiedene Schichten der Gesellschaft dahin. Vereinigt haben sie sich erst auf dem Boden Italiens, und auch hier erst, nachdem sie als materia di Francia und materia di Bretagna lange aus einander gehalten worden waren.

Folgen wir denn ihrem Zuge nach Italien.

Bekanntlich hat in Italien eine eigentliche höfische, ritterliche Cultur sich nicht entwickelt, wie im mittelalterlichen Frankreich. Italien ist von der germanischen Völkerfluth gewaltig durchbraust worden, aber eine Germanisirung hat bei ihm lange nicht in dem Maße stattgefunden, wie in Frankreich. An den Mauern der Municipien ist die Gründung eines germanischen Feudalstaats gescheitert. Das Hervortreten der städtischen Selbständigkeit ist ein charakteristisches Merkmal der mittelalterlichen Cultur Italiens. In diesen municipalen Gemeinwesen ist ein Bürgerthum entstanden, dessen so zu sagen moderner Geist dem Lande die Signatur gab, ein Geist, der in der nüchternen Haltung Italiens gegenüber der Kreuzzugsschwärmerei der Nordländer einen so sprechenden Ausdruck fand.

Einzig im Süden erhob sich ein Feudalreich, aber ein importirtes. Die französischen Normannen setzten sich seit dem Anfang des elften Jahrhunderts

in Sicilien und im Süden der Halbinsel fest und gründeten auf den Trümmern der Griechen- und Maurenherrschaft ein nordisches Staatswesen. Sie brachten die französische Epik mit, die materia di Francia sowohl als die materia di Bretagna. Literarische Früchte hat dieser Import nicht getragen. Doch findet man die Spuren dieser normännischen Epik des elften und zwölften Jahrhunderts noch darin, daß einzelne Züge der Artussage am Aetna localisirt sind und daß man in süditalienischen Urkunden seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts auf zahlreiche Namen stößt, welche aus den Epen beider Sagenkreise geschöpft sind. Man begegnet da unter den Feudalherren des Königreichs Neapel z. B. einem Olivierus neben einem Tristanus.

Der schon genannte Pio Rajna hat den glücklichen Gedanken gehabt, italienische Urkunden des Mittelalters in weitem Umfange darauf durchzusehen, ob sie in der Namengebung Spuren des Einflusses französischer Epik aufweisen. Die überraschenden Resultate dieser Forschungen hat er seit 1888 in mehreren Arbeiten discutirt. Darnach finden sich *schon im elften Jahrhundert* ganz charakteristische Namen der französischen *Karlsdichtung* in *Nord- und Mittelitalien* als Taufnamen gebraucht, und sogar auch der Name des bretonischen Königs Artusius begegnet in einem vereinzelten Exemplar schon vor Thorschluß des elften Jahrhunderts in Padua, um dann in den folgenden Zeiten neben *Perceval*, *Erec*, *Yvain*, *Merlin* u. s. w. zu Dutzenden von Malen zu erscheinen. Diese Entdeckung Rajna's lehrt uns, daß die Verbreitung der französischen Epik in Italien viel älter ist, als wir bisher glaubten annehmen zu dürfen. Die Karlsepik war also schon *vor* den Kreuzzügen in Italien bekannt, d. h. in einer Zeit, die älter ist als die Form des französischen Rolandsliedes, die auf uns gekommen ist. Und die bretonischen Sagen, die kannte man in Italien schon ums Jahr 1100, fünfzig Jahre bevor sie in Frankreich literarisch hervortraten.

So haben Rajna's Forschungen uns eine ungeahnte vorliterarische Verbreitung der beiden Sagenkreise für Italien enthüllt.

Daß diese Sagenwanderung ihren Weg über Norditalien genommen hat, geht daraus hervor, daß im Thale des Po diese Namen am Frühesten und auch jederzeit am Dichtesten auftreten. Ueber Norditalien haben ja auch die französischen Pilgerzüge, die sich nach Rom bewegten, ihren Weg genommen. Sie haben gewiß einen großen Antheil an der Verbreitung namentlich der Karlsdichtung gehabt. Die Pilgerstraßen des Mittelalters sind auch literarische Verkehrswege. Die aus Frankreich herüberkommenden frommen Scharen wollten unterwegs nicht der Unterhaltung entbehren, an welche sie in den Mußestunden der heimischen Festlichkeiten gewöhnt waren. Der mittelalterliche maître de plaisir, der Spielmann, begleitete die Züge und trug bei den täglichen Rasten die nationalen Heldengedichte vor. So widerhallten die Pilgerherbergen längs der herkömmlichen Reiserouten von französischen Liedern, und es ist bemerkenswerth, daß wir noch heute Spuren der Karlssage in jenen italienischen Städten localisirt finden, welche, wie Sutri und Nepi, an diesen Reiserouten liegen.

Auf der Pilgerstraße, welche die französischen Gläubigen nach Santiago de Compostella in Galizien führte, ist die französische Epik nach Spanien

gedrungen; auf den Wallfahrtswegen gen Rom, den sogenannten strade francesche, kam sie nach Italien, durch eine friedliche Invasion fahrenden französischen Volkes. Auch wissen wir, daß in der Volkstradition der Italiener selbst die Erinnerung an den großen Kaiser Karl nie gänzlich erstorben war, so arm uns das Land auch sonst an epischer Ueberlieferung erscheint. Namentlich in Norditalien lebte die Erinnerung an den Kampf Karl's und der Langobarden noch, als die Invasion der französischen Sagen begann.

Und wie die einwandernde französische Karlssage sich an populäre italienische Traditionen anschloß, so ist auch ihre Verbreitung in Italien wesentlich volksthümlich geblieben. Die bretonischen Stoffe aber kamen als völlige Fremdlinge, waren etwas ganz Neues und drangen nicht in die breiten Schichten des Volkes hinunter. —

Während also vorzüglich in Norditalien, im Thale des Po, durch directe mündliche Ueberlieferung, die wir an der Hand der Documente allerdings erst seit dem elften Jahrhundert nachweisen können, die aber gewiß schon viel älter ist, Frankreichs unerschöpfliche Schätze an ungeschriebener epischer Dichtung importirt wurden, bricht nun *mit dem zwölften Jahrhundert für Nord- und Südfrankreich* eine Epoche regsten literarischen Lebens an. Neben die bloß mündliche Tradition tritt in reichster Entfaltung die *schriftliche Literatur*. Dies geschieht zu einer Zeit, da das Italienische selbst noch zu keiner literarischen Verwendung gekommen war.

Da wandten sich an den kleinen Fürstenhöfen Oberitaliens die Augen bewundernd nach dem überlegenen Frankreich, und zwar zunächst nach dem benachbarten *Südfrankreich* mit seiner auf höfischen Lebensformen erblühten Minnedichtung, *der Troubadourpoesie* in südfranzösischer (provençalischer) Sprache. Man fing an, diese höfischen Lebensformen zu imitiren, fremde Mode nachzuahmen, und mit derselben kam auch die Modepoesie (d. h. die Troubadourpoesie) herüber. Und dies konnte um so leichter geschehen, als die norditalienischen Dialekte den Idiomen Frankreichs, speciell dem südfranzösischen, sehr nahe stehen, viel näher z. B. als das Toscanische. Provençalische Troubadours kamen über die Alpen, und bald entstand im zwölften Jahrhundert an den norditalienischen Höfen ein Geschlecht einheimischer Trovatori, die genau in der Manier der Provençalen und auch in deren Sprache lyrische Gedichte machten.

Das Provençalische wird zur Hof- und Modesprache Oberitaliens und herrscht als solche zu einer Zeit, da Dante geboren wird.

Epische Stoffe führte diese provençalische Dichtung nicht mit sich nach Italien, da Südfrankreich keine nennenswerthe epische Production aufweist. Das Provençalische ist in Italien als Sprache der *Lyrik* importirt und cultivirt worden; doch enthalten die Strophen dieser Minnedichtung zahlreiche Anspielungen auf die berühmten Liebesgeschichten der bretonischen Ritterromane. Diese Romane selbst, die Materia di Bretagna, lernte der Norditaliener direct in ihrer *nordfranzösischen* Form kennen, und zwar vorzüglich in ihrer prosaischen. Die nordfranzösische Sprache dieser Ritterbücher machte dem höfischen Leser kaum mehr Mühe als das Provençalische der Minnelieder.

So blühte im dreizehnten Jahrhundert eine doppelte höfische Literatur in Norditalien: eine Lyrik in provençalischen Versen und eine Epik in französischer Prosa. Für die intensive Verbreitung beider sprechen die zahlreichen in Italien geschriebenen Troubadours- und Roman-Handschriften, von denen die alten Inventare der norditalienischen Fürstenbibliotheken, z. B. der estensischen, Zeugniß ablegen, und die uns zum Theil bis heute erhalten geblieben sind.

Während seit dem zwölften Jahrhundert solchergestalt die Kunstliteratur Frankreichs das Ergötzen der vornehmen Norditaliener bildete, hatte auch die Verbreitung des französischen Volksepos, der Materia di Francia, nördlich vom Apennin eine mächtige Ausdehnung gewonnen. Aus dem Munde des fahrenden französischen Spielmannes waren die Heldengedichte von Kaiser Karl und seinen Paladinen in den Mund italienischer Bänkelsänger übergegangen, die damit, wie Jene, das Volk bei seinen Lustbarkeiten auf Straßen und Plätzen ergötzten. Die Blinden, von denen ein bolognesischer Jurist um 1250 erzählt, daß sie öffentlich cantant de domino Rolando et Oliverio, fanden so viel hörlustiges Publicum, daß der Magistrat 1288 eine Verordnung erließ, nach welcher die cantatores francigenarum auf den Plätzen der Stadt nicht mehr singen dürften. Indessen erfuhren diese volksthümlichen Gesänge bei ihrem Uebergang in den Mund der Italiener eine merkwürdige sprachliche Umbildung. Sie wurden nicht in die norditalienischen Dialekte übersetzt. Sie konnten andererseits auch nicht rein französisch bleiben, weil dem Ohr des Volkes der Klang des französischen Wortes, bei aller nahen Verwandtschaft, doch nicht so leicht faßlich sein konnte wie dem Auge des Gebildeten das Schriftbild des in Muße gelesenen Ritterromans. Es bildete sich im Laufe der Jahrhunderte im Vortrag dieser Karlsepen ein eigenthümlicher Jargon aus, ein lombardisirtes, venedisirtes Französisch, dessen Sprachmischung durchaus nicht etwa regellos und völlig willkürlich ist, sondern bestimmte Gesetze aufweist. Dieselben sind freilich nicht so streng, daß sie nicht verschiedene Nüancirungen der Mischung zuließen.

So verfaßte ein veroneser Jurist Namens Nicolaus 1343 für den Markgrafen von Ferrara ein Epos —

> Nicolais le rima dou païs veronois
> Por amor son segnor, de Ferare marchois —

das dazu bestimmt war, auf der Reise dem reitenden Fürsten vorgetragen zu werden, denn

> Un homme civauçant avroit trou destorbance (trop de dérangement)
> A lire por zamin (chemin).

Und der veronesische Verfasser dieser mittelalterlichen Reiselectüre erhebt den Anspruch, gutes Französisch zu schreiben. „Ich kenne Niemanden," sagt er:

> „en Paris n'en Valois
> Que non die (dise) que ces vers sont fait en buen françois."

So schuf sich die Materia di Francia in Italien ihre eigene Sprache, ein hybrides Franco-Italienisch, das dem Französischen und Provençalischen als dritte, mehr populäre Literatursprache Norditaliens zur Seite tritt. Um das Bild der sprachlichen Buntheit des damaligen Oberitaliens vollständig zu machen, soll gleich bemerkt sein, daß sich im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert auch die einheimischen Dialekte, das Lombardische, das Venedische, regen und zu literarischer Verwendung kommen, ja daß sie schließlich auch für Dichtungen der Materia di Francia gebraucht werden. So gibt es in jener Zeit vier Literatursprachen im Thale des Po: Provençalisch, Nordfranzösisch, die einheimische Mundart und ein hybrides Franco-Italienisch.

In dieser franco-italienischen Form ist uns z. B. das Rolandslied durch eine Handschrift der Marcusbibliothek zu Venedig erhalten.

Es bringt indessen diese franco-italienische Periode der Karlsdichtung auch stoffliche Modificationen. Der Italiener hat sich nicht damit begnügt, die Chansons de geste sklavisch herüberzunehmen; er hat dieselben auch in selbstgemachten Epen nachgeahmt, von denen ansehnliche Muster auf uns gekommen sind. Er hat sich dabei vielfach von seinem Vorbild emancipirt und sich Aenderungen der Ueberlieferung erlaubt.

Uns interessirt hier hauptsächlich die Geistesrichtung, die sich in diesen Aenderungen ausspricht. Wenn auch dem Italiener Figuren wie diejenigen Karl's des Großen, Roland's, Ganelon's, in diesen Liedern als alte Bekannte erschienen, so waren ihm doch die einzelnen Wechselfälle ihrer Geschichte nicht wie dem Franzosen vertraut. Es hatte in Italien nicht in dem Maße wie in Frankreich eine nationale Tradition den einzelnen epischen Personen und Ereignissen einen character indelebilis aufgedrückt. Der Italiener stand dem importirten Sagenstoff vorurtheilsfreier gegenüber. Dieser Umstand gestattete ihm, die Stellung der überlieferten Figuren gelegentlich zu verändern oder neue Figuren, und zwar solche ersten Ranges, hinzuzufügen. So wird der Langobardenkönig Desiderius, von dem die Chansons de geste nichts wissen, aus lombardischem Patriotismus als einer der tapfersten Paladine Karl's eingeführt, und die Gestalt Renaut's von Montauban erleidet Umbildungen, die den rebellischen Vasallen schließlich zum königstreuen Paladinen Rinaldo werden lassen.

Es zeigt die franco-italienische Epik einen gewissen Hang zur Systematisirung, zur chronikartigen Darstellung. Die vagen hyperbolischen Ausdrücke des französischen Volksepos machen genauern, deswegen freilich nicht weniger imaginären Angaben Platz, und es wird, unter theilweisem Mißverstehen der Ueberlieferung, für die hervorragenden epischen Figuren eine Genealogie aufgestellt, für die schon in den französischen Originalen Ansätze vorhanden waren. Sämmtliche Figuren, welche in diesen vielgestaltigen Sagen die Rolle der Verräther spielen, die Ganelon, Hardré, Macaire u. s. w., werden als die Sprossen eines Hauses aufgefaßt, in welchem sich Neid, Käuflichkeit, Falschheit vom Vater auf den Sohn vererben. Dieses Haus, heißt nach dem angeblichen Stammort das Geschlecht der Mainzer la gente di Maganza, i Maganzesi. Ihm gegenüber tritt dann das Haus der

königstreuen Vasallen, die von Clermont stammen sollen: la gente di Chiaramonte, die selbst nur ein Sproß der Königsfamilie, der Reali di Francia, sind.

So sind die epischen Figuren Frankreichs in zwei kinderreichen Familien untergebracht, und die ganze innere Geschichte Frankreichs wird als die Folge des Antagonismus dieser beiden feindlichen Familien dargestellt.

Endlich zeigen die Gedichte der franco-italienischen Periode schon allerlei bretonischen Aufputz, ähnlich den hybriden Schöpfungen französischer Kunstdichter des dreizehnten Jahrhunderts, deren oben Erwähnung geschah. Es zeigt sich dieser Aufputz darin, daß z. B. in einem franco-italienischen Epos, das den Saracenenkrieg in Spanien behandelt, erzählt wird, Roland habe, wegen ungerechter Behandlung seinem kaiserlichen Oheim zürnend, das christliche Heer verlassen und sei allein in den Orient gezogen, wo er unter falschem Namen große Heldenthaten vollbringt, Irrfahrten besteht, Weissagungen vernimmt, und von wo er endlich gerade zur rechten Zeit zurückkehrt, um den vor dem Untergang stehenden Kaiser Karl durch die Kraft seines Armes zu retten. Aus dieser Morgenlandfahrt, die Roland ohne Heer, noch Begleiter unternimmt, und die ihm wundersame Erlebnisse bringt, spricht keltische Inspiration. Gerade der Respectsfigur des Paladinen Roland würde keine französische Chanson de geste solch abenteuerliche Fahrt haben andichten können. Dazu gehörte die Vorurtheilslosigkeit des Italieners. Zugleich sieht man aber auch, wie rein äußerlich die Anschweißung dieses keltischen Elementes ist: man kann diese Episode der Orientfahrt amputiren, ohne daß der Körper der eigentlichen epischen Handlung dadurch in einer vitalen Function verletzt würde. Das ist noch keine Verschmelzung der beiden Materien. Es ist bloß ein stoffliches Anleihen bei der Materia di Bretagna gemacht worden.

In so modificirter franco-italienischer Gestalt trat inzwischen der germanisch-romanische Sagenstoff in eine zweite Phase der Entwicklung: auf toscanischem Boden. Wann er vom Thale des Po sich nach dem des Arno auszubreiten begonnen hat, ist noch unsicher. In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts stand er hier und dort in volksthümlicher Blüthe.

An den Ufern des Arno hatte sich mittlerweile in glänzender Entfaltung eine Schriftsprache entwickelt, ein zu hoher Blüthe gelangtes literarisches Idiom, das sich mit den Werken Dante's bereits in den schwersten Problemen der Dichtung versucht und sich bereits auch der Materia di Bretagna bemächtigt hatte. Französische Artusromane waren ins Toscanische übersetzt worden (Tavola ritonda), und einzelne Episoden dieser Romane hatten novellistische Behandlung erfahren. So enthält die älteste toscanische Novellensammlung, der Novellino, der um 1300 verfaßt ist, zahlreiche Geschichtchen aus dem bretonischen Sagenkreise, aber kein einziges aus der Karlssage, ein Zeichen, daß diese damals in der Toscana noch nicht den Weg in die Kunstliteratur gefunden hatte.

Die bretonische Materie gilt, wie überall so auch in der Toscana, als die vornehmere: Lectüre und Lehrbuch zugleich der guten Lebensart, aller belle cortesie, und als solche findet sie in erster Linie literarische Verwendung.

Nun gelangt also das franco-italienische Karlsepos nach der Toscana. Es kommt aus einem Lande schriftsprachlicher Anarchie in ein Land, wo eine mächtige einheitliche Schriftsprache erstanden war. Da mußte sein franco-italienisches Kleid fallen, weil ein reicheres toscanisches für es bereit lag. Mit der Umsetzung in toscanische Sprache fiel natürlich auch die bisherige noch ganz französische metrische Form. Entweder trat Prosa an ihre Stelle oder die ottava rima. In der einen und in der andern Form erfreute sich im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts die Karlssage in der Toscana einer gewaltigen Prosperität. In wunderbarer Fruchtbarkeit gedeiht sie hier in fremden Landen zu einer Zeit, da sie in der französischen Heimath in schweres Siechthum verfallen war. In endlosen Prosabearbeitungen reiht sich Heldensage an Heldensage; in Tausenden und aber Tausenden von ottave rime zieht eine unübersehbare Schar von edeln Paladinen, niederträchtigen Verräthern und mächtigen Heidenfürsten an uns vorüber.

Dabei ist das Schema der Fabel wesentlich dasselbe wie in der franco-italienischen Form. Der Streit der Familien von Chiaramonte und von Maganza bildet das Grundmotiv. Es wird ein tapferer Held aus dem Hause der Chiaramonte beim französischen Kaiser — meist ist es Karl der Große — verleumdet und zwar durch ein Mitglied der Mainzer Familie. Der etwas schwache Herrscher glaubt dem Verleumder und verbannt den Helden, der nun unter erdichtetem Namen einsam einen abenteuerlichen Zug ins Heidenland unternimmt, wo er in Turnieren der Heiden siegt, sich in ihre Heerschlachten mischt und Staunen erregt — bis ein böser Zufall oder ein Sendling der Mainzer den Heiden zu wissen thut, daß dieser große Unbekannte ein Christ und ihr berühmter, unerbittlicher Feind ist. Da kommt er in Gefangenschaft und große Gefahr, aus welcher ihn entweder die auf seine Suche ausgezogenen Paladine befreien oder ein Saracenenmädchen erlöst, das ihn lieb gewonnen hat, und das dann wohl von ihm getauft wird. Denn der religiöse Gegensatz ist durchaus aufrecht erhalten, und die Taufe des Heiden wird immer noch als die Krönung des Sieges betrachtet. Es herrscht denn auch ein großes Taufen in diesen Gedichten. Der glücklich befreite Paladin kehrt ins Abendland zurück und kommt gerade zur rechten Zeit, um den von einem gewaltigen saracenischen Heer bedrohten Kaiser von Frankreich retten zu helfen. Da wird er denn wieder zu Gnaden angenommen.

Das ist das Schema dieser Erzählungen, und wenn der Dichter daran nicht genug hat, so läßt er den zu Gnaden angenommenen Paladin aufs Neue verleumden, und dann beginnt eine neue Irrfahrt ins Heidenland.

In diesen Ritterfahrten, auf welchen der Held so wunderbare Abenteuer zu bestehen hat, liegt, wie gesagt, eine Erweiterung der Karlssage vor, die den Tafelrunderomanen entlehnt ist, aber nur eine rein stoffliche Erweiterung, nicht auch eine ideelle Umbildung der Karlssage. Es ist nicht der religiös indifferente Geist der höfischen Courtoisie, der diese entlehnten Abenteuer belebt, sondern der alte feudale Geist des Glaubenskampfes der Chansons de geste, der freilich die ursprüngliche Inbrunst verloren hat und mehr formale Tradition geworden ist. Einerlei. Thatsache ist, daß die Karlssage in dieser toscanischen

Form noch Lebenskraft genug hat, um den entlehnten heterogenen Stoff mit ihrem eigenen Geist zu beleben und ihn sich so zu assimiliren.

Sehen wir uns einige Proben der Prosa- und der Versredactionen näher an.

Ums Jahr 1400 bearbeitete der Toscaner Andrea de' Magnabotti aus Barberino die Ueberlieferung von den Kämpfen Karl's des Großen in Süditalien, beim Berge Aspromonte gegenüber Messina. Er erzählte in Prosa die gewaltige Völkerschlacht, nach welcher der Heidenkönig Agolante fliehend Afrika wieder erreichte, während seine Söhne Almonte und Trojano von Karl's Hand in mühsamem Zweikampfe erlegt wurden, nachdem jung Roland seinem Oheim zu Hülfe geeilt war. Gleichsam als Einleitung zu den drei Büchern Aspromonte verfaßte Andrea später eine Compilation, welche die ganze Vorgeschichte des Geschlechtes Karl's, des Königsgeschlechtes von Frankreich, in sechs Büchern darstellt und den Titel I Reali di Francia trägt. Darnach ist Karl der Große ein Nachkomme des Kaisers Constantin. Der Legende vom Papst Sylvester gemäß erzählen die Reali, wie der Christenfeind Constantin, vom Aussatz befallen, durch den Papst Heilung gefunden und hierauf die Taufe empfangen habe. Sein mit ihm entzweiter Sohn Fiovo erobert Frankreich, und dessen Enkel, König Fioravante (Chlodwig), zeigt zuerst das blutige Mal an der rechten Schulter, jene croce di sangue, welche fortan das Zeichen der Reali bilden wird. Er verbindet sich, während er im Heidenland gefangen sitzt, heimlich mit der Königstochter Dusolina, die ihm den übermüthigen Gisberto „mit dem stolzen Antlitz" schenkt, dessen Abenteuer das dritte Buch erzählt. Dann beschäftigt sich Andrea mit dem Herzog von Antona, Buovo, der unter dem Namen Beuve de Hanstone (Hammerstein?) zu den berühmtesten Helden der Chansons de geste gehört, und dessen Sage besonders reizvoll ist. Andrea macht den Buovo, il fiore dei cavallieri del suo tempo, zu einem Nachkommen Constantin's und schmückt die Geschichte seiner Familie mit eigenen Erfindungen. Im letzten Buche verarbeitet er drei verschiedene Sagen zu einem zusammenhängenden Ganzen. Der Enkel Gisberto's auf dem französischen Thron ist König Pipino. Er ist als Junggeselle zu Jahren gekommen. Da freit er die schöne Berta aus Ungarn, „deren rechter Fuß größer war als der linke". Auf die Bertasage folgt die Jugendgeschichte ihres Sohnes Karl, und daran reiht sich die Erzählung von der Liebe der jüngeren Berta, der Schwester Karl's, zum Herzog Milone d'Anglante, deren Frucht Orlandino, jung Roland, ist. Mit seiner Erwähnung schließen die Reali — con gaudio e somma letizia.

Das Werk Andrea's ist für seine Zeit ein Werk der Gelehrsamkeit, der Geschichtschreibung, wie man sie damals verstand. Der Verfasser legt seine Kenntniß des classischen Alterthums in die Reden der christlichen und heidnischen Helden; er erfindet Zusammenhang, Motivirung in dem Chaos der Ueberlieferungen, und sein Rationalismus veranlaßt ihn, auch die Namen dieser Helden zu deuten: Roland kommt nach ihm vom französischen rouler, che vuol dire rotolare, perchè in fatti rotolò al suo nascere sulla paglia nella caverna (weil er thatsächlich bei seiner Geburt auf dem Stroh der Höhle sich wälzte).

Die Reali di Francia sind zum ersten Male 1486 gedruckt worden, und seither ward man nicht müde, sie von Neuem aufzulegen. Noch sind sie das verbreitetste und beliebteste Volksbuch Italiens. Ihr Inhalt dient noch immer der volksthümlichen Unterhaltung. Der gastfreundliche Schneider der „Promessi Sposi", weiß Lucia „immer etwas Schönes von Buovo d'Antona, oder von den syrischen Anachoreten zu erzählen," und die Affichen der Marionettentheater verkünden heute noch mit Vorliebe die Geschichte desselben „Buovo, quarta parte de' Reali di Francia".

Die Verfasser der poetischen Bearbeitungen der Karlssage sind uns mit Namen meist unbekannt. Es sind volksthümliche Dichter, Reimer und Bänkelsänger in einer Person, welche ihre Octaven für den öffentlichen Vortrag verfaßt haben. Die endlose Folge der Strophen ist in Gesänge (cantari) getheilt, von denen jeder mit einer Anrufung des Himmels beginnt.

„O Gesù Cristo, che per il peccato
Il qual fece Eva, prima nostra madre,
In sulla croce fosti conficcato . . .

. . . Dich bitte ich, daß Du meinem Geiste beistehest, die Geschichte zur Zufriedenheit meiner Zuhörer zu erzählen" — so hebt eines der beliebtesten dieser Werke an, die das Ergötzen des auf öffentlichem Platze versammelten Volkes, des popolino, bildeten. Da haben wir z. B. unter dem Titel Orlando ein um 1384 verfaßtes Gedicht, das in 60 Cantari mit 17000 Versen die Geschichte Roland's besingt, der von einem Riesen Namens Morgante als Knappe begleitet erscheint. Wir finden unter Titeln wie Spagna und La rotta di Roncisvalle Darstellungen der Kriege in Spanien und des Unglücks von Roncevat. Der Bänkelsänger, der Canterino oder Cantastorie, war eine stehende Figur der alten italienischen Communen. Canterini wurden sogar officiell gehalten und gleichsam als Beamte angestellt, um die Väter der Stadt, nach Erledigung der Amtsgeschäfte, zu unterhalten. So hatte z. B. der Actuar der florentinischen Priorenversammlung (der Sindaco referendario) die Obliegenheit, seine Collegen mit dem Vortrag eigener und fremder Verse zu erfreuen, und es verwob sich in diesen merkwürdigen Gemeinwesen die Pflege der Poesie mit den Geschäften des Amtes.

Noch heute ist der Cantastorie nicht völlig aus dem italienischen Leben verschwunden, und immer noch trägt er die alten Geschichten von Roland und Rinaldo vor. Immer noch beginnt er seine Erzählung mit einer Anrufung des Himmels und unter dem Zeichen des Kreuzes. In Neapel, wo er nach dem vornehmsten Helden, den er feiert, den Namen Canta-Rinaldo, oder einfach Rinaldo, erhalten hat, trägt er nach einem geschriebenen oder gedruckten Text in toscanischer Sprache vor, den er auf neapolitanisch glossirt. In Palermo oder Catania spricht er frei, in sicilianischem Dialekt, ein dreihundert Octaven in einer Sitzung, wobei der Zuhörer un grano (zwei Centesimi) für seinen Platz bezahlt. Der Reisende hat wohl gelegentlich einen solchen Cantastorie gesehen, wie er, auf einem bescheidenen Podium stehend, einer aufmerksamen Menge von Rinaldo erzählte, mit der ganzen Lebhaftigkeit des Südländers,

mit Augen, Armen, Füßen arbeitend und wohl auch mit einer Gerte die riesigen Streiche veranschaulichend, welche er seine Helden austheilen läßt:

Rinaldo allora un gran fendente abbassa
Ed il Saracin percuote sulla testa:
La spada trincea il capo ed oltre passa,
Trincea in due parti il corpo e non s'arresta —
Anche il cavallo in due metà trinciò
E sette palmi sotto terra entrò[1]).

Die se nun tausendjährigen Geschichten haben eine unverwüstliche Vitalität. Nachdem die Karlsdichtung beinahe zwei Jahrhunderte lang in den Händen der volksthümlichen Sänger gelegen, bemächtigte sich ihrer mit einem Male der toscanische Kunstdichter. Unter der Führung Lorenzo's von Medici begannen in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts die Renaissancepoeten nach den Formen der volksthümlichen Dichtung zu greifen: Polizian nach dem volksthümlichen Drama, Lorenzo selbst nach dem Volkslied. Nach dem Epos des Cantastorie griff Luigi Pulci, der lustige Commensale Lorenzo's. Und wie in die volksthümlichen Liebeslieder Lorenzo's in Folge des Contrastes zwischen dem gebildeten Dichter und der plebejischen Form halb verborgen der Spott eindrang, so dringt er, noch offener, in Pulci's Bearbeitung des volksthümlichen Epos. Den Cantastorie und sein Straßenpublicum beseelte heiliger Ernst. Wenn der Renaissancedichter vor einem auserwählten Publicum im Palaste der Medici sich als Bänkelsänger aufthut, so liegt der Scherz, die Maskerade auf der Hand.

Um 1460 begann Pulci die Thaten Roland's zu besingen, indem er den oben erwähnten Orlando als Vorlage benutzte. Schritt vor Schritt folgte er diesem ärmlichen Original. Indessen hob er den Riesen Morgante aus seiner bescheidenen Rolle, machte ihn zu einer Hauptfigur, der er seine besondere Neigung schenkte, und erfand ihm einen grotesken Genossen, den Riesen Margutte. Die tolle Episode dieser beiden ungeschlachten Gesellen wurde 1480 in 246 Octaven unter dem Titel Margutte veröffentlicht und nachher unter verschiedenen Aufschriften, wie Morgante-Margutte, Morgante piccolo, nachgedruckt. 1481 erschien dann das ganze Gedicht in 23 Gesängen, Morgante überschrieben. Hierauf verfaßte Pulci noch weitere fünf Gesänge, in welchen er den Untergang der Paladine in Ronceval erzählte, und ließ das so vermehrte Werk (in 28 Gesängen) 1483 als Morgante maggiore drucken. In diesen letzten fünf Canti benutzt Pulci seine Vorlagen, die Spagna und die Rotta di Roncisvalle, freier als einst den Orlando. Hier führt er den den Astrologen theuren, gelehrten Dämon Astarotte ein, in dessen endlosen geographischen und theologischen Reden er die Werke zeitgenössischer Wissenschaft in Octaven umsetzt und so das Gedicht mit schwerfälligen Beweisen zusammengerafften Gelehrsamkeit und Rechtgläubigkeit erfüllt.

[1]) Rinaldo führt nun einen scharfen Hieb und trifft den Saracenen aufs Haupt. Das Schwert spaltete das Haupt und dringt tiefer, es spaltete in zwei Theile den Leib und hält nicht an — auch das Pferd spaltete es in zwei Hälften und drang noch sieben Spannen tief in die Erde.

Pulci ist ein vortrefflicher Erzähler und ein Meister der Sprache. Die holprigen und eintönigen Berichte der Bänkelsänger von den gewaltigen Schwertstreichen und Lanzenstößen der Paladine, von ihrem Zorn und ihrer Freundschaft weiß er in künstlerischer Ausgestaltung zu variiren, zu vertiefen und in feine, elegante Verse umzusetzen, in welchen classischer Zierrath und volksthümliche Redeweise aufs Glücklichste verbunden sind. Dabei trägt er eine ganze Weile eine ernste Miene zur Schau, bis ihn plötzlich das Lachen überkommt und er durch ein mitten in seine gravitätischen Schilderungen geworfenes Witzwort den Zuhörer daran erinnert, daß er ja nur Scherz treibe. Dem Bänkelsänger ungleich drängt der Kunstdichter seine Person in den Vordergrund, begleitet er die Abenteuer mit seinen skeptischen Reflexionen, bricht er die aufsteigende Andacht oder Bewunderung durch Trivialitäten. Was er stofflich hinzufügt, ist von grotesker Erfindung. Er gleicht thatsächlich einem Manne, der kindliches Spielzeug zur Hand genommen hat und scheinbar mit kindlichem Ernst dabei verweilt, bis er plötzlich durch irgend ein unkindliches Wort oder eine schnackische Gebärde verräth, daß er eigentlich nur Komödie spielt. Pulci hat es auf den Spaß abgesehen, den seine Bänkelsängerattitüde seiner Gesellschaft bereiten wird. Er spielt seine Rolle mit Grazie und Natürlichkeit, so daß noch heute in manchem Punkte darüber gestritten wird, wo bei ihm der Ernst aufhört und der Scherz, der Spott anfängt.

Wie seine Vorlagen beginnt Pulci seinen Sang mit frommen Anrufungen:

Es war das Wort bei Gott im Anbeginne,
Das Wort war Gott, und so war Gott das Wort;
Von Anfang war's . . .
Und ohne ihn wird nichts an keinem Ort.
Drum, Herr, huldreich, gerecht, von mildem Sinne,
Send' einen Deiner Engel mir zum Hort,
Der mein Gedächtniß stärke beim Berichte
Der altberühmten, würdigen Geschichte. —

Doch dringt schon gleich hier die Ironie ein, denn der dritte Vers lautet vollständig:

Von Anfang war's, wenn ich mich recht besinne.

Daran knüpft sich natürlich sofort die Frage, ob diese spöttische Art nur der traditionellen Form der Bänkelsängerpoesie gilt, oder ob er tiefer geht und die Glaubenslehre überhaupt trifft. Darüber ist viel gestritten worden. Ich kann nicht, wie z. B. Ranke, an Pulci's Religiosität glauben.

So hat die toscanische Renaissancepoesie durch den Mund ihres Vertreters Luigi Pulci, gleichsam das Urtheil gefällt, daß diese alten Gedichte dem Kunstdichter nur Stoff zu witzigem, spöttischem Spiel liefern könnten.

Die norditalienische Renaissancedichtung hat nicht so geurtheilt, als die Ausbreitung der toscanischen Literatursprache die Ottave rime der Bänkelsänger auch ins Thal des Po überführte, in das eigentliche italienische Adoptivvaterland der französischen Epik, der nationalen wie der bretonischen, in jenes Land, wo die Markgräfin Isabella von Mantua und der mailändische Edelmann Galeazzo Visconti mit komischem Ernste darüber disputirten, wer als der größere Held gelten müsse, Orlando oder Rinaldo.

Ein Mitglied der französisirten vornehmen norditalienischen Gesellschaft, der ferraresische Graf Matteo Maria Bojardo von Scandiano, höfisch und classisch zugleich gebildet, griff, wie Pulci, zum volksthümlichen Karlsepos. Aber nicht, um mit der rauhen und ungeschlachten Materie seinen Spott zu treiben, sondern, um als echter Vertreter der höfischen Gesellschaft diese Materie mit höfischem Geiste, mit dem Geiste der Materia di Bretagna, zu erfüllen. Von glücklichem Instinct geführt, leitet er den Strom dieser Materia di Bretagna ins Bett der Materia di Francia, flößt durch eine organische Vereinigung der beiden den Sagen von Orlando und Rinaldo neues, höfisches Leben ein und erweckt für sie damit das lebendigste Interesse der gebildeten Renaissancegesellschaft. Bojardo schafft eine neue Welt: eine Welt Kaiser Karl's, in welcher nicht mehr der altmodische, rauhe, feudale Geist des Glaubenskampfes herrscht, den Pulci verspottet hatte, sondern in welcher die feine Sitte der Ritterlichkeit, die Minne regiert, jener Geist, der die bretonischen Romane immer noch in der Gunst der vornehmen Gesellschaft erhalten hatte. In seinem Gedichte handelt es sich nicht mehr um Saracenen, welche heranziehen, um den christlichen Glauben zu vernichten. Hier ist nicht mehr der Orlando, der auf das Geschrei eines fanatischen Mönches hört und zu Ehren des Christengottes kämpft und tauft, sondern ritterliche Motive, vor Allem die Liebe, setzen Heiden und Christen in Bewegung, während der religiöse Gegensatz über der bretonischen Inspiration verschwindet. Courtoisie und Minne macht sie alle gleich: Christen und Heiden. Amor omnia vincit, wie die Umschrift einer zeitgenössischen Bojardomedaille heißt.

Mit wie klarer Einsicht Bojardo den Gegensatz der beiden uralten Materien erkannte und ihre Verschmelzung vornahm, zeigen die ersten Strophen vom 47. Gesange seines Gedichtes, die Regis so übersetzt:

Der Briten Inselreich war seiner Zeit
Zugleich berufen wegen Lieb' und Waffen,
Weshalb es noch gefeiert wird bis heut',
Und nie wird König Artus' Nachruhm schlafen —
Als in viel Schlachten und manch' kühnem Streit
Sich herrlich dort bewährten seine Braven,
Auf Abenteuer ziehend mit ihren Damen.
In unsern Tagen noch hört man die Namen.

Auch einen großen Hof in Frankreich dann
Hielt König Karl, doch glich er nicht dem alten;
Denn, war er schon ein mächtig starker Mann
Und hatte bei sich Roland und Rinalden —
Doch weil er nur auf heilige Kriege sann
Und Liebe seinen Thoren fern gehalten,
War sein Hof nicht so brav und hoch geacht'
Als jener andere, des ich erst gedacht.

Denn Lieb' ist's, die dem Mann verhilft zu Glorien,
Daß er geehrt wird und ihn Andere schätzen;
Lieb' ist es, die dem Ritter gibt Victorien
Und Muth, im Kampf sein Leben dran zu setzen.
Drum freut mich, die begonnenen Historien
Von dem verliebten Roland fortzusetzen . . .

So heißt denn auch sein Gedicht: Orlando innamorato, indem es schon in diesen beiden Titelworten aufs Deutlichste den neuen Charakter dieser Karlsdichtung zum Ausdruck bringt. Die Personen und Thatsachen sind der Karlssage entnommen: Orlando; ihre Qualification aber ist bretonisch: innamorato.

Das ist keine Bänkelsängerpoesie mehr, die inbrünstig mit einem Gebet ihre Gesänge beginnt, sondern Bojardo fängt an:

Ihr Herr'n und Ritter, die Ihr hier erschienen,
Was Neues und Ergötzliches zu hören,
Seid still und aufmerksam, und laßt Euch dienen
Mit schöner Mähr in meines Liedes Chören:
So will ich von unsäglich wunderkühnen,
Mühevollen Heldenthaten Euch belehren,
Die der biderbe Roland, als er liebte,
Zu Zeiten Kaiser Caroli verübte.

So ist Bojardo der Schöpfer des romantischen Epos geworden.

Von seinem Orlando innamorato druckte er 1486 die beiden ersten Bücher (60 Gesänge). Dann arbeitete er weiter daran, brachte ihn auf fast 30000 Verse, ohne ihn indessen zu vollenden. Er brach mitten in einem Abenteuer der reizenden Fiordespina ab. Die Invasion der französischen Heere unter Karl VIII. störte ihn auf, und bald darauf nimmt ihm der Tod die Feder aus der Hand (1494). Seine letzte Strophe lautet:

Ich sing, o Herr, mein Heil! Und schon umzieht mich
Der Feuer Schein, wovon mein Land entglommen
Durch diese Franken, die so heldenmüthig,
Ich weiß nicht welchen Gau, zu plündern kommen.
Weshalb von Fiordespinen's Wahn das Lied ich
Nicht enden kann, wie ich mir vorgenommen.
Ein ander Mal, wenn es mir ist vergönnt,
Will ich's Euch Alles sagen bis zum End'.

In dieser Form wurde das Werk 1495 zu Scandiano gedruckt.

Natürlich reichten für Bojardo bei der Einführung der Minne in die Karlssage der traditionelle Stoff, seine Thatsachen und Personen, nicht mehr hin. Aus allen möglichen Quellen und aus seiner eigenen überreichen Erfindungsgabe schöpft er neue glänzende Figuren, neue bunte Aventiuren, die er kunstvoll verschlingt, um, immer mit vollendeter Freiheit und Sicherheit, die scheinbar wirren Fäden seiner Erzählung zu knüpfen und zu lösen. Ein gelehrter Humanist, wie er war, hat er doch mit seinem Geschmack jede directe Nachahmung des Alterthums vermieden. Wenn er die antiken Fabeln benutzt, um sein Repertorium wunderbarer Ereignisse zu vermehren, so hat er sie stets dem romantischen Charakter seiner Dichtung angepaßt und frei behandelt. Auch in Bojardo's Gedicht fehlt die Komik nicht. Auch er glaubt natürlich so wenig wie Pulci an den Ernst der Dinge, die er erzählt. Aber der fundamentale Unterschied der Stellung der beiden Dichter wird sofort klar, wenn man bedenkt, daß Pulci einer rein entlehnten Fabelwelt gegenübersteht, während Bojardo sich seine Fabelwelt selbst geschaffen und sein höfisches Ideal in ihr verkörpert hat. Bojardo liebt die Kinder seiner Phantasie, die zugleich

Träger seines Minneideals sind; Pulci spottet über die Schöpfungen Anderer, die keinen idealen Werth für ihn haben. Bojardo treibt Kurzweil mit seinen Kindern, scherzt mit ihnen. Er ist Humorist. Indem er einerseits die Gestalten der alten Paladine bewahrt und andrerseits diese stolzen, gewaltigen, streitbaren Persönlichkeiten verliebt sein läßt —

Weil jeder höchste Hochmuth dieser Erden
Der Lieb' und ihrem Joch erliegt einmal:
Kein starker Arm, kein kecklichstes Gebärden,
Kein Schild, noch Wappenrock, noch scharfer Stahl,
Noch andre Macht kann immerdar sich retten,
Daß sie nicht endlich fiel in Liebesketten —

schafft er sich eine seinem Stoff inhärente Komik, während bei Pulci die Komik rein in der subjectiven Stellung des Dichters liegt.

Den furchtbaren Roland, den die Volksepen als ewiger Keuschheit geweiht darstellen, den nimmt Bojardo und — erzählt seine Liebesgeschichte, die, wie er schalkhaft sagt, bis jetzt wenig bekannt war, weil der Erzbischof Turpin in seiner Chronik sie verschwieg. Dieses komische Motiv, das Orlando's ganzes Gebahren durchdringt, weiß der Dichter indessen auch in subjectiven Wendungen, Pulci ähnlich, hervortreten zu lassen, z. B. im 24. Gesang, wo im einsamen Walde ein schönes Fräulein unbehelligt des Grafen von Brava Weg kreuzt —

Da Roland nicht nach solchem Schmaus begehrt;
Denn Brava's Graf in allen seinen Tagen
War keusch und Jungfer, wie Turpin uns lehrt.
Glaubt, was Ihr wollt, nun hievon nach Belieben —
Turpin hat noch ganz andre Ding' geschrieben.

Bojardo hat eine große Zahl origineller, glücklicher Figuren erfunden: die schöne Angelica, deren Kuß Roland bändigt, die zarte Fiordespina, den schrecklichen Rodamonte, den Gradasso, Sacripante, und wie sie Alle mit ihren lärmenden Namen heißen. Aber in der nähern Ausgestaltung dieser poetisch so unendlich fruchtbaren Welt ist Bojardo nicht sorgfältig. Er begnügt sich gleichsam, die ungezählten Personen und Situationen, die seine Phantasie ihm liefert, auf die Welt gestellt zu haben, ohne mit Behagen bei ihrer näheren Ausmalung zu verweilen. Unaufhörlich drängt's ihn vorwärts, häuft er äußere Ereignisse. Aber in der Buntheit aller dieser Bilder vermissen wir die Ausführung der Details, vermissen wir bestimmte Umrisse, so daß eine gewisse Monotonie nicht ausbleibt. Seine Pinselstriche sind flüchtig. Ueber dem stofflichen Reichthum vernachlässigt er die Darstellung des inneren Lebens, ohne welche uns seine Figuren nun zu wenig individualisirt, zu wenig anschaulich, menschlich anmuthen. Auch ist die Sprache des ferraresischen Edelmannes nicht von der Reinheit und Anmuth, an welche damals die toscanischen Dichter das Publicum gewöhnt hatten.

So hat Bojardo einem Andern noch zu thun übrig gelassen, einem Nachfolger, der seiner Phantasiewelt wahres Leben einzuflößen vermöchte; der, vielleicht von geringerer Originalität in der stofflichen Erfindung, ein feiner fühlender Künstler sein würde: Lodovico Ariosto.

Wer den Orlando innamorato gelesen hat, wird das Werk nicht mit dem Wunsche aus der Hand legen, daß Bojardo die versprochene Fortsetzung geliefert haben möchte. Der Leser steht vielmehr unter dem Eindruck, daß er als Dichter sich ausgegeben hat. Und nun kommt Ariost und setzt Bojardo fort. Genau da, wo Diesem der Faden entfallen, nimmt Jener ihn auf und führt uns nochmals 40 000 Verse lang durch die von Bojardo geschaffene Welt, mit den nämlichen Personen, den nämlichen Situationen — und plötzlich fesseln uns diese alten Bekannten von Neuem und für so lange, wie sie es beim Vorgänger nimmer vermocht. Wir fühlen sogleich: hier ist ein feineres, höheres Leben; hier ist der Stoff, den ein Anderer geschaffen, in die Hand des wahren Künstlers gefallen.

Ariost's Orlando furioso (1516—32) bringt in diese Wunderwelt jene vollkommene Natürlichkeit, welche bei Bojardo fehlt, jene der kräftigsten Realität abgelauschten feinen Züge und Gefühle, jenen Mikrokosmus widerstreitender Empfindungen, der uns in seinen Figuren Unseresgleichen erkennen läßt. Er hat in die reizende Traumwelt gerade das Maß von Realismus, von Verständigkeit, von Ernst, ja von Tragik hineingelegt, das sie ertrug, und damit jenes Maß von Ironie und Schalkhaftigkeit verbunden, das nöthig ist, um das moderne Bewußtsein mit dem ganzen Anachronismus dieser Fabeleien fortwährend zu versöhnen. Ich wünschte wohl, er hätte, ähnlich wie Bojardo, die der Antike entlehnten Elemente mehr verunkenntlicht, romantificirt. Aber über den Geschmack soll man ja nicht streiten. Sehe ich davon ab, so wüßte ich nicht, was der Harmonie seiner Schöpfung fehlte.

Orlando furioso, das Lied vom Roland, der über der Liebe zur schönen Heidenfürstin Angelica den Verstand verliert und in Raserei verfällt, ist das wahre Gedicht der Renaissance. In ihm verkörpert sich das Kunstideal einer Zeit, welche den Cultus des Schönen zum Selbstzweck gemacht hat. Das ist eine Dichtung, die sich selbst genügt, die wahre Incarnation des gesunden l'art pour l'art. —

In Pulci's Dichtung erscheint die Karlssage gleichsam als eine Ruine. Aus dieser Ruine ist durch das Zauberwort Bojardo's neues Leben aufgeblüht, ein Leben, zu dessen Verherrlichung ein wahrhaft großer Dichter in Ariost erstanden ist. Ein gütiges Geschick hat das französische Volksepos, dem im eigenen Vaterlande eine ruhmlose Auflösung bestimmt war, im italienischen Adoptivvaterland einen Poeten finden lassen, der an ihm die höchste Aufgabe der Dichtkunst löste und aus dem mittelalterlichen Stoff zugleich das glänzendste Poem der Renaissance schuf.

So ist Ariost's Sang eine Apotheose des Mittelalters und der Renaissance zugleich. Und wie er zwei Weltzeiten verbindet und krönt, so vereinigt er in sich die Arbeit mehrerer Nationen. An die französische Epik von den germanischen Helden hat ein italienischer Künstler die letzte Hand gelegt.

Sein Werk erhebt sich über Zeiten und Völker.

Baden im alten Bund und neuen Reich.

Zur Erinnerung an Julius Jolly.

Von

Adolf Hausrath.

[Nachdruck untersagt.]

Die Zeit, in der ganz Deutschland auf die goldenen Worte lauschte, die in dem Ständesaal zu Karlsruhe gesprochen wurden, gehört heute ebenso der Vergangenheit an wie die Epoche, in der zu Constanz Concilien der abendländischen Christenheit gehalten werden konnten. Wohin sind sie, die schönen Tage, da die Mathy'sche Motion auf Preßfreiheit, die Zittel'sche Motion auf Religionsfreiheit, die Bassermann'sche Motion auf Einberufung eines deutschen Parlaments die gesammte europäische Presse beschäftigten und der Rondellsaal in der Herrenstraße zu Karlsruhe der archimedische Punkt schien, um das schwerfällige Bundestagsdeutschland aus den Angeln zu heben? Die Zeit, in der man vom Hecker-Lied, von Nadler's köstlichen Satiren, von Bassermann'schen Gestalten redete von den Alpen bis zum Belt? Mit leisem Lächeln spricht heute auch der Badenser, wenn er jener Tage denkt, das „vorüber, vorüber" des Goethe'schen Schäferlieds. Nur noch vom humoristischen Standpunkte betrachten wir die Haupt- und Staatsactionen der in Wort und Lied, mit Ehrenbechern und Lorbeerkränzen geehrten Volksmänner, die im Karlsruher Ständesaal große Politik machten, während der grobe Minister Winter mahnte, der badische Frosch solle sich doch lieber nicht zum europäischen Ochsen aufblähen. Dennoch ist die kurz abfertigende Weise, in der Heinrich von Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte" diese ersten constitutionellen Versuche der Deutschen abthut, nur ein Urtheil ex post und entspricht der Bedeutung nicht, die die Zeitgenossen ihnen beilegten. Auch wenn man alle jene berühmten Debatten, Beschlüsse, Motionen und Resolutionen für nichts anschlägt, bleibt dabei doch bestehen, daß in dieser bewegten politischen Atmosphäre sich eine Reihe großer Talente entwickelte, wie sie im Norden ebenso gut da waren, aber unter dem Druck der Verhältnisse verkümmerten. Mag die Mehrzahl der damals gefeierten Politiker Badens der Vergessenheit anheim gefallen sein oder sich wie Itzstein, Struve, Hecker, Brentano nur

noch eines herostratischen Ruhmes erfreuen, Männer wie Rotteck, Welcker, Gervinus, Häusser gehören darum doch unter die Lehrer der Nation, und daß in den engen Grenzen dieses Ländchens eine solche Fülle von namhaften Politikern theils wachsen, theils sich entfalten konnte, das war das Verdienst dieser viel bespöttelten „großen Zeit" der Badenser.

Unter den Talenten der zweiten Generation sind das Trifolium Mathy, Lamey, Jolly die hervorragendsten. Mathy und nun auch Jolly haben ihre Biographen gefunden[1]); möchte auch dem volksthümlichsten aller badischen Parlamentarier, dem trefflichen August Lamey, eine solche werden, denn gerade er ist von den stürmischen Tagen der „badischen Revolution" bis zu den Zeiten des Niederganges alles Parlamentarismus der eigentliche Mittelpunkt der badischen liberalen Partei gewesen.

I.

Man hat Mannheim, die Vaterstadt Jolly's, die norddeutscheste Stadt Süddeutschlands genannt, und in der That hatte Julius Jolly wenig vom specifischen Badenser. Er entstammte der reformirten französischen Gemeinde. Seine Vorfahren, die burgundischen Jolly de Fleury, hatten sich schon vor 1711 in Mannheim niedergelassen. Mit Recht hat Baumgarten darauf hingewiesen, welches Capital von Talent und Charakter Ludwig XIV. durch seine Hugenottenverfolgung Deutschland zugewendet hat. Sehen wir die Listen unserer Staatsmänner, Feldherren und großen Handelshäuser durch, so erstaunen wir, welche Rolle da die französische Einwanderung spielt. Bei Julius Jolly lag diese Bemerkung besonders nahe, da die Art seiner Begabung noch deutlich an die französische Abstammung erinnerte. Die Gabe des gebildeten Franzosen, auch schwierige Fragen klar, bestimmt und mit epigrammatischer Anmuth zu erörtern, war diesem Hugenottenabkömmling in vollem Maße eigen, und seine süddeutschen Landsleute hatten gegenüber dieser Präcision und überlegenen Schlagfertigkeit, bei der kein Widerspruch aufkam, häufig die Empfindung, daß er ihrer unklaren Gemüthlichkeit wie ein Fremder gegenüber stehe. Auch ein Sohn seiner Vaterstadt Mannheim ist Jolly in besonderem Maße. Ihm eignete jene reformirte Nüchternheit, die Alles, was an Weihrauch erinnerte, ablehnte, und jede Art von Sentimentalität und Romantik weit von sich wies. Gerade die Gegner hatten dafür ein besonders scharfes Auge. So begrüßte das leitende ultramontane Blatt Jolly's Ernennung zum Nachfolger Lamey's mit den ärgerlichen Worten: „Es gab eine Zeit, in der die Mannheimer Reformirten sich für klüger hielten als alle anderen Leute auf der Welt. Im Laufe der Zeit hat sich diese Eigenthümlichkeit verwischt, doch pflegen solche Züge der Vorfahren in einzelnen Individuen immer wieder aufzuwachen." In der That stand die moderne Stadt Mannheim mit allen Idealen des Ultramontanismus in unversöhnlichem Gegensatz. Mannheim ist nie, wie Heidelberg, ein Sitz der Romantik und Symbolik gewesen. Jedes

[1]) Staatsminister Jolly. Ein Lebensbild von Hermann Baumgarten und Ludwig Jolly. Tübingen, Laupp. 1897.

Gefühl, das über den Gelderwerb hinaus ging, schlug hier sofort den Weg zum politischen Casino oder zum Theater ein. Kurfürst Karl Theodor hatte in der jungen Stadt ein reges literarisches und ästhetisches Leben begründet, Schiller's und Wieland's Namen hatten es geweiht, und Lessing war von dem Museum der Gipsabgüsse in Mannheim so begeistert, daß er behauptete, in den wenigen Tagen dort mehr für das Verständniß der Antike gelernt zu haben als auf seiner ganzen italienischen Reise. Die Mannheimer haben ihm diese Liebe mit gleicher Liebe vergolten, und schon die zahlreiche israelitische Bevölkerung sorgte dafür, daß kein Stück häufiger auf den Brettern erschien als „Nathan der Weise". In dieser hellen, lichten, rationalistischen Welt ist Jolly aufgewachsen. Ein leidenschaftliches Klarheitsbedürfniß, Einheit mit sich, eine Selbstgewißheit, der alles Schwanken und alle Halbheit fremd waren, Geschlossenheit der Gedanken und des Charakters waren die Mitgift, die er aus der reformirten Tradition des Elternhauses und der Vaterstadt mitbrachte. Der Vater war Mitglied der Unionssynode, die den ersten großen Sieg des Rationalismus in dem jungen Großherzogthum Baden bedeutete. Als Präsident der Handelskammer und Bürgermeister war er der erste Mann der Stadt, denn die Beamten waren den liberalen Mannheimern Gegner und Fremde. Auch diese Stellung des Vaterhauses gab dem frühreifen Knaben Haltung und Selbstgefühl. Das politische Leben, das ihn in der Vaterstadt umschwirrte, ist durch die Namen Bassermann, Struve, Soiron, Mathy, Friedrich Hecker und ähnliche führende Geister der alle Zeit demokratischen und oppositionellen Kaufmannsstadt hinlänglich bezeichnet. Unter den Lehrern am Gymnasium stand ihm der Physiker Wilhelm Eisenlohr schon darum persönlich nahe, weil Jolly's älterer Bruder Philipp selbst an der Universität Heidelberg Physik lehrte. Nur in einem Gönner und Freunde seiner Jugend hatte er neben jenen politischen Matadoren auch das Bild des weltabgezogenen Weisen vor Augen, der sich nur für das bleibend Große, nicht für den Lärm des Tages interessirt. Es war das sein Lehrer August Nüßlin, ein Lieblingsschüler von Fr. A. Wolf. Nüßlin war der mit Recht gefeiertste Vertreter der humanistischen Bildung in Süddeutschland. Er repräsentirte in seiner feinsinnigen, milden und geistvollen Persönlichkeit den ganzen Reichthum und die wahre geistige Vornehmheit der Goethe'schen Epoche, und wer die hohe, ehrwürdige Greisengestalt mit den feinen, geistreichen Zügen noch geschaut hat, dem ist sie ein bezauberndes Bild jener milden, Allen gerecht werdenden Humanität gewesen, die durch das eiserne Zeitalter der Politik verdrängt worden war. Seinen Schüler Jolly erfüllte Nüßlin mit solcher Begeisterung für die Antike, daß dieser noch später erklärte, er werde sich auf das Zurückdrängen des Griechischen schon darum nicht einlassen, weil in der Schichte der Bevölkerung, die ihre Kinder auf das Gymnasium schicke, das Christenthum nicht mehr Einfluß genug besitze, um eine ideale Weltanschauung mitzutheilen; eine solche sei nur noch durch Vertrautheit mit der classischen Literatur, vor Allem den Schriften der Hellenen, zu erzielen. „Ohne Plato und Sophokles," pflegte er zu sagen, „seien auch Schiller und Goethe nur halb zu verstehen, und den Nationen, denen das griechische Alterthum fremd ge-

blieben, fehle die letzte Vertiefung.“ So hat er dem gütigen Lehrer seiner Jugend Zeitlebens eine pietätvolle Verehrung bewahrt, wie anderseits das Verhältniß zu dem lebensfrohen Mathematiker und Physiker Wilhelm Eisenlohr in späteren Jahren den Charakter einer behaglichen Freundschaft annahm. Daß er selbst mit Erfolg das Gymnasium absolvirte, bezeugt sein Platz in der Classe und die Thatsache, daß er in den Schlußacten mehrfach als Redner auftrat. So sprach er 1839 „über die Wahl eines Lebensberufes“ in deutscher Sprache und hielt 1840 bei dem Abgang zur Universität die dem Primus obliegende lateinische Abschiedsrede. Aber obwohl primus omnium, betonte er später, daß er es bei der damals üblichen Methode zu eigentlicher Sicherheit im Verständniß der beiden alten Sprachen nie gebracht habe, und doch sei zwischen ihm und dem folgenden Secundus noch ein ganz bedeutender Abstand gewesen. Von den Schulgenossen hat er nachmals den zwei Jahre unter ihm aufrückenden und in katholischen Traditionen aufgewachsenen Franz von Roggenbach als thatkräftigen Freund, Rodrigo von Stotzingen dagegen als scharfen Gegner in der politischen Arena wieder gefunden. Festes, eigenes Urtheil und große innere Selbständigkeit waren schon damals für ihn charakteristisch. Mit Behagen erzählte er, daß er seine einzigen Prügel von den Kameraden dafür erhielt, daß er sich nicht für die Polen begeistern wollte, und in dem ästhetischen Kränzchen war er der Einzige, der Platen's „verhängnißvolle Gabel“ kühl ablehnte. In dem Schüler und dem Bürgermeistersohne steckte schon der spätere Staatsmann, für den die Ergebnisse des allgemeinen Stimmrechts stets ein großes Interesse hatten, aber zumeist doch als unentbehrlicher Gradmesser des öffentlichen Unverstandes. Der Vater erkannte die Eigenart seines Jüngsten völlig, indem er ihn der Jurisprudenz bestimmte. Seinem scharfen Verstande gewährten die juristischen Probleme den höchsten Genuß, und er schreibt als Student, was nicht alle Hörer der Pandekten ihm nachsprechen können: „Mein Studium begeistert mich wahrhaftig, ich fühle mich im höchsten Grade glücklich.“

Die ersten Semester in Heidelberg waren freilich durch trübsinnige Anwandlungen gestört, von denen er sich nur im Umgang mit den Schwestern in Mannheim erholte und bei der Mutter, die ihn über Alles liebte. Natürlich stand er in Heidelberg unter dem Einfluß seines älteren Bruders Philipp, des Professors der Physik, in dessen gastlichem Hause sich ein glänzender Kreis von Freunden, Pfeufer, Vangerow, Schlosser, Gervinus, Häusser und Andere sammelte. Er persönlich führte seinen Umgang mit den Schulfreunden fort. Zu den Mannheimern waren nur einige Norddeutsche hinzu gekommen, unter denen Goethe's Enkel Wolfgang sich mit besonderer Wärme an Jolly anschloß, um ihn zum Vertrauten seines zwiespältigen Wollens und Wesens zu machen. Auch in Berlin, wohin er im Herbste 1842 übersiedelt, findet er Goethe wieder, der sich hier mit noch größerer Innigkeit an ihn kettet, obwohl ihn Jolly als einen begabten, aber unseligen, innerlich zerrissenen Menschen bezeichnet. Der Aufenthalt in der großen Stadt hat nicht den Eindruck auf den jungen Gelehrten gemacht wie auf andere Süddeutsche. Die „sandige Mark“ und das „jöttliche Berlin“ imponirten ihm nicht, namentlich das Theater war ihm

nichts Neues, denn der Vater besaß als Bürgermeister in Mannheim eine eigene Loge, die seine Kinder fleißig besucht hatten. Nur von einer Erinnerung redete er später noch mit besonderem Feuer. Er hatte sich lange darüber lustig gemacht, mit welcher Begeisterung seine Freunde für Fanny Elsler schwärmten. Vor Allem Goethe war über die fascinirende Erscheinung der Sylphide völlig außer sich. Schließlich ließ Jolly sich von dem halb verrückt gewordenen Freunde Wolfgang an dem letzten Abend, an dem die Ballerina auftrat, doch noch nach dem Opernhause schleppen, und nun war auch er von dieser Anmuth und Grazie so hingerissen, daß er sich fast einigen Enthusiasten angeschlossen hätte, die der Diva nach Hamburg nachreisten, um ihr dortiges Auftreten nicht zu versäumen. Bei ihm freilich war bis zum Morgen der Rausch verflogen, und statt zu Fanny Elsler, ging er in die Vorlesung über den Sachsenspiegel bei Homeyer.

Dieser grundgelehrte und scharfsinnige Germanist war sein bevorzugter Lehrer, während er das Staatsrecht von Lancizolle schon nach wenigen Stunden „wegen des pietistischen Unsinns" wieder aufgab. Dagegen gewann ihn Homeyer völlig für die germanistische Auffassung der zu erstrebenden Rechtsentwicklung. „Unser Volk," schreibt Jolly im Jahre 1846, „hat seit Jahrhunderten sein eigenes Recht verloren und seufzt unter dem Drucke eines Rechts, das, so vortrefflich es auch an sich sein mag, doch nothwendig drücken muß, weil es eben nicht zu den deutschen Gliedern paßt. Aus dem Leben ist das deutsche Recht fast gänzlich verschwunden." Es wieder hervorzuziehen aus dem Schutte, das ist die Aufgabe, an die er sein Leben setzen möchte, und so regt sich schon in Berlin der Wunsch in ihm, sich der akademischen Laufbahn als Vertreter des deutschen Privatrechts und der germanistischen Fächer zu widmen. „Ich danke Gott mit jedem Tage," ruft er, „der mich eine so glückliche Wahl meines Lebensberufs treffen ließ." Die Jurisprudenz füllt ihn ganz aus. „Ich bin so voll davon, daß ich mit Jedermann davon sprechen möchte." Nicht einmal die politische Erregung, die seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. auch Berlin erfüllte, machte ihn seinen geliebten Studien abwendig. Er erlebte die bekannte Audienz Herwegh's bei dem Könige, die der Dichter zu seiner Reclame ausnützte. In Berlin schwärmte Alles für den Sänger der Freiheit, nur Jolly erklärt ihn für einen Don Quixote. Seiner nüchternen Natur war alles Theaterspielen außerhalb des Theaters gründlich zuwider. Nach Hause zurückgekehrt, bestand er Ende Mai 1845 in Karlsruhe sein Staatsexamen, und der Justizminister Isaak Jolly, sein Oheim, konnte dem Vater in Mannheim melden, daß eine so glänzende Leistung nur selten vorgekommen sei. Unmittelbar auf das Staatsexamen ließ der Candidat das Doctorexamen folgen, für welches er eine Dissertation „Ueber das Beweisverfahren nach dem Rechte des Sachsenspiegels" geschrieben hatte. Zunächst aber, um das Biennium vor der Habilitation auszufüllen, trat Jolly bei dem Bezirksamt seiner Vaterstadt als Rechtspracticant ein. Von einer Arbeit dieser Practicantenzeit hat er gern später erzählt, um die Nothwendigkeit einer bürgerlichen Standesbeamtung zu erweisen. Man hatte ihm die Revision der von den Stadtgeistlichen geführten Standes- und Kirchen-

bücher als Arbeit zugewiesen, und da er wegen eines dicken Gesichtes vierzehn Tage das Zimmer hüten mußte, revidirte er die Einträge so gründlich, daß das Amtsgericht sämmtliche Stadtpfarrer zu hundert Correcturen ihrer Einträge veranlaßte. Diese Probe seines eisernen Fleißes trug ihm noch nachträglich, als er bereits Privatdocent war, ein warmes Belobungsschreiben des Justizministeriums ein. Das beste Bild Jolly's in dieser Zeit hat Gervinus entworfen in einem Empfehlungsbriefe, den er ihm nach Bonn an Dahlmann mitgab. „Er ist still," heißt es da, „und nicht auf den Schein, aber wie sein Bruder eine wackere Natur und vom besten Willen." Körperlich verrieth er den Gelehrten; der charaktervolle, vorgeneigte Kopf saß ihm etwas zu tief zwischen den breiten Schultern; das Gesicht nannte Windscheid einmal treffend ein Dürer'sches Holzschnittgesicht. Beiden Brüdern war die dunkle Hautfarbe gemein, die namentlich bei Philipp Jolly mit den hellen Haaren seltsam contrastirte. Der jüngere Bruder aber besaß so strahlend blaue Augen, daß er, wenn im Gespräche die Gedanken in ihnen aufleuchteten, geradezu schön erscheinen konnte. Alles war Klarheit, Zuverlässigkeit, Charakter. Sein Oheim Isaak Jolly hätte lieber gesehen, wenn der Neffe in Leipzig oder Bonn sich habilitirt hätte, als in Heidelberg, und Jolly's spätere akademische Erfahrungen bewiesen, wie richtig der erfahrene Justizminister die Sachlage beurtheilt hatte. Auch begab sich Jolly im Sommer 1846 nach Leipzig und im Herbste nach Bonn, um zu diesem Zwecke Anknüpfungen zu suchen. Er arbeitete an beiden Orten mit strengstem Fleiße, aber zu bleibender Niederlassung bot ihm Niemand die Hand, und so rief ihn sein Bruder Philipp nach Heidelberg zurück. „Es ist nun einmal nicht Deine Natur, Dich leicht an Andere anzuschließen," hieß es in dem Briefe, und so blieb er am besten in der Nähe der alten bewährten Freunde. Im Juli 1847 fand seine Habilitation in Heidelberg statt. Der Kreis, in den Julius Jolly hier eintrat, war naturgemäß der seines älteren Bruders. Haupt desselben war Gervinus, der in dem Hause des emeritirten preußischen Geheimraths Fallenstein, dem Schlosse gegenüber, neben Scheffel's „Waldhorn ob der Bruck", lebte und mit seiner gastfreien Häuslichkeit für die „Gothaer" in- und außerhalb Heidelberg's einen geselligen Mittelpunkt abgab. Gervinus' Arbeit galt damals der „Deutschen Zeitung", in der Ludwig Häusser als Redacteur sich seine ersten journalistischen Sporen verdiente. Auch Jolly war in der Presse thätig, anfänglich aus theoretischem Radicalismus im „Mannheimer Journal", dessen Redacteur Gustav Struve aber bald seine Artikel als zu gelehrt zurückwies, dann unter Gervinus' Auspicien im Sinne der Gothaer. Da machte das Jahr 1849 allen Hoffnungen, die seine Freunde in betreff der Wiedergeburt Deutschlands gehegt hatten, ein Ende. Die Revolution nahm in Heidelberg eine Wendung gegen die Mittelpartei. Die Menge zog vor das Fallenstein'sche Haus, um Gervinus für die Haltung seiner Zeitung die Fenster einzuwerfen. Die Steine, die dem Hofrath zugedacht waren, trafen aber einen Stock tiefer die Betten der jüngsten Fallenstein'schen Kinder, und der tapfere Geheimrath, ein alter Lützower Jäger, trat mit dem Gewehr vor seine Thüre und drohte Jeden niederzuschießen, der mit dem Unfug fortfahre. Zum Glück jagten in

diesem Augenblick die von dem Nationalökonomen Eduard Pickford herbeigeholten Turner die Rotte auseinander. Sowohl Fallenstein wie Gervinus verließen darauf, als das Treiben immer wüster und wilder wurde, die Stadt. Der Geheimrath ging mit seiner Familie nach Auerbach, und bald folgte ihm Jolly dahin nach. Der Privatdocent hatte in jenen Tagen einem Goldarbeiter, der zugleich Gemeinderath war, eine goldene Kette abgekauft. Bald darauf trat der Verkäufer bei ihm ein und theilte ihm mit, daß heute auf dem Rathhause die Recrutirungslisten festgestellt worden seien und Jolly seine Einziehung zur Freiheitsarmee zu gewärtigen habe. „Das Beste ist, Herr Doctor, Sie brennen durch," war der Rath des braven Mannes, und Jolly war auch dieser Ansicht. In Mannheim wäre er verhaftet worden, so folgte er den vorangegangenen Freunden nach Auerbach. Er fand dort die Familie Fallenstein, Ludwig Häusser, August Lamey, und bald traf auch der Amtsverweser Heidelberg's, sein Schulkamerad von Preen, ein, sammt seinem Practicanten, dem dreiundzwanzigjährigen Victor Scheffel. Das fröhliche Emigrantenleben, das die Flüchtlinge in den Wäldern des Melibocus führten, ist allen Betheiligten trotz der Noth der Zeit eine schöne Erinnerung geblieben. Aus dieser Periode stammte Jolly's nähere Bekanntschaft mit Lamey, der ihn nachmals auf Betreiben eines anderen Jugendfreundes, von Roggenbach, in sein Ministerium zog. Lamey war damals bei dem Hofgerichte in Mannheim beschäftigt und als junger Beamter schon derselbe allzeit fröhliche und gutgelaunte Kamerad, der er sein Leben lang geblieben ist. Dort habe auch ich ihn zuerst gesehen. Nach dem frühen Tode meines Vaters war ich mit einem jüngeren Bruder zu einem Oheim nach Mannheim gebracht worden, bei dem der junge Assessor Lamey täglich nach Tisch erschien und, bis der Ohm zum Ausgehen bereit war, mit uns Mühle spielte. Verloren wir, so war unsere Gepflogenheit, ihm die Brettsteine an den Kopf zu werfen, was er sich gutmüthig gefallen ließ, höchstens daß er uns zum Scherze einmal durchwalkte. Auch er fuhr jetzt nach Auerbach hinüber, wo er mit Häusser und Scheffel zur Freude des alten Fallenstein und seiner fröhlichen Töchter allerlei Mummenschanz aufführte. Scheffel, der kurz zuvor „vor den vier Höllenrichtern Roßhirt, Vangerow, Zöpfl und Morstadt" seinen juristischen Doctor summa cum laude gemacht hatte, war wie Jolly von der Conscription bedroht. Da er in Herrn von Preen „einen sehr fidelen und freundlichen Amtsvorstand hatte", war er dem zur Gesellschaft mit nach Auerbach geflohen. „Der Zufall wollte es", schreibt er an Schwanitz am 28. Juli 1849. „Ich blieb im Odenwald am Melibocus, viel zeichnend und mit der Flüchtlingscolonie zu Auerbach, worunter auch Häusser, viel trinkend, bis der fünfte Act der Geschichte, nämlich die Reichstruppen und die Preußen in langen Heereszügen anrückten." Am 30. Mai erlitten die Badenser bei Heppenheim die erste Niederlage durch die Hessen. Am 15. und 16. Juni begannen die Gefechte mit den Preußen bei Ladenburg, Zwingenberg, Weinheim, und die Flüchtlinge konnten in ihrem Waldwinkel den Kanonendonner täglich deutlich vernehmen. Doch bald war für sie alle die Bahn frei, um nach der Heimath zurückzukehren. Das Wintersemester 1849 auf 1850 war dann das erste,

in dem Jolly seine Vorlesungen mit voller Concentration beginnen konnte, und der Vater durfte ihm zu dem guten Erfolge derselben gratuliren. In Auerbach hatte sich manches Band geknüpft, und das Fallenstein'sche Haus wurde mehr und mehr seine Heimath. Auch Scheffel betrachtete die Emigrantencolonie von Auerbach als für das Leben verbundene Leute und gab dieser Auffassung in seiner Weise Ausdruck, indem er bei der ersten Wiederkehr der Maitage von Säkkingen aus eine Bierliste einsendete, was er jedem Gliede der Auerbacher Familie „in frummem Gedachtnuß" vorgetrunken habe. Nämlich „der ganzen ehrenwerthen Gesellschaft derer Flüchtlinge vom vorigen Jahr zue Auerbach Gantzer cum Salamandro. Mynem lieben Fründ und Lehrmeister in der hochnothpeinlichen Hals und Malefizgericht Pfleg und Hegung, Herrn Friderico von Preen, ain Gantzer. Dem Freiherrn von Rogenbach und dem „fretternden Manne" jedem zwo Halbe. Dem Doctor Jolly, dem Professor Häusser, dem Pfarrer Schmetzer, dem Schalksnarren und weiland Kegelkönig Groos, dem Reichsburger Lamey verschiedene Gantze, sowie „den sämmtlichen Damen, so das Exil zu Auerbach durch ihre Anwesenheit verschönert haben, ins besondere uffs Wohlergehen der tugendsamen und minnigen Jungkfrawen von Fallenstayn jeglicher einen Hochachtungsschluck." Die ganze Bierliste, die auf sieben Folioseiten Actenpapier sauber im Kanzleistil geschrieben ist, schließt mit den Worten: „Und schick ich diese Listen dem edlen Reichsbürger von Preen und vermayn, es wär das billichst, wann er mit denen Haydelbergern aynes schönen Maitags ayn lützel Gesäufde veranstalten und diese Bierschulden abtragen wollte, stell aber Alles synem gueten Ermessen anhaym und hoff bald gueten Bericht. Und dazu geb Gott und die haylig Mutter Gottes von Todtmoos ihren Segen. Gegeben zue Sekkingen am Rhin am 21. Mai 1850 und syt den teutschen Merz-Errungenschaften zwo Jahr." Bald hatte der Freundeskreis von Auerbach noch eine andere Nachblüthe jenes Frühlings zu feiern, indem Jolly sich mit der ältesten der noch im Hause befindlichen tugendsamen Jungfrauen, denen Scheffel einen Hochachtungsschluck gewidmet hatte, verlobte. In der Thronrede, in der Häusser jährlich die Beziehungen des „Engern" zu den europäischen Großmächten erörterte, wurde auch dieses Ereigniß verkündet. „Konnten wir das letzte Mal darauf hinweisen," sprach der hohe Redner, „wie eine weise Staatskunst, die zu rechter Zeit das Unvermeidliche zu thun verstand, den Engern" (indem er sich nach Auerbach verzog) „vor Revolutionen gewaltsamer Art bewahrt hat, so dürfen wir uns heute darüber freuen, daß auch in der Strömung der Reaction der Engere Haltung und Würde bewahrt hat. Das ruchlose Attentat, uns eine Polizeistunde anzusinnen, ist an unserem passiven Widerstand gescheitert." Einige Garantieen hat freilich auch der Engere, so gut wie die Schweiz, Sardinien und Belgien für sein Wohlverhalten den Großmächten geben müssen. Unter dem Geschäftsbericht wird dann aufgeführt, daß der Wißmeister Doctor Jolly, ferner von Preen, Kisselbach u. A. von Heirathslust befallen worden seien, und am 17. December 1852 wurde im Fallenstein'schen Hause ein großer Polterabend gefeiert, bei dem Häusser als Drehorgelweib verkleidet „die Morithaten von Auerbach" in herrlichen Versen besang. Das

junge Paar bezog bei dem Brückenthore eine freundliche Wohnung mit dem Blick auf den Heiligenberg und das väterliche Haus und blieb ein Glied des Kreises, den Gervinus dort um sich vereinte. Aber eben diese Beziehungen waren es, die von da an dem jungen Docenten jede Berufung verdarben. Gerade Gervinus sollte zuerst die Ungnade der siegreichen Reaction empfinden. Im Herbst 1852 erschien Gervinus' „Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts", die der Staatsanwalt sofort mit Beschlag belegte und wegen deren das Hofgericht zu Mannheim in erster Instanz den Heidelberger Hofrath im Jahre 1853 zu einer längeren Gefängnißstrafe verurtheilte. Der ganze Gervinus'sche Kreis war in größter Erregung, vor Allem Gervinus' Hausherr Fallenstein. Der alte preußische Beamte war tief empört über eine solche Parteijustiz. Jolly als Jurist zerpflückte das Urtheil gründlich, und der zur Unterstützung des großen geschichtlichen Unternehmens von Gervinus beigezogene junge Hermann Baumgarten aus Braunschweig, der sich bald darauf mit der zweiten Fallenstein'schen Tochter verlobte, vertrat seinen Meister eifrig in der Presse. Heute begreift man schwer, wie in der Darlegung der geometrischen Progression, wie der Aufstand von Cadix fünf Jahre nach dem Frieden und die Julirevolution wieder nach zehn Jahren, die Februarrevolution wieder nach achtzehn Jahren sich folgten, eine Aufreizung zum Hochverrath gesehen werden konnte. Freilich hatte Gervinus hinzugefügt: „Verschöbe sich ein neuer Anstoß nach dem gleichen Gesetze, so träfe er in das achte und neunte Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts, und dieß sind auffallender Weise die Zeitpunkte, die in jedem Jahrhundert der neueren Zeit irgend einem Volke seine Freiheit eingetragen haben." Das Oberhofgericht hob das abgeschmackte Urtheil auf, aber der ganze Gervinus'sche Kreis stand nun auf der Proscriptionsliste einer brutalen und bildungsfeindlichen herrschenden Clique. Dem Processe gegen Gervinus folgte die Entfernung Kuno Fischer's von seinem Heidelberger Katheder und die Vertreibung Moleschot's. Seitdem stand auch Jolly im schwarzen Buch. So oft seine Berufung in Würzburg, Gießen, Tübingen, Königsberg, Greifswald angeregt wurde, sie fiel entweder schon in den nach rechts schielenden Facultäten durch, oder sie wurde von den Regierungen abgelehnt. Die Rückwirkung davon auf seine Lehrthätigkeit blieb natürlich nicht aus. So lange der liberale Zug auch die Studentenschaft beherrschte, waren Jolly's Vorlesungen gut besucht. Aber je entschiedener die reactionäre Strömung auch die strebsame juristische Jugend beeinflußte, um so ungünstiger gestalteten sich seine Frequenzen. Goldschmidt, der bei ihm 1850 deutsches Privatrecht hörte, sagt von Jolly: „Seine Lehrvorträge waren exact und sicher; überall wies er auf die Quellen hin und regte so tiefere Studien an. Die knappe Form des Vortrages gab ein gutes Heft und gewöhnte überdies den Zuhörer an eigenes Denken. Das habe ich persönlich und Gleiches haben seine späteren Zuhörer erfahren." Wenn dennoch die Zahl seiner Zuhörer immer mehr zusammenschwand, so war die Hauptursache davon, daß die Regierung ihm zehn Jahre lang sogar den Professortitel verweigerte, was die unreife Jugend natürlich als einen autoritativen Beweis seiner Minderwerthigkeit ansah. Dann aber hatte er in Zöpfl für die deutsche Rechts-

geschichte, in Renaud für das Privatrecht gefährliche Concurrenten. Zumal der feurige französische Schweizer, Achille Renaud, war ebenso ein gelehrter und scharfsinniger Jurist, wie namentlich ein Virtuos des akademischen Lehrvortrags. Nicht nur, daß seine breit schematische Darstellung ein für das Examen völlig ausreichendes Heft gab, er besaß auch die unbezahlbare Gabe, in einer Weise zu dictiren, als ob er nicht dictire, sondern eine feurige Ansprache halte und die Worte nicht wiederhole, damit der Student zum Nachschreiben Zeit gewinne, sondern wegen der unendlichen Wichtigkeit ihres Inhalts. Jeder Satz wurde dem Hörer so nachdrücklich in die Ohren geschmettert, daß er nachschreiben mußte, und der Zornblick, der Jeden traf, der mit der Feder säumte, führte auch den Trägen zu seiner Pflicht zurück. Dagegen war nun nicht aufzukommen. Dazu war Jolly eine viel zu zurückhaltende und vornehme Natur, um durch Heranziehen der Studirenden zu persönlichem Verkehr oder durch Einspringen bei gelegentlichen Lücken des Lehrplans sich eine Frequenz zu schaffen. Er ertrug seinen Mißerfolg mit Resignation, und während ein so competenter Richter wie Goldschmidt denselben lediglich aus der unglücklichen Constellation und den besonderen Verhältnissen herleitete, sagte er selbst bei seinem Abschied vom Lehrstuhl in stolzer Bescheidenheit: „Es war ein Irrthum.“ So half es ihm nichts, daß seine Monographieen: „Das Recht der Actiengesellschaften“, „die Lehre vom Nachdruck“ und zahlreiche juristische Abhandlungen von Albrecht, Mendry und Renaud als durchaus werthvoll anerkannt wurden, es hieß nun einmal, er sei ein schlechter Lehrer, während diejenigen, die später in der Kammer und am Ministertische seine klare und überzeugende Sprechweise bewunderten, oft die Frage aufwarfen, wie dieser Begabung gegenüber eine solche Sage je habe aufkommen können?

Unter diesen Umständen suchte Jolly sein Glück in der Familie, wo alle Vorbedingungen desselben zu finden waren. Aber im December 1853 starb sein eigener Vater in Mannheim und am letzten Tage desselben Jahres der Schwiegervater. Der alte Geheimrath, auf dessen hoher Stirne die Franzosensäbel deutliche Spuren hinterlassen hatten und der als Lützow'scher Jäger Körner's nächster Vorgesetzter und Zeltgenosse gewesen war, auch in Körner's Briefen als der Gefreite Fallenstein mit dankbarer Anerkennung erwähnt wird, hatte in seinem Alter im Umgang mit Gervinus und dem geliebten Schwiegersohn noch eine völlige Umwandlung seiner politischen Meinungen erlebt und war nun eine der angesehensten Säulen der sogenannten Gotha'schen Partei in den Tagen der politischen Heimsuchung. Jolly verlor in ihm außerordentlich viel und hatte nun die Pflicht, die beiden verwaisten Familien in Mannheim und Heidelberg zu stützen. In dieser stillen Zeit befreundete er sich mit Levin Goldschmidt, der 1855 sich für Handelsrecht in Heidelberg habilitirte und mit seiner anmuthigen Frau in dem Fallenstein'schen Hause ein gern gesehener Gast war, wie er denn schließlich das Gervinus'sche Stockwerk bezog, als dieser 1861 sich ein eigenes Haus in der Stadt erwarb. Zum Nutzen der jüngeren Generation und angeregt durch Gervinus' Shakespearepublicationen bildeten jetzt winterliche Leseabende, deren Stützen Goldschmidt und Jolly waren, den Kern der Geselligkeit. Enttäuschung und Sehn-

sucht nach einer Thätigkeit, die mehr seinen Gaben entspreche, mußten aber naturgemäß in dem thatkräftigen Manne überhand nehmen, der nun bereits seinem vierzigsten Lebensjahre entgegenging. Im Jahre 1857, als die politische Spannung nachgelassen hatte, war Jolly endlich der Titel eines Professors verliehen worden, aber an seiner Stellung änderte das wenig. Da kam mit der preußischen neuen Aera auch wieder ein frischerer Zug in das politische Leben des badischen Landes, und alsbald finden wir Jolly auf seinem Platze. Aus dem Mittelpunkte des politischen Mannheim hervorgegangen, in Heidelberg in täglichem Verkehr mit Häusser und Gervinus, lag ihm die Politik doch schließlich noch mehr am Herzen als die Jurisprudenz, und hatte es in der akademischen Laufbahn ein Jahrzehnt gedauert, bis er auch nur einen Titel gewann, so sehen wir ihn nach wenigen Jahren an der Spitze der Geschäfte, sobald die politische Arena sich ihm eröffnet hatte.

II.

Der zehnjährige badische Kirchenstreit schien im Jahre 1859 mit einem vollen Siege der Curie über den Staat seinen Abschluß finden zu sollen. Unter Berufung auf angebliche unveräußerliche Rechte der katholischen Kirche hatte sich der Erzbischof über die in anerkannter Geltung stehenden Landesgesetze hinweggesetzt, so charakterisirte der damalige Präsident des Ministeriums des Innern, Adolf von Marschall, das Vorgehen des Klerus nach der Revolution. Der treffliche Staatsmann, eine der edelsten und reinsten Persönlichkeiten, die je in Baden Einfluß besessen haben, war bald als zu nachgiebig durch den bureaukratischen Freiherrn von Wechmar verdrängt worden. Aber in kürzester Frist war auch dieser mit seinen Polizeimitteln zu Ende. Nun versuchte es das Ministerium von Stengel—Meysenbug mit einem Concordate. Aber der dieses Mal allzu kluge römische Staatssecretär Antonelli schloß dasselbe erst, als die Niederlage Oesterreichs in Oberitalien und die Nachrichten über die neue Aera in Preußen es räthlich erscheinen ließen, mit diesen Geschäften zu Ende zu kommen. Zum Glück war die mögliche Stunde für den Vollzug des dem Kleinstaate abgepreßten Vertrages bereits verpaßt. Als derselbe im Herbste 1859 bekannt wurde, beriefen Häusser, Schenkel und Zittel eine Versammlung nach Durlach, um im Namen des protestantischen Theiles der Bevölkerung Protest zu erheben gegen die Auslieferung der wichtigsten staatlichen Aufgaben und Functionen an die Kirche. Die von da an sich täglich verstärkende Opposition riß auch die zahme Beamtenkammer mit sich fort. Der Vertrag, zu dem ständische Zustimmung nöthig war, wurde verworfen, und der Präsident des Oberhofgerichts, Stabel in Mannheim, und der Führer der Kammeropposition, Lamey, damals Professor in Freiburg, übernahmen an Stelle Stengel's und Meysenbug's die Geschäfte. Mit Begeisterung wurde namentlich Lamey's Berufung zur Leitung des Innern im Lande begrüßt. Er hatte im tollen Jahre 1849 den Radicalen bittere Wahrheiten gesagt und in den Zeiten der Reaction manchem verfolgten Liberalen mit seiner glänzenden Beredtsamkeit zur Seite gestanden. „Ein typischer Vertreter des süddeutschen, speciell des badischen Naturells in allen seinen Liebens-

würdigkeiten und all seinen Schwächen," so schildert Baumgarten den neuen Präsidenten, „höchst talentvoll, von glänzender Leichtigkeit der Arbeit wie der Rede, von einziger Leutseligkeit und Gemüthlichkeit, nie scharf oder verletzend, aber auch selten präcis oder genau, nonchalant, bequem, äußerst formlos." Sicher ist, daß die badische Bevölkerung in ihm sich selbst anschaute, und nie wieder ein badischer Minister so populär gewesen ist, wie er.

Ueberhaupt waren die ersten Wochen der neuen Aera ein Frühling, wie er noch nie über Baden aufgegangen. Der fröhliche Optimismus der Liberalen glaubte an eine Lösung aller Schwierigkeiten. Der volksthümlichste Mann des Landes übernahm seine Regierung, die Bande römischer Knechtschaft lagen zerbrochen, aber auch den katholischen Mitbürgern wollte man die bureaukratischen Fesseln abnehmen. „Die Freiheit für Alle" hieß die Formel, die alle unlösbaren Fragen lösen sollte. Der Frühling war gekommen, nun mußte sich Alles, Alles wenden. Auch Jolly theilte die allgemeine Freude, aber nicht die Illusionen über die Zukunft. Seine ersten literarischen Auslassungen über die neuen Gesetzentwürfe zeigen, daß er den kommenden Kampf voraussah, und weitsichtiger als Andere rieth er dem Staate, sich bei Zeiten auf Kampf und Streit einzurichten. Da seine Freunde nunmehr zur Gewalt gelangt waren, ließ sich voraussehen, daß auch für ihn eine bessere Zeit angebrochen sei, die ihm eine richtigere Verwerthung seiner Kräfte gestatte.

Die Wendung an höchster Stelle schrieb man in Karlsruhe dem Einfluß des Professors Gelzer zu, der „als Derwisch" von Hof zu Hof pilgerte und dem des „Marquis Posa", Franz von Roggenbach, der von der Studienzeit her dem Großherzog befreundet war. Aber auch Gervinus nahm einen Theil dieses Ruhmes für sich in Anspruch. Im Sommer 1860 kam das großherzogliche Paar, das seit den wüsten Scenen der Revolutionszeit die Pfalz gemieden hatte, zum ersten Mal nach Heidelberg und ließ sich die Mitglieder der Universität und der verschiedenen Behörden vorstellen. Gervinus hatte seine Lehrthätigkeit längst aufgegeben; aber zur freudigen Ueberraschung der Liberalen wurde bei dieser Gelegenheit der 1853 zu Gefängniß verurtheilte Hochverräther durch einen Besuch des Landesherrn ausgezeichnet. Ein derartiges Herabsteigen war man bis dahin nur von dem Herzog Ernst von Koburg gewohnt, der bald darauf als Schützenkönig die Höhe seiner Volksthümlichkeit erreichte. Gervinus aber schrieb von seinem hohen Besuche: „Der Großherzog hat die gute Eigenschaft, ganz Ohr zu sein, wo sein Gothaer Schwager ganz Zunge ist." Er selbst gewann dabei den Eindruck, daß der Fürst in seinen kirchlichen Gewährungen weiter zu gehen bereit sei als sein liberaler Minister. „So wird Alles in einer Halbheit stecken bleiben." Diesem Mißtrauen in die Entschiedenheit und Consequenz des neuen Ministeriums verdankte es Jolly, daß Gervinus und Roggenbach seine Berufung nach Karlsruhe in Aussicht nahmen, wo Gervinus im Oktober 1860 auch seinen Mitarbeiter an der „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts", Hermann Baumgarten, als Professor am Polytechnicum untergebracht hatte. Gervinus lebte noch immer im Fallenstein'schen Hause und trieb damals seine Händelstudien praktisch als Leiter eines musikalischen Dilettantenvereins,

den er selbst dirigirte. Zu den ansässigen Freunden Beseler, Strauß, Häusser, Gagern kam vielfacher Besuch auswärtiger Gesinnungsgenossen, so von Grimm, Dahlmann, Kuno Fischer und Anderen. Da Jolly das natürliche Haupt des verwaisten Fallenstein'schen Hauses war, stand er mitten in diesem interessanten Verkehr. So betheiligte er sich an Gervinus' Versuchen, den durch persönliche Schicksale tief herabgestimmten D. F. Strauß dem öffentlichen Leben zurück zu geben. Nachdem soeben Straußen's „Hutten" einen großen literarischen Erfolg gehabt hatte, waren sie bemüht, Strauß nunmehr für eine Lutherbiographie zu gewinnen, um ihn in eine positivere Stellung zu diesen täglich wichtiger werdenden kirchlichen Fragen zu bringen. Strauß schien sich auch mit der Idee zu befreunden; aber bald brach er die Vorstudien wieder ab, indem er bekannte, die Lectüre dieser scholastischen Controversen mache ihn einfach krank. Der Widerwille gegen alles Theologische war bei ihm pathologisch geworden. Statt zu Luther wendete er sich zu Reimarus. Auch ein anderes literarisches Project brachte Gervinus auf die Bahn. Er wollte die „Deutsche Zeitung", die mit der Bewegung von 1849 im Sande verlaufen war, wieder erwecken. Unter den Unterzeichnern des Programms, vom Anfang März 1860, finden wir Jolly, wiewohl dieser von vornherein bezweifelte, ob die Anhänger der gemäßigt liberalen Anschauungen bereits hinlänglich organisirt seien, um ein Blatt im großen Stile zu erhalten. In der That scheiterte das Project daran, daß die Mittel nicht aufzubringen waren. An die Stelle trat Brater's „Süddeutsche Zeitung", der die Heidelberger Freunde, namentlich Baumgarten, ihre Unterstützung widmeten. Für Baden wurde dagegen ein Karlsruher Blatt, das bis dahin ziemlich farblos den Localinteressen, sowohl der Residenz wie der Landorte, gedient hatte, die „Badische Landeszeitung", das Organ der liberalen Partei. Nachdem in dem Lycealprofessor Adolf Hauser ein geschickter, fleißiger und charaktervoller Redacteur, und in den an das Karlsruher Polytechnicum berufenen Professoren Baumgarten und Emminghaus für die politischen und volkswirthschaftlichen Artikel hervorragende Mitarbeiter gewonnen waren, wurde die „Landeszeitung" für eine Reihe von Jahren das wichtigste Blatt der liberalen Partei. Auch Jolly, der mit seinem Schulgenossen und Jugendfreunde Roggenbach sich ganz in die neue Fluth des politischen Lebens geworfen hatte, schrieb sofort im April eine Reihe von Artikeln für dasselbe. Als am 22. Mai 1860 das neue Cabinet die Gesetzentwürfe veröffentlichte, die an Stelle des gefallenen Concordats das Verhältniß zwischen Staat und Kirche regeln sollten, veröffentlichte Jolly eine Kritik derselben, die er auch dem Großherzog übersendete. Besondere Weitsichtigkeit hat er diesen Gesetzen nie nachgesagt. Damals tadelte er vor Allem, daß in den Entwürfen der Grundsatz der Unterordnung der Kirche unter den Staat nicht consequenter durchgeführt worden sei. Als Hauptmittel dafür betrachtet er den Entschluß, alle Collisionen zwischen Staat und Kirche der richterlichen Entscheidung dadurch zuständig zu machen, daß jede Uebertretung der vom Staate festgestellten Vorschriften mit Strafe bedroht werde. Eine Opposition gegen die neue Regierung beabsichtigte er nicht, und seinen Widerspruch rechtfertigte er damit, daß ihn bei seiner Schrift zugleich das theoretische Interesse der Belehrung des Publicums ge-

leitet habe. Er wolle zeigen, „daß gegenüber der römischen Consequenz auch ein entgegengesetztes, gleich consequentes weltliches System möglich ist.“ — „Gegen die seit Jahrzehnten vorherrschende Richtung,“ schrieb er an Roggenbach, „unter der Firma eines Kampfes gegen bureaukratische Bevormundung der Kirche, eigentlich deren Unterthanenschaft unter den Staat zu bekämpfen oder unbemerkt zu unterwühlen, ist jetzt ein Umschlag erfolgt. Ein solcher Moment muß auf das kräftigste benützt werden.“

Anderseits sucht er dem katholischen Freunde die reinlichere Scheidung zwischen Kirche und Staat dadurch annehmbar zu machen, daß er betont, nach den Lamey'schen Entwürfen behalte der Staat zu sehr seine Hand in den kirchlichen Dingen. Die Besetzung von 600 Patronatspfarreien, die Bestätigung aller kirchlichen Anstellungen, die Mitverwaltung der kirchlichen Fonds, die Bestätigung kirchlicher Urtheile durch die „zuständige Staatsbehörde“ enthalte bereits das Embryo eines neuen katholischen Oberkirchenraths, aus welchem ein solcher so gewiß wie das Huhn aus dem Ei hervorgehen werde. Er seinerseits würde auch entschieden auf eine möglichste Selbständigkeit der evangelischen Kirche hinwirken und dadurch den katholischen Gemeinden ein verführerisches Beispiel vor Augen stellen. Vollends die Notheivilehe scheine ihm ein großer politischer Fehler; die Kirche schließe daraus nur, daß der Muth zu einem Kampfe à tout prix fehle, und werde das zur Erhöhung ihres Muthes bestens benützen. Von Allen, denen Jolly die Schrift gesendet hatte, antwortete der Landesherr am promptesten und in durchaus sympathischer Weise, indem er die Erwartung aussprach, bei den Verhandlungen der zweiten Kammer würde Jolly's Schrift zum Anlaß werden, tiefer in die wichtige Frage einzudringen. Acht Tage nach dem Großherzog beantwortete auch Lamey die Zusendung in freundschaftlichem Tone, aber alle Grundgedanken der Schrift lehnte er ab. Der erfahrene Richter und Advocat scheute vor dem Gedanken zurück, die Entscheidung über die wichtigsten Staatsfragen in die Hände der badischen Hofgerichtsräthe und Oberhofgerichtsräthe zu legen. Verliere die Regierung den Proceß, so sei das eine schlimme Niederlage, gewinne sie ihn, so bleibe ihr doch das Odium, daß sie processiren mußte. Manches würde er als beherzigenswerth gelten lassen, wenn er vollkommen freien Tisch vorfände. Das aber war in der That nicht der Fall, sondern er mußte, da er dem Kampfe mit der Curie meinte ausweichen zu können, von den im Concordat nun einmal gemachten Zugeständnissen wenigstens so viel aufrecht erhalten, als der Staat irgend ertragen konnte, denn das Programm der neuen Aera hatte zugesagt, die Kirchen durch thunlichste Abnahme der bureaukratischen Fesseln zufrieden zu stellen. Dazu kam noch ein Anderes, was ihm die Hand band. Lamey war in der Wechmar'schen Polizeiperiode als gerichtlicher Vertheidiger des Erzbischofs aufgetreten und hatte als Advocat über die Grenzen der Staatsgewalt gegenüber den Rechten der katholischen Kirche Sätze aufgestellt, die die Ultramontanen nun dem Minister bei jeder Gelegenheit ins Gedächtniß riefen. Im Uebrigen war er der Meinung, daß man die Leute überhaupt nicht durch Repressivmaßregeln in Disciplin halte, sondern dadurch, daß man Einfluß auf ihre Carrière habe. Deshalb hielt er an den Patronatsrechten

und an der staatlichen Mitverwaltung des Kirchenvermögens fest, obwohl die Theoretiker das für inconsequent erklärten. Daß eine reinliche Scheidung allein consequent wäre, gab er zu, aber, das Regieren, sagte er gern, sei eine Kunst, nicht eine Wissenschaft. Nicht auf gerichtliche Erkenntnisse, sondern auf thatsächlichen Einfluß der Verwaltung sollte die Macht des Staates sich gründen. Darum wollte er seine Hand auch in den kirchlichen Dingen haben und nicht mit dem Strafgesetz, sondern durch Verwaltungsmaßregeln sie beeinflussen. Der entgegengesetzte Grundsatz, in erster Reihe durch Strafbestimmungen die Autorität des Staats über die Kirchen festzustellen, ist zum Theil auf Jolly's Rath, in der Falk'schen Maigesetzgebung, zur Geltung gekommen. Aber er trug der gegebenen Thatsache keine Rechnung, daß eine solche Gesetzgebung mit der Ueberzeugung der Massen im Widerspruch steht. Die katholische Bevölkerung konnte es nie begreifen, daß ein unbescholtener Priester für heilige Handlungen, wie Messelesen, Predigen, Beichtehören ins Gefängniß geführt werden dürfe, während der Staat so viele schlimme Dinge ungestraft ließ. Die Verwaltungsmaßregel, daß ein im Widerspruch mit den staatlichen Vorschriften amtirender Priester nicht angestellt oder außer Pfründegenuß gesetzt würde, wirkte langsamer, aber sie beleidigte das Rechtsgefühl des Volkes weniger. Dazu konnten die drakonischen Mittel des Strafgesetzes nur zum Ziele führen, wenn alle betheiligten Factoren bis zum erreichten Ziele ausgehalten hätten; aber nicht nur die Höfe, wie man zu sagen pflegt, sondern zu allererst die politischen Parteien, die um katholische Stimmen warben, waren bei dieser harten Handhabung der Staatsautorität nicht festzuhalten. Lamey, der mit dem Volksleben stets Fühlung behielt, sah solche Eventualitäten voraus. Hatte Jolly den Instinct des Regiments, so hatte Lamey den der Wirklichkeiten, wobei immer mitunterlaufen mochte, daß seine weichere Natur sich gern auf Compromisse einließ, und daß er, der in der Wechmar'schen Zeit den Erzbischof gegen eine solche Anwendung der Strafgesetze vertheidigt hatte, nicht mit seiner eigenen Vergangenheit in Widerspruch treten wollte, indem er den Competenzconflict unter das Strafgesetz stellte. Daß Lamey trotz dieser Differenz Jolly's Feder für das Ministerium in Anspruch nahm, hing wohl mit einer höheren Anregung zusammen. Die Freiburger Curie hatte über die Gesetzentwürfe Lamey's eine Denkschrift vom Stapel gelassen. Diese sollte Jolly einer Kritik unterziehen, da man sie officiell nicht beantworten wollte. Auch der Großherzog, hieß es in Lamey's Brief, theile diese Ansicht. So erschien im September Jolly's „Beleuchtung der Denkschrift des Herrn Erzbischofs" ꝛc. ꝛc. Es war die erste Verstimmung gegen den alten Freund, der viele ähnlicher Art nachfolgen sollten, daß die Karlsruher Canzlei volle zwei Monate brauchte, um die Schrift von achtundvierzig Seiten zu approbiren und zu drucken, was dem Verfasser natürlich wenig erfreulich war. Doch sprach ihm Lamey seinen Dank aus. „Auch der Großherzog ist sehr zufrieden gestellt," schrieb er, und ähnlich lauteten Roggenbach's Nachrichten. Bereits aber hatte Jolly auch zu der andern großen Frage der kirchlichen Gesetzgebung, die die Organisation der evangelischen Kirche betraf, das Wort genommen. Zur Bekämpfung des Concordats hatten Häusser,

Schenkel und Zittel nach Bekanntwerden desselben die Durlacher Conferenz gegründet. Zum zweiten Male versammelte sich dieselbe am 7. Juni 1860 im Rathhaussaale zu Durlach, um nun auch die Frage der Neuordnung der eigenen Kirche zu berathen. Jolly entwickelte als Hauptredner die Grundsätze, die bei Regelung des Verhältnisses des Staates zur evangelischen Kirche maßgebend sein müßten. Als Erbe eines alten Hugenottennamens und Sohn eines der Väter der Unionssynode, hatte Jolly ein Herz für die Bedürfnisse der protestantischen Gemeinde, und so ist gerade dieser Vortrag von einer wohlthuenden gemüthlichen Wärme. Auch dieser, zum großen Theil aus Pfarrern bestehenden Versammlung gegenüber betont Jolly den Grundsatz, daß die Kirche zum Staate im Verhältniß der Unterthänigkeit stehe, wenn auch das seitherige Verhältniß der staatlichen Bevormundung wegfallen müsse. Die Kirche könne sich eine Verfassung bauen, um sich danach selbst zu regieren, aber ihre Statuten bedürfen der Genehmigung des Staates. Ist diese ertheilt, so kann die Kirche verlangen, daß sie ihre Organe sich selbst ernenne. Der seitherige Oberkirchenrath, der eine staatliche Stelle sei, müsse daher durch eine von der Kirche selbst zu bestellende Behörde ersetzt werden.

Dabei könnten zwei Grenzgebiete Schwierigkeiten machen, die Uebung der Rechtspflege und die Vermögensverwaltung. Urtheile der Kirchengewalt in ersterer Beziehung müßten von der Staatsgewalt erst vollzugsreif erklärt werden; um aber die Autorität der Kirche nicht zu schädigen, seien für Disciplinärfälle nicht einseitig staatliche, sondern gemischte Gerichte wünschenswerth. In Lehrprocessen dagegen solle die Synode oder ein Synodalausschuß in letzter Instanz entscheiden. Was die Vermögensverwaltung betreffe, so müsse ein Staatsgesetz das Eigenthumsrecht der Gemeinde schützen, um die Fonds im Stande zu erhalten. Die Verwaltung derselben könne aber der kirchlichen Gemeinde ebenso vertrauensvoll überlassen werden, wie die bürgerliche Gemeinde auch jetzt schon unter Staatsaufsicht ihr Vermögen selbstständig verwalte, nur daß bei jeder Grundstocksveränderung die staatliche Genehmigung einzuholen ist. Nicht in allen diesen Punkten stimmte der Redner mit dem überein, was das neue Ministerium Stabel—Lamey anstrebte und im Wesentlichen nachher auch durchgeführt hat. Für die evangelische Kirche wurde der Oberkirchenrath die kompetente Behörde, sowohl für die Disciplin, wie für die Vermögensverwaltung. Aber die Besetzung des weltlichen und geistlichen Präsidiums geht einseitig vom Landesherrn aus, die der Rathsstellen erfolgt auf Vorschlag des Oberkirchenraths und Synodalausschusses, bedarf aber gleichfalls der Zustimmung des Landesherrn. Auch hier wollte das Ministerium Lamey in Auseinandersetzung der beiden Gebiete nicht so weit gehen wie Jolly. Vielmehr sollte der Staat auch hier seine Hand in den wichtigen kirchlichen Angelegenheiten behalten, was damit begründet ward, daß der Landesbischof mit dem Landesherrn nicht in Widerspruch gesetzt werden dürfe. Der Präsident des Oberkirchenraths blieb zunächst Mitglied des Staatsministeriums, womit sich die Unterordnung der evangelischen Kirche unter den Willen des Staats von selbst ergab.

Vergleicht man die Gesichtspunkte, die Jolly aufgestellt hatte, mit der Organisation, die Lamey durchführte, so ist klar, daß beide von vorn herein ganz Verschiedenes wollten, und so verdenken wir es Lamey nicht, wenn er von sich aus keinen Antrieb empfand, Jolly in sein Ministerium zu ziehen. Aber Roggenbach gab den Plan nicht auf, eine so hervorragende Kraft an geeigneter Stelle zu verwenden. Als jüngerer Schüler hatte er zu dem primus omnium, der jährlich die Reden im Schlußacte hielt, mit Verehrung emporgeschaut, und als Student war er ihm auch persönlich näher getreten. Jolly's akademische Mißerfolge hatten ihn an seiner Schätzung nicht irre gemacht, und so betrieb er mit treuem Freundeseifer dessen Berufung. Schon im December 1860 hielt Roggenbach die Ernennung Jolly's zum Regierungsrathe im Ministerium für sicher.

Aber noch am 22. März 1861 war nichts geschehen, und Roggenbach schrieb ungeduldig: „Ich habe so viele versäumte Gelegenheiten, so viele Unterlassungssünden registrirt, daß ich mich über nichts mehr wundere." Endlich am 4. April wurde Jolly zum Regierungsrath im Ministerium des Innern ernannt, und bald darauf, am 1. Mai 1861, gab auch Roggenbach seinen Platz hinter den Coulissen auf, indem der Großherzog „dem ehemaligen badischen Rechtspracticanten" das Präsidium im Ministerium des Auswärtigen übertrug. Die Situation der drei Männer zu einander war durch diese Vorgeschichte gegeben. Roggenbach war bereits ein Gegner der Lamey'schen Methode der Geschäftsbehandlung, als er in das Ministerium eintrat. Daß er es dennoch that, erklärte sich daraus, daß er niemals in der Rolle eines kleinstaatlichen Ministers ganz aufging, sondern seine zahlreichen auswärtigen Beziehungen ihm die Hauptsache waren. Er nahm seine Rolle nach dem Muster der englischen Staatsmänner, die ihr Leben zwischen ihren Gütern, großen Reisen und dem Parlamente theilen. Aber auch seine Freunde, deren er bei seiner persönlichen Liebenswürdigkeit nicht wenige besaß, mußten zugeben, daß in ein kleinstaatliches Ministerium diese Allüren nicht sonderlich paßten. Zwischen Lamey und Jolly hatte eine alte Freundschaft bestanden. Sie verkehrten auf Du und Du; aber gerade darum hatte Jolly die säumige Behandlung der Angelegenheit, von der für ihn Alles abhing, verletzt, und es war thöricht, wenn man ihm später vorwarf, er habe Lamey seine Berufung mit Undank vergolten, denn diese war gar nicht von Lamey ausgegangen.

Da die Baumgarten'sche Biographie diese Interna nun einmal preisgegeben hat, ist kein Grund, damit weiter zurückzuhalten. Als ich im Mai 1864 als Assessor bei dem evangelischen Oberkirchenrath in Karlsruhe eintrat, war es Niemandem mehr unbekannt, zwischen Roggenbach und Lamey bestehe ein nicht mehr zu verhehlender Antagonismus. Lamey hatte die Kammer, Roggenbach Hof und Adel für sich. Die Beamtenschaft im Ganzen aber sehnte sich nach der stillen Stengel—Weizel'schen Zeit zurück, in der die Gesetzgebungsmaschine Niemanden mit neuen Gesetzen beunruhigte und von politischen Spaltungen in den Collegien nie die Rede gewesen war.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Reisebilder aus Spanien.

Von

E. Hübner.

[Nachdruck untersagt.]

Längst war es meine Absicht, über das Land, das mir durch einen fast zweijährigen Aufenthalt zu wissenschaftlichen Zwecken in den Jahren 1860 und 1861 und durch wiederholte Besuche von längerer Dauer nachher etwas genauer bekannt ist als Vielen unter uns, dasjenige aufzuzeichnen, was der Erinnerung werth und für die weiten Kreise der Leser dieser Zeitschrift von einigem Interesse zu sein schien. Erst aber vor einem Jahre fand sich die Ferienmuße dazu. Der inzwischen ausgebrochene Krieg Spaniens mit den Vereinigten Staaten, den man wohl als zuletzt unausbleiblich ansehen mußte, aber doch nicht so nahe glaubte, hat nun auf einmal die allgemeine Aufmerksamkeit auf das bis dahin wenig beachtete Land gelenkt, das sich mit heroischer Entsagung anschickt, den Jahrhunderte alten Besitz seiner ihm noch gebliebenen Colonien gegen den übermächtigen Feind zu vertheidigen. An bitteren Klagen gegen Spanien und seine Colonialverwaltung hat es nie gefehlt. Die alten Sünden des absoluten und clericalen Regiments haben in unserem Jahrhundert zum Verlust aller seiner großen Colonien in Mittel- und Südamerika geführt: Californien und Texas, Mexiko, die centralamerikanischen Staaten, Venezuela, Peru, Chile, Paraguay und Uruguay, Argentinien. Daß Cuba einst den gleichen Weg gehen werde, war vorauszusehen. Aber auch wenn sich so ein unabänderliches Gesetz der Geschichte vollziehen sollte, die Sympathien aller Derer, denen die ritterliche und liebenswürdige Nation näher bekannt ist, sind auf ihrer Seite. Es ist das unbestrittene Verdienst der conservativen Partei und ihres langjährigen Führers Cánovas, der im August des vorigen Jahres als das Opfer eines tückischen Attentates gefallen ist — hat ihn ein gütiges Geschick davor bewahrt, den Anfang vom Ende zu erleben? —, den Krieg auf Cuba mit der größten Energie geführt zu haben. Niemand hatte es dem angeblich so verarmten und entnervten Volke zugetraut, daß es solche Aufwendungen an Truppen und Geld überhaupt zu machen im Stande sei, daß seine Heere und seine Schiffe solcher Leistungen fähig wären. Es erschien so leicht, vom grünen Tisch der Zeitungsredactionen aus die Kriegführung

auf Cuba zu kritisiren: auf so ausgedehntem Gebiete, unter fortwährender Unterstützung der Aufständischen durch amerikanisches Geld und amerikanische Waffen und Zufuhren den Besitz der Insel zu schützen, eine geordnete Verwaltung durchzuführen, das Leben in den großen Städten, wie in der Habana, in seinem täglichen Geleise zu erhalten, ist eine Aufgabe, deren Größe und Schwierigkeit nur die Unwissenheit unterschätzt. Ob bei den Anhängern der Autonomie unter den gebildeten Bewohnern der Insel staatsbildende und staatserhaltende Kräfte sich finden werden, die mit oder ohne engeren Anschluß an die Vereinigten Staaten ein freies Cuba zu schaffen vermögen, wer will es voraussagen? Die amerikanischen Republiken spanischer Zunge haben, mit Ausnahme von Mexiko, Chile und vielleicht Argentinien, den Beweis ihrer Existenzfähigkeit noch kaum erbracht. Indessen, was auch die Zukunft bringen mag, das Schauspiel, das Spanien der Welt in diesem ungleichen Kampfe bietet, verdient die Theilnahme aller edel Denkenden. Welche Kräfte in der Nation noch ruhen, die einst Europa das Signal gab zur Abschüttelung des Napoleonischen Joches, vermag nur der zu ermessen, der sie aus längerem Aufenthalt im Lande und durch genaue Kenntniß ihrer Geschichte, ihrer Literatur und ihrer Kunst kennt. Ihre Fehler und Schwächen fallen dem flüchtigen Reisenden eher in die Augen als ihre Vorzüge und Tugenden. Wie große Mannigfaltigkeit der provinzialen und localen Besonderheiten das weite Land aufweist, prägt sich erst allmählich dem Beobachter ein. Es ist nicht leicht, die altüberlieferten und unveränderten Eigenschaften der Nation, die von der Naturgewalt des Vererbungsgesetzes geschützt und erhalten werden, in dem Wechsel der Zeiten und unter den politischen Wandlungen heraus zu erkennen, die besonders in unserem Jahrhundert in rascher Folge sich vollzogen haben. Hierin, wie in der wirthschaftlichen Entwicklung des Landes und der noch unerschöpften Quellen seines Wohlstandes liegen verwickelte Probleme vor, die nur geduldige Erforschung ihrer Ursachen zu lösen vermag. Wenn die nachfolgenden Schilderungen Einiges beitragen zu einem besseren Verständniß des im Ganzen uns fern liegenden Volkes, so entsprechen sie nicht bloß dem vorübergehenden Tagesinteresse, sondern erfüllen eine Pflicht, deren sich einige der Besten unter uns, wie Wilhelm von Humboldt, bewußt gewesen sind.

Meine Aufzeichnungen beruhen durchaus auf Briefen und Notizen, die unmittelbar am Orte geschrieben worden sind. Daß sie theilweise in eine Vergangenheit von weit über dreißig Jahren zurückreichen, wird ihre Brauchbarkeit nicht schmälern, zumal sie in den wiederholten späteren Besuchen nachgeprüft und erweitert worden, auch durch fortgesetzte und ausgedehnte Correspondenz mit sehr vielen Personen an den verschiedensten Orten auf dem Laufenden gehalten sind. Der Fortschritt des Landes ist zwar stetig, aber langsam, und die großen Grundlinien seiner Cultur wie sein landschaftlicher Charakter und das Denken und Reden seiner Bewohner sind und bleiben unverrückbar, unverbesserlich und eigenartig, wie sie von jeher waren.

Madrid.

Aus mancherlei Gründen empfiehlt es sich, wenn man schnell mit einem fremden Lande bekannt werden will, ohne Umweg die Hauptstadt aufzusuchen. Denn hier fließen alle Interessen zusammen, hier sitzt man an der Quelle der Informationen, von hier aus lassen sich alle Theile des Landes schnell erreichen, deren Eigenthümlichkeiten hier oft in nuce zu sehen sind. Paris und London lehren es; Madrid bildet keine Ausnahme.

1. Die Lage.

Madrid wird sehr verschiedenartig beurtheilt. Meist wird schon seine Lage getadelt; wie mir scheint mit Unrecht. Daß Philipp II. den bis dahin unbedeutenden Ort zur Hauptstadt erhob, hat nicht bloß seinen Grund darin, daß er fast genau in der Mitte des Landes liegt. Alle großen Städte außerdem, Barcelona, Zaragoza, Valencia, Granada, Sevilla, waren und sind die ausgeprägten Centren provinzialer, wie man jetzt sagen würde regionaler Besonderheit, und deshalb, ganz abgesehen von den Vor- und Nachtheilen ihrer Lage, nicht geeignet, die Idee des Einheitsstaates zum Ausdruck zu bringen. Es gibt allerdings noch eine Stadt auf der Halbinsel, die diesen Gedanken in noch ganz anderer, höherer Weise hätte verkörpern können: Lissabon. Hätte Philipp schon bei seinem Regierungsantritt im Jahre 1556 und nicht erst im Jahre 1580 Portugal mit Spanien unter einer Krone vereinigt, so war Lissabon die geborene Hauptstadt des Reiches der beiden Hemisphären, in dem die Sonne nicht unterging. Viel günstiger dafür gelegen als Barcelona und Cadix oder die nordwestlichen Häfen La Coruña und Ferrol, ist es der gegebene Mittelpunkt, von dem aus die großen Reiche in Amerika, Mexiko, Peru, Brasilien beherrscht werden konnten. Hätte die neue Welt, die Columbus nach dem bekannten Spruch Castilien und León gab — á Castilla y León nuevo mundo dió Colón — diese Hauptstadt diesseits des großen Wassers gefunden, die „neue Welt" sähe wahrscheinlich anders aus als jetzt. Doch das sind unnütze Speculationen: Madrid ist nun einmal die Hauptstadt, und daß sie es ist, läßt sich sehr wohl verstehen.

Gleichviel, ob man von Barcelona, von Valencia und vom Süden herkommt, lange schon vor der Station von Atocha — sprich Atotscha, ch wird stets wie tsch gesprochen —, dem Südbahnhof von Madrid, oder wenn man von Frankreich kommt und auf dem Nordbahnhof absteigt, der aber eigentlich im Westen der Stadt, am Manzanares liegt: immer thürmt sich die Stadt hoch auf in gebietender Lage. Vom Süden her zeigt sich das kuppelreiche Profil auf dem Hintergrund der schönen Linien des Guadarramagebirges, auf dem bis spät in den April hinein noch Schnee zu liegen pflegt, in seinen scharfen Schluchten schön vertheilt. Vom Manzanares her hat man das stolze Königsschloß und seine breit gelagerten Terrassen vor sich. In beiden Fällen pflegt der Anblick nach der Nachtfahrt im glänzenden Frühlicht alle Lebensgeister zu wecken. Die lange Fahrt vom Bahnhof in die Stadt führt vom

Manzanares hinauf vorbei an der imponirenden Fassade des Schlosses und am großen Theater durch die Straße Arenál, von Atocha durch einen Theil des Prado, vorbei an dem Palast der Cortes und durch die Carrera de San Gerónimo, eine der belebtesten Straßen. Auf dem Platz vor den Cortes steht die Statue des Cervantes mit der kleinen Windmühle von weißem Marmor daran, die an Don Quijote's Kampf erinnern soll; sie hat manche satirische Deutung erfahren.

2. Die Puerta del Sol.

Alle Wege aber führen in den Mittelpunkt des Mittelpunktes, die Puerta del Sol, an der oder in deren Nähe alle Hotels liegen. Daß dieser größte Platz der modernen Stadt noch immer den Namen des Stadtthores trägt, vor dem er einst lag — auch Toledo, Segovia und manche andere alte Stadt haben ihr „Thor des Sonnenaufgangs" aus der maurischen Zeit —, das ist eine von den vielen Paradoxien, denen man in Spanien begegnet. Die große Fontäne in der Mitte, die Front des Ministeriums der Verwaltung — wir würden sagen des Inneren — in den großen Abmessungen eines einfachen Barocco, die wenig schönen Fassaden der hohen Hotels und Geschäftshäuser im Stil der Pariser Boulevards, wie sie zur Zeit Napoleon's III. üblich waren, zwischen den zehn Straßen, die strahlenförmig auf den Platz münden: das ist der äußere Rahmen. Darin spielt sich von früh bis Abends und selbst die Nacht hindurch das nie rastende Leben eines großen Theils der Bevölkerung ab. Lärm und Unruhe sind sein Lebenselement: das Gehen und Kommen der Pferdebahnen mit ihrem Schellengerassel und all' der anderen Droschken und Wagen, zumal an den Sonntagnachmittagen, wo Alles zu „den Stieren" fährt; dröhnende Clavierdrehorgeln, das Rennen und Schreien der Zeitungsverkäufer, das Promeniren und Flaniren, das Sitzen und das Stehen vor den Cafés, darin liegt der für die Einheimischen unerschöpfliche, den Fremden fascinirende Reiz dieses Platzes. Neben den Frauen und Kindern aller Stände, gelegentlich auch dem Landvolk, bildet von Alters her ein Hauptcontingent der Pflastertreter auf dem Platze die Schar der cesantes, d. h. der jeweils vom Amt Suspendirten, die warten müssen, bis ihre Partei wieder an das Ruder kommt; von der Sucht nach den großen und kleinen Aemtern sind begreiflicher Weise auch unter den besser Situirten Wenige frei. Seit Madrid eine vortreffliche Wasserleitung hat, fehlen an der Fontäne wie an den übrigen Brunnen in der Stadt die Hunderte von armen Landleuten aus Galicien, die Gallegos, die, wie die Wasserträgerinnen in Venedig, das Wasser in hölzernen Kübeln auf ihren breiten Schultern tagaus, tagein bis in die höchsten Stockwerke der Häuser hinauf zu tragen hatten, wie sie es ebenso auch in Lissabon thaten. Jetzt finden sie als „Dienstmänner" kärglichen, aber für ihre Genügsamkeit ausreichenden Verdienst; auch ziehen noch immer Viele das Quellwasser dem Leitungswasser vor. Seit uralter Zeit pflegten die Landleute des alten Kalläkiens auswärts Arbeit oder Kriegsdienst zu verrichten, während Frauen, Greise und Kinder daheim blieben und das Feld bestellten; schon der Grieche Posidonius hat diese ihm fremde Sitte bemerkt.

Dies Alles und noch manches Andere, was sich nicht gut in Worte fassen läßt, bestimmt den Charakter des völlig baumlosen Platzes. Weder mit den Pariser Boulevards noch mit unseren Linden läßt er sich daher vergleichen; aber auch nicht mit der Piazza Colonna in Rom. Nicht, daß er an sich schön zu nennen wäre; im Gegentheil, das ewige Rauchen und Ausspucken hinterläßt Widerwärtiges genug. Oft scheint es, als ob ganz Madrid den Platz als Papierkorb oder Müllgrube benutze. Schmutz und Armuth machen sich auch hier breit, wenn schon nicht in so abstoßender Weise wie auf Trafalgar Square in London. Selbst die glänzend erleuchteten Cafés sind mit den italienischen nicht zu vergleichen; sie haben etwas Verräuchertes und Bettelhaftes, was man mit Thackeray shabby genteel nennt. Und nun muß man die Begeisterung hören, mit der in ganz Spanien von der Puerta del Sol gesprochen wird, als des Schönsten in dem schönen Madrid, der Stadt „des Hofes"! Um diesen Vorzug wird Madrid im tiefsten Grunde und, ohne daß man es eingesteht, selbst von dem demokratischen, übermüthigen Barcelona beneidet. Wie schwelgte man in dem Genuß, „den Hof" bei sich zu haben, wenn einmal die Königin-Regentin mit den königlichen Kindern dort zeitweise Hof hielt. Daß Madrid diesen Vorzug das ganze Jahr hindurch genießt, mit Ausnahme der Frühlings- und Sommeraufenthalte des Hofes in Aranjuez, der Granja und in San Sebastian, das allein schon gibt ihm in den Augen jedes echten Spaniers den unbezweifelten Vorrang vor allen anderen Städten. An Einwohnerzahl (450 000) übertrifft es zudem Barcelona auch mit dessen Erweiterung (405 000) noch immer um ein Beträchtliches.

3. Der Gasthof „Peninsulares".

Zu den besonders charakteristischen Eigenthümlichkeiten von Madrid gehörte bis vor nicht langer Zeit das jetzt privaten Zwecken dienende große Gasthaus der Postas Peninsulares am Eingang der Straße Alcalá, gleich links wenn man von der Puerta del Sol kommt, neben dem Finanzministerium und der Akademie der Künste. Ein alter Palast mit hohem Portal, geräumigem Flur, breiter, majestätisch langsam aufsteigender Treppe, weitem Hof mit einst offenen Arkaden und Logen, hohen Sälen im ersten Stock, endlosen Corridoren und unzähligen Nebengelassen, die durch kleine Fenster tief in den dicken Mauern mit schweren Fensterläden nur spärlich erleuchtet wurden. Von dort aus fuhren dereinst nach allen Theilen des Landes die großen Diligencen, deren zahlreiche Maulthiere, die Herde, wie man in Spanien sagt (el ganado), in den Ställen unten im Hof stand und Tag und Nacht stampfte und wieherte und beim Herein- und Herausführen mit dem Geläut rasselte; alle Zimmer nach dem Hof waren davon mit einem lieblichen Stallgeruch erfüllt. Aber gleichviel, es war Rasse in dem alten Kasten, und ich habe sein Verschwinden immer bedauert. An den langen Tischen der Wirthstafel, die nicht besonders fein war, aber sehr gehaltvoll und reichlich, saßen allabendlich die vielen deutschen Handlungsreisenden, meist Rheinländer, die Pioniere des deutschen Exports nach Spanien, einst seine fast unbeschränkten

Beherrscher, seitdem in scharfer Concurrenz besonders mit den Franzosen. Von dem Begründer des großen Hasenclever'schen Hauses in Remscheid erzählte man, daß er auf seinen ersten Geschäftsreisen nach Spanien mit seinen Mustern von Eisenwaaren, Beilen, Hämmern, Werkzeugen aller Art nur bis in die ersten Städte südlich der französischen Grenze gelangt sei; da hatte er schon so viele Bestellungen, daß er umkehrte. Nach und nach erst gelangte er bis Madrid, und von da weiter. Von Solingen gilt das Gleiche; es unterhält noch jetzt die lebhaftesten Geschäftsverbindungen mit Spanien. Noch älter sind die Niederlassungen böhmischer Hussiten mit ihren Glaswaaren und Quincaillerien, die man in Madrid wie in fast allen anderen Städten Spaniens findet; selbst in den kleinsten gibt es ein Magazin der Deutschen (almacén de los Alemanes), worin solche und andere Waaren zu haben sind. Jetzt sind sie im Aussterben begriffen; die einheimische Concurrenz hat sie vielfach überholt. Aber ich will hier nicht von unseren Handelsbeziehungen zu Spanien reden; sie sind sehr bedeutend, wie ich schon sagte, und im Steigen begriffen trotz der hohen Schutzzölle. Es ist das ein Capitel für sich, über das sich hoffentlich einmal Kundigere vernehmen lassen als ich es bin. Die deutschen Kaufleute in Spanien, deren Zahl nicht gering ist, hatten früher mancherlei Klagen und wünschten Vieles anders geordnet. Die einsichtigen Berufsconsuln, die wir jetzt dort haben, thun das Ihrige, um dem deutschen Import die Wege zu ebnen. Madrid als Centrum ist hierfür von hervorragender Wichtigkeit.

4. Die Galerie des Prado.

Das Leben und Treiben im Wirthshaus und auf dem Platz der Puerta del Sol ist wohl eigenartig. Aber was die Fremden in erster Linie nach Madrid zieht, ist nicht das moderne spanische Leben, das man an anderen Orten des Landes unverfälschter zu finden glaubt, sondern die Galerie des Prado. Nur die einsichtige Liebe zur Kunst, wie sie Karl V. und Philipp II., nachher in besonders hervorragendem Maße Philipp IV. besaßen, und die unerschöpflichen Reichthümer, die einst durch die Silberflotten aus Peru nach Sevilla gelangten, haben die Anhäufung solcher Massen von Kunstschätzen möglich gemacht. Wie Dresden seit einem Jahrhundert und mehr um seiner Galerie willen besucht wird, so geht es seit kürzerer Zeit mit Madrid. Ich fuhr einmal mit einem russischen Kunstfreund, dem Grafen Stroganoff, nach Madrid; er hatte seine Familie in Nizza gelassen und unternahm die damals noch recht unbequeme Fahrt nur mit einem Diener, einzig um die Galerie des Prado zu sehen, von der er im Voraus schwärmte; sonst war ihm das Land ganz gleichgültig, ja unsympathisch. Und sie ist in der That der Reise werth, auch wenn man sonst nichts vom Lande sieht. An der Hand des officiellen Katalogs von Pedro Madrazo, von Justi's Velazquez und den Arbeiten von einigen französischen Kritikern kann man diese Schätze jetzt leicht genießen.

Das Gebäude des Museums, an der breiten Avenue des Prado, wie Alles, was aus der Regierung Karl's III. stammt, groß, einfach, imponirend, war

zwar ursprünglich nicht für die Gemälde bestimmt, erfüllt aber seinen Zweck nach allerlei An- und Umbauten in einer seiner Bestimmung im Ganzen sehr wohl entsprechenden Weise. Nur stört das an den Luxus der großen europäischen Museen und unserer Berliner gewöhnte Auge, daß es viele Spuren der Verwahrlosung zeigt, die man erst nach und nach zu beseitigen sucht. Die große Mittelgalerie mit ihren hoch hinauf mit Bildern behängten Wänden erinnert am meisten an den Louvre; der Salon der Königin Isabella II., ein schwacher Reflex der Tribuna in Florenz, aber größer, ist, trotz eines neuerlich erfolgten Umbaues, architektonisch eine sehr mäßige Leistung. An den Tagen der spanischen Frühlings- oder Herbstsonne — wenn es regnet, ist das Museum geschlossen, denn vor dem Naßwerden herrscht allgemeine Furcht — wirkt die Farbenpracht der zahlreichen großen Bilder berauschend. Natürlich sind besonders die spanischen Meister glänzend vertreten, vor Allem Velazquez. Für Murillo muß die Sammlung der Akademie der Künste und das Museum in Sevilla ergänzend eintreten. Aber der europäische Ruf der Sammlung beruht auf ihrer die Schulen aller Länder umfassenden Fülle an Werken ersten Ranges. Rafael und Tizian, Dürer und Holbein, Correggio und Tiepolo, Rubens und Van Dyk sieht man in vielen ihrer besten Werke. Auch die alten Italiener und Niederländer fehlen nicht; die Franzosen hat Philipp V. begünstigt. Um das jugendliche Selbstbildniß Dürer's, das er 1497 in Venedig gemalt hat, mit dem Hintergrunde der Alpenlandschaft, habe ich Madrid immer beneidet; es ist ein ganz besonders liebenswürdiges und hervorragendes Zeugniß seiner deutschen Zeichen- und Malweise auf italienischem Boden. Man könnte in dieser Sammlung fast vergessen, daß man in Spanien ist, wenn nicht gerade ihre Universalität das Spiegelbild von Karl's und Philipp's Monarchie wäre, die Italien und die Niederlande mit den spanischen Erblanden vereinte. Was für Früchte der Besitz einer solchen Sammlung dem Lande getragen hat, zeigt der Ruhm der modernen spanischen Maler, die in Rom und Paris und fast auch in Berlin so zu Hause sind wie in Madrid.

Im Erdgeschoß, dessen kühle Räume fröstelnd betritt, wer aus dem warmen Farbenglanz der Gemäldegalerie zu ihnen hinabsteigt, ist seit 1836 die Sammlung der antiken und einiger modernen Sculpturen schlecht und recht untergebracht. Es ist die Sammlung, die Christine von Schweden, Gustav Adolf's Tochter, einst in Rom zusammengebracht hatte. Dann gelangte sie in den Besitz des Livio Odescalchi, von dessen Erben, dem Prinzen von Elba, Philipp V. sie für 12000 Dublonen kaufte. Seine Wittwe, Isabella Farnese, ließ sie im Erdgeschoß der Granja von San Ildefonso, dem schönen Lustschloß in der Sierra Guadarrama, aufstellen. Von dort kam sie, als das Museum im Prado gegründet wurde, nach Madrid. Sie enthält einige wenige vorzügliche Werke, vorzüglicher als die bisher fast allein daraus bekannte sogenannte Gruppe von San Ildefonso, deren bronzirter Abguß auf der Treppe des Goethe-Hauses in Weimar bekannter ist als das einst vielbesprochene Original, ein vielfach geflickter Marmor. Die übrigen Werke, wie die schöne Statue des schreitenden Schlafgottes, wahrscheinlich eine Erfindung des Praxiteles, eine merkwürdige Wiederholung des polykletischen Athleten, der sich die

Siegesbinde um das Haar schlingt, und eine ganze Anzahl anderer keineswegs unbedeutender Statuen, Büsten und Reliefs, sind erst bekannt geworden, seit ich vor mehr als dreißig Jahren den ersten Katalog der Sammlung herausgab [1]). Seitdem haben jüngere Gelehrte begonnen, durch besondere Veröffentlichungen zu ihrer besseren Schätzung beizutragen.

5. Die Promenaden.

Tritt man in den Nachmittagsstunden, noch fast trunken von all' der Pracht der Farben und Gestalten in den Bildern, hinaus in den „Salon des Prado", so sieht man halb Madrid darin auf den bequemen Sesseln, umspielt von Kindern mit ihren geputzten asturischen Ammen, sitzen, oder auf der breiten Promenade zwischen den Sesselreihen lustwandeln, fächeln, flirten. Es ist vorherrschend das nicht fahrende Madrid, der mittlere Stand. Aber was seine weiblichen Mitglieder anlangt, so nehmen sie es an Grazie der Erscheinung vollkommen auf mit dem höheren, dem fahrenden Madrid. Der Mittelpunkt der Regierung hat auch hier, wie in allen Hauptstädten, die Beamten und Militärs, Lehrer der Universität und anderer hohen und niederen Schulen, Gelehrte und Künstler, Sänger und Schauspieler aus allen Provinzen des Landes zusammengeführt. Man hört alle Dialekte des Landes, aber nur sehr wenig fremde Sprachen sprechen. Die Wasserverkäufer mit ihren blankpolirten Gestellen bieten Wasser feil, bloßes Wasser, aber aus den renommirtesten Brunnen der Stadt, das mit den in Glaskästen bewahrten Bisquits von weißem Eierschaum und Zucker, den azucarrillos, oder mit Fruchtsäften getrunken wird, meist aber ganz rein. Denn die Spanier sind große Wassertrinker; wie bei uns von Wein und Bier, so spricht man dort auf der Eisenbahn- und Postfahrt von der Güte und Verschiedenheit des Wassers an den einzelnen Orten. Auf der anderen Seite des Prado, über die Straße Alcalá hinüber, auf der langgestreckten Avenue von der Fontäne der Cybele bis zur Statue des Columbus und weiter bis zu der der katholischen Isabella mit ihren beiden Paladinen, dem Cardinal Mendoza und dem „Gran Capitan", jenseit der Fuente Castellana, hat sich inzwischen der tägliche Wagencorso entwickelt. In je zwei dicht geschlossenen Reihen hinauf und herab fahren eine gute Stunde lang vor Sonnenuntergang viele glänzende und noch mehr einfache offene Wagen, alle zweispännig; erst neuerdings haben einspännige, offene und geschlossene, Eingang gefunden. Ein Gefährt für den Corso zu haben, ist, wie in Italien, die unerläßliche Bedingung für die Zugehörigkeit zur höheren Gesellschaft. Wie in Neapel wird aller Comfort des Wohnens und Speisens, nur nicht der Kleidung, der Befriedigung dieses Bedürfnisses nachgestellt. In der Mitte bleibt eine breite Bahn frei, auf der nur die königlichen Equipagen mit prachtvollen andalusischen Rossen und die Vierspänner mit gepuderten Grooms fahren, deren es eine Menge gibt. Mit den Grauden von hohem Adel pflegte auch der bürgerliche Cánovas mit seiner Ge-

[1]) Die antiken Bildwerke in Madrid u. s. w. Berlin, G. Reimer. 1862.

mahlin Doña Joaquina de Osma, aus dem Hause der Marqueses von Sotomayor, in einem Vierspänner zu fahren. Das Fahren mit Vieren vom Bock, ja mit Sechsen und Achten, wird als besondere nationale Kunst betrieben, wie die hohe Schule der spanischen Reitkunst, die von den Habsburgern auch nach Wien verpflanzt worden ist. König Ferdinand VII., im Guten und Schlimmen, mehr noch im Schlimmen, ein rechter Inbegriff seines Volkes, rühmte sich, der beste Kutscher in Spanien zu sein, und soll davon wiederholt unzweifelhafte Proben abgelegt haben. An bestimmten Tagen und zu bestimmter Jahreszeit schwenken die meisten Wagen bei der Rückkehr zur Fontäne der Cybele links ab und fahren hinauf in die breiten Alleen des Retiro, um auch hier eine durch die Sitte genau vorgeschriebene Rundfahrt zu machen, die an einem Rondpoint endet. Es steht darauf eine Säule, die ein vom Himmel fallender Engel krönt; eine kühne, talentvoll ausgeführte Conception des Bildhauers. Ueber diesen „gefallenen Engel" und die schönen Damen der vornehmen Gesellschaft, die ihn täglich umfahren, ist manches beißende Witzwort gefallen. Was Zahl und Glanz der Equipagen anlangt, so kann sich der Corso von Madrid dreist mit denen der großen italienischen Hauptstädte messen. Nur Rotten Row im Hyde-Park von London zeigt eine noch größere Zahl von Wagen und noch solidere Pracht. Was die Schönheit und die Eleganz der Damen und ihrer Toiletten anlangt, so möchte ich, soweit ich mir ein Urtheil darüber erlauben darf, behaupten, daß Madrid allen anderen Städten überlegen ist. Nicht jeden Tag und zu jeder Jahreszeit; aber trifft man es gut und genießt man den Vorzug, von befreundeter Seite während des Fahrens auf die öfter wiederkehrenden Träger und Trägerinnen der berühmtesten Namen aufmerksam gemacht zu werden, so kann man leicht in einer Stunde hier mehr sehen, was das Sehen lohnt, als irgendwo sonst das ganze Jahr hindurch. Es fehlt auch nicht an Reitern und Reiterinnen, natürlich nicht in solcher Ueberzahl wie in London. Von den Toiletten sagt man, daß viele der schönsten und reichsten aus den Pariser Werkstätten nach Madrid gelangen. Auf einem großen Costümball, den damals die Herzogin von Medinaceli in ihrem Palaste gab, erschien sie als Sirene mit zwei langen Fischschwänzen als Schleppe, deren Schuppen eine jede mit Brillanten besetzt war. Ich glaube nicht, daß der Luxus seitdem irgendwie abgenommen hat. Die große Kunst der Spanierinnen aber besteht darin, sich auch mit geringen Mitteln stets geschmackvoll zu kleiden.

Auf den Fußwegen zu beiden Seiten der breiten Fahrstraße wandelt die Herrenwelt, die es nicht so weit gebracht hat, zu fahren oder zu reiten.

Wie oft sind die jungen Männer, die, von ehrgeizigen Hoffnungen erfüllt, in der Hauptstadt ihr Glück zu machen suchen, wie oft ist Cánovas hier auf und ab gewandelt, als er von seiner Heimath Málaga als einfacher Journalist nach Madrid gekommen war, nicht ahnend, daß er einst unter den Vornehmsten hier die tägliche Erholungsfahrt nach den schweren Sorgen der Staatsverwaltung machen werde.

Bei den nachmittäglichen Spaziergängen im Prado und im Retiro hat man Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, daß das viel verschrieene Klima

von Madrid durchaus nicht seinen schlechten Ruf verdient. Es gibt ja im Winter rauhe Tage, aber sie sind doch nur Ausnahmen. Die Hitze des Sommers kann sehr unangenehm sein, doch steigt sie nie zu andalusischer Höhe und Dauer. Aber schon Anfang März gibt es herrliche warme Tage, wo Alles im Freien sitzt. Mai und Juni und dann wieder September und October sind meist sehr schön; ich konnte darin keine große Verschiedenheit von Rom bemerken, das fast auf demselben Breitengrade liegt.

6. Gesellschaftliches Leben.

Wenn es dunkelt, schiebt sich die Menge zu Wagen und zu Fuß langsam vom Retiro und Prado die breite Straße Alcalá hinauf, vorbei an dem Garten des hochragenden Palastes, in dem der Kriegsminister wohnt, und dem gegenüberliegenden neuen der Bank von Spanien; oder durch die anderen Straßen, die in die Stadt hinaufführen. Im Frühling und Sommer wird unterwegs in den horchaterias eingekehrt, um die kühle Granita von chufas, der Wurzel des Cyperus esculentus oder der „Erdmandel", durch Röhrchen zu schlürfen. Sie heißt mit Unrecht horchata, hordeatum, orgeade, d. i. Gerstensaft. Die Männerwelt füllt die Cafés; dann geht es in die Theater und endlich in die „tertulia". Jedes einigermaßen wohl situirte Haus empfängt in den späten Abendstunden eine Anzahl von Hausfreunden, auf deren regelmäßiges Erscheinen gerechnet wird. Die „Tertulianos" des Hauses bringen und beanspruchen nur den Genuß der Unterhaltung; man begnügt sich mit einem Glas Zuckerwasser oder höchstens einem unschuldigen Liqueur. In Bezug auf kulinarische Genüsse herrscht überall äußerste Mäßigkeit und noch größere Nüchternheit in Bezug auf Getränke. Doch ist die spanische Küche der guten Häuser gar nicht zu verachten: die beliebten großen Erbsen, die garbanzos, werden von vornehmen Damen im Sommer in die französischen Bäder und selbst nach Paris mitgenommen. Denn ohne sie ist kein rechter puchero möglich, die Fleischbrühe mit dem gekochten Fleisch, Wurst, Speck und allerhand Gemüsen, auch gekochten Quitten, die das tägliche Hauptgericht bildet.

So geht der Tag in Madrid zu Ende, um am anderen Morgen mit der oft noch im Bett genossenen steifen Chocolade zu beginnen. Sie wird ohne Zucker und Milch genommen, als desayuno Entnüchterung, im eigentlichen Sinn; man holt sie mit langen Stangen gerösteten Weißbrodes, spanischem oder französischem, oder Bisquits aus den kleinen Tassen ohne Löffel heraus. Das eigentliche Frühstück oder der vornehme Lunch der großen und kleinen Hotels und Chambre-garnies — sie heißen casas de huespedes oder de pupilos, Gäste- oder Mündelhäuser — geht weit über die Bedürfnisse der großen Menge hinaus, die sich mit ein paar Eiern oder etwas getrocknetem Fisch und den Früchten der Jahreszeit begnügt, wenn nicht das frühe Mittagessen nach alter und ländlicher Sitte das zweite Frühstück überhaupt unnöthig macht. Von den Genüssen der Tafel, der werthvollen nationalökonomischen Grundlage des Daseins auch in Spanien wie anderwärts, ließe sich manches erzählen, von den herrlichen Früchten und Gemüsen aus Valencia, die man seit dem Vor-

handensein der Eisenbahnen in Madrid täglich genießt, dem violetten Blumenkohl, dem grünen Spargel, den Artischocken und melonenartigen Gurken, von den Fischen und den übrigen Meeresproducten aus Bilbao und Santandér, den Forellen aus Asturien. In der Stadt, die von einer wüsten Einöde umgeben ist, keine Industrie hat — was nicht mehr ganz zutrifft —, nichts selbst hervorbringt, wie man zu sagen pflegt, lebt es sich gar nicht so übel, wenn auch theuer; wie es denn überhaupt mit der sprüchwörtlichen Armuth des Landes nicht ganz so schlimm ist, wie man leicht denkt. Indessen das sind Seiten des Volkslebens, über die, wie über die Handelsbeziehungen, nur den ganz Eingeweihten ein maßgebendes Urtheil zusteht. Nach dem äußeren Augenschein wird darüber oft schief oder ganz falsch geurtheilt.

Das Leben in den verschiedenen Schichten der Madrider Bevölkerung entbehrt durchaus nicht der Poesie. Antonio de Trueba in seinen Cantáres, Perez Galdós und eine Reihe jüngerer Novellisten haben ihm seine Reize abgelauscht, den Spuren Balzac's und Maupassant's folgend.

7. Geistiges Leben.

Von der Pflege höherer geistiger Interessen in der Hauptstadt macht man sich bei uns meist keine oder verkehrte Vorstellungen. In den weitesten Kreisen, fast ebenso wie in Italien, wird die Musik gepflegt, in Madrid, wie in entlegenen Provinzialstädten. In der großen, nur italienischen Oper mit ihren theueren Plätzen, die aber immer besetzt sind, ist das sehr gewählte Publicum ebenso enthusiastisch für seine Lieblinge, wie streng, ja grausam gegen minderwerthige Leistungen. In den Zwischenacten raucht alles Cigaretten. Sehr beliebt ist die komische Oper, d. h. die kleinen Singspiele oder zarzuelas, wie sie von einem Lustschloß Philipp's IV. heißen, wo sie zuerst aufgeführt wurden. Die einheimische Production beliebter Componisten ist höchst ausgedehnt; massenhaft wird von auswärts Musik aller Art, profane und geistliche, eingeführt, besonders natürlich aus Frankreich. Mir liegen zufällig die monatlichen Listen eines Musikverlegers in Bilbao vor, einer der mittleren Provinzialstädte: Madrid und Barcelona gehen auch darin allen übrigen Städten voran. Die Listen sind von überraschendem Umfang und größter Mannigfaltigkeit; neben der einheimischen nimmt die französische Musik begreiflicher Weise den größten Raum ein. Aber auch die italienische und die deutsche fehlen nicht. An die spanischen Musiker von Weltruf braucht nur erinnert zu werden; von Sarasate las man jüngst mit Staunen, welche Schätze er gesammelt und seiner Vaterstadt Pamplona gestiftet hat. Von Schauspielen aller Art, von den talentvollen dramatischen Dichtern, von denen einige, wie Echegarray, auch in Berlin bekannt sind, und den zum Theil ganz hervorragenden Schauspielern und Schauspielerinnen, die man während eines Winters in Madrid kennen zu lernen Gelegenheit hat, will ich nicht reden. Der Wechsel in diesen Dingen ist, wie in allen großen Städten, rapide; nur eine fortlaufende oder periodisch wiederkehrende Berichterstattung, wie wir sie in unseren Tageszeitungen und Monatsblättern kaum für Paris und London

haben, würde ihnen gerecht zu werden vermögen. Der gewöhnliche Reisende wird im besten Fall nur unvollständige Eindrücke davon erhaschen.

Sonntags pflegt man die Nachmittagsstunden von zwei bis fünf Uhr bei Freunden zuzubringen, wo neue Dichtungen gelesen und Kunstwerke gesehen und besprochen werden. Das ist ja auch anderswo zu finden; in Madrid ist es in den besten Kreisen zu einer veredelten Form des „die Zeit hinbringen" — pasar el rato — geworden, das in dem nationalen Leben eine große Rolle spielt. Das unendliche Rauchen und Spazierengehen — man nennt es einen Spaziergang, eine Cigarette „werfen", echar un paseo, echar un papelito —, wird dadurch angenehm unterbrochen.

Ich habe schon bei anderer Gelegenheit auf den großen Disputirclub hingewiesen, das Athenäum genannt, in dem sich fast alle rednerischen Talente Spaniens seit den vierziger Jahren gebildet haben, Cánovas eingeschlossen[1]). Auch hat Madrid seine fünf Akademien wie Paris. Die älteste, die der Geschichte, hat in den letzten dreißig Jahren, besonders seitdem Cánovas ihr Director geworden, durch Quellensammlungen und Untersuchungen in regelmäßigen Veröffentlichungen, sowie für die Erhaltung historischer Bauten nützlich gewirkt. Von den übrigen ist im Ausland wenig bekannt geworden. Die von San Fernando umfaßt die bildenden Künste. Die „spanische" befördert Dichtkunst und schöne Literatur, besonders auch durch Herausgabe der älteren Classiker. Die „der moralischen und politischen Wissenschaften" vertheilt Tugendpreise. Die der Medicin und der Naturwissenschaften zählt unter ihren Mitgliedern talentvolle Adepten der neuesten Methoden. Es gibt auch eine juristische Akademie privater Art, von deren Thätigkeit jedoch nicht viel zu sagen ist. Die übrigen fünf halten Sitzungen ab und publiciren Denkschriften. Die öffentlichen Festsitzungen bei der Aufnahme neuer Mitglieder und anderen besonderen Veranlassungen mit den dabei veranstalteten Redetournieren erfreuen sich regster Theilnahme, auch von Seiten der Damen.

Die spanische Wissenschaft ist stets ganz national gewesen. Auch unter den historischen, literarhistorischen und nationalökonomischen Arbeiten der älteren Zeit, den Werken von Nicolas Antonio, Florez, Campománes, Cavanilles, Villanueva und Anderen, ist keine, die nicht einen rein nationalen Stoff behandelte. In den Naturwissenschaften ist es ebenso; exacte Philosophie und Mathematik, nebst den übrigen raum- und zeitlosen Disciplinen haben niemals besondere Pflege gefunden. Eine Zeit lang blühte in Spanien die in Deutschland längst vergessene Philosophie Baader's und Krause's; jetzt folgt man französischen Führern auf die schmale Brücke, die sie zwischen dem freien Denken und dem katholischen Dogma zu schlagen suchen. Die Theologie, die Ascetik, die Kirchengeschichte bewegen sich in den engsten nationalen Grenzen. Auch bei den übrigen Völkern nimmt die Beschäftigung mit der heimischen Geschichte und Literatur, mit den Producten und der Geographie des eigenen Landes naturgemäß einen bevorzugten Platz ein: in Spanien ist sie der ausschließliche

[1]) In der „Deutschen Rundschau", 1887, Bd. L, S. 424 und in dem Aufsatz „Cánovas als ästhetischer Schriftsteller", Nord und Süd, Bd. 43, 1887, S. 327—332.

Gegenstand alles wissenschaftlichen Bemühens. Mir ist nicht bekannt, daß ein Spanier jemals irgend etwas aus einem fremden Lande wissenschaftlich untersucht hätte, ausgenommen einige Streifzüge in die Geschichte der ägyptischen und griechischen Kunst. Das große neue Gebäude des „Archäologischen Nationalmuseums" an der Promenade der Recoletos, dessen Entstehungsgeschichte ich schon erzählt habe [1]), umfaßt jetzt, was von Resten fremder und einheimischer, ältester und späterer Kunst zusammengebracht werden konnte. Darin befindet sich unter Anderem auch die sehr hervorragende Sammlung von Werken der modernen spanischen Kunst und die Nationalbibliothek. Sie ist lange Zeit in einem alten Hause aus Fachwerk aufbewahrt worden und nur wie durch ein Wunder vor Brandschaden bewahrt geblieben. Denn fast in allen Räumen standen auf dem Fußboden von Ziegeln, der im Winter mit dickem Stroh- oder vielmehr Spartgrasmatten belegt war, wie allgemein üblich, große offene Kohlenbecken mit hölzernem Tritt, auf den die Beamten und Besucher, auf kleinen Rohrstühlen sitzend, ihre Füße stellten, während sie fast unausgesetzt Papiercigarren rauchten. Im Gebäude der Bibliothek, in den Sälen, in denen ihre handschriftlichen Schätze bewahrt wurden! Bei dem bloßen Gedanken an diese fortwährende Feuersgefahr dreht sich einem rechtschaffenen deutschen Bibliothekar das Herz im Leibe herum. Aber ein Unglück ist meines Wissens nie geschehen, während die jüngste Zeit verheerende Brände in massiven Gebäuden, wie dem Escorial und dem Schlosse von Segovia, erlebt hat, deren Ursache jugendlicher Leichtsinn gewesen zu sein scheint.

Ueber den Unterricht, den niederen wie den höheren, wie er jetzt bis hinauf zu den Universitäten in den Provinzen und der Centraluniversität in Madrid nach älterem französischen Vorbild betrieben wird, schweige ich lieber. Das ist einer der Punkte, an dem die nothwendige Reform der Zukunft in erster Linie ansetzen muß. Es wird Haarsträubendes darüber berichtet, wie weit Corruption und Indolenz auch in dies Gebiet des nationalen Lebens eingedrungen sind. Es besteht ein Kampf zwischen den modernen Schulen des Staats und den alten geistlichen, wie in Frankreich. Nur daß nicht, wie dort, der moderne Gedanke langsam aber sicher fortschreitet. Die Schulen der Geistlichen oder früheren Geistlichen von „den frommen Schulen" — de las escuelas pias, in volksthümlicher Zusammenziehung nennt das Volk die Lehrer Escolapios, obgleich sie keine Aeskulape des Geistes sind — werden vielfach und nicht ohne Grund ebenso bevorzugt wie die von Nonnen geleiteten weiblichen Erziehungsanstalten. Da liegt der tiefere Grund für die geringen Erfolge der evangelischen Mission.

Wie tief die Kenntniß des Lateinischen gesunken ist — von der des Griechischen kann kaum gesprochen werden, sie existirt fast nur noch auf dem Papier —, davon nur folgendes Beispiel. In der Zeit, da ich Spanien bereits verlassen hatte, beschloß die Universität von Salamanca eine Ergebenheitsadresse an den Papst Pius IX. zu richten. Es erschien schicklich, sie nicht in dem geliebten Spanisch abzufassen, worin sie gewiß ganz gut ausgefallen sein

[1]) Deutsche Rundschau, 1897, Bd. LXXXX, S. 428.

würde, sondern lateinisch. Es hat, wie ich nachher hörte, lange gedauert, bis sich in der illustren Körperschaft Jemand fand, der das auf sich nehmen mochte. Das fertige Elaborat aber wurde vorsichtiger Weise erst nach Madrid geschickt, zur Prüfung und Gutheißung. Da fiel es doch einigen meiner Freunde sogleich auf, daß dies Latein dem Ruhm der alten spanischen Latinisten nicht entspreche, des Antonius von Lebrija, des Jesuiten Sanchez de las Brozas, dessen lateinische Grammatik, Sanctii Minerva, viele Generationen seit dem Ende des sechzehnten bis auf die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts die Sprache Cicero's gelehrt hat. Die Adresse wurde mir zur Verbesserung nach Berlin geschickt und nach einer sehr gründlichen Säuberung und Umarbeitung dann erst dem Adressaten zugestellt. Auch darin übrigens ist es schon besser geworden, und es sind vielversprechende Ansätze zu weiteren Fortschritten da; zumal es an Talenten keineswegs gebricht.

In den früheren spanischen Colonialstaaten Mexico, Centralamerika, Argentinien, Chile reich gewordene Leute, die sonst meist nach Paris zogen und dort eine zahlreiche spanisch redende Colonie bildeten, finden sich seit manchen Jahren mehr durch die Reize des Lebens in Madrid angezogen und verzehren ihre Einkünfte gern in der Stadt, die sie zwar nicht mehr als ihre politische Hauptstadt ansehen, die aber den Mittelpunkt ihrer geistigen Interessen, der Literatur, des Theaters, der Musik bildet. Der Marqués de Morante, der große Bücherliebhaber, die Gräfin Del Valle, die einem Salon nach Pariser Muster präsidirte, waren mexicanischen Ursprungs. Für die Frauen und Kinder dieser Kreise ist es doch nichts Kleines, daß ihre Sprache, die einzige überhaupt, die sie kennen, hier von Jedermann verstanden wird. Französisch radebrechen lernen meist nur die Männer, und auch sie schlecht genug. Von der Einsprachigkeit der spanischen Frauen habe ich manche ergötzliche Erfahrung gemacht, die man übrigens in Italien ebenso machen kann. Die Großmutter der jungen Töchter eines mir befreundeten Hauses in Madrid hatte sich immer schon höchlich gewundert, daß ich manches spanische Wort noch nicht kannte und mir seine Bedeutung erklären ließ. Sie schob den Grund des Nichtverstehens meinerseits auf mangelnde Deutlichkeit der Sprache ihrer Enkelinnen und sagte mir die fraglichen Worte sehr laut und sehr deutlich vor, denn dann, meinte sie, müßte ich sie doch nothwendig verstehen. Sprechen und spanisch sprechen war eins für sie: die Möglichkeit anderer Sprachen war ihr nie aufgegangen. Sie war im Uebrigen eine muntere und kluge Frau; die Enkelinnen durften nur verstohlen über sie lachen.

8. Politik und Heerwesen.

Von der Politik erfährt man aus den Zeitungen mehr als von den übrigen Seiten des öffentlichen Lebens in Madrid. Und doch ist es gerade hier noch schwerer als für Anderes, trotz aller Oeffentlichkeit, die geheimen Triebfedern der Handelnden und die zahlreichen Intriguen hinter den Coulissen kennen zu lernen, von denen die Tageszeitungen meist nur in Andeutungen sprechen und in nur den Eingeweihten verständlichen Witzen und Anspielungen.

Die Sitzungen des Senates und der Cortes, ‚des Congresses der Deputirten', vollziehen sich im Ganzen unter denselben Formen wie überall. Nur verleiht ihnen das südliche Temperament und die heißblütige Beredtsamkeit oft eine weit größere Lebhaftigkeit, als sie die Dinge beanspruchen, über die verhandelt wird. Sehr bezeichnend dafür war eine Sitzung der Cortes im Frühjahr 1861 — sie dauerte bei drückender Hitze von zwei bis nach sieben Uhr —, in der Sagasta, damals wie noch jetzt der Führer der Liberalen, in langer und sehr geschickter Rede eine Interpellation begründete, deren Gegenstand die Unterstützung Pius' IX. durch Absendung eines spanischen Hülfscorps nach Italien war. Ganz nebenher entfuhr ihm dabei die Aeußerung, die Königin sei Königin nur durch den Willen des Volkes. Kaum waren die Worte gefallen, so sprang der Ministerpräsident, General Odonnell, Herzog von Tetuan, wüthend auf und verlangte, daß man die eben gehörten Worte niederschreibe und dem Redner das Wort entziehe. Es erhob sich ein Sturm der mit lauten Rufen gegeneinander streitenden Parteien, den der Präsident, der alte Martinez de la Rosa, ein hülfloser Greis, mit seiner leisen Stimme trotz fortgesetzten Rührens der Glocke nicht zu beschwichtigen vermochte. Ich kannte ihn persönlich als liebenswürdigen, überhöflichen Mann und schlechten Dichter; er galt als eine Art spanischer Lamartine. Es wurden allerlei Artikel des Reglements verlesen und endlich dem Redner zugestanden, was die Linke mit Recht als Recht beanspruchte, aber mit sehr unrechtmäßigem Toben, daß er ausrede und nachher rectificire, nachdem seine Worte niedergeschrieben worden. Sagasta sprach lange mit vollendeter Kühle und rectificirte am Schluß dahin, daß er für die königliche Gewalt das Recht der Erbschaft zwar nicht ausschließe, aber als Prinzip nicht anerkenne. Das genügte aber Odonnell keineswegs — vom göttlichen Recht sei gar nicht die Rede gewesen —: er verlangte, der Congreß solle dem Redner eine Rüge ertheilen. Schon erhob sich darüber ein neuer Sturm von Seiten der Linken, als Gonzalez Bravo aufstand, der Führer der Rechten. Er hatte es vom Herausgeber eines in Sevilla erscheinenden Witzblattes wiederholt zum Minister im Cabinet des General Narvaez gebracht und genoß, trotz einer ziemlich zweifelhaften Vergangenheit, den Ruf, einer der besten Redner zu sein. Mit Recht, wie sich gleich zeigte. Wie ein Löwe trat er zwischen die Kämpfenden — übrigens, wie immer, in tadelloser Toilette —; mit seiner Stentorstimme und deren rollenden Passagen stiftete er mühelos Ruhe; er beschwor die Streitenden beider Seiten, die Würde des Hauses zu bewahren und sich um den Thron zu scharen, gleichviel, auf welchem Rechtstitel er beruhe. Er schoß nach aller Urtheil den Vogel ab.

Unter die besonders charakteristischen Momente des Madrider Lebens rechne ich den Einzug der Truppen unter Odonnell nach dem Feldzug gegen Marocco am 18. Mai 1860. Am Abend vorher Biwak eine halbe Meile vor der Stadt bei Fuencarral, wo alles hinausströmte, besonders um die große Reveille früh um vier Uhr, den berühmten toco de la diana, zu hören. Omnibus und Tartanen dahin wurden mit fabelhaften Preisen bezahlt; wie denn bei solchen Gelegenheiten die spanische Großmuth keine Grenzen kennt. Um Mittag des andern Tages fand dann der Einzug statt, vom Thore von

Atocha die Straße Alcalá hinauf zur Puerta del Sol und zum Schloß. Von den Balconen des alten Hotels der Peninsulares konnte ich ihn in bester Gesellschaft gemüthlich betrachten. Die Damen wanden unausgesetzt Lorbeerkränze aus den aufgestapelten Massen des Laubes, während die Dichter Sonnette improvisirten und sie, im Manuskript, den vorbeireitenden Helden des Tages, Odonnell und Prim, aber auch vielen anderen Officieren in die Hand drückten. Es war ja etwas Komödie dabei; denn man hatte sich meist schon vorher gesehen und begrüßt und der Weg, im langsamsten Tempo und mit vielen Pausen des Stillstandes zurückgelegt, ist so weit und so heiß, daß die höchste Begeisterungsgluth sich zeitweise abkühlen mußte. Sie erreichte ihren Höhepunkt bei Prim, der damals den Titel eines Marqués de los Castillejos erhielt, der Oertlichkeit, wo er — wie Spötter behaupteten, nur durch sein wohldressirtes Roß — den Angriff entschieden hatte. Einsichtige Beurtheiler, wie General, damals Oberst von Goeben, haben übrigens an seiner persönlichen Bravour, wie an der Odonnells, nie gezweifelt. Es war fast rührend zu sehen, wie sämmtliche Damen vor Begeisterung in Thränen zerflossen. Man gönnte so gern dem Volke die Genugthuung, den Stolz und die Freude, daß doch endlich einmal wieder ein Erfolg erreicht war, nicht im Bürgerkriege, sondern gegen einen äußeren, und zwar keineswegs zu unterschätzenden Feind. Die Tapferkeit und Geschicklichkeit der mauriſchen Reiter ist von unseren Officieren wiederholt bewundert worden. Mit preußischen Augen durfte man freilich das militärische Schauspiel nicht ansehen. Die lang ausgezogenen Reihen, bei manchen Truppentheilen, wie bei der Artillerie und den Ingenieuren zu zwei und zwei, nahmen sich dünn genug aus. Aber unverkennbar trat die Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit der Truppen hervor, über die bei den preußischen Officieren nur eine Stimme des Lobes war, zumal Führung und Verpflegung Vieles zu wünschen übrig ließen. Auch das Verhältniß zwischen Officieren und Untergebenen wird überall als musterhaft geschildert; in den Kriegen auf Cuba und den Philippinen hat sich stets das Gleiche gezeigt. Die Zeitungsberichte am Tag nach dem Einzug leisteten in ihren Schilderungen an begeisterter Uebertreibung Unglaubliches. Die allgemeine Illumination am Abend fiel sehr dürftig aus. Nur die Casinos und Banken waren wirklich hell beleuchtet, mit Gas. Die vereinzelten Papierlaternen an den übrigen Gebäuden ließen die schönsten Fassaden und Plätze dunkel; so die für eine großartige Beleuchtung wie geschaffene Plaza Mayor mit dem Reiterbild Philipps III. und schönen Baumgruppen in der Mitte. Zu illuminiren versteht überhaupt nur ein Volk, die Italiener; von ihnen können und sollten alle übrigen lernen, wir Deutsche eingeschlossen.

Viele Mißstände im spanischen Heere hat sich König Alfons XII., unter dem Einfluß von Cánovas, bemüht abzustellen oder einzuschränken. So die oft verspottete große Zahl der höheren Officiere, deren jeder immer einen „zweiten Chef“ neben sich hat, für etwa nöthig werdende Ersetzung. Vieles von dem, was uns auffällt, erklärt das zähe Festhalten am alten Brauch. So z. B. die militärischen Orden. Das zum Lohn für Tapferkeit vor dem Feinde bestimmte Kreuz von San Fernando wird einer und derselben Person wieder-

holt verliehen: man sieht Officiere und Soldaten mit zwei und drei ganz gleichen Kreuzen nebeneinander geschmückt. Ein Rest altrömischer Decorationsart: da wurden auch die militärischen Ehrenzeichen, die Kränze und Speere und Brustschilder und Armspangen, je nach den Graden in Mengen verliehen. Wie der Rohrstock des Hauptmanns, der sich im spanischen Heere am längsten erhalten hat, das Zeichen seiner Strafgewalt, nichts anderes ist als der Rebstock des römischen Centurionen. Ebenso ist der kleine metallene Brustschild, der früher auch in vielen anderen Heeren noch getragen wurde, ein Rest des Erzpanzers. Was übrigens die Orden anlangt, so thun es die spanischen den unseren zuvor an Mannigfaltigkeit und glänzender Form, während sie in sinnreichen Abstufungen und Beifügungen von Schleifen, Kronen, Schwertern die unseren nicht erreichen.

9. Bauwerke, Kirchen und Feste.

Madrid ist arm an großen historischen Bauten. Maurische Reste gibt es überhaupt nicht. Der alte Alcázar, in dem Philipp II. und seine Nachfolger gewohnt haben, hat dem neuen Schloß Karl's III. Platz gemacht, das den Vergleich mit den prächtigsten Fürstenschlössern nicht zu scheuen braucht, obgleich der ursprünglich noch weit größer beabsichtigte Bau nie vollständig ausgeführt worden ist. Der Thurm des Palastes der Lujánes, in dem Franz I. gefangen saß, ist leidlich restaurirt, aber unbedeutend. Unter den alten Palästen und neuen öffentlichen Gebäuden ist nichts von hervorragendem Kunstwerth. Auch die Kirchen lassen sich mit den berühmten Bauten der anderen großen Städte des Landes nicht vergleichen, obgleich Barockbauten darunter sind, deren imponirende Schönheit man erst neuerdings wieder zu würdigen begonnen hat. Die Fassaden von San Isidro und Santo Tomás, der „große" San Francisco, die spanische Westminsterabtei, die Kirchen der Nonnen von Calatrava und der „königlichen" Salesianerinnen nehmen es mit den besten Bauten der Art auf. Einige der Brücken, wie die von Toledo mit dem gleichnamigen Stadtthor und der Viaduct von Segovia, sind wirkungsvoll, wie das freistehende Thor von Alcalá auf der Straße nach dem Stierplatz. Sehr charakteristisch ist die schon erwähnte Plaza Mayor, das Vorbild vieler ähnlichen Plätze in den Städten des Nordens von Spanien. Die neuen, zum Theil noch unvollendeten Kirchen, die von Atocha mit den Kriegstrophäen und die neue Kathedrale de la Almudena neben dem königlichen Palast werden neben den Domen von Burgos, Toledo und Sevilla immer einen schweren Stand haben. Daher auch die Gottesdienste selbst an den hohen Festen des historischen Reizes entbehren, den man in jenen genießt. Zur Frühmesse bildet die männliche Jugend Spalier, um die mehr als alle Heiligen angebeteten Schönen passiren zu lassen oder das Weihwasser mit ihnen zu tauschen. Ueber den katholischen Cultus in Spanien und seine Besonderheiten, über die bei den Männern erst in einem gewissen Alter beginnende Religiosität ließe sich vieles sagen. Indifferentismus, Rationalismus und Atheismus sind nach meinen Erfahrungen lange nicht so verbreitet wie in anderen katholischen Ländern. Selbst die vor-

geschrittensten Liberalen und Republikaner zum großen Theil sind, wenigstens in der Befolgung der Aeußerlichkeiten, der Theilnahme an Prozessionen u.s.w., correcte Katholiken. Die ländlichen Volksfeste, die Wallfahrten und ähnliches, schienen mir nicht besonders charakteristisch, obgleich sie Gelegenheit geben, manchen intimen Zug des Volkslebens zu beobachten. Auch den Carneval habe ich in Madrid erlebt und kann ihn mit denen in Rom und Paris vergleichen. Sehr schön ist der Raum, in dem sich der von Madrid abspielt, die schon erwähnte große Promenade, „der Salon" des Prado. Dort sitzt an den Carnevalstagen von halb vier Uhr Nachmittags an bis zum Dunkelwerden die schöne Welt im Freien, die Damen mit besonderer Hartnäckigkeit trotz Wind und Kälte, die zuweilen empfindlich sind. Meist aber ist schönes Wetter, und das ist die Voraussetzung für das Vergnügen. In der Mitte fahren die Wagen Corso; aber man sieht nur wenige Masken darin; einige Herren reiten maskirt. Die meisten Herren aber gehen zu Fuß in Masken und Dominos, vorherrschend als Damen verkleidet, in den elegantesten und theuersten Stoffen, die dabei elend mißhandelt werden. Der Witz besteht zumeist darin, den angebeteten Schönen auf diese Weise unerkannt alles mögliche ins Ohr zu flüstern oder sie mit ihren Galanterien zu necken und zu verhöhnen. Mit Mühe drängt man sich durch die engen Sitzreihen hindurch, Stühle sind gar nicht zu haben. Also wie überall eine Gelegenheit wie gemacht dazu, dem Flirt, der auf den täglichen Promenaden das ganze Jahr hindurch nur still und versteckt betrieben werden kann, nun einmal in fast schrankenloser Freiheit die Zügel schießen zu lassen. Das ist der Grund der unverwüstlichen Popularität des spanischen Carnevals. Er soll in jüngster Zeit, wie überall, an Reiz verloren, an Rohheit zugenommen haben.

Unter den Bauwerken verdient noch eine Klasse hervorgehoben zu werden, die der Fremde für gewöhnlich nicht zu sehen bekommt. Es steckt in ihnen ein Stück Geschichte, wenn auch meist vergangener Macht: die Paläste der Granden. Es war mir vergönnt, zu besonderen Zwecken und mit den besten Empfehlungen einige der größten und schönsten zu sehen; bei weitem nicht alle. Ich sah die Paläste der Herzöge von Medinaceli und von Lerma, an der Avenue, die vom Prado zum Palast des Congresses hinaufführt; ferner die der Herzöge von Alba und von Ucéda, den einstmals prachtvollen, jetzt längst unter den Hammer gebrachten derer von Osuna. Sie und manche andere neueren Ursprungs und von weniger klangvollen Namen enthalten in hohen Räumen mit Höfen und breiten Treppen ausgewählte Kunstwerke, prunkvolles Mobiliar und kostbares Geräth in Menge. Sie erinnern darin, wie begreiflich, an die Paläste des italienischen Adels. Auch fehlt es nicht an schön ausgestatteten Wohnungen reich gewordener Kaufleute, von denen manche mit neuen Adelstiteln sich brüsten. Darunter ist der Marqués de Comillas, der Begründer der großen überseeischen Dampferlinien der Gesellschaft Lopez. Auch der verstorbene Marqués de Morante, ein reicher Mexicaner, den ich schon erwähnte, gehörte dazu, der größte Bücherliebhaber seiner Zeit. Er hat den Katalog seiner Bibliothek kostbar drucken lassen. Bücherliebhaberei ist weit verbreitet; es war die einzige noble Passion, der Cánovas gefröhnt hat. Gayangos, der jüngst verstorbene Orientalist, hinterließ eine große Bibliothek.

10. „Die Stiere".

Eines unter den öffentlichen Schauspielen, die Madrid bietet, darf nicht übergangen werden: die „Stiere", wie sie allgemein kurz genannt werden. Es ist wenig bekannt, daß in allen größeren und mittleren Städten des Landes zu den Jahrmärkten oder bestimmten Festen der Heiligen, in Madrid aber Jahr aus Jahr ein allsonntäglich Nachmittags eine „halbe" corrida de toros stattfindet, das heißt von sechs bis acht Stieren. Die „ganze" bestand in alter Zeit aus sechs Stieren Vormittags und ebenso vielen Nachmittags. Ganz wie bei den römischen Gladiatorenspielen und Thierhetzen, die ebenfalls früh begannen und den ganzen Tag dauerten. Man darf überhaupt nicht vergessen, daß die spanischen Stiergefechte der einzige überlebende Rest aus dem späteren römischen Alterthum sind, mit seiner unverfälschten Barbarei, der in unsere Tage mit fast räthselhafter Rohheit und Echtheit hineinragt.

Der Verlauf der Kämpfe ist oft beschrieben worden, vielleicht niemals schöner und wahrer als von Prosper Merimée, sicher niemals kürzer, und doch anschaulich, als von Moltke. Die großen modernen Maler haben die drastischen Momente, wie das Gebet in der Capelle vor dem Kampf, den Tod des verwundeten Kämpfers, mit packender Wahrheit dargestellt; in Momentphotographien kann man fast den ganzen Verlauf verfolgen. Die Kenner versichern freilich, daß die alte feine Kunst des Fechtens mit dem Stier nicht mehr zu finden sei. Sie sei zu einem Geldgeschäft herabgesunken. Die großen Meister der Kunst, die zugleich die Unternehmer der ganzen Schaustellung auch in den Provinzen sind, gewinnen damit viel Geld, so daß sie mehrfache Hausbesitzer in Madrid und sonstwo werden. Aber nur selten sterben sie friedlich als Rentiers, wie jüngst Frascuelo, an dessen Leichenbegängniß sich ganz Madrid betheiligte; viele lassen schließlich, trotz aller Kunst, doch ihr Leben in der Arena. Vergeblich bemühen sich die Vertheidiger dieses nationalsten aller Sports ihn zu beschönigen. Sie weisen dabei auf Hirsch-, Sau- und Fuchshetzen in England wie bei uns, auf Boxereien und ähnliche „athletische" Faustkämpfe, ja selbst auf unsere studentischen Mensuren hin. Aber ihre gänzliche Verschiedenheit bedarf keines Wortes der Erklärung. Wem fiele es bei uns ein, dergleichen etwas blutige Vergnügungen regelmäßig und gegen Eintrittsgeld zu veranstalten? Ich lasse das Fechten mit dem Stiere selbst noch hingehen und sehe dabei von der gefühlsrohen Grausamkeit ab, mit der die Stiere nach und nach, oft ganz gegen ihre Natur, zur äußersten Wuth gereizt werden. Die blitzesschnelle Geistesgegenwart, mit der die günstigen Chancen in dem niemals ganz gleichmäßig verlaufenden Endkampf benutzt werden müssen, um schließlich den sicheren Stoß in das Genick, genau zwischen die Schulterblätter hinein, zu führen — diese aufregenden, immer neuen Momente zu verfolgen, bietet ja unzweifelhaft hohes Interesse, vorausgesetzt immer, daß man durch öfteres Sehen für alle vorhergehenden Stadien des blutigen Schauspiels die Nerven schon hinreichend abgestumpft hat. Aber empörend bleibt das Abschlachten der Pferde, die unter den kraftvollen Lanzenreitern, den Picadores, mit verbundenen Augen den Stößen der langen Hörner

des wüthenden Stieres wehrlos ausgesetzt, oft erst nachdem sie die weit herausgerissenen Eingeweide noch lange mitgeschleppt haben, endlich zum Tode erschöpft zusammenbrechen. Lange vorher werden die unglücklichen Thiere dafür von den Unternehmern angekauft. Sie müssen aber noch etwas Kraft aufzuwenden haben; es sind meist alte Cavallerie- oder Luxusreitpferde. Oft ist mir in Andalusien ein Pferd zum Kauf oder zur Miethe damit empfohlen worden: „der stirbt nicht in seinem Stall, der stirbt einmal bei den Stieren". Früher, bei „königlichen" Stieren, d. h. bei außerordentlichen Gelegenheiten, wie Krönungsfesten und königlichen Hochzeiten, ritten die Picadores edle Pferde des königlichen Marstalls und wußten sie sorgfältig zu schonen. Es ist fast unglaublich, wie sich das Gefühl der sonst so schlicht und natürlich empfindenden Menschen durch die endlose Wiederholung an das Roheste gewöhnt. Wenn der Vater den Kindern eine Festtagsfreude machen will, so verspricht er ihnen „die Stiere". Zarte Frauen und Mädchen, allerdings bei weitem vorherrschend aus den unteren und mittleren Ständen, geben sich dem Sonntagsvergnügen mit unverstellter Lustigkeit hin, wenn auch keineswegs oft; denn es ist ein ziemlich kostspieliges Vergnügen. Das ständige Damenpublicum bildet natürlich wie anderwärts bei den Wettrennen die Halbwelt; feine und vornehme Frauen vermeiden das Schauspiel. Doch muß auch die Königin zuweilen dem nationalen Sport ihren Tribut bringen. König Ferdinand VII. war natürlich ein Hauptliebhaber und Kenner und fast nie fehlender Besucher des Schauspiels. Was vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aus für die Stiere angeführt wird, daß ohne sie die großen Züchtereien eingehen würden, die ihre Besitzer, oft Träger hoher Adelstitel, zu reichen Leuten machen, ist natürlich ganz hinfällig. Wie viel werbendes Capital an Zuchtstieren dem Lande damit verloren geht, wie die schon nicht unbedeutende Ausfuhr an lebendem Rindvieh nach England gehoben werden könnte, davon wird nicht gesprochen. Der bekannte Weltreisende W. Joest hat in einer besonderen kleinen Schrift eine interessante Statistik darüber aufgemacht, wie viel Stiere alljährlich in den Kämpfen getödtet werden, wie viel Menschen die Schauspiele besuchen, wie viel Geld dafür verschwendet wird, und welche Verlustziffer für das Land das bedeutet, trotz der Abgaben, die Hospitälern und Wohlthätigkeitsanstalten daraus zufließen, nach gesetzlichen Bestimmungen, mit denen der Staat sein Gewissen abfindet [1]).

Nach Schluß der Vorstellung wird das Fleisch der getödteten Stiere hinter der Arena billig verkauft; an arme Leute sagt man. Aber es wird davor gewarnt, am Montag in den Restaurants von Madrid Beefsteaks zu verlangen.

Man braucht jetzt nicht mehr in Sevilla oder in Ronda die Stiere zu sehen, wenn man den echten, unverfälschten Ausbruch der rohesten Volksinstincte beobachten will. Allsonntäglich in Madrid kann man den süßen Pöbel in seiner ungebundensten Laune genießen, wenn er seine Lieblinge bejubelt und mit in die Arena geworfenen Hüten und Cigarren ehrt, oder die

[1]) W. Joest, Spanische Stiergefechte. Mit drei Tafeln. Berlin 1889.

erfolglosen Stiere wie Fechter fast kindisch verhöhnt, mit schlechten Orangen, Eiern und Aepfeln bewirft; wie er sich die langen Pausen zwischen den einzelnen „Läufen" mit allerhand Kindereien vertreibt, tactmäßigem Getrampel und Gejohle, und damit auch das Präsidium, den Bürgermeister von Madrid und seine Beisassen, zwingt, mit dem Stiere nach seinen Wünschen zu verfahren.

Nur insofern haben sich diese nationalen Belustigungen gegen früher etwas civilisirt, als der Fremde unbehelligt und in beliebiger Tracht ihnen beiwohnen kann. In Ronda ist es noch zu meiner Zeit vorgekommen, daß die Brille eines Engländers in den Pausen zum Gegenstand der Volksbelustigung gemacht wurde; er mußte sie nach Commando auf- und abnehmen und war klug genug, den Spaß gutmüthig mit zu machen; Widersetzlichkeit hätte üble Folgen gehabt.

Alles in Allem kein erfreuliches Capitel, das von den Stiergefechten; aber es gehört einmal zu dem Gesammtbild des Landes und wird in absehbarer Zeit nicht daraus verschwinden.

11. Die Landschaft um Madrid.

Wer des blutigen Schauspiels nach den ersten drei bis vier Stieren müde ist — und so geht es den Meisten unter den Fremden, Moltke hatte an einer Vorstellung für immer genug —, der hat es leicht, sich in den um diese Zeit fast menschenleeren Retiro zu flüchten. Er ist in seiner erweiterten Gestalt als „Park von Madrid" eine der schönsten Anlagen, die ich kenne. Noch nicht ganz so sauber gepflegt wie unser Thiergarten, aber durch die architektonische Strenge des Planes, die Pracht des Baumwuchses, den großen Teich und die weiten freien Plätze neben den schattigen Alleen und Wegen, vor Allem durch seine hohe Lage über dem Thal des Prado zeichnet er sich vor den öffentlichen Gärten der anderen Großstädte in unvergeßlicher Weise aus; eine Combination des Pincio mit der Villa Doria-Pamfili und den borgheſischen Gärten. Von dem „russischen Berg" in seiner nördlichen Ecke — was an ihm russisch ist, habe ich nie zu entdecken vermocht — hat man einen köstlichen Blick auf das Guadarramagebirge; nur wird jetzt der Vordergrund durch die hohen Miethshäuser des Barrio Salamanca, der von dem Bankier und Eisenbahngründer dieses Namens angelegten modernen Vorstadt, unangenehm verdeckt. Bei Sonnenuntergang sieht man von den Terrassen über dem Prado das Profil der Stadt in scharfen Umrissen von dem glänzenden Himmel sich abheben, während nach Osten hin der Blick über die baumlose Hochebene mit ihren grandiosen Abdachungen und Einschnitten schweift, die in allen Farbentönen schimmern, vom tiefsten Blau bis zum goldigen Roth. Auf die Gefahr hin, als arger Ketzer zu gelten, spreche ich hier aus, was ich manchem deutschen Freunde am Orte als eine sich immer von Neuem aufdrängende Empfindung nicht verschwiegen habe: es gibt nur eine Stadt, mit der ich Madrid und seine Lage vergleichen kann — natürlich mutatis mutandis in beliebiger Auswahl —: Rom. Auch die Umgebungen Madrids, der ganze Weg nach der Granja und dem Escorial erinnern an die Campagna. Der Blick vom Schloß und der

hoch gelegenen Kaserne des Principe Pio nördlich davon ist, wiederum natürlich mutatis mutandis, dem von der Villa Albani oder der Porta Pia auf Tivoli und den Monte San Gennaro vergleichbar. Wie dieser bildet das Guadarramagebirge den wirkungsvollsten, scharf umrissenen Abschluß des Bildes.

Schön in ihrer Art sind auch die Aussichtspunkte auf der westlichen Seite der Stadt: von den breiten Terrassen und Treppen, die hinab zum Schloßgarten führen, dem Campo del Moro, und weiter bis zum Manzanares. Auch die gegenüberliegende königliche Casa del Campo und der Weg nach dem Vorort Carabanchél sind nicht ohne Reiz. Südlich vom Schloß, wo die neue Cathedrale gebaut wird, bietet der Viadukt über die Landstraße nach Segovia einen schönen Aussichtspunkt. Aehnlich ist die von dem Hügel de los Vistillos vor dem Palast Osuna: rechts das Schloß mit seinen Terrassen und Gärten, die besonders im frischen Frühlingsgrün schön sind, dahinter die ganze Kette des mächtigen Gebirges. Auch vor dem Thor von Santa Barbara sieht man auf einsame Thäler und Hügel, wie in der römischen Campagna. Velazquez hat es wohl gewußt, wie schön diese Landschaft ist. Er hat sie oft als Hintergrund seiner großen Bildnisse in breiten Massen verwendet, z. B. auf dem bekannten des kleinen Infanten Don Baltasar Carlos, der so vergnügt und selbstbewußt auf seinem Pferdchen dahinsprengt.

Zu bedauern ist es, daß das Schloß und seine Umgebungen durch die ganze dazwischen liegende Stadt vom Prado und Retiro getrennt sind. Abweichend von der Entwickelung anderer Großstädte ist die moderne Erweiterung von Madrid nicht nach Westen, sondern in die Verlängerung der Straße Alcalá und an die Nordseite der Avenue der Fuente Castellana gelegt, während der Westen und Süden von den ärmeren Classen bewohnt wird. Aber das Schloß gewinnt dadurch eine vornehme Isolirung, die dem Charakter und den Traditionen der Monarchie entspricht.

So etwa stellt sich Madrid dar für den, der seine Eigenthümlichkeit ohne vorgefaßte Meinung in sich aufzunehmen sucht. Natürlich läßt sich das Bild nach den verschiedensten Seiten hin vervollständigen; aber von den wichtigeren Erscheinungen glaube ich keine übersehen oder außer Acht gelassen zu haben.

Mir ist oft aufgefallen, daß Madrid unter den europäischen Hauptstädten diejenige ist, von der sich die wenigsten Menschen einen deutlichen Begriff zu machen vermögen. Man sieht sie meist durch den Nebel unklarer historischer Vorstellungen und ignorirt sie mit ganz unbegründeter Verachtung. Viele haben mit angenehmer Ueberraschung erfahren, daß Madrid keineswegs allein von der großen Vergangenheit der spanischen Macht lebt, sondern daß es ein sehr reales, scharf umgrenztes gegenwärtiges Leben führt, mit allen Fehlern und Schwächen des großen und tiefen Verfalles, und doch nicht ohne lebenskräftige Keime und viele Bedingungen für Wachsthum und Prosperität — sofern es der Dynastie und den Staatsmännern gelingt, das Schiff des Staates weiter durch alle Stürme und Gefahren hindurch zu steuern wie bisher.

Die Vereinigten Staaten und Spanien.

[Nachdruck untersagt.]

Ueber dreiundachtzig Jahre sind verflossen seit dem letzten kriegerischen Zusammenstoße zwischen den Vereinigten Staaten und einer europäischen Macht. Der am 14. December 1814 zu Gent abgeschlossene Frieden machte dem Kriege zwischen England und Amerika ein Ende, aber nicht dem Blutvergießen; in den Zeiten dauerte es lange, bis Nachrichten von Europa nach Amerika gelangten, und noch am 8. Januar 1815 griffen die Engländer unter General Pakenham die bei New Orleans unter General Jackson in einer stark verschanzten Stellung stehenden Amerikaner an und wurden mit furchtbaren Verlusten, 1700 Mann an Todten und Verwundeten, von 12000 Mann zurückgeschlagen, während die Amerikaner nur acht Todte hatten. Trotz dieser glänzenden Schlußscene wurde der Abschluß des Friedens in den Vereinigten Staaten mit der größten Freude begrüßt, obgleich der Vertrag, welcher dem Kriege ein Ende machte, der Veranlassung zu demselben, des dem Handel der Vereinigten Staaten zugefügten Schadens, des von den Engländern beanspruchten Durchsuchungsrechts und des Pressens von Matrosen, nicht einmal Erwähnung that. Handel und Gewerbe waren für lange Zeit lahm gelegt, die öffentliche Schuld bedeutend angewachsen, und die Folgen des Krieges machten sich in allen Verhältnissen auf das Empfindlichste fühlbar; trotzdem datiren amerikanische Politiker und Publicisten die Befreiung von allem englischen Einfluß und den Ursprung des nationalen Selbstgefühls der Vereinigten Staaten von dieser Zeit her, und der Krieg von 1812 wird daher oft als der zweite Unabhängigkeitskrieg bezeichnet. Zu bemerken ist, daß, als während der Feindseligkeiten mit England die spanischen Behörden des in dem damals noch zu Spanien gehörigen, erst 1819 von den Vereinigten Staaten angekauften Florida gelegenen Hafens Pensacola englischen Kriegsschiffen die Benutzung desselben gestatteten, General Jackson sich ohne Weiteres des Platzes bemächtigte und die Engländer von dort vertrieb. Der Nachfolger Madison's, unter dessen zweimaliger Präsidentschaft, 1809—1817, der Krieg mit England begann und endigte, war der oft genannte Monroe, dessen nach der Anerkennung der Unabhängigkeit der früheren spanischen Colonien in Südamerika in einer Botschaft an den Congreß abgegebene Erklärung, „daß die amerikanischen

Continente nicht als Gebiete für die zukünftige Besiedelung durch irgend eine europäische Macht anzusehen seien," die eigentliche, seitdem vielfach entstellte und weit über ihre ursprüngliche Bedeutung hinaus ausgedehnte Monroe-Doctrin bildete.

Die Expansionsgelüste amerikanischer Chauvinisten, wenn man generalisiren will, der demokratischen Partei, fanden reichliche Nahrung in der Annexion von Texas, dem amerikanisch-mexikanischen Kriege von 1844—1848 und der Einverleibung von Californien und Neu-Mexiko; aber es muß anerkannt werden, daß die Regierung der Vereinigten Staaten sich allen Flibustier-unternehmungen amerikanischer Staatsangehörigen meistens auf das Entschiedenste widersetzte und dieselben in keinem Falle begünstigte. Als sich bei dem 1837 in Canada ausbrechenden Aufstande auf amerikanischem Gebiet Banden bildeten, die in das canadische einzubrechen drohten, ließ Präsident van Buren die Grenze militärisch besetzen und veröffentlichte eine Proclamation, durch die jeder Amerikaner, der Canada beträte, um sich an dem Aufstande zu betheiligen, jedes Anspruches auf den Schutz der Vereinigten Staaten für verlustig erklärt wurde. Auch als 1851 General Lopez mit einer in den Vereinigten Staaten gebildeten Bande in Cuba landete, dort aber von der Bevölkerung im Stiche gelassen und mit dem größten Theil seiner Begleiter von den Spaniern gefangen und hingerichtet wurde, nahm die amerikanische Regierung keine Notiz, obgleich bereits vorher im Senat Stimmen laut geworden waren, welche verlangten, daß mit Spanien wegen der Abtretung der Insel Verhandlungen angeknüpft würden, und sich sogar eine Gesellschaft zum Zweck des Ankaufs von Cuba gebildet hatte.

Wenn damals die innere politische Lage, besonders die Frage, ob und wie das Verhältniß zwischen Sclaven- und Nichtsclavenstaaten durch die Zulassung neuer Staaten und Territorien verändert werden könnte (es muß dabei an den „Missouri-Compromiß" von 1820, die „Compromiß Acte" von 1850 und die „Kansas-Nebraska-Bill" von 1854 erinnert werden), und der Widerstand des Nordens gegen jede Vergrößerung des Sclaven haltenden Gebiets ein Einschreiten der Regierung der Vereinigten Staaten gegen Spanien ausschloß, so waren es ähnliche Ursachen, die auch nach der Beendigung des Bürgerkrieges im Jahre 1865 ein Festhalten an dieser Nichtinterventionspolitik wünschenswerth erscheinen ließen. Trotz der unzweifelhaften Steigerung des amerikanischen Chauvinismus durch die Erfolge des Nordens über den Süden und noch mehr durch die Leichtigkeit, mit der nach der Besiegung des letzteren die bloße Drohung eines thätlichen Eingreifens in die Mexikanische Angelegenheit das zweite französische Kaiserreich zum Rückzuge aus Mexiko bewogen hatte, war doch die allgemeine Stimmung so sehr gegen jede Ausdehnung des Gebiets der Vereinigten Staaten und noch mehr gegen jede Verlegung des Schwerpunkts nach Süden, daß der Ankauf von Alaska nur mit Mühe genehmigt und die zwischen Seward und dem früheren dänischen Kriegsminister General Rasloff vereinbarte Erwerbung von St. Thomas überhaupt abgelehnt wurde.

Es bedurfte der dauernden Mißwirthschaft Spaniens in Cuba und der unablässigen Bemühungen der Anstifter und Leiter der revolutionären Be-

wegung auf der Insel, um in den Anschauungen und Gefühlen der großen Menge der amerikanischen Bevölkerung eine Aenderung herbeizuführen, die sich, wenn auch nicht für eine Erwerbung der Insel durch die Vereinigten Staaten, so doch sehr entschieden gegen die Fortdauer der spanischen Herrschaft auf derselben auszusprechen begann. Trotzdem blieb auch während des Aufstandes auf Cuba von 1868—1878 die amerikanische Regierung ihrem Princip der Nichtintervention treu, wenn auch anerkannt werden muß, daß sie sich durch die Duldung der offenkundigen Thätigkeit der cubanischen revolutionären Junta in New York und der Errichtung von Werbebureaux dort und in andern Städten der Union, wie durch die Nichtverhinderung der Ausrüstung und Absendung von Flibustier-Expeditionen in scharfen Widerspruch mit den allgemein anerkannten Regeln des Völkerrechts setzte. Die Unterdrückung des Aufstandes gelang damals dem General Martinez Campos, theilweise durch weitgehende, später freilich nur zum allergeringsten Theile erfüllte Versprechungen, wie denn auch in der Verwaltung der Inseln keine der Reformen eingeführt wurde, die Spanien den Besitz der „Perle der Antillen" vielleicht noch für längere Zeit hätten sichern können. Inzwischen wuchs in den Vereinigten Staaten das Interesse weiterer Kreise an den Zuständen auf Cuba; Industrie, Handel und Gewerbe begannen nach einer Erweiterung der Absatzgebiete zu streben; das seit der Beendigung des Bürgerkrieges eingeführte, an Schärfe stets zunehmende Schutzzollsystem, hatte eine, wenn auch künstliche, doch mächtige Entwicklung der industriellen Thätigkeit zur Folge gehabt, während auf der andern Seite große und capitalkräftige Kreise, ganz besonders der Zuckerring, deren Einfluß sich schon auf die Geschicke Hawaii's in maßgebender Weise geltend gemacht hatte, ein immer regeres Interesse an der Ausfuhr tropischer Producte von Cuba nach den Vereinigten Staaten zu nehmen begannen. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß, als 1895 ein neuer Aufstand auf Cuba ausbrach, New-York in noch höherem Maße, als dies bereits früher der Fall gewesen, der Mittelpunkt cubanischer revolutionärer Intriguen, wie auch nach einer oder der andern Richtung hin der Betheiligung an der Frage interessirter amerikanischer Kreise wurde.

Die Mißerfolge der Spanier, die Bewegung auf Cuba zu unterdrücken, sind bekannt. Die Versuche des früheren Wiederherstellers der Ruhe auf der Insel, Martinez Campos', mißlangen ebenso wie die Schreckensherrschaft des Generals Weyler, der durch die Concentration der Bevölkerung des flachen Landes in den Städten dem Aufstande Nahrung und Unterstützung zu entziehen versuchte, und das letzte der spanischen Regierung abgezwungene Zugeständniß, Gewährung der Selbstverwaltung, mußte für die Pacificirung der Insel erfolglos bleiben, da einerseits die Aufständischen wußten, daß sie nur auszuhalten brauchten, um, bei der immer wachsenden Antheilnahme der Bevölkerung der Vereinigten Staaten, deren Regierung zu einer activen Intervention zu zwingen, während andererseits der günstige Einfluß, den die Bewilligung der Autonomie auf die amerikanische öffentliche Meinung hätte haben können, durch die Veröffentlichung des bekannten Briefes des in Washington beglaubigten spanischen Gesandten, Dupuy de Lôme, aufgehoben

wurde, der dieses Zugeständniß als ein leeres bezeichnete, nur dazu bestimmt, Zeit zu gewinnen. Der ungünstige Eindruck, den das Bekanntwerden dieses von den Insurgenten aufgefangenen und veröffentlichten Schreibens machte, das den Präsidenten Mac Kinley als eine politische Null bezeichnete, wurde indessen noch weit durch den der Maine-Katastrophe übertroffen, der die gesammte amerikanische Bevölkerung bis in die tiefsten Tiefen erregte und selbst den nicht unerheblichen und besten Theil derselben mit fortriß, der sich bis dahin wenig für die cubanische Frage erwärmt hatte, weil er sie für ein Werk interessirter Politiker und Macher hielt. Man ist gewohnt, den Amerikaner als das, was man einen „matter of fact"-Menschen, einen nüchternen Materialisten, nennt, anzusehen, während er doch, zum Theil wohl in Folge des Klimas und der nervenzerrüttenden Lebensbedingungen viel mehr „emotional", d. h. erregbar ist, als selbst z. B. der Franzose. Als im Januar 1870 die amerikanische Corvette „Oneida", die vor wenig mehr als einer Stunde von Yokohama aus ihre Heimreise angetreten hatte, in der Bai von Yedo mit dem Peninsular- und Oriental-Postdampfer „Bombay" zusammenstieß und in der dunklen Nacht sank, ohne daß irgend Jemand an Bord des selbst beschädigten Schiffes dies bemerkt hatte — der Stoß war factisch ein so leichter gewesen, daß die Figuren auf einem Brette im Salon der „Bombay", an dem zwei Personen Schach spielten, nicht einmal von der Stelle gerückt wurden —, da war die Aufregung unter den Amerikanern in Japan so groß, daß viele derselben und unter ihnen der damalige amerikanische Gesandte nicht anstanden, öffentlich zu behaupten, daß die Collision von dem Capitain der „Bombay" absichtlich herbeigeführt worden und er das sinkende Schiff seinem Schicksal überlassen habe, weil dasselbe ein amerikanisches gewesen sei! Wer die Aufregung gesehen hat, die damals mitten im Frieden und in einer sonst freundlich und brüderlich gestimmten kleinen Colonie von Fremden herrschte, die soeben erst durch einen in ihrer Mitte von Japanern begangenen Mord daran erinnert worden waren, wie nothwendig Einigkeit und fester Zusammenschluß für ihre eigene Sicherheit seien, den kann es nicht Wunder nehmen, wenn „Rache für die Maine" in der That heute einer von den zwingendsten Beweggründen für das Vorgehen der Vereinigten Staaten geworden und die Frage in Amerika gar nicht erörtert worden ist, ob, wenn überhaupt eine äußere Ursache für die Explosion vorliegt, was trotz des Gutachtens der amerikanischen Commission von den meisten europäischen Fachleuten stark bezweifelt wird, die Urheber derselben nicht vielmehr in den Reihen der Insurgenten, der einzigen, die aus dem Vorfall Nutzen ziehen konnten, zu suchen sein würden.

Die von den amerikanischen Behörden bewiesene Nachlässigkeit bei der Ueberwachung von Key West, wo bei der Kleinheit des Platzes schon geringe Aufmerksamkeit hingereicht haben würde, die Ausrüstung und den Abgang der vielen Flibustier-Expeditionen zu verhindern, durch die allein die Fortdauer des Aufstandes auf Cuba ermöglicht worden ist; die Thatsache, daß, während die amerikanische Regierung wohl auf Spanien, aber niemals auf die Insurgenten einen Druck ausgeübt hat, um auch die letzteren zur Annahme des

Waffenstillstandes zu nöthigen, der von beiden Seiten angenommen werden mußte, wenn er überhaupt als Grundlage für eine Verständigung dienen sollte; die vielen, um das Wenigste zu sagen, unsympathischen Elemente, welche während der Debatten über den von Senat und Congreß zu fassenden Beschluß in diesen Körperschaften, wie in der Presse der Vereinigten Staaten ans Licht getreten sind, und die rücksichtslose Art des Vorgehens gegen Spanien, wie gegen die Handels- und Schiffahrtsinteressen der Neutralen; dieses Alles zusammen ist es, was den Vereinigten Staaten und ihrer Politik die Sympathien auch Derer entfremdet hat, die an der Fortdauer der spanischen Mißwirthschaft auf den Antillen und Philippinen kein Interesse haben. Der Präsident der Vereinigten Staaten und die Executive befinden sich in einer um so schwierigeren Lage, als Erfolge — und solche sind für die amerikanische Marine wohl überhaupt, für die Landarmee auf die Dauer nicht zu bezweifeln — unter der Schar von Populisten, Silbermännern und Machern jeder Art so viele Gelüste und Wünsche wachrufen werden, daß die Selbstlosigkeit der Vereinigten Staaten, welche Präsident Mac Kinley, Senat und Congreß in Beschluß und Botschaft besonders betont haben, leicht an diesen Klippen Schiffbruch leiden könnte. Daß der Sieg gewisse Ansprüche verleiht, wird Niemand bestreiten und kein praktischer Politiker den Vereinigten Staaten mißgönnen, aber die Monroe-Doctrin auch auf andere Welttheile auszudehnen, und das Princip, daß Amerika sich selbst Gesetz genug sei, zu einer Regel des Völkerrechts machen zu wollen, dürfte zu Bedenken Veranlassung geben, die hoffentlich für den Präsidenten und die andern Factoren der amerikanischen Regierung schwerwiegend genug erscheinen werden, um ihnen die Versuchung zu ersparen, von ihren ursprünglich erklärten Zielen abzuweichen. Das Bekanntwerden des Briefes des Herrn Dupuy de Lôme und die Maine-Katastrophe haben den Präsidenten in eine Politik gedrängt, die man kaum als eine selbstgewählte bezeichnen kann, und den Zusammenstoß zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien beschleunigt, der sonst noch für Monate, wahrscheinlich bis zum Herbst dieses Jahres, hinausgeschoben worden wäre und so die Gelegenheit zu einer Verständigung vor dem Blutvergießen gegeben hätte, die jetzt nach demselben gesucht werden muß. Daß sie in der Unabhängigkeit Cuba's gefunden werde, scheint kaum wahrscheinlich; auch die Vereinigten Staaten dürften kein Interesse daran haben, dort einen Staat zu schaffen, in dem die farbige Bevölkerung — sie wird auf 35—55 % der Gesammtbevölkerung angegeben — immerhin eine recht unbequeme Rolle zu spielen berufen sein könnte. Doch das sind Fragen, die ihre Entscheidung finden werden, wenn die Waffen ruhen, und zu deren bester Lösung den Vereinigten Staaten das gewünscht werden muß, was sie in ihrer Politik bisher oft haben vermissen lassen, die Achtung auch des Rechtes und der Würde Anderer.

Anfang Mai 1898. M. v. Brandt.

Die Zukunft des Weimarischen Goethe-Schiller-Archivs.

Von

Herman Grimm.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Ich betrat das neue Haus des Goethe-Schiller-Archivs im August 1896 zum ersten Male. Das jämmerliche Weimar war in die Ferien gegangen. Aber wenn es in all' seinen Bewohnern an Ort und Stelle gewesen wäre, die hätten doch fast Alle gefehlt, die mir viele Jahre hindurch die Stadt zu dem gemacht hatten, was sie mir gewesen ist.

Im Frühjahr 1848, auf dem Wege nach Bonn, um dort Jura zu studiren, sah ich sie zum ersten Male. Heute umgeben das alte Weimar neue Stadtviertel, die ihm den ländlichen Charakter genommen haben. Gärten und Baumwuchs drängten sich ehemals ringsum in die Stadt ein, während jetzt die vorwärts dringenden Straßen, nachdem die Gärten beinahe aufgezehrt sind, auch die Bäume nunmehr zu bedrohen beginnen. Das neue Goethe-Schiller-Archiv aber steht an einer Stelle, die mit dieser Bewegung nichts zu thun hat. Am anderen Ufer der Ilm, dem Schlosse gegenüber, sind Grund und Boden künstlich erst geschaffen worden. Eine Anhöhe ist zu ersteigen, da steht das Gebäude auf einem Abhange und bietet einen weiten Blick über Schloß, Stadt und Park. Diese Aussicht wird nie verbaut werden können; das Haus wird immer in einer gewissen Abgeschiedenheit von den übrigen sich getrennt halten. Es ist in der einfachen Architektur aufgeführt, die manchen Bauwerken des zur Neige sich senkenden vorigen Jahrhunderts eigen ist, in einer gewissen Anlehnung an die Antike, nicht aber Nachahmung ihrer Formen. Es dient, sieht man beim ersten Ueberblick, öffentlichen Zwecken und unnöthiger Zierrath sollte vermieden werden. Diesen Willen bekunden auch die Innenräume, deren Ornamentation dem zarten und bescheidenen Geschmacke entspricht, den wir nach Louis XVI. benennen. Die Säle sind geräumig und licht; zu wünschen wäre, daß die jetzt waltende Einfachheit ihnen in alle Zukunft hinein erhalten bleibe. In der That bilden die im Treppenhause stehenden Büsten Goethe's und Schiller's den einzigen bildlichen Schmuck des Hauses: es soll wissenschaftlichem Dienste geweiht sein.

Nur an einer Stelle ist davon abgesehen worden. Neben dem Arbeitszimmer des Directors wird ein salonartig ausgestatteter Raum als „Wartezimmer" bezeichnet. Hier herrscht Eleganz. Offenbar hat die Großherzogin Sophie an sich oder an besondere Gäste gedacht, die bei der Besichtigung des Institutes einen behaglichen Ruheplatz da fänden. Dieser Raum bezeugt in meinen Augen den höchst persönlichen Antheil der Stifterin an ihrem Werke. Sie selbst wollte sich als Herrin hier zu Hause fühlen. Die Großherzogin Sophie hatte für die Aeußerlichkeiten des Lebens Sinn. Ihr Wohngemach im Schlosse oder auch im Belvedere, wenn sie dort Audienzen gab, zeigte einen gewissen Reichthum an dem, was die Zimmer einer Dame bequem zu machen pflegt, und gab Denen, die es betraten, das Gefühl, sie seien nicht in einem beliebigen Raume des Schlosses empfangen worden. Die höhere Fürsorge der Großherzogin für würdige Vollendung ihrer Schöpfung aber tritt in jedem Theile des Archivs hervor, sobald man es auf die technische Ausführung hin prüft. Sie war sich bewußt, für Goethe und Schiller zu bauen. Nur tadelloses Material ist — so weit meine Blicke reichten — zur Anwendung gekommen. Bis auf die Schreibtische der Beamten und des arbeitenden Publicums erstreckt sich das Bestreben, Eleganz walten zu lassen, insofern die immer doch dominirende Einfachheit sie gestattete. Wie sehr wäre dies im Sinne Goethe's gewesen, der für sich selbst ja höchst simple Wohnräume eingerichtet hatte, der jedoch, wo er beim Besuch fremder Häuser und Schlösser bequemer Einrichtung begegnete, dies bemerkte und hervorhob. Sowohl Goethe's elterliches Haus als das in Weimar von ihm bewohnte weisen beschränkte Stuben auf, aber die Treppenanlage seines Hauses zu Weimar zeigt eine gewisse Größe, die Jedem auffallen wird, der es betritt.

Diese Bemerkungen hätte ich der Frau Großherzogin gern ausgesprochen, aber sie war damals auf ihren schlesischen Gütern. Dagegen durfte ich sie Seiner Königl. Hoheit dem Großherzog mittheilen, und dieser wünschte, daß ich das Gesagte aufschriebe, um es nach Schlesien zu schicken. So entstand jener Brief, welchen Bernhard Suphan zur Erinnerung an den 8. April, als den Geburtstag der verewigten Fürstin, in der „Nationalzeitung" dieses Tages abdrucken ließ.

„Seine Königliche Hoheit der Großherzog," heißt es darin, „wünscht, daß ich wiederhole, was ich über das Goethe-Schiller-Archiv mündlich sagen durfte.

„Die beiden Männer, die in so reiner Machtfülle ihre Zeit beherrschten, haben hier den Palast empfangen, den Deutschland ihnen schuldete. Deutsche Fürsten und Fürstinnen sind es gewesen, denen Goethe und Schiller im Leben für die glückliche Wendung ihrer irdischen Schicksale in hohem Maße verpflichtet waren, eine deutsche Fürstin hat nun das Letzte für sie gethan. Ich sehe im Geiste diese Räume von Arbeitenden erfüllt, wie auch von Solchen, die nur ein Gefühl der Ehrfurcht sie betreten läßt. Diese werden dann auch die Inschrift vermissen, die dem Hause noch fehlt, und die ich hier nicht im Voraus auszusprechen habe.

„Das Goethe-Schiller-Archiv erhebt sich wie eine Citadelle über der Stadt. Mag Weimar auch noch so breit einmal das Thal ausfüllen, immer

werden Stille und Einsamkeit, die die Beschützerinnen geistiger Arbeit sind, hier walten. Die Einfachheit, die im Inneren überall mehr empfunden wird, als daß sie sichtbar hervorträte, wird immer dieselbe bleiben: Pracht würde sich abnutzen, das Weiß der Wände und der Einrichtung dagegen läßt sich in ursprünglicher Frische stets erhalten. Ich denke mir Goethe diese Treppen emporsteigend oder Schiller aus diesen Fenstern in die Bäume herabsehend: ein wie freundliches Gefühl der Befriedigung würde sie erfüllt haben, wenn ihre Phantasie diese Wohnräume ihrer Schriften als etwas Zukünftiges ihnen vorgespiegelt hätte.

„Ich halte ein, um diese Zeilen nicht zu einem prosaischen Gedichte von unendlichen Reihen werden zu lassen; denn wer von Goethe und Schiller spricht, würde von allen geistigen Gütern sprechen müssen, die Deutschland theuer sind. Was ich hier geben will, sind nur die Gefühle eines Einzelnen, der das von Eurer Königlichen Hoheit erbaute Haus zum ersten Male betrat, durchschritt und die Vortheile überdachte, die es als ein Institut ganz neuer Art für uns haben kann."

Habe ich, wie die Großherzogin mir mit einigen freundlichen Worten schriftlich sagte, und wie Suphan bestätigt, mit meinem Briefe Das getroffen, was sie bei der Gründung des Archivs im Sinne hatte, so darf ich mir vielleicht auch sagen, sie würde meinen Vorschlägen zur Weiterentwicklung des Instituts zugestimmt haben.

II.

Die verewigte Großherzogin sah bei ihren zahlreichen öffentlichen Unternehmungen, sicherlich aber bei dem, was sie für Goethe und Schiller gethan, sich als die den Ausschlag gebende letzte Instanz an. Die Hohe Frau hatte ihren sehr entschiedenen Willen und Geschmack. So habe ich, um ein Beispiel zu nennen, mich ihrem Urtheil fügend, die Vorrede zur „Goethe-Ausgabe der Großherzogin Sophie von Sachsen" geändert, bis das Schriftstück, wie ich hinterher auch aussprach, mir selbst nicht mehr gefiel. Sie überlegte die Dinge mit sich allein, bis sie die Form empfingen, die ihr genehm war; dann aber beharrte sie auf ihren Entschlüssen. Sie hat selbst ausgesprochen, daß sie so vorging. Die Großherzogin steht lebhaft vor mir, ich glaube den Accent ihrer wohlwollend entschiedenen Sprache zu vernehmen. Aber ich bin doch zweifelhaft, ob es mir gelingen dürfte, ihre Eigenthümlichkeit darzustellen. In solcher Lage sind Vergleiche ein erfreuliches Hülfsmittel.

Wir sind heute durch beinahe ein Uebermaß von Briefschaften, Acten jeder Art und durch die Denkmale, welche niedergeschriebene Erinnerung den Lebensmomenten von Leuten jeder Lebensstellung setzt, zum Glauben gebracht worden, in solchen Documenten ausreichendes Material zu besitzen, um die Entwicklungsgeschichte Weimars, seiner Fürsten und seiner bedeutenden Männer und Frauen in Goethe's Zeitalter klar zu stellen. Wir vergessen, daß die entscheidenden Hauptmomente aller historischen Ereignisse stets doch nur von Wenigen in auskunftwürdiger Art erlebt und von diesen *nicht* niedergeschrieben worden sind.

Wir wissen von diesen intimsten Momenten persönlichen Verkehrs, wo das Entscheidende empfunden, gedacht, ausgesprochen und geformt wurde, nicht mehr als die Naturforscher von der geheimen forterhaltenden und fortzeugenden Kraft, ohne die was wir Leben nennen nicht zu denken ist. Und deshalb hat der Geschichtschreiber immer die Berechtigung, sein eigenes Gefühl als die vornehmste letzte Beweiskraft für die Beurtheilung der Menschen und der Ereignisse anzusehen. Ohne Anwendung dieser Machtvollkommenheit bleiben uns die Personen Conglomerate hell und dunkel mechanisch zusammenwirkender geistiger Bewegung. An meine gestaltende Phantasie appellire ich, wenn ich mir ein Bild der Herzogin Anna Amalia mache, welche die Mutter dessen gewesen ist, was Weimar als Centrum geistiger Bewegung später verherrlichte. Bei Beurtheilung des Naturells dieser Fürstin gehe ich auf Friedrich's II. Charakter zurück, bei dem eine Mischung unbefangenen momentanen Lebensgenusses, tief grabender, trüber Lebenserfahrung und kalt durchgeführter, unerschütterlicher Willensbethätigung im gleichen Bette neben einander herströmten. Anna Amalia hatte Unerträgliches in jungen Jahren durchgemacht, ihr angeborenes Capital an Lebensfreudigkeit aber unvermindert erhalten. Carl August's Erziehung war ihr Werk. Sie blieb die eigentliche letzte Instanz in Weimar so lange sie lebte. Sie hielt die Charaktere in Schranken und flößte den Respect und das Vertrauen in inniger Verbindung ein, deren es bei den gewaltsam elementaren Naturen bedurfte, die ihrem Einflusse dort anheimgegeben waren. Das Wenige aber, das uns von sichtbaren Zeichen ihrer stillen Macht bekannt ist, zeigt nur einzelne Momente ihrer Existenz.

Der Urgrund ihrer Denkungsart war Anerkennung der menschlichen Freiheit, und zwar, da mit solcher Gesinnung fürstlicher Personen damals in Deutschland kaum Mißbrauch getrieben werden konnte, im weitesten Umfange. Als im Verlaufe der französischen Revolution die Mehrzahl der früheren Bewunderer des französischen Volkes bedenklich wurde und abfiel, als Klopstock bekehrt war und auch Wieland nichts mehr von der souveränen Nationalversammlung wissen wollte, hielt Anna Amalia an ihr fest. Sie gab ihre Vorliebe für Frankreich nicht sogleich auf. Ferner: offenbar wollte sie Allem gegenüber, was von Weimar aus nach Carl August's Eintritt in die Souveränität officiell geschah, absichtlich Privatperson sein. Es sollte kein Licht auf sie fallen. In der Fülle Goethe'scher Briefe, die alles in Weimar Geschehende wenn nicht alltäglich, so doch allwöchentlich zu erschöpfen scheinen, als sei er ein Gärtner, der von sich entwickelnden Blüthen und Früchten auch nicht das Geringste außer Augen und unbeachtet läßt, wie Jemand, der in einem ununterbrochenen Erntegeschäft begriffen ist —: in all' diesen Briefen finden wir nur wenig aus dem geistigen Bezirke der Herzogin Anna Amalia. Einmal aber dann spricht Goethe sich energisch über die Herzogin-Mutter aus, zusammenfassend, was Weimar dieser Frau verdankte: in der Vorrede zu „Winckelmann und sein Jahrhundert", das er der Fürstin widmete. Hier tritt Goethe, wie so oft beinahe, ohne daß wir es merken, als Historiker ersten Ranges ein. Anna Amalia wird als die Schöpferin des weimarischen Wesens

angeredet, als seien die ihr gewidmeten Sätze dazu bestimmt, in Bronce eingegraben zu werden. Goethe sagt: „Ohne Ruhmredigkeit darf man des in einem beschränkten Kreise nach innen und außen gewirkten Guten gedenken, wovon das Augenfällige schon die Bewunderung des Beobachters erregen muß, die immer höher steigen würde, wenn sich ein Unterrichteter das Werden und Wachsen darzustellen bemühte.

„Nicht auf Besitz, sondern auf Wirkung war es abgesehen, und um so mehr verdient die höhere Cultur dieses Landes einen Annalisten, je mehr sich gar manches früher lebendig und thätig zeigte, wovon die sichtbaren Spuren schon verloschen sind.

„Mögen Ew. Durchlaucht, im Bewußtsein anfänglicher Stiftung und fortgesetzter Mitwirkung, zu jenem eigenen Familienglück, einem hohen und gesunden Alter gelangen, und noch spät einer glänzenden Epoche genießen, die sich jetzt für unseren Kreis eröffnet, in welcher alles vorhandene Gute noch immer gemehrt, in sich verknüpft, befestigt, gesteigert und der Nachwelt überliefert werden soll."

Goethe drückt sich in der feierlichen Sprache aus, die ihm allmählich zur Natur wurde. Er war sich der Tragweite jedes der hier gebrauchten Worte bewußt. Diese scheinbaren Redensarten sind bis zum Rande voll von echtem Inhalte. Und nun: das ist gesagt, als wäre es heute der Großherzogin Sophie in einer ihr Wirken überschauenden Buchwidmung ausgesprochen worden! Freilich schrieb Goethe diese Worte vier Jahre vor dem Tode Anna Amalia's und vor der Schlacht von Jena, durch die das von ihm geträumte Herrliche und Gute für immer in der Entwicklung gehemmt zu sein schien; wenden wir aber die Blicke auf die späteren Jahre und auf das gesammte sich heute nun vollendende Jahrhundert, so hat Goethe doch Recht gehabt. Anna Amalia war die „anfängliche Stifterin", und in der Großherzogin Sophie wurde von der Vorsehung die Frau in die sächsischen Lande geleitet, die das von Anna Amalia einst Gewollte und Gewirkte an ihrer Stelle neu verstand, belebte und neu begründete. Abermals nun könnte ein frischer Aufwuchs dessen heute vorausgesagt werden, was Goethe zu Folge „ein Unterrichteter darzustellen bemüht sein sollte". Denn wie Fürsten, deren Charakter negativ angelegt ist, an ihrer von allen Seiten sichtbaren Stelle größeres Unheil anrichten als andere Menschen, so verbreiten sie, wenn vielmehr das Positive ihres Thuns und Denkens hervortritt, weiter reichenden Segen als anderen Sterblichen gestattet ist. Ein auf dem Boden angezündetes Feuer erwärmt und beleuchtet nur die Nächsten, die auf einem Thurme sich erhebende leuchtende Flamme bewahrt, in weitem Umkreise sichtbar, die Schiffer vor Untergang und zeigt ihnen die Wege. Wie viel hat die Großherzogin Sophie gethan, das sie von der Höhe herab so sichtbar werden ließ. Und zwischen ihr und Anna Amalia haben in gleichem Bestreben, in ihrem Umkreise eine jede, die beiden Fürstinnen Luise und Maria Paulowna gewaltet.

Anna Amalia's innere Kraft, ihre Gabe, die rechten Männer zu finden, ihr wirkendes Beispiel, ihre Theilnahme an bildender Kunst, Musik, Dichtung und Gelehrsamkeit und hoher Politik, fünf Elemente, die in einander verwoben wurden, lassen sich abgetrennt von Carl August's staatsmännischem Walten

für sich betrachten: sie bildeten den eigentlichen Grund und Boden, auf dem das Goethe-Schiller-Archiv heute als symbolisches Gesammtmonument der regierenden Familie sich erhebt. Carl August war, so betrachtet, nur der Erbe ihrer Bestrebungen, ihres ästhetischen Feingefühles und festen Willens. Dieselbe Mischung zarten Verständnisses und rücksichtslos regierenden Eingreifens zeigt sein Charakter: Carl August setzte die geistig-praktische Thätigkeit der Mutter sein Leben lang doch nur fort. Neben ihm waltete die Herzogin Luise, die mehr im Sinne der Hausfrau Sichwiderstrebendes verband und milderte, immer aber innerhalb des Kreises der großartigen Naturen, von denen sie umgeben war, ihre Stellung wahrte. 1806, als der Herzog, ihr Gemahl, flüchten mußte, und Anna Amalia nach Eisenach sich zurückzog, trat sie in Weimar allein Napoleon entgegen. An ihr Urtheil dachte Goethe bei seinen Weimaraner Werken. Ihr huldigte Herder. Sie beschützte und förderte Schiller. Weniger Saiten tönten bei ihr als bei Anna Amalia, aber sie gaben vielleicht noch volleren Ton an. Was diese drei Naturen einst als die Urmelodie des Weimarischen Lebens angegeben haben, blieb lebendig und hat bis auf heute fortgetönt. Man durfte wohl sagen, die Kaiserin Augusta, Luisens Enkelin, habe ein Stück Weimar nach Berlin mit fortgenommen. Eine ganz besondere Vereinigung von ästhetischem Genusse mit kühl eingreifender, aber still wirkender Energie erfüllte die Kaiserin. Die Kaiserin Augusta empfand sofort, wenn im wechselnden Gedränge der allgemeinen Interessen, das sie umgab, Einzelheiten sich emporhoben, welchen Personen oder Angelegenheiten eine vitale Wichtigkeit innewohnte. Da griff sie zu und ließ sich nicht dreinreden. Man durfte ihrer sicher sein. Ohne Anna Amalia und Carl August und die Herzogin Luise kann auch diese Fürstin nicht beurtheilt werden.

In dies feste Weimarische Dasein also, das mit Goethe's Eintritt begann, das in Zeiten sich bildete, die weder Eisenbahnen noch Telegraphen, noch sogar Meinung machende Zeitungen besaßen, sah sich, lange Jahre nach jenen anfänglichen Menschen und Ereignissen, als junge, fremde Prinzessin die Großherzogin Sophie hineinversetzt. Ihrem Charakter nach war sie in neuer Gestalt durch die gleiche Mischung von Idealität und beharrlichem Willen Anna Amalia ähnlich, aber keine Wiederholung doch der Freundin und Beschützerin Goethe's, sondern erscheint so verschieden von ihr wie das 18. Jahrhundert vom 19. Anna Amalia's französische Bildung beruhte auf Voltaire, die der Großherzogin Sophie auf der französischen Literatur unserer Tage. Sie war eine Bürgerin unseres Jahrhunderts. Ein Autor, den sie mit Vorliebe las, war Taine, mit dessen Hülfe die heutige Weltanschauung des französischen (vielleicht auch englischen) Publicums sich leichter versteht. Taine gehört zu denen, die das scheinbar Auseinanderfallende der heutigen Zeit auf organische, nothwendige Entwicklung zurückführen und die elegante Leichtigkeit besitzen, die Probleme der Gegenwart in fließender Sprache uns verständlich zu machen, die wir auf der Bühne des Lebens mit aufzutreten haben. Doch rede ich davon ohne eigene Erfahrung. Ich habe die Großherzogin Sophie zu spät kennen gelernt, um zu wissen, wie sie aus den jüngeren Jahren in die vorgerückteren überging. Als ich zum ersten Male von ihr empfangen wurde —

in Lugano 1887 — war die die Bewegungen ihrer Zeit überblickende Fürstin mir gegenüber von dem erfüllt, was im Momente zu thun sei: mit den Papieren Goethe's, die angehäuft vor ihr lagen. Sie hatte den Beschluß gefaßt, diese Schätze für das deutsche Volk zu verwerthen. Sie gab aus den ihr zu Gebote stehenden großen Mitteln einen gewaltigen Theil schweigend freiwillig her, um diesen ihren Gedanken zur Existenz zu verhelfen. Was sie that, und wie sie es that, wird noch oft der Gegenstand panegyrischer Reden sein, die an den Gedenktagen des Goethe-Schiller-Archivs für den Rest unseres Jahrhunderts wie im folgenden zu erwarten sind, und die zu halten es uns immer von Neuem drängen wird. Denn wo Ruhm erworben ist, muß er anerkannt werden. Wir müssen uns die veraltete „schweigende Bewunderung" abgewöhnen.

Jeder weiß, welch' ein Ereigniß seiner Zeit der Tod Goethe's für Deutschland gewesen war. Wir kamen uns verwaist vor. Viele erhalten gebliebene Briefe von Zeitgenossen drücken dies Gefühl in beweglichen Worten aus. Darin aber unterschieden jene Zeiten sich von den unseren, daß der allgemeine Ruf nach einem Denkmale für Goethe damals nicht etwa plötzlich ausbrach. Weder ein Aufruf wurde erlassen noch ein Comité bildete sich, noch Sammlungen für ein Monument wurden veranstaltet. Während Goethe's letzter Jahre hatte die Absicht, ihm in Frankfurt eine Statue zu setzen, viele Kreise bewegt; die späteren Statuen aber entstanden mehr zufällig. Das gemeinsame Gefühl Goethe gegenüber, das uns heute bewegt, ist ganz modernen Ursprunges: dieses Gefühl actuell zu machen, war das Verdienst der Großherzogin Sophie. Goethe's Schriften, seiner geistigen Existenz gleichsam, ein monumentales Haus zu errichten, wo diese kostbaren Papiere als Weltbesitz sichere Ruhe fänden und zugleich allen Völkern zugänglich wären, war ein allerneuester Gedanke. Einer, der ohne den Willen der Großherzogin von Sachsen auch heute vielleicht noch nicht gefaßt worden wäre. Freilich, sobald Gedanken hoher Art heute auftauchen und, wie oft geschieht, rasch zur Ausführung gelangen, ist es, als ob Jeder sie gehabt, Jeder an ihrer Verwirklichung Theil genommen habe, und daß ein Einzelner zuerst hier eintrat, ist vergessen oder wird für Zufall und gleichgültig angesehen. Es liegt in den Völkern heute, so zu denken. Der Großherzogin Sophie aber soll, was sie in dem über Weimar thronenden Goethe-Schiller-Archive erbaut hat, unvergessen sein. Außer der Inschrift, welche ihren Namen trägt — (ich denke: „Den Werken Goethe's und Schiller's die Großherzogin Sophie von Sachsen" wäre das Einfachste) — sollte eine Statue ihres Namens das Innere des Hauses schmücken. Ihre und auch die der Herzogin Anna Amalia, zur Erinnerung an beide Fürstinnen, die über ihren Tod hinaus sichtbar geblieben sind und bleiben werden.

Ich will, um klar zu machen, was ich mit „Statue" hier meine, die der Kaiserin Augusta beschreiben, welche dieser in Coblenz vor einigen Jahren errichtet worden ist.

Es gibt einen historischen Typus für fürstliche Frauen, an frühester Stelle vielleicht in der sitzenden Gestalt der Mutter Alexander's des Großen auftauchend, die in dem kaum zugänglichen Museum des Fürsten Torlonia steht. Ihm entsprang die Statue der Agrippina, die in verschiedenen Wiederholungen heute

sichtbar, das edelste Kunstwerk ist, das die julischen ersten Kaiserzeiten hervorgebracht haben. In einer gewissen Anlehnung an diese hat der Karlsruher Bildhauer Moest die sitzende Statue der Kaiserin Augusta geschaffen, die Karlsruhe, Coblenz und Deutschland zur Ehre gereicht.

Die Kaiserin sitzt in völliger Ruhe auf einem niederen Sessel, dessen Lehne nicht zu den Schultern hinauf reicht. Beide Arme stützen sich auf dessen Seitenlehnen. Das Haupt scheint sich zu neigen, weil es ein Diadem trägt, von dem über die Schultern bis zur Brust herab Schleier hängen; auch das Hinterhaupt trägt einen Schleier, der tiefer herabreicht und auf die ruhenden Arme fällt. Dies Verschleierte, das aber keine Umhüllung ist, sondern die Haltung deutlich erkennen läßt, deutet an, daß die Kaiserin nicht mehr lebt. Das schwere Gewand, das die untere Gestalt in sich theilenden Falten umgibt, verleiht der Umhüllung der Schultern etwas Leichtes.

Das sich leise vorneigende Antlitz gewährt die Aehnlichkeit der Kaiserin in ihren letzten Jahren, zu einer Blüthe weiblicher Schönheit erhoben, die Jugend und Alter verbindet. Wir empfangen das Gefühl ihrer Gegenwart, wie wir sie kannten, und ihres Dahinganges zu gleicher Zeit. Sie blickt weit vor sich hinaus; das Diadem scheint sie sanft zu drücken, aber nicht zu belasten. Sprechender noch als ihr Mund sind ihre Hände. Den einen Arm, dessen Ellenbogen auf der Lehne des Sessels ruht, hebt sie empor; man weiß nicht, möchte sie ihn noch weiter erheben, oder sinkt er schon wieder. Die Finger dieser Hand bewegen sich, als drückte sie Gedanken mit dieser Bewegung aus. Der andere Arm liegt auf der Lehne des Sessels flach auf und die Hand fällt über dessen Abschluß frei vorn über, auch sie in leise bewegten Fingern.

Dieses Bild der Kaiserin ist zu zart durchgeführt, um in freier Luft stehen zu dürfen. Die Statue gehörte in das gedämpftere Licht eines Saales. Auf ein sich wenig vom Boden erhebendes Postament ohne Schmuck. Man müßte nahe hinzu treten dürfen. Es gibt Marmorwerke, denen die freie Luft zu scharfe Beleuchtung gibt.

Die Kaiserin Augusta bewahrte stets ihre fürstliche Haltung, und es lag nichts Zufälliges in ihren Bewegungen: auch das ist vom Künstler ausgedrückt worden. Die Statue wurde 1896 in Coblenz in den von der Kaiserin dort am Rheinufer geschaffenen Gartenanlagen aufgestellt.

In diesem Sinne, denke ich mir, sei die Statue der Großherzogin Sophie von Sachsen, in einem der Säle des Goethe-Schiller-Archivs aufzustellen. Es müßte aber eine Arbeit sein, die ein Künstler still für sich und aus sich vollendete. Welche eindringender Beobachtung immer noch neue geistige Entdeckungen gewährte. Eins der Werke, das, wie die Agrippina, auch in Zeiten noch auf die Phantasie des Betrachtenden wirkte, welchem alle persönliche Erinnerung lange, lange entschwunden wäre.

III.

Die Großherzogin Sophie war keine deutsche Prinzeß. Sie sprach französisch doch lieber als deutsch. Sie stand zur deutschen Sprache vielleicht etwa wie Friedrich der Große stand. Vielleicht auch wie Anna Amalia.

Alle die edelsten Eigenschaften der deutschen Natur aber waren ihr schon aus dem Blute ihrer Familie her eigen, und sie wußte sie zu schätzen. Sie besaß das Weltbürgerthum, das dem alten Goethe zum Vorwurf gemacht worden ist. Die Völker des zwanzigsten Jahrhunderts werden dies an ihr einst zu verehren wissen. Denn Zeiten deutschen Weltbürgerthums erwarten uns, und wir bereiten uns auf sie vor. Die deutsche Sprache wird noch viel Fremdwörter zu schlucken haben, um zu dem Idiom sich zu gestalten, in dem zukünftige Generationen einmal ihre Gedanken am verständlichsten aussprechen werden. Das vom Persönlichen Unabhängige der Gründung des Goethe-Schiller-Archivs wird dann erst in vollem Umfange hervortreten.

Ich glaube heute an gewisse zukünftige Unternehmungen auf dem Gebiete geistiger Arbeit. Geht es meinen Wünschen nach, so wird das Weimarische Goethe-Schiller-Archiv für die nächste Generation unseres Volkes die Heimstätte des Deutschen Wörterbuches, das in Berlin nicht aufsprießen kann.

Ueber dies zukünftige Deutsche Wörterbuch als nothwendige Folge der Goethe-Ausgabe und des Goethe-Schiller-Archivs hatte ich mit der Großherzogin noch einmal sprechen zu dürfen gehofft.

Bekannt ist, wie wenig die Gebrüder Grimm Goethe's Werke einst ausnutzen konnten. Ueber die Hälfte dessen, was heute gedruckt vorliegt, war ihnen noch verschlossen. Ueberall wird das Unzureichende ihres vor nun fünfzig Jahren begonnenen Deutschen Wörterbuches empfunden. Ihnen selbst würde man durch eine neue Unternehmung hohe Ehre erweisen. Man schritte ja nur auf dem von ihnen zuerst eingeschlagenen Wege weiter. Um sofort räumlich zu erkennen, wie sehr ihre Unternehmung hinter der neu zu beginnenden zurücksteht, vergleiche man äußerlich den Betrag der Goethe'schen Sprachdenkmale, der vor sechzig Jahren sich darbot, mit dem heutigen. Und mit demselben Maße messe man das jener Zeit im Allgemeinen gedruckt Vorliegende gegenüber dem heute Publicirten! Und auch das erwägen wir: Jacob und Wilhelm Grimm gingen von gothischen, altdeutschen, mittelhochdeutschen Formen aus. Das Deutsch des Luther-Zeitalters war ihnen nur ein Uebergang zum Modernen. Mit dieser Aufstellung der Aufgabe muß bei der neuen Arbeit gebrochen werden: auszugehen ist von dem Deutsch, das heute gesprochen wird, und selbst Goethe, Schiller und Herder wären in die Vergangenheit zu setzen, wenn Goethe als Sprachgewaltiger nicht immer noch der Herrscher des neuesten Tages, und, seine Sprache zu fixiren, trotzdem einstweilen unsere Aufgabe wäre. Dies würde des Goethe-Schiller-Archivs vornehmstes Amt heute sein, neben dem was es übrigens zu leisten hat.

Das Weimarische Goethe-Schiller-Archiv ist keine Stätte, wo gelehrt wird, sondern ein Ort, wo der Einzelne, mag er kommen, woher er will, sich aus eigener Veranlassung allein belehrt; keine Schule, wo feste Sätze dem Gedächtnisse eingeprägt werden, keine Universität, wo Lehrer Zuhörern ihren wissenschaftlichen Reichthum vortragen, keine Akademie, wo Gelehrte sich ihre Gedanken mittheilen. Wer in das Goethe-Schiller-Archiv als Arbeitender eintritt, muß wissen was er vorhat, und empfängt nur zum Studium was er verlangt. Das Haus ist der stillen Arbeit des deutschen Volkes geweiht, das seinen

eignen geistigen Reichthum kennen lernen will. Goethe's, Herder's und Schiller's Werke, die sichtbar die Mitte des hier zu vollbringenden Thuns darbieten, hängen mit Allem zusammen, was übrigens als geistige Production Deutschlands in Betracht gezogen werden kann. Goethe war unser größter Dichter, ist aber auch einer unserer größten Gelehrten gewesen. Herder war Theologe und Historiker, Schiller Dichter, Philosoph und Historiker. Die hieraus fließenden Folgerungen sind noch nicht gezogen. Aber um etwas Anderes noch handelt es sich bei ihren Schriften. Es beginnt heute langsam hervorzutreten, daß die bloße Form einer geistigen Arbeit für diese sehr wichtig sei. Daß nur die Schönheit der Sprache, in der sie geschrieben sind, weil ihr Inhaber darauf Werth legt, gut zu schreiben, Werke des Geistes durch die Jahrhunderte heil hindurch trägt. Ich verfolge dies hier jetzt nicht weiter, denn diese Beobachtung, auf die Ranke mich im Gespräche vor langen Jahren einmal hinwies, würde sehr eindringlicher, beweisführender Darlegung bedürfen, spreche als ihren Schluß aber aus: es werde in Zukunft das Goethe-Schiller-Archiv nicht bloß der Literaturgeschichte geweiht sein dürfen, sondern im Sinne höherer allgemeinerer geistiger Arbeit sich auszudehnen haben. Das Goethe-Schiller-Archiv wird einst eine Schule ohne Lehrer, eine Universität ohne Vorlesungen, eine Akademie ohne Gelehrte sein. Jeder der dort Arbeitenden wird auf dem Werthe beruhen, den er sich selbst beilegen zu dürfen glaubt. Als Anfang für diese Bestimmung des Archivs sehe ich die beginnenden Sammlungen von Material jeder Art an, welche, von der Großherzogin Sophie mit Aufwendung beträchtlicher Summen angelegt, heute schon aus freiwilliger Beisteuer ihr Wachsthum ziehen. Nicht sehr langer Zeit wird es bedürfen, daß Weimar eine vollständige Sammlung aller Goethe'schen Manuscripte bietet, indem das, was man nicht in Natur besitzt, in Photographien vorliegt. Ohne die Einsicht des Goethe'schen Nachlasses zu Weimar werden Goethe'sche Texte sehr bald überhaupt nicht mehr herausgegeben werden. Viele Arbeiten über deutsche Literaturgeschichte werden in Weimar allein ausgeführt oder doch dort allein vollendet werden können.

Ich habe nie Gelegenheit gefunden, mit der Großherzogin über diese Dinge zu sprechen, so sehr sie mir am Herzen lagen. Die Gespräche mit ihr hatten stets ein gegebenes festes Ziel. Man empfand, daß sie in ununterbrochener innerer Arbeit begriffen war, bei der es sich neben den geistigen Zielen um die Möglichkeit der praktischen Ausführung nach Maßgabe der gegebenen Mittel handelte. Wie sie hierfür zu brauchen seien, danach unterschied sie die Menschen. Sie merkte Jedem an, wie weit er ernsthafte Absichten und Kräfte habe. Sie nahm in diesen Gesprächen bei Weitem mehr auf als sie gab, das heißt, ließ sich lieber berichten, als daß sie urtheilte. Ihr Urtheil aber behielt sie sich vor. Es lag etwas energisch Hartes in ihrer Art. Nicht hart im Sinne von abstoßend, sondern im Sinne von fest. Sie gab trocken zu erkennen, was sie denke. Auch die Kaiserin Augusta war immer geistig in Arbeit, auch sie suchte sich zu belehren und stellte intensive Fragen: in ihrem Urtheile aber bequemte sie sich, scheinbar vielleicht, der Meinung dessen eher an, der mit ihr sprach. Die Kaiserin Augusta würde vielleicht auch ein Archiv für Goethe und Schiller

erbaut haben, wie Kaiser Wilhelm für Cornelius' Werke — und nur um dieser willen — die Nationalgalerie erbaut hat; allein aus eigener Entschließung und ohne fremden Anstoß wären beide kaum vorgegangen; die Großherzogin von Sachsen dagegen faßte den Gedanken ihrer Stiftung mit sich allein und führte ihn bis auf das Letzte aus eigensten Gedanken durch.

Die Großherzogin Sophie hatte keineswegs im Sinne, ein Goethe-Wörterbuch als Abschluß ihrer Ausgabe von Goethe's Werken anzuhängen. Herr von Loeper vielmehr sollte Goethe's Leben dafür liefern, ich Goethe im Verhältniß zu den bildenden Künsten darstellen. Das war verabredet, beschlossen und zugesagt. Loeper's Tod nahm die erste Hälfte dieses Planes fort. Ich selbst schob meine Arbeit hinaus, die mit den fortlaufenden Veröffentlichungen Goethe'scher Papiere immer schwieriger wurde. Dagegen ein Wörterbuch der Sprache Goethe's hätte die Hohe Frau doch wohl in natürlichem Wechsel an die Stelle des früher Beabsichtigten treten lassen. Ich vermag, scheint mir, zu ermessen, wie weit der Gedankenvorrath Goethe's in den Besitz der Sprache des Volkes übergegangen sei: ich weiß aber auch, wie gering immer noch bei uns die Bekanntschaft mit dem gewaltigen Vorrathe ist, den seine Schriften bilden. Es kann mir nicht verdacht werden, wenn ich auf das hinweise, was Frucht bringen wird. Von vielen Seiten wird vom Niedergange der deutschen Sprache neuerdings gesprochen: die Ursachen dieser Erscheinung liegen offen da. Während die anderen Nationen sich abmühen, ihre sprachlichen Schätze aufzuschließen, während in Frankreich, England unter Theilnahme des Staates und des Volkes Wörterbücher der Muttersprache entstehen, geschieht bei uns nicht das, was geschehen könnte und sollte und müßte. Nicht um überhastete Herstellung durch bezahlte Kräfte zweiten Ranges, sowie um sofortigen Druck eines rasch sich vollendenden Werkes, das die unverzügliche Bewilligung von Geldmitteln verlangt, würde es sich handeln, sondern für die vielleicht ersten zehn Jahre nur um freiwillige, grundlegende Vorarbeiten von Seiten Derer, die sicherlich für dies Deutsche Wörterbuch, das heimathlos im eigenen Vaterlande ist, allmählich eintreten werden. Goethe selbst wollte mit Schiller und Voß ein Deutsches Wörterbuch einst unternehmen, und es wäre vielleicht ohne Vossens Fortgang von Jena nach Heidelberg zu Stande gekommen. Begonnen aber könnte werden mit dem was Goethe's, Schiller's und Herder's Sprache bietet. Bei dieser Arbeit würden sich die Erfahrungen bilden und die Männer für das umfangreichere Werk finden.

Das Goethe-Schiller-Herder-Lexikon (ich werde weiterhin nur Goethe-Wörterbuch sagen) würde außer dem Wortvorrathe zugleich die Gedanken der Dichter enthalten. Längst lassen diese sich nicht mehr übersehen, da besonders Goethe eine ununterbrochene tägliche, ja stündliche Production von Gedanken darbietet, die sich bei ihm nicht zu einer systematischen Philosophie zusammenschließen, sondern nur den idealen Inhalt einer Persönlichkeit ausmachen, der kein Gebiet verschlossen war, in das unser Denken und Beobachten sich wagt. Von den gemeinsten menschlichen Lebensäußerungen bis zum Geistigen in seiner höchsten Potenz umfaßte Goethe das unseren Gedanken Erreichbare und sprach es aus, und zwar ist er gleichzeitig in allen Theilen des ganzen Be-

reiches zu Hause gewesen. Diese Fülle ganz zu umfassen, wird dann erst möglich sein, wenn alles Gedruckte und Geschriebene, zumal die Correspondenz, vollständig vorliegt. Es lag in Goethe's Natur, bei sogar banalen Gelegenheiten Allgemeinmenschliches als wirksam zu erblicken und diese Wirkung in Gedanken zu fassen. Ich glaube seine Briefe genau zu kennen und entdecke doch bei jeder neuen Lectüre in neuen Beispielen zuwachsende Aussprüche, welche Ausflüsse seiner Weltanschauung und seiner Gabe sind, Alles aufzunehmen und alles Brauchbare sich anzueignen, als sei es sein uranfängliches Eigenthum. Darin lag der bleibende Werth der Gespräche mit ihm: sie erhoben sich alsbald zu philosophischer Betrachtung des zufällig sich Darbietenden. Wie sollen diese Goldkörner gesammelt und ausgemünzt werden? Der späteren Zeit wird es gelingen, Goethe's Persönlichkeit aus ihnen zu entwickeln, die Gegenwart hat das Vorhandene vorderhand nur festzustellen. Das Goethe-Lexikon wird einstweilen eine rohe Hülfe, aber die einzige gewähren. Es reißt die Gedanken vorläufig einmal aus ihrem, sie oft versteckenden Zusammenhange heraus.

In diesem Sinne muß für die Deutung der Worte und Wendungen das Erklärende aus Goethe's Bänden gesammelt werden. Es wird sich zeigen, daß eine nach Worten geordnete Sammlung heute das allein mögliche Mittel sei, uns zum Bewußtsein zu bringen, was wir in Goethe's Werken besitzen. Wenn wir die formulirten Gedanken von vielen Seiten her in Vergleich bringen, wird der Wortsinn in vielen Fällen erst sich erschließen. Ich wiederhole, daß bei der Sammlung der reinen Worte einstweilen von etwas Anderem, als nur von centralisirten Vorarbeiten die Rede nicht sein kann. Ich hege die Erwartung, daß sich in den nächsten Jahren eine Gesellschaft bilden wird, welche, von dem Gefühle der Nothwendigkeit dieses Beginnens erfüllt, unter der Leitung besonders eifriger Mitglieder in demselben Sinne etwa hier zu arbeiten anfangen wird, in welchem sich Gesellschaften zu naturwissenschaftlichen oder volkswirthschaftlichen Zwecken vereinigen. Dazu bedarf es allerdings einer gewissen Höhe der Anschauung.

Das Nächste wird vielleicht sein, daß die, denen die Sache am meisten am Herzen liegt, eine Zusammenkunft verabreden, das Vorhandene in Betrachtung nehmen und darüber sich klar werden, was zunächst zu thun sei. Dieser erste Schritt würde auch die Folge haben, daß man sich über Vieles außerdem aussprächе, was die Deutsche Sprache als Gegenstand des Studiums und des Unterrichtes betrifft. Alle Gebildeten wohl durchdringt heute die Ueberzeugung, daß bei der Erziehung der künftigen Generationen von der Kenntniß Goethe's zumeist auszugehen sei. Daß er wie Homer, die Tragiker, Plato und die an diese Namen sich anschließenden Dichter und Denker anderer Völker im Sinne des allgemeinen Fortschrittes für die Deutschen ausgenutzt werden müsse.

IV.

Es wäre nicht richtig, das, was die verewigte Fürstin durch die Erbauung des Goethe-Schiller-Archivs geleistet hat, als die mit bewußtem Willen hervorgerufene Frucht einer in Deutschland aus eignem Drange längst schon vorrückenden geistigen Reife zu bezeichnen. Ohne die sich auf-

drängende Gelegenheit hätte auch die Großherzogin Sophie vielleicht nichts in der Richtung gethan, die sie erst in vorgerückteren Jahren einschlug: es mußte ihr, ehe sie handelte, das Vermächtniß des letzten Goethe'schen Enkels vor die Füße gelegt werden. Der Werth des Objects legte ihr eine Pflicht auf; der Ueberblick dessen, was hier zu thun sei, erzeugte den Entschluß in ihr, zu thun, was sie gethan hat. In Loeper und Scherer fand sie die richtigen Leute für ihre Absichten. Loeper, nur ein Talent, aber eine bedeutende Arbeitskraft, empfing die ihm gebührende Stellung; Scherer, eine geniale und, wie alle genialen Geister, einseitige Natur, ward sofort von ihr erkannt. Ohne Scherer, der jeden Widerstand verachtete, würde sie vielleicht nicht so energisch vorgegangen sein. Ich meinestheils wäre auf die Länge mit Scherer vielleicht nicht ausgekommen, der rücksichtslos handelte: für die Großherzogin konnte ein besserer Minister der Goethe'schen Angelegenheiten aber nicht gefunden werden. Scherer war erfüllt von weitertragenden Gedanken und wußte Leute zweiter Kraft heran zu ziehen und zu benutzen. Mit Scherer und Treitschke aber, die in jungen Jahren plötzlich starben, sind die letzten Vertreter der blühenden deutschen Sprache fortgegangen, und ihre Nachfolger, die gewiß nicht fehlen, werden sich doch erst noch zu legitimiren haben. Wilhelm Scherer war bei seinem Abscheiden noch in aufsteigender Linie. Seine Energie hätte ihn nach immer größeren Aufgaben greifen lassen: alle deutschem Erdreiche entwachsend, wie es nicht anders sein konnte, und durch ihre sofortige Wirkung den etwanigen Schaden ausgleichend, der immer langsam entsteht, wenn zu viel talentvolle jüngere Arbeiter in das gleiche Gespann genöthigt und in der gleichen Richtung vorgetrieben werden. Wohin Scherer die Augen richtete, entdeckte er Stellen, die zu bearbeiten waren, und bald fand er auch Die heraus, denen gerade diese Arbeit wie angepaßt war. Ich habe vor zwölf Jahren, als Scherer starb, ihn zu schildern gesucht: da erscheint er frischer und jünger als jetzt, wo ich die Jahre seines Nichtmehrdaseins stillschweigend ihm zurechne und ihn als älteren, erfahrenen Mann in Rechnung bringe, der er doch erst geworden wäre. Ich glaube, das Jugendliche wäre ihm treu geblieben. Unter Wilhelm Scherer's Leitung würde die Goethe-Ausgabe der Großherzogin rascher und in gedrängteren Bänden fortgeschritten sein. Die Großherzogin Sophie verlangte sichtbaren Fortschritt der „Unternehmung". Sie hatte auch den buchhändlerischen Erfolg im Auge; denn obgleich sie die Herstellung der vielen Bände aus eigenen Mitteln durchaus bestritt, wandte sie den Erlös des Verkaufes doch nicht dem Ersatz dieser Auslagen, sondern der Kasse zu, aus der weitere Erwerbungen für das Archiv bezahlt wurden. Scherer verstand alles Geschäftliche aus dem Grunde. Er wußte mit den Charaktern wohl auszukommen, denen er begegnete. Er arbeitete rasch und genau. Er wußte darzustellen. Er besaß die Erfahrungen des Wiener Journalismus, die er mit den Forderungen der mürrischen exacten Schule liebenswürdig zu vereinigen verstand. Wie sehr die Großherzogin ihn zu schätzen wußte, seinen Verlust empfand, weiß ich aus ihren Aeußerungen.

Unter Scherer's Einflusse aber hätte sich später vielleicht das schulmäßig Gelehrte vorgedrängt. Ich habe für die Zukunft vielmehr den aus eigenem Drange eintretenden Arbeiter im Auge. Diese auf sich beruhenden Leute ziehe ich noch einmal in Betracht. Jeder ist auf sich beschränkt. Man wird sich in Weimar treffen, aber wird seine eignen Zwecke verfolgen. Es werden mit den Fortschritten Deutschlands im Weltverkehre immer mehr Ausländer Weimar besuchen, mehr oder weniger tiefgehenden Absichten zu Liebe. Ich habe vielfach Bewohner anderer Welttheile unter meinen Zuhörern gehabt und lieb gewonnen, und sie mit Ehrfurcht vor deutscher Geistesarbeit erfüllt gefunden. In unserer Literatur beginnt besonders Nordamerika eine immer breitere Rolle zu spielen, und was Asien anlangt, erwarte ich den Tag, wo Faust ins Japanische und ins Chinesische übertragen vorliegt[1]), als einen der schönsten Augenblicke deutscher Machtentwicklung. Faust ist ein Band, das die Nationen verbindet. Ausländische Studenten verlangen in Berlin den Faust erklärt zu hören. Er enthält die Gedanken, die zu verstehen es nur der einen Bedingung bedarf, daß man ein Mensch sei, „der strebend sich bemüht". Das Verständniß des letzten Theiles des Faust ist ein Verbrüderungszeichen der höheren Bestandtheile der heutigen Erdenbewohner. Jeder Deutsche wird einst wissen, daß Deutschland seine Einheit, seine Macht und die Erwartung einer gedeihlichen Zukunft der geistigen Arbeit des Volkes verdankt, und das Goethe-Schiller-Archiv, wie es in Weimar sich nun erhebt, ist durch seine bloße Existenz der schönste Beweis des Gesagten. Es steht in der festen Bezeichnung seiner geistigen Ziele, sowie in dem einfachen Aufbaue seines Beamtenorganismus als eine Schöpfung neuer Art da, beruhend auf modernen Anschauungen und der Ausdehnung fähig im Sinne der heute hervortretenden Zukunftsgedanken. Denn die Ahnungen dessen, was sein wird, beherrschen uns heute. Ohne ein Goethe-Wörterbuch werden, sobald es einmal da ist, unsere literarischen Studien kaum denkbar sein.

Um dem Goethe-Schiller-Archive die Stellung zu geben, die ihm zukommt, muß in Weimar so viel deutsche Literatur unseres Jahrhunderts aufgehäuft werden, als erlangt werden kann. Es bedarf keiner umfangreichen plötzlichen Ankäufe, die Gelegenheit neuer Erwerbungen aber darf nicht versäumt werden. Geschenke, Vermächtnisse und Ankäufe, sowie Nachbildungen an anderer Stelle vorhandener Schriften müssen in seinen Besitz zusammenfließen. Eine Reihe von Nachlässen deutscher Dichter und Schriftsteller ist für das Goethe-Archiv bereits gewonnen worden, und weitere stehen in Aussicht. Dergleichen kann nur als Beginn aufzufassen sein. Die Großherzogin hat in ihrer Goethe-Politik für Weimar und für Deutschland den rechten Weg eingeschlagen.

V.

Die heutige Zeit ist die der Rechnungsabschlüsse. Plötzliches Zusammenbrechen wird den Bürgern des vorletzten Jahrhunderts vor Anno 2000 nichts

[1]) Uebertragungen einzelner Gedichte Goethe's ins Chinesische sind bereits in englisch-chinesischen Zeitungen von 1896 erschienen. Das Goethe-Schiller-Archiv hat mir dergleichen mitgetheilt.

Ungewohntes sein. Der Ruhmesbanquerot vieler historischen Größen innerhalb dieses Jahrhunderts wird eintreten, von denen heute noch gesprochen wird, als ob ihre Wirkung und Gestalt selber unzerstörbar sei. Um so fester werden diejenigen aber dann historisch begründet erscheinen, denen die große geistige Sintfluth den Boden nicht unter den Füßen weg zu spülen vermag. Das in sich fortwachsende Goethe-Archiv wird einst als die ideale Residenz derer dastehen, die unantastbar die deutsche Literatur unserer, dann in der Zukunft liegenden Vergangenheit repräsentiren.

Es wird sich vielleicht dann auch zeigen, daß außer der Inschrift, welche die Großherzogin Sophie als seine Gründerin nennt, und außer ihrer eigenen Statue als Herrin des Hauses, dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar noch etwas fehlt, das als architektonisch-geistiger Schmuck diesem Palaste nicht mangeln darf. Wir verlangen monumentale Bilder unserer großen Männer. Nicht wie das Licht ihrer einstigen Wohnungen und Arbeitsstuben sie zeigte, sondern wie sie, in Wind und Wetter oder Sonnenschein in freier Luft unerschüttert dastehend, der Zeit zu trotzen scheinen. Nicht wie sie waren, wollen wir sie sehen, denn die Generationen sind bald verstorben, welche Bildsäulen auf die Aehnlichkeit prüfen, sondern wie sie innerhalb der Volksphantasie sich erheben, müssen sie sichtbar sein. Es werden Zeiten kommen, denen Hut und Zopf und Krückstock bei Rauch's Friedrich dem Großen überflüssig erscheinen: die den siegreichen kraftvollen Helden sehen wollen, nicht den altersgebeugten Regenten, wie er in seinen letzten Jahren einherritt; und so wird auch bei Goethe weder das Hofkleid noch der Arbeitsrock einst die richtige Gewandung sein. Das Thronende, das Olympische, das seinen Mitlebenden schon als sein eigentliches Wesen hervortrat, muß seine Statue umschweben. Nur eine einzige Bildsäule Goethe's bringt es heute zum Ausdruck. Wie schön, würdig und architektonisch fast gefordert würde Steinhäuser's, jetzt im Museum zu Weimar in die Wand eingebaute colossale sitzende Marmorstatue Goethe's vor dem Goethe-Schiller-Archive in freier Luft ihre Stelle finden und, als Pendant zu ihr, eine sitzende Schiller-Statue, zu der Dannecker's wundervoller Kopf bereits den Anfang bildet. Denn dieser müßte zu ihr verwandt und die Statue in seinem Sinne, gleich der Goethe's von einfacher Gewandung umhüllt, aufragen. Das Haus, in den reinen Formen seiner würdigen Architektur gehalten, empfinge durch diese beiden Werke erst seine Vollendung.

Dies also gehörte noch zur Zukunft des Institutes. Sein Dasein könnte aber auch nach außen hin umfassendere Wirkung haben. Sammelstellen für die historische Betrachtung noch anderer Männer werden sich in Deutschland bilden. Im Geiste des Goethe-Schiller-Archivs wird die Wartburg vielleicht einst sich zu einem Luther-Archive gestalten, auf dem die reformatorische Bewegung des 16. Jahrhunderts ohne Lehre und Vorlesungen aus den Documenten still studirt werden könnte, einerlei ob Protestanten oder Katholiken sich da Belehrung holen. Luther und Goethe sind die beiden Schöpfer der deutschen Einheit. Ihre Sprache hat das Element gebildet, in welchem das deutsche Volk in zwei Jahrhunderten inne ward, daß es ein geistiges Ganzes sei. Auf thüringischem Boden haben Luther und Goethe gearbeitet. Auf der Wartburg entstand die Bibel-

übersetzung. Hier sollte vereinigt werden, was von Luther an Gedrucktem und Schriftlichem übrig ist. Die alte Einsamkeit umgibt die Burg noch heute. Denselben Duft der Wälder athmen wir dort ein, der Luther dort umwob. Bei unseren besten Gedanken ist es nicht gleichgültig, wo sie uns zuerst zufliegen. Im Gefühle dieser Wahrheit zieht die Jugend nach Italien und Griechenland, und jetzt schon wird, getrieben von dieser Sehnsucht, den Boden zu betreten, den einst die Sohlen unserer Edelsten berührt haben, nach Weimar und Eisenach gewallfahrtet. Und so könnte Nürnberg ein Archiv und Studienplatz für Dürer werden und Basel für Holbein. Man könnte sagen, jedes vom Staate verwaltete Archiv, jede Bibliothek leiste heute schon diese Dienste: das Eigenthümliche des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar und jener anderen Archive der Zukunft aber besteht in der Beschränkung auf einzelne Personen höchsten Werthes, die als dauernde Probleme der Geschichtsforschung erkannt worden sind. Als Directoren müßten da Leute angestellt werden, bei denen man sich auch brieflich Rath holte. Die Drucklegung des Wörterbuches könnte vielleicht zehn Jahre erst nach Anno 1900 beginnen: einstweilen würde ein Zettelkatalog aller von Goethe, Schiller und Herder gebrauchten Redewendungen genügen, zu dessen Anlage und Vervollständigung ganz Deutschland eingeladen würde. In Weimar ordnete man die eingehenden Beiträge und stellte denen, welche die Copialien tragen, Abschriften des Vorhandenen zur Verfügung. Viele Fragen höherer geistiger Natur, die bei Goethe und Schiller und Herder aufsteigen, werden, wenn der Wortzettelapparat des zukünftigen Weimarer Goethe-Schiller-Herder-Lexikons uns zu Gebote steht, sofort entweder Beantwortung oder zu ihrer Beantwortung vorgeebnete Wege finden. Ich erinnere mich aus meiner Kindheit, wie die Beschaffung des Materials für das Deutsche Wörterbuch Jacob und Wilhelm Grimm's als eine nationale Arbeit angesehen wurde, an der eine hohe Mannigfaltigkeit von Personen sich betheiligten. Niemand sah sich als ausgeschlossen, Jeder als berufen an, und sehr viel wurde so geleistet. Das Weimarer Goethe-Lexikon könnte aus ähnlicher freiwilliger Arbeit ebenso viel Hülfe ziehen. Auch an die Deutschen im Auslande richten sich diese Worte. Die Mitarbeiterschaft am Goethe-Wörterbuch wird für Manchen, der einsam in der Fremde sitzt, eine Freude sein. Unmittelbarer, nutzbringender Zusammenhang bietet sich so dar. Ausländer selbst sind hier berufen. Ich denke an meinen lieben F. G. Dellmer in Melbourne, der nur aus Liebe und Bewunderung unserer Dichtung zu uns herüberkam und an der fernen Küste seines Vaterlandes nun wieder der Tage gedenkt, wo er in Deutschland Goethe las. Ich denke an viele Andere, die Deutschland und Weimar selbst betreten haben, an Professor Griggs in Stanford University in Californien, der mir vor kurzem einen Inhaltsüberblick seiner Vorlesungen über Faust gesandt hat, so daß Lehrstunde für Lehrstunde zu erkennen ist, wie tiefeindringend er seinen californischen Studenten das größte Werk des größten deutschen Dichters erklärt. Viel Namen wären hier noch zu nennen!

Von Weimar ist dieser Segen über die Welt ausgegossen worden, und die Großherzogin Sophie hat der lebendigen Quelle die letzte edle Fassung gegeben. Daß überhaupt eine Quelle gefaßt sei, darauf kommt es an. Seit fünfzig

Jahren beschäftigen mich nun Goethe's Werke. Der Mühe erinnere ich mich, die es ehemals kostete, ihrer überhaupt theilhaftig zu werden. Cotta's gaben einzelne Bände gar nicht ab. Um die Italienische Reise zu erlangen, brauchte es einer langen Correspondenz, und schließlich wurde das Buch mir nur des Namens meines Vaters wegen verkauft. Das war in den vierziger Jahren. Zu der Zeit, wo die Ausgabe der Großherzogin Sophie zu erscheinen begann, waren Goethe's Werke bereits viel verbreiteter, denn längst durfte seit 1862 Jeder sie abdrucken; aber seit dem Erscheinen dieser schönsten Ausgabe erst hat die allgemeine Kenntniß der Werke Goethe's begonnen, die ein Zeichen der neuesten Zeit ist. Goethe's und Schiller's Werke dringen als Lectüre in Schichten der Bevölkerung jetzt ein, denen vor fünfzig Jahren der Name nur bekannt war. Die Reihe der Bände aber hat bereits etwas Beängstigendes. Das Goethe-Wörterbuch wird die scheinbar ungefüge Masse dieser Schriften uns bald völlig zu eigen geben. Es wäre ein Ruhm für Weimar und für die heimgegangene Fürstin, wenn ihr Name als mit diesem Unternehmen verbunden erschiene.

Amalie.

Eine Geschichte.

Von

Kaethe Schirmacher.

[Nachdruck untersagt.]

„Nein, nein, ihr liebt mich nicht, ihr alle nicht, auch Du nicht, Mutter," rief der junge Ludwig Werner und lief mit unstät langen Schritten in dem kahlen, peinlich sauberen Wohnzimmer seiner Mutter, der Frau Großkaufmannswittwe Elfine Werner, umher.

„Mein geliebter Sohn," rief Frau Werner vom Fenster aus, wohin sie sich gesetzt, um bei der fröstelnd kalten Herbsttemperatur noch einige der letzten Sonnenstrahlen zu erhaschen, welche durch die schmale Oeffnung fielen, „mein geliebter Sohn . . ."

Ludwig überhörte diese Worte: „Nein," rief er, seine hagere Jünglingsgestalt im eifrigen Umherschreiten erregt vorbeugend, „nein, alle Deine Kinder sind Dir lieber als ich — die beiden Brüder, weil sie Geld verdienen, die Schwester in Paris, weil sie Dir nicht zur Last fällt . . . Nur ich, der nichts einbringt, bin der Ausgestoßene, der herzlos Ausgestoßene, der selbst vom Mutterherzen grausam Ausgestoßene . . ." Der Ausdruck gefiel dem Jüngling so, daß er, ihn zu Tode hetzend, darüber den Athem verlor und ermattet schwieg.

„Mein geliebter Sohn Ludwig," begann nun die vergrämte Mutter wieder, die aus der Herrlichkeit einstiger bessrer Tage ihre altmodisch gepufften Damenscheitel, ihre gerade Haltung und eine Vorliebe für überschwenglich feierliche Sprechweise behalten hatte — „Ludwig, mein Kind, versündige Dich nicht, Du weißt, mein Mutterherz, es hat Dich nie verstoßen, hat Dich im Gegentheil stets mit gedoppelter Liebe umfangen . . . Es versteht Dich, fühlt mit Dir, weil es weiß, daß Du . . ." hier raubten Thränen, die Frau Werner in die Stimme stiegen, ihr das Wort.

„Daß ich," fiel Ludwig rasch und gereizt ein, „daß ich . . . nun ja, da liegt es eben, für einen Narren hältst Du, haltet Ihr mich, weil ich gewöhnliche Handlangerdienste, das Kärrner- und Tagelöhnerwerk des modernen Arbeitssklaven nicht zu thun vermag. — Was aber hier in meinem Hirn lebt,"

setzte er mit steigender Erregung und krampfhaft zuckendem Gesicht hinzu, „was mich bewegt, verzehrt, versengt, das eben ahnt Ihr nicht, versteht es nicht, und darum . . .“ Ludwig's Stimme brach nun gleichfalls in Schluchzen „und darum liebt Ihr mich nicht.“

Damit eilte er von neuem hastig auf und ab, stieß an die Möbel, riß, halb zerstreut, halb böswillig, die gehäkelten Schutzdeckchen von den Stühlen und trat endlich, gramvoll verbissen, an das zweite Fenster des Wohnzimmers, das auf die letzten Häuser der langen, öden, grauen Perlebergerstraße Nord-Berlins hinausging.

Frau Werner schwieg und sah verzweifelt vor sich hin: Immer die gleichen Scenen, stets dasselbe Rechten, die nämlichen Vorwürfe, das fruchtlose Klagen. — Seit seiner Geburt war Ludwig ihr Schmerzenskind, ein kranker Geist, dem das normale Gleichgewicht von Anfang an gestört, der jedoch von seinen Fähigkeiten mehr als große Stücke hielt und durch grenzenloses Mißtrauen, durch Ausbrüche wildester Erbitterung für die Zurücksetzungen der Natur zumeist an seiner ganz unschuldigen und hülflosen Mutter Rache nahm.

Als eine fromme Frau trug Elsine Werner die Unvollkommenheiten dieses Kindes in Ergebung. Sie murrte nicht, wenn aus den überspannten Saiten dieser verstörten Seele nur schriller Mißklang in ihr bescheidenes Leben mit den beiden anderen Söhnen tönte. Sie fragte nur von Zeit zu Zeit, wenn Ludwig ihr mit solchen Scenen gar zu viel Leid bereitete: „Mein Gott, warum hast Du mich in dem Kinde so gestraft?“

Auch jetzt sprach sie in ihrem Herzen diese Worte, die thränenschweren Blicke auf den Jüngling geheftet. Da drehte Ludwig sich bereits wieder zu ihr um, und mit demselben Tonfall, mit den gleichen Gesten wie vorhin begann er wie vorher: „Nein, nein, Ihr liebt mich nicht, Ihr alle nicht, auch Du nicht, Mutter . . .“

Frau Werner versuchte gar nicht mehr, den neuen Ausbruch zu beschwören: völlig machtlos ließ sie Ludwig im Zimmer auf und nieder laufen, sie selber weinte unaufhaltsam vor sich hin.

Da that mit einem Male sich die Zimmerthür auf, mit fester Hand geschah's, mit voller Ruhe; der schon ergrauende Scheitel eines Dienstmädchens erschien in dem Spalt, und eine klare Stimme sagte mit ostpreußischem Accent: „Wolln de Madamchen nich mal raus kommen, da is einer nach de Madamchen.“ Bei diesen Worten trat die Dienerin, leicht hinkend, völlig in das Zimmer.

Einen angstvoll erlösten Blick warf Frau Elsine Werner auf die nur mittelgroße, von langjähriger Arbeit schon gebeugte Gestalt, die in Holzkorken, mit aufgestecktem Kleiderrock und weiter, blauer Küchenschürze wartend vor ihr stand. „Amalie ruft mich, mein Sohn,“ sagte sie fast wie entschuldigend zu Ludwig, als sie sich anschickte, das Zimmer zu verlassen und ihrem nutzlosen Martyrium zu entgehen.

Murrend ließ Ludwig sie gewähren. Mit Amalie wurde er, wie häufige Erfahrung ihn gelehrt, nicht fertig; so stieß er nur die Worte hervor: „Es ist ja gar nicht wahr . . . es ist ja keiner draußen . . . Amalie will ja bloß . . .“

Amalie, die ihrer Herrin Rückzug deckte, drehte sich darauf in der Thür noch einmal zu Ludwig zurück und sagte: „Ja, ja, Amalie will man bloß . . . Se gnajen woll noch nich jenug an de Mutter. Wenn Se se unter de Erd' jegnajt haben, denn werden Se nach ihr hinjehn un scharren." Damit schloß sie die Thür und folgte ihrer Frau in die Küche.

Auf dem Tische dort stand das Geschirr vom Mittagessen, mit dessen Abwaschen Amalie beschäftigt gewesen war, als sie das ihr so bekannte Eisern Ludwig's im Wohnzimmer vernommen und beschlossen hatte, mit einer ihr bereits geläufigen Kriegslist ihre Frau aus dem Gedränge und Getümmel nutzloser Vorwürfe zu retten.

Denn der Jemand, welcher angeblich Frau Werner sprechen wollte, bestand wirklich nur in Amalien's Einbildung. Frau Werner wußte das selbst, und als Amalie ihr an dem Herde, dessen Gluth sie aufgestört, einen Schemel zurecht rückte, setzte sie sich dort, ohne eine weitere Erklärung zu verlangen, schweigend nieder. Die alte Dienerin fuhr indessen mit geübter Hand in dem Abwaschen ihrer Töpfe und Teller fort. Wie es im Aerger ihre Art, redete sie dabei vor sich hin:

„Hat heit' wieder seinen Dollen, der arme Jung'," sagte sie. „Hat er de Madamchen wieder zujesetzt . . . ne, so was, un das nu wieder gerad' heit, wo uns' Freileinchen nach Haus' kommt . . . Gott ne, er kann ein' auch keine Freid' ganz lassen, ne, ne der arme Lulu . . ."

„Ach, lasse nur, Amalie," entgegnete Frau Werner, ergeben und bereits wieder gefaßt, „reine Freuden gibt es auf dieser Erde nicht, es muß stets etwas Bitteres hineingemischt werden; Gott hat es nun einmal so gewollt. Mit diesen Thränen," setzte sie hinzu, „erkaufe ich mir die Freude, heute Abend mein geliebtes Augustchen in die Arme schließen zu dürfen."

Amalie brummte darauf etwas Unverständliches, was den Ohren ihres Schöpfers vielleicht nicht allzu schmeichelhaft geklungen haben würde. Dann berathschlagte sie mit ihrer Frau, ob zu „Gustchen's" Empfang das Wohnzimmer geheizt und eine Flasche sorgsam aufgesparten Ungarweins gestiftet werden sollte.

Als Amalie mit dem Aufwaschen, Frau Werner mit ihren Ueberlegungen fertig war, gingen beide nach dem Wohnzimmer zurück, um dort einzufeuern und die Lampe anzuzünden. — Sie fanden Ludwig auf dem Sopha friedlich eingeschlafen. — Frau Werner deckte den unglücklichen Jüngling sorgsam zu, ließ die Lampe in das Nebenzimmer tragen, und sie selbst setzte sich zum Ofen, an den sie ihren Korbstuhl schob. —

Wie der rothe Schein des Feuers schwankende Lichter und Schatten auf die Zimmerwände warf, so schwankten und zitterten auch ihre Gedanken, und für das dunkle Labyrinth des Lebens war Gottes unerklärlicher Rathschluß ihre einzige Erklärung.

* * *

Nun war das ersehnte Gustchen in der Perlebergerstraße eingetroffen. Es zählte 26 Jahre; sein Gesicht war frisch und rund, seine schwarzen Augen an der Oberfläche voller Schelmerei, am Grunde jedoch voll ernster, ja oft

sogar trüber Gedanken. Und wenn sein schweres Lehrerinnendasein, wenn die vielen Treppen, die es tagtäglich in Paris zu laufen hatte, auch noch nicht vermocht, aus der Rundung seines Körpers und der natürlichen Freundlichkeit seines Gemüths harte Ecken und mürrische Kanten hervorzureiben, so hatte seine innerste Seele doch bereits Furchen aufzuweisen.

Als Gustchen aus seiner Droschke die Treppe hinaufgesprungen und der oben wartenden Mutter um den Hals gefallen war, da hatte Amalie, die in ihrem besten Anzuge zum Empfang neben Frau Werner stand, das Mädchen mit einer Art mütterlichen Stolzes gemustert und ihr zugerufen: „Ei, Freileinchen, Se haben sich woll wirklich in en Franzosen mit de rothe Hosen verkickt, wie Se mich letztes Jahr jedroht haben . . .?“ und dann hinzugesetzt, „ne, heirathen S' sich kein Franzosen nich.“

In dem Empfangsjubel waren Amaliens Worte überhört worden.

Jetzt, es war Sonntag Vormittag, saß die Tochter bei Frau Werner im Wohnzimmer und erzählte alles, was ihr aus ihrem Pariser Leben an Gutem, Erfreulichem und Lustigem beifallen wollte. — Das Trübe und Schwere behielt sie sorgfältig für sich.

Amalie, mit ihrem feinen Profil und ihrer ruhigen Art, machte sich leise im Zimmer zu schaffen, hörte sie doch so brennend gerne von ihrem „Freileinchen“ erzählen.

Von Zeit zu Zeit schüttelte sie freilich ob des Gehörten erstaunt den Kopf; sie vernahm gar so wunderbare Kunde. Ihr, der Ostpreußin, in deren Heimath die Franzosen 1807 auf den Dörfern manch schreckbares Angedenken hinterlassen, wovon die Mädchen heute noch sich des Winters in der Spinnstube nur flüsternd unterhielten, ihr schien es gar wunderlich, daß Gustchen unter den Erbfeinden in Paris gute Menschen gefunden haben sollte: Damen, die ihr warme Handschuhe und elegante Regenschirme schenkten, junge Leute, die ihr das Stundengeld pünktlich bezahlten, ihr achtungsvoll begegneten, kleine Kinder, die sie lieb haben, mit denen sie lachen und scherzen konnte.

Das war der Amalie aus den ostpreußischen Wäldern gänzlich neu. Vor Staunen blieb sie endlich mit dem Staubtuch auf der Hüfte stehen und sagte: „Na Freileinchen, wenn de Franzosen denn so gut sind, denn heirathen Se sich meinstwejens auch en Franzosen, aber beeilen Se sich man, ich mecht doch noch jern kommen bei Sie Kinderchens wiegen, un ich werd' nu all alt . . .“

Auguste hatte sich bei Amalien's Worte freundlich zu der alten Dienerin umgedreht, während Frau Werner ihrerseits zwei schamhafte rothe Fleckchen auf den Wangen bekam und etwas verlegen lächelte. — Sie war noch aus der alten Zeit und liebte es nicht, daß man jungen Mädchen direct vom Heirathen sprach. Die Ehe mußte für das Mädchen ganz von selbst kommen. War Frau Elsine Werner doch sicher, daß der liebe Gott für ihr prächtiges Gustchen zur rechten Zeit auch einen guten Mann schicken werde.

Die unverblümte Art, in der Amalie diesen zarten Punkt berührte, war Frau Werner daher gar nicht recht. Sie winkte also der alten Dienerin ab, und als Auguste, der hinkenden Gestalt mit dem Blicke in das Nebenzimmer folgend, sagte: „Sie hat sich nicht geändert seit dem letzten Jahr, noch immer

will sie mich verheirathen, die gute Amalie. — Warum sie nur selbst nicht geheirathet hat, sie war ja so hübsch, als sie zu uns kam . . .“ da antwortete Frau Werner ihrer Tochter mit Schweigen.

Sie hatte ihr Amalien's Geschichte nie erzählt und wünschte es auch nicht zu thun. Warum an Dinge rühren, die eine Frau erst nach der Ehe zu erfahren hatte? Auguste Werner jedoch dachte anders. Von jeher hatte sie Amalie für etwas Besonderes gehalten und seit nun in Paris vor ihren klugen Augen vieler Menschen seltsam verschlungene Schicksale vorübergezogen waren, wünschte sie die Lebensgeschichte dieser alten Dienerin mit voller Ausführlichkeit zu erfahren.

* * *

Bereits am nächsten Sonntag Nachmittag konnte sie ihren Plan ausführen. Die Mutter hatte sich ein wenig hingelegt, Ludwig las das Berliner Tageblatt, die beiden anderen Brüder waren ausgegangen, da begab sich Auguste zu Amalie in die Küche. Dielen und Tisch waren weiß gescheuert — wie auf einem Dorf, dachte Auguste. Der Kessel summte leise auf dem Herd, und Amalie in ihrem braunen Sonntagskleid, die Haare glatt gescheitelt, eine große, ihr einst von Frau Werner geschenkte Brosche vorgesteckt, saß bei ihrer Lampe, an den Stadtneuigkeiten des Localanzeigers buchstabirend: „Tief er-schüt-tert . . . folg-ten . . . die . . . Leid-tra-gen-den dem . . . Sarge . . .“ las sie langsam vor sich hin, mit dem Finger die Reihen verfolgend, als Auguste sich ihr gegenüber setzte.

„Ei Freileinchen,“ sagte Amalie, „kommen Sie bei mich?“

„Jawohl, Amalie, was lesen Sie da Schönes?“

„Ach, man en bißchen dem Localanzeiger, den mich der Kaufmann an de Eck' als Einwickelpapier jejeben hat. Ich les' ja nich viel, Freileinchen. Am liebsten lass' ich mich von de Madamchen aus 's Berliner Tajblatt erzählen. Na un denn, Freileinchen, wenn ich so her' von de Kaisers un Kerje un ihre Nisters, wo denn doch all so dicke in de Wolle sitzen, denn schwiwarkt mich das alles vor de Augen, und ich denk: Gott, wenn du man bloß 'n bißchen was von die Herrlichkeit mit de Demantenstern un de Perlenschnurs fir de Madamchen abkriejen kenntst.“

Auguste sah die alte, treue Seele gerührt an, sagte dann aber, um aus der weichmüthigen Stimmung heraus zu kommen:

„Amalie, denken Sie sich einmal Ihre Madamchen mit einem halben Hermelinmantel und einer Bommelage von Brillanten auf dem Wochenmarkt . . .“

„Freileinchen,“ entgegnete Amalie, „so hab' ich das ja nich jemeint. Se haben sich woll das Faxenmachen bei de Franzosen anjewehnt?“

„Mir ist nicht nach Faxen,“ erwiderte das junge Mädchen, „Sie sollen mir mal von der Zeit erzählen, als Sie zu uns ins Haus kamen, und ich noch klein war.“

Als Antwort schnaufte Amalie vor sich hin.

„Wo sind Sie eigentlich geboren, Amalie?“ fragte das Mädchen.

„So, Se woln woll' bei de Arche Noah anfangen," brummte Amalie, „was weiß ich," setzte sie ebenso knurrig hinzu, „wo wird's jewesen sein? In Ostpreißen, da bei Wehlau, bei Tapiau, Se wissen ja."

„Es is ne schene Jejend," fuhr sie fast wider Willen fort. „Im Winter hab' ich de Leit' da singen heren:

Wer nur dem lieben Gott läßt walten,
Und hat nischt —
Und hoffet auf ihm alle Zeit,
Un trijt nischt —
Dem wird er wunderbar erhalten —
Un 's kost' nischt.

Kenn' Sie dem Vers nich?"

„Nein," sagte Auguste, „Sie sind aber doch sonst nicht so hart auf den lieben Gott?"

„Nein, Freileinchen, ich nich, ich hab's ja auch nich jesungen, un wenn ich auch nich nach Kirch' jeh, so hab' ich doch meine Jedanken . . . Aber die Leit', wo da bei Tapiau dem Vers sangen, die kann das kein Mensch nich ibel nehmen, so hat ihn' der Frost in 'n Winter jebissen. Das knastert' ja man allens so . . ."

„Sie sind bei Ihrem Onkel erzogen, nicht wahr, Amalie?" fragte Auguste weiter.

„Ja, ja, de Mutter is mer frih gestorben, der Vater auch, un da bin ich nach den Onkel hinjekommen. — Na, ich seh' schon," unterbrach Amalie sich, „Se werden nu nich locker lassen un mir ausfragen bis auf de Kappnaht. Da wer' ich meinen Strickzeig vornehmen, kann mer ja dabei noch en End von mein' Beinling fertij machen. Na also," fuhr Amalie fort, nachdem sie das Herdfeuer aufgeschüttet und ihr Strickzeug hervorgeholt hatte, „ich war nu bei den Onkel un de Tante. Na un mit de hohe Bildung war's nischt. In' Sommer mißt ich Jäns' hiten . . . ich seh' mer noch auf de Wies' mit lauter goldne Sternblumchens in das grine Gras und de plustrige Quakkeljäns', die da rumlatschten . . . Ich hatt Ihn' ne Jert, un tippt se denn eins ibern Puckel, wenn se sollten jehen . . . Na nach Schul' kennt' ich denn nu nich jehn in Sommer wejen de Jäns' . . . es war'n auch Enten un Hihner, Freileinchen. Aber in Winter, denn jing ich hin nach'm Lehrer, aber 's war weit un im Schnee, Schnee wie de Mauern, zehn Fuß, sag' ich Ihn', Freileinchen, un ich war doch man bloß so'n Krabanter. Un von de Kält' un de nasse Fiß is mich das Bein zusammenjerissen un mußt jeschnitten werden, na un denn hab' ich immer bißchen was jelahmt. — Das kam von de alte Kreiterfrau, die hatt' das Jbel einreißen lassen. Aber das is ja nu nich anders da bei Wehlau un bei Tapiau."

Amalie strickte schweigend eine Runde. Dann fuhr sie fort:

„Wie ich sie all jesagt, Freileinchen, mit de hohe Bildung war das nischt. Ich kam zu wenig nach Schul, jewußt hab' ich nischt, un wenn de Schulentspector kam, denn stand' ich hinten in de Eck', un jewußt hab' ich nischt, un schadt' auch nischt . . . Ja, Freileinchen, wenn se fir mir all das Jeld

ausjejeben, wo se fix Ihre Brider haben springen lassen, denn . . ." Amalie endigte ihren Satz mit vielsagendem Kopfnicken.

„Wie lange haben Sie denn die Gänse gehütet, Amalie?" fragte Auguste, über deren junges Gesicht bei den letzten Worten der alten Dienerin ein schmerzliches Lächeln gezogen war.

„Na, bis ich denn confirmirt wurd', denn war ich finfzehn Jahr' un kam in Dienst." Hier brach Amalie sozusagen mit einem hörbaren Ruck ab.

„Wo in Dienst?" fragte Auguste.

„Na, da bei Wehlau, bei Tapiau," erwiderte Amalie und beugte sich auf ihr Strickzeug.

„In Dienst auf einem Gut, bei einem Bauern?" fragte Auguste arglos weiter.

„Ja, Freileinchen, auf einen Bauernhof," sagte Amalie kurz, und wie um diesen Punkt endgültig zu erledigen, fügte sie hinzu: „Da bin ich zehn Jahr jeblieben, un denn, denn kam ich bei de Madamchen nach de Stadt, nach Kegsbarg."

Eine Pause entstand. Amalie strickte eifrig; Auguste, die sich entsann, daß Amalie als Amme ihres jüngsten Bruders in die Familie gekommen, überlegte, ob sie die alte Dienerin wohl noch weiter nach dem Grunde ausfragen könne, der sie „da von Wehlau, von Tapiau" nach Königsberg geführt.

Sinnend betrachtete sie die arbeitsgebeugte Gestalt. Sie versuchte die Züge des Antlitzes zu verjüngen: die kleine, feine Nase gab dem Profil noch heute etwas reizvoll Stolzes; Amalien's Haar — sie wußte es noch — hatte einst in kastanienbraunen, vollen Zöpfen die eigensinnig niedrige Stirn umgeben. Amalien's grau-blaue Augen hatten immer rein und gut geblickt; ihr Hinken war erst mit der Zeit mehr hervorgetreten, und als der Jugendhauch über den Wangen lag, da mußte Amalie wohl ein hübsches Mädchen gewesen sein.

Sie strickte in dem Schweigen der Küche krampfhaft fort, jedoch, wie Auguste bemerkte, mit steigender Erregung. Fühlte sie des Mädchens Augen auf sich ruhen? errieth sie was „Freileinchens" Gedanken waren? wallte ein altes, bittres, tiefverschwiegenes Leid in ihrem Herzen auf?

Sie warf endlich ihr Strickzeug auf den weißen Tisch und rief:

„Freileinchen, was wollen Sie von mich?"

„Haben Sie ihn sehr lieb gehabt, Amalie?" fragte das Mädchen, dessen Stimme dabei zitterte.

Amalie, ohne ihr Freileinchen anzusehen, nahm langsam eine ihrer Nadeln auf, und während sie wie geistesabwesend damit Zeichen auf die Platte des Tisches schrieb, sagte sie langsam, als spräche sie zu etwas Großem, Unpersönlichem: „Ich war 'n hipsches Mädchen damals, un lieben that ich ihm. Vom hellen, lichten Tage wißt ich nischt; war ne recht dalbrige, dreidammlije Marjell, nich so'ne ausjetrappste, wie se heite sind, wo ja de kleine Kinder schon mehr wissen als de alte Frauen sonst . . . un denn, na de Maenner kennen einen ja rumkriegen . . ." Sie hielt inne.

„Aber Amalie," sagte das Freileinchen, „man muß doch an das arme Kind denken . . ."

„Freileinchen," rief Amalie, fast erregt, „wie ich Sie sag', ich hab ja nischt jewußt."

„Mit fünfundzwanzig Jahren nichts gewußt?" fragte Auguste leise.

„Wie ich Sie sag', Freileinchen," wiederholte Amalie . . . „Na, un de Maenner kennen einen ja rumkriegen . . ." setzte sie hinzu und nahm ihr Strickzeug wieder auf. „Da hab' ich denn," fuhr sie anscheinend wieder ruhig fort, „mein Kind jehabt, da bei Wehlau, bei Tapiau; ich hab' es aufs Land bei den Onkel jelassen, un weil ich doch nu weiter verdienen mißt, bin ich nach Kegsbarg jejangen, un als Amm'."

„Und er hat sich nicht um Sie gekümmert?" fragte Auguste.

„Oh ja", lautete die Antwort, „wo wird er nich; er hat mir heirathen jewollt, gleich nach das Kind, gleich. Da war de Amalie man bloß nich mehr zu haben."

„Er wollte sein Unrecht wieder gut machen," sagte Auguste leise.

„Gut machen, Freileinchen?" wiederholte Amalie, und dabei wurden ihre Züge scharf, ihre gute Stimme hart — „Gut machen?" wiederholte sie ein zweites Mal und stieß ihre Stricknadel in das weiche Holz des Tisches, „das, Freileinchen, das konnt' er nich; er hatt' zu schlecht an mich jehandelt, kein ehrlicher Mann war er nich, den wollt' ich nich, fir mir schon nich, un fir das Kind auch nich, dafir wollt' ich allein schon sorgen."

Auguste schwieg, wie eine alte, graue Norne schien ihr die greise Dienerin, in deren schicksaldurchfurchtem Antlitz die kleine, feine Nase so energisch vorstand, die Augen trotzig funkelten, die Lippen sich verächtlich krümmten.

„Da kam ich denn nu bei de Frau Werner in Dienst," erzählte Amalie weiter. „Des jingste Jungchen war gerad' jeboren, des Julemannchen. Der war nu wie mein Kind, un froh war ich, daß ich was lieb haben konnt'. So'n Spachheister war de Julemannchen, so'n Fadchen, un — das saj' ich, Freileinchen, man unter uns — unsere Frau, die hat sich wenij jefreit iber dem kleinen Kindchen. De alte Herrschaften, na se wissen ja, dem Herrn seine Schwestern, Ihre Freilein Tanten, den' war das gar nich recht; sie sagten unsern Herrn un der Frau, de Julemannchen wär' zu viel . . . Je, was kennen," schloß Amalie tiefsinnig, „de alte Jungfern davon wissen?"

„Na," fuhr sie fort, „ich hab' de Madamchen denn manchmal jetrestet, se hat sich ja niemals allein zu helfen jewußt, daß wissen Se ja, Freileinchen. Un zu mich is se sehr gut jewesen, se wußt' ja auch, was ne traurje Mutter is. — Uns' Herr war auch sehr gut, wenn auch oft was tribselig. — Es war en sehr anständjer Herr, Freileinchen . . . Denn war de ältst' jung' Herr, un Sie, Freileinchen, un der Lulu, un de Julemannchen.

Ne schene Zeit war es woll dazumalen; in Butter haben wer jelebt un in Speck, un schenes Lohn hab' ich ja woll jehabt. De Madamchen truj seidne Kleider auf Sonntags, un Jehäng —, un Mantels mit Klunkern . . ."

Amalie blickte eine Weile vor sich hin.

„Der ältst' jung' Herr," fuhr sie dann fort, „hat de theierste Bicher jekriegt, wo er hat haben jewollt. Sie, Freileinchen, stehn mich noch vor in ein ganz himmelblaues Kleid mit rothe Troddelchen, un de Julemannchen, der hatt' immer ne ganze Husch' voll bunte Bänder und Spitzen . . . ein Luxus

war Ihn' das! Bloß mit den armen Lulu hat das immer schon jehapert. Wie viele von die theiren Spielzeiger hat er zerkeilt, wenn er sein Wuthkopp kriegt . . . Von mein schenes Lohn, da legt' ich nu bei Seit', schickt' an das Kind, un von de Madamchen kriegt ich gut zu essen, gut zu trinken un warme Kleider. Nein, mich jing nichts ab."

„Sie sind dann aber noch bei uns geblieben, als Sie auch nicht mehr Julius' Amme waren," sagte Auguste, um Amalien weiter zu helfen.

„Ja, ja, jeblieben bin ich; ich hatt's ja gut bei de Madamchen, un brauchen konnt' se mir auch so, denn was de Mädchens aus de Stadt sind, die taujen nischt. Zwei haben wer jehabt; was haben se gethan? Kalbäkert, fijuchelt und jedammelt auf de Straß, womejlich mit de Mannsleit . . . is das 'ne Band . . ."

„Und Sie, Amalie?" fragte das junge Mädchen.

„Freileinchen, ich hab' de Mannsleit nich mehr kennen sehen. Mit meine Lieb' war's aus. Ich hatt' de Madamchen und das Julemannchen fir meinem Herz, un fir das Kind hab' ich jearbeit' un jespart. Da hätt' ich an jenug."

„Haben Sie ihn denn niemals wieder gesehen?"

„Ja, wieder hab' ich ihm gesehen. Pfingstsonntag war's, da kam ich mit mein Julemannchen de neie Dammgass' lang. Ich truj ein buntes Kleid von schenen Zitzkattun, un mein Julemannchen sah auch staatsch jenuj aus. — Er kam nu an mir ran: Amalie, sagte er, Amalie, kennst de mich noch? Das du lassen Se man bei's alte Eisen, sagt' ich.

Da jing er ganz trippsdrillrig an meine Seit' lang, versucht' sich mit das Kind zu spielen un wringt sich denn de Wort' los: Amalie, ich will Ihn ja heirathen, wollen Se. Er hatt' nämlich bei die Weil' ne schene Brodstell', ne Tischlerei, jekauft, wie er mich sagt!"

„Und Sie haben nicht gewollt?" fragte Auguste.

„Ne, jewollt hab' ich nich," entgegnete Amalie, „das war kein Mann fir mich. Der hatt' zu schlecht an mich jehandelt."

„Und an das Kind dachten Sie nicht?

„Freileinchen, was war da zu bedenken? Den Kind war ich Vater un Mutter zugleich. Was fehlt' es denn? — Was bißchen hab' ich ja woll auch dran jedacht," fügte sie hinzu, „ich kount' die Schlechtigkeit aber doch nich verwinden. Ins sechste Jahr is denn das Kind jestorben, an de Brein, Se wissen schon, Freileinchen, so 'ne bese Krankheit. Un später ins siebente oder achte Jahr is er noch mal jekommen, mich seine Lieb' un seine schene Brodstell' unter de Augen halten. Da war es denn erst recht nischt: des Kind war nu ja todt, un fir mich sorgt' ich ja schon so all lang allein," dabei legte Amalie ihre harten, verarbeiteten und geschwärzten Hände gefaltet vor sich auf den Tisch und starrte in das Licht.

„Amalie," sagte das junge Mädchen, „er hat Sie doch geliebt, er hat es wieder gut machen wollen, es hat ihm leid gethan . . ."

„Oh, Freileinchen, das leidthun hilft nischt, wenn man einem was zu Leid jethan," und Amalie schüttelte energisch die eigensinnige Stirn.

„Ich bin denn," nahm sie ihre Erzählung wieder auf, „bei de Madamchen in Dienst jeblieben. De Kinderchen, die wuchsen denn nu ran, der ältst' jung'

Herr war schon ganz groß . . ." Amalie stockte etwas, dann sagte sie langsam und ruhig: „Auf keine juten Wej nich is der ältst' jung' Herr jekommen. Ich hab' ihm woll jehert Nachts leise wejjehn un erst Morgens wiederkommen. Ich hab' ihn auch jesagt, da wurd' er grob. Ne dumme Kindermuhme hat er mir jenannt; de Madamchen is jekommen un hat mich jesagt, ich sollt' doch schweigen, der ältst' jung' Herr wär eben jung, un sollt ihn nichts bei unsern Herrn einbrocken. Da hab' ich denn jedacht, ich halt' dem Mund. Wenn ich aber des Nachts jelejen hab' un auffjepaßt, ob er jeht oder kommt, hab' ich an all mein eijnes Erfahrniß denken jemißt, un wie daß ich ja nich die einzijst' wär', der es so jing, un das Jedenken an die arme Mädchens hat mich nich Ruh jelaßt. — Ich hab' denn de Madamchen sajen jemißt, ehr wollt' ich aus das Haus bei fremde Leite jehen, als wie den ältst' jung' Herrn auf schlechte Weje sehen. — Nehmen Se es nich ibel, Freileinchen."

Auguste, glühend roth geworden, saß mit gesenkten Blicken an dem alten Küchentisch. Die Hände in ihrem Schoße zuckten leise: Welch' ein Charakter, diese Amalie!

Mit einer Stimme, der sie vergebens Festigkeit zu geben versuchte, fragte Auguste dann: „Wo gingen Sie nun hin, Amalie?"

„Zu polnische Jiden," lautete die fast lachende Antwort, „Goldsticker hießen se, ne so'ne krause Menschen! Ich wußt' ja gar nich, was Jiden waren, un nu gar rottedoxe, ne der Kram. — War Ihn' das ne Heidenangst mit das Essen, daß se nichts Fleischernes mit Butter braten thäten un nichts von dies mit das vermengelirten. Zwei volle Kichen hatten se einjericht', un vor Ostern durft Ihn' auch nich' ne Krum' Brod in ihre Kasten bleiben. Jeden Schabbes aßen se bei Licht, bunte Schnirchens hatten se zum Jebet, un murmeln thaten se aus de heilje Bicher."

„Waren Sie gerne dort?" fragte Auguste.

„Es waren gute Leit'," entgegnete die Dienerin ausweichend, „un se wollten sich auf deitsch modeln, Freileinchen. Un da ich viel von de Madamchen sprach, frujen se mir zuletzt bei jede Sach', bei jeden noch so kleinen Quark: Wie machte das denn die Frau Werner, Amalie?"

Amalie sprach diese Worte rein hochdeutsch und geziert, mit spitzem Munde. Dann lachte sie, und Auguste sagte sich, Amalie habe, wenn nicht ihr Herz, so sicher ihren Ehrgeiz bei Goldstückers befriedigen können, sie sei die Pythia, das Orakel dieses polnisch-jüdischen Hauses, gewesen, das sich „auf deitsch modeln" wollte.

„En hipsches Kind war da," fuhr Amalie fort, „es hieß Vicka, Vicka Goldsticker. Die nahm ich mit auf Sonntags un jing mit sie hin bei de Madamchen. Ich mußt' ja nach mein Julemannchen sehen kommen, un ob meine Madamchen noch lebt! „De Goldstickers sin denn nach Krakau jegangen und wollten mir mitnehmen, Freileinchen. Ich konnt' aber doch de Madamchen nich verlassen un bin auf eine andre Stell' in Kegsbarg jeblieben. — Auf meine neie Stell', Freileinchen, is mich mein Glick verweht," sagte Amalie dann in ernstem Ton, „hatt' ich de Madamchen nich verlassen jewollt, so thät Sie nur mir verlassen. Alle sin Se nach Berlin jegangen, uns' Herr, de

Frau, de ältst' jung' Herr, der Lulu, Sie un de Julemannchen . . . Es hat Sie aber auch kein Glück jebracht . . ."

„Ich weiß," sagte Auguste, „Vaters Geschäft ging schlecht; er ist dann plötzlich auf einer Reise im Ausland gestorben, und sechs Jahre, nachdem sie Königsberg verlassen, kam die Mutter als eine arme Frau mit uns dorthin zurück."

„So war's schon, ja, ja," bestätigte Amalie, „da bin ich denn wieder zu de Madamchen gekommen."

„Ja, weil ich," rief das junge Mädchen, „Ihnen schrieb, es ginge bei uns schlecht. Sie hatten eine schöne, fette Stelle, Amalie, — lassen Sie nur, ich weiß es wohl, die gaben Sie für uns auf."

„Freileinchen," sagte die alte Dienerin, „ich hatt' es ja friher bei de Madamchen gut jehabt, die sieben fetten Jahr' hatt' ich mitjeschmaust, da konnt' ich auch de majern trajen."

Es wurde eine Weile in der Küche still, beide Frauen hingen Erinnerungen nach. „Wissen Sie noch Ihre Freundin Jettchen Stenkat?" begann Auguste zuerst.

„Ach ja, de Jettchen," wiederholte Amalie. „Se hatt' 'n Mann groß wie en Haus un 8 Kinder wie de Aeppelchen. Es waren nette Kinder. Nu is der Mann, groß wie en Haus, all todt, un de Jettchen, die man en Handchen voll war, lebt noch un is vergnijt mit ihre 8 Kinder wie de Aeppelchen."

„Der Abschied von der Jettchen war Ihnen wohl recht schwer, Amalie, als Sie dann mit der Mutter und uns nach Berlin zogen?" fragte Auguste, die sich entsann, daß Amalie nach ihrer Ankunft in Berlin drei Wochen lang mit Thränen in den Augen umhergegangen war.

„Na ja, Freileinchen," lautete die Antwort, „das war ja denn nu schwer, meine gute Stenkatin zu verlassen, aber jeweint hab' ich damals nich bloß wejen de Jettchen. Der Schuh drickt' mir noch anderswo . . ."

„Wo denn, Amalie?" fragte das junge Mädchen.

„Freileinchen," sagte Amalie, „die große Stadt, das war ja schrecklich."

„Hatten Sie Angst?"

„Oh," rief Amalie, „jegraust hat mich. Nein, hab' ich mich jesagt, bei Wehlau un bei Tapiau, da war ja nu all schon viel Elend, in Kegsbarg war's noch schlimmer, un aber dies große Beest von eine Stadt, ne das frezt ja de Menschen scheffelweis' bei lebendjem Leib. Un, Freileinchen," setzte Amalie leiser hinzu, „ich hab' auch immer an de arme Mädchen denken jemißt, wo's so jeht, wie es mich ergangen is. Darum hab' ich auch geweint."

„Das Schlimmst' jedoch," fuhr Amalie nach einer Pause fort, „war das allens nich, das Schlimmst' war de Angst um de Madamchen. Wißt' ich denn, ob wer Jeld jenug hätten, ob es reichen wird' in diese große, theire Stadt? Nein, Freileinchen, das wißt' ich nicht. — Un kennen that ich nischt, un beluren wollt' ich mir doch nich lassen bei'n Kaufmann un auf Wochenmarcht. Ach, Freileinchen, denn hab' ich oft in meine Bettlad' gelejen mit schwere Sorj' un nachjedacht, ob das Restchen Griz' un das Knustchen Brod un das Fitzchen Fleisch auch noch reichen wird' für de Madamchen un de junge Herrschaft."

Auguste blickte über den weißen Küchentisch das treue, gefurchte Antlitz der alten Dienerin, die völlig selbstlos, unermüdlich für andere gesorgt, aus tiefen Augen unverwandt an: Wohl hatten sie alle in jener ersten, bangsamen Berliner Einrichtungszeit unter dem Ungewohnten der Verhältnisse, unter der relativ armseligen Umgebung gelitten, in die sie sich versetzt sahen.

„Wissen Sie noch den Schneider in der Etage über uns, Amalie?" fragte das junge Mädchen mit halbem Lächeln.

„Freileinchen," war Amalien's Antwort, „wo werd' ich dem Kerl vergessen? En wahres Ekel war er ja. Den Tag iber jing ihm seine Nähmaschin' in einem wej de Madamchen ibern Kopp, daß se nich Ruh kennt' haben. Un Abends kam er in lederne Laatschen de Trepp' runterjelaufen un stänkert uns das ganze Hausflur mit seinen ollen Knaster voll. — Wissen Se, wie ich Ihn' denn immer rief: Schneider kommt, — daß Se nich sollten rausjehn?"

Auguste entsann sich wohl: oft hatte Amalien's Zuruf sie vor einem unliebsamen Zusammentreffen mit „Schneider" und seiner Sippe bewahrt. Tief in der Seele war es Amalie verhaßt gewesen, daß ihre Frau und deren Kinder, die sie doch alle für etwas Besonderes hielt, mit Menschen von geringer Bildung und ungeschliffenen Manieren dicht aneinander wohnen sollten.

„Na nu wird de Madamchen ja wohl aufjewacht sein," meinte Amalie endlich, ihren Strickstrumpf aufrollend, „jehn Se man bei ihr, Freileinchen, Se sind ja ihre einzigste Freid."

„Ach Amalie," entgegnete das Mädchen mit tiefem Seufzer, „ich kann ja auch nicht helfen, wie ich will, eine Lehrerin verdient nicht goldene Berge."

„Na, aber Se wollen doch wenigstens," meinte Amalie. „Kinder," setzte sie hinzu, „sin schon 'ne Freid."

„Darum wollen Sie mich auch wohl durchaus verheirathen, Amalie?" fragte das Freileinchen mit gewissem Nachdruck. Etwas befremdet von Augusten's Ton, antwortete Amalie fast zögernd: „Ja, ja, das mecht' ich schon. Warum denn nich?"

„Amalie," sagte das junge Mädchen und beugte sich in den Lichtkreis der Lampe vor, „wozu denn? Ist es etwa solch ein Treffer, solch ein Glück, zu heirathen und Kinder zu haben? Ja, letztes Jahr, da hätte ich es noch gewollt, nun aber hab' ich darüber nachgedacht. Wozu? — Was haben Sie von Ihrem Kinde gehabt? Nur Leid und Sorge, meine gute Amalie. Was für ein Glück hat meine Mutter in der Ehe gefunden? Nur Sorge und Leid, wie schön ihr Leben sich von außen manchmal auch machte. Was hätte das Dasein Ihrem Kinde gebracht? Das alte Elend da bei Wehlau und bei Tapiau, wie Sie es mir geschildert. Was für ein Glück finden meiner Mutter Kinder im Dasein? Denken Sie an den armen Ludwig. — Wenn ich ein solches Kind hätte! Entsetzlich. Und Mädchen, die, wie ich, Trepp' auf, Trepp' ab um Stunden laufen, die gibt es schon genug." Auguste schwieg erregt.

„Gott, Freileinchen," entgegnete Amalie langsam, „Se haben ja schon Recht, es is voll Weh un Leid mit's Heirathen in diese Welt. — De ledje Leite," fuhr sie fort, „die haben aber auch ihr Theil. Nehmen Se sich de

alte, gnädije Herrschaft vor de Augen, de Freilein Linchen un de Freilein Minchen. Die haben nich jeheirath', un nu sin se alt un krank un ganz allein. Nein, Freileinchen, Glick hat es ihn' auch nich jebracht, daß se ledig sind jeblieben."

Das junge Mädchen sah die alte Dienerin mit ernsten, müden Augen traurig an: „Wo ist denn das Glück, Amalie?" fragte sie leise.

Da beugte Amalie ihrerseits sich in den Lichtkreis vor, stützte den Kopf in beide Hände und sagte, die Augen in die Flamme gerichtet:

„Wenn ich, Freileinchen, Sie man sagen könnt', was ich mich denk' in meinen dummen Sinn. Es wird mich aber wohl mit die Jedanken jehen wie neilich mit mein' Pudding, der blieb mich bei's Ausstilpen auch halb in de Form hacken. . . . Ja, Freileinchen, wenn se fix mir all das Jeld ausjejeben hatten, was se fir Ihre Brider springen ließen, denn, denn . . . ja denn wußt' ich mir ja nu woll schener driber auszureden . . ."

„Was meinen Sie, Amalie?" fragte das Mädchen.

„Ich mein'," sagte Amalie und zog sich aus dem Lichtkreis der Lampe in das Halbdunkel des Küchenraumes zurück, „ich mein'," sagte sie und legte beide Hände vor die Augen, „daß, daß . . . ja . . . na . . . daß . . . na . . . alle Brod', Freileinchen, fallen nich gleich aus; — dem einen Mensch sein Leben is nich dem andern Menschen seins . . . Se denken, oder Se denken nich . . . Se jehen, oder Se jehen nich — gleich is's. Es kommt doch iber Ihnen, Se mejen wollen oder nich. Es kommt, zieht Se, nimmt Se un fihrt Se, wo Se gar nich wissen. Dem ein' is es sein Glick, den andern sein Verderb . . . Se wissen nich warum, nich wie, nich wenn, es kommt doch iber Ihn' . . ."

Amalie schwieg, Auguste saß gespannt zuhörend vor ihr.

Die alte Dienerin, die Hände fester auf die Augen pressend, sagte wieder: „Dajejen kenn' wir nischt, es is stärker als unsereim . . ."

„Das Schicksal," flüsterte Auguste leise.

„Jedoch," fuhr Amalie langsam, suchend fort, „man kann sein Unglück auch verwinden . . . Sehen Se, Freileinchen, wie ich meine Madamchen fand, für die ich sorgen konnt' — So'ne Madamchen, Freileinchen, muß der Mensch finden. — Meine Madamchen un mein Julemannchen, die haben mir aus meinen Unglick aufjerichtet. Nu hätt' ich wieder, was ich lieben konnt' — . . . das jibt den Menschen eine große Kraft . . . denn fragt er nich mehr nach das eijne Glick . . . „Verstehen Se mir, Freileinchen? das winsch ich Sie . . . Wenn nich en Mann un nich en Kind, denn," dabei hob Amalie den Kopf aus den Händen, „denn ne Madamchen winsch' ich Sie . . . En Glick kann sein, Se heirathen, un en Glick kann sein, Se heirathen nich. Wem aber 'mal sein eijne Petersilj' verhajelt is, Freileinchen, der soll de Petersilj' von seinen Nachbar hinjehen un zudecken . . ."

„Wie Sie gethan, Amalie," sagte das junge Mädchen und verbarg das Gesicht in beiden Händen.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Mai.

Dem deutschen Reichstage ist am 3. Mai eine kaiserliche Verordnung zugegangen, laut der das im Vertrage mit China näher bezeichnete Gebiet an der Kiautschou-Bucht in deutschen Besitz übergegangen ist. Nach einer weiteren Verordnung vom 27. April finden auf das Kiautschou-Gebiet die gesetzlichen Bestimmungen Anwendung, die für die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete gelten. Die Empfangsfeierlichkeiten, die für den Prinzen Heinrich am chinesischen Hofe vorbereitet werden, beweisen zugleich, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und China ganz vortrefflich sind. Der Bruder des Kaisers Wilhelm wird, im Gegensatze zu dem früher in Peking herrschenden Ceremoniell, vom Kaiser von China mit allen ihm gebührenden Ehren empfangen werden, während bei der Bevölkerung des Reiches früher phantastische Vorstellungen in Bezug auf die Ueberlegenheit gegenüber den Fremden herrschten. Sicherlich wird auch jetzt von einzelnen Mandarinen der Versuch gemacht worden sein, ihrem Lande eine solche angebliche Ueberlegenheit vorzuspiegeln. Die Thatsache, daß Prinz Heinrich beim feierlichen Empfange neben dem Kaiser von China den Ehrenplatz einnehmen wird, sowie das ganze Ceremoniell müssen jedoch in sinnfälliger Weise davon überzeugen, daß mit den alten Ueberlieferungen in Peking endgültig gebrochen worden ist. So hat Deutschland im Kiautschou-Gebiete als europäische Großmacht und als Freund China's Einzug gehalten. Nicht minder ist es aber gewillt, sowohl die russische Interessensphäre, als auch diejenige Englands und Frankreichs in vollem Maße zu respectiren. Daß Rußland von Port-Arthur Besitz ergreifen würde, ist von Anfang an angenommen worden, so daß die vollzogene Thatsache nicht überraschen konnte. Das in Bezug auf Wei-hai-wei getroffene englisch-chinesische Abkommen stört aber die deutschen Cirkel ebensowenig. Andererseits ist bezeichnend, daß die englische Regierung im Hinblick auf die bevorstehende Besitzergreifung dieses Hafens aus eigenem Antriebe der deutschen Regierung die Mittheilung gemacht, daß sie nicht willens sei, deutsche Rechte und Interessen in der Provinz Schantung zu schädigen und in Frage zu stellen oder der deutschen Regierung in dieser Provinz Schwierigkeiten zu bereiten. Insbesondere beabsichtigt die englische Regierung auch nicht, von Wei-hai-wei oder dem dazu gehörigen Gebiete aus Eisenbahnverbindungen nach dem Innern der Provinz anzulegen. Im Sinne der zwischen Deutschland und Großbritannien bestehenden guten Beziehungen kann es nur mit freudiger Genugthuung begrüßt werden, daß das Verhältniß der beiden Großmächte in Ostasien auf ungetrübter gegenseitiger Achtung wohlerworbener Rechte beruhen soll. Das wird auch den wirthschaftlichen Interessen beider Länder in vollem Maße zu statten kommen.

Der deutsche Staatssecretär der Auswärtigen Angelegenheiten, Staatsminister von Bülow, knüpfte in der Budgetcommission des deutschen Reichstags bei seinen am 27. April abgegebenen Erklärungen über Kiautschou an die freiwilligen Mittheilungen der englischen Regierung an, mit dem Hinzufügen, daß der Mittelpunkt der englischen Interessen wohl am Yantsekiang läge; nur daß, gerade wie Hongkong sich nahe der französischen Actionssphäre befände, auch England in Wei-hai-wei in die Nähe der russischen Machtsphäre gerückt sei. In einem ebenso treffenden, wie geistvollen Bilde charakterisirte der deutsche Staatsmann die Lage. Wei-hai-wei betonte er, sei gleichsam ein Fenster, das sich England nach dem Golfe von Petschili hinaus eingerichtet habe, wie Rußland ein solches in Port-Arthur besitze; Deutschland aber habe nichts dagegen, wenn beide Mächte von diesen ihren Fenstern aus das Spiel der Wellen des Golfes von Petschili betrachteten. Ob aus der Nähe der Interessensphäre Rußlands und Großbritanniens in Zukunft einmal Reibungen zwischen beiden Ländern entstehen würden, läßt sich nicht vorhersehen. Die deutsche Regierung hofft jedenfalls, daß das nicht der Fall sein werde, zumal sie selbst von der russischen Machtsphäre in Nordchina, die von ihr stets als solche anerkannt worden, Deutschland in keiner Weise für bedrängt hält. Im Gegensatze zu der Auffassung, daß mit den verschiedenen Besitzergreifungen einzelner Punkte China's dessen „Auftheilung" begonnen habe, wird in den maßgebenden deutschen Regierungskreisen angenommen, daß die Periode der Ueberraschungen und Aufregungen für das „Reich der Mitte" hoffentlich abgeschlossen sei, wie denn auch zu erwarten stehe, daß die betheiligten Großmächte nunmehr daran gehen würden, Dasjenige, was sie erworben, in friedlicher Weise auszubauen und zu entwickeln. Auch die Beziehungen Deutschlands zu Japan gelten als gute, da dessen Regierung keineswegs erkennen ließ, daß ihr Land durch Deutschlands Stellung in Kiautschou sich benachtheiligt fühle.

So konnte die jüngste Legislaturperiode des Reichstages, nachdem die Neuwahlen auf den 16. Juni anberaumt worden sind, am 6. Mai trotz des amerikanisch-spanischen Krieges unter friedlichen Auspicien für Deutschland geschlossen werden. Ein gesetzgeberisches Verdienst erwarb sich der Reichstag noch durch die am 4. Mai vollzogene endgültige Annahme der Militär-Strafproceßordnung. Es braucht nur an die Besorgnisse erinnert zu werden, die sich zuerst an diese Vorlage knüpften, um in der mit 177 gegen 83 Stimmen beschlossenen Annahme einen neuen Beweis für das Gefühl der Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme zu erblicken. Die Genugthuung, einen einheitlichen Militärstrafproceß zu erlangen, muß denn auch so schwer ins Gewicht fallen, daß wohl darüber hinweggesehen werden konnte, wenn nicht alle Erwartungen sich verwirklicht haben. So wird in einem Paragraphen des Einführungsgesetzes die Errichtung der obersten militärgerichtlichen Instanz im Hinblick auf die Verhältnisse Bayerns einer weitern gesetzlichen Regelung vorbehalten. Nach den Erklärungen des deutschen Reichskanzlers, Fürsten zu Hohenlohe, darf aber mit Zuversicht gehofft werden, daß die Verständigung mit der bayrischen Regierung im Sinne der Rechtseinheit erfolgen wird. Dann wird in der That der Schlußstein dem großen nationalen Werke eingefügt sein, das sich als eine neue feste Stütze der Reichseinheit erweisen wird.

Einer der bewährtesten Vorkämpfer dieser Reichseinheit, Rudolf von Bennigsen, zieht sich zum allgemeinen Bedauern mit dem Ablaufe der jüngsten Legislatur-Periode aus dem politischen Leben zurück. In ihm fanden die deutschen Einheitsbestrebungen lange vor ihrer Verwirklichung den eifrigsten Förderer, der auch im heftigsten Parteikampfe den Wappenschild stets makellos erhalten hat. Rücksichten auf sein hohes Alter veranlassen nunmehr den Rücktritt des deutschen Patrioten in der besten Bedeutung des Wortes, der unter Anderem als Begründer des deutschen Nationalvereins sich unvergängliche Verdienste um die Einigung des Vaterlandes erwarb, die dann auf den französischen Schlachtfeldern und durch die Opferwilligkeit der deutschen Stämme und Fürsten errungen werden konnte.

In der Thronrede, mit der am 6. Mai der Reichstag geschlossen wurde, wies Kaiser Wilhelm II. auch darauf hin, daß durch die Annahme der Flottenvorlage die deutsche Marine nunmehr auf eine feste und dauernde gesetzliche Grundlage gestellt worden sei, und betonte, daß der Reichstag, indem er die Bedeutung des Flottengesetzes für die wirthschaftliche Entwicklung und für die Stärkung der Wehrkraft Deutschlands zur See erkannte, die Hand zu einem Werke geboten habe, das die dankbare Würdigung kommender Geschlechter finden werde.

Von welcher Bedeutung es für die moderne Kriegführung ist, daß die Marine in Bezug auf Bau und Ausrüstung der Schiffe sich auf der Höhe der modernen Technik befindet, das hat sich jüngst im amerikanisch-spanischen Kriege gezeigt, als es dem Geschwader der Vereinigten Staaten in kürzester Frist gelang, die zum Schutze der Hauptstadt der Philippinen, Manila, aufgebotenen spanischen Kriegsschiffe außer Gefecht zu setzen. Die Ueberlegenheit der amerikanischen Flotte muß hauptsächlich in Betracht gezogen werden, wenn die Aussichten dieses Krieges erwogen werden, da das spanische Landheer, sobald es auf die Probe gestellt werden sollte, gewiß an Tapferkeit und Tüchtigkeit seines Gleichen suchen wird. Daß das amerikanische Geschwader den ersten entscheidenden Vorstoß gegen die Philippinen unternahm, erklärt sich denn auch aus den Bedenken gegen die Landung von Truppen auf Cuba, da sich sehr leicht herausstellen könnte, daß diese trotz der Unterstützung von Seiten der Aufständischen durch General Blanco zurückgeschlagen werden. Andererseits wird durch die Action im Indischen Archipel bestätigt, daß die Befreiung Cuba's aus humanitären Gründen keineswegs der entscheidende Anlaß für die Politik der Vereinigten Staaten war. Vielmehr wurde in diplomatischen Kreisen von Anfang an angenommen, daß gerade die Philippinen ein Kampfobjekt für die Amerikaner sein könnten, denen trotz der Monroe-Doctrin im Hinblick auf die jüngsten Vorgänge in Ostasien die Absicht nicht fern zu liegen scheine, in diesem fremden Continente in einen Wettbewerb mit den europäischen Großmächten einzutreten.

In Deutschland wird nach wie vor daran festgehalten, daß in dem Kriege zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten Neutralität beobachtet werden müsse. Diese Entschließung ist auch in der Thronrede beim Schlusse des Reichstages hervorgehoben worden, mit dem Hinzufügen, daß die deutsche Schiffahrt und der deutsche Handel vor Behelligung und Schädigung nach Möglichkeit zu bewahren sei. Für Spanien verwickelt sich aber die Lage durch die Schwierigkeiten im Inneren. Alle Selbstverleugnung und Entschlossenheit, mit denen die Königin-Regentin Marie Christine die Rechte ihres unmündigen Sohnes, des Königs Alfonso XIII., vertritt, haben nicht zu ändern vermocht, daß sich bereits Bestrebungen geltend machen, die auf einen Sturz der bestehenden Einrichtungen abzielen. Auf der einen Seite sind es die Carlisten, auf der anderen die Republikaner, die in wenig patriotischer Weise einen Brand schüren, der dem ganzen Lande verhängnißvoll werden könnte. Allerdings entbehren die Republikaner seit dem Tode Zorrilla's eines allgemein anerkannten Führers, und die Parteigänger des in Belgien verweilenden Don Carlos wagen sich noch nicht offen hervor. Die Verhandlungen der Cortes lassen aber bereits auf tiefgehende Gegensätze schließen. Die überwiegende Mehrheit der Conservativen, die früher der Losung des allzu jäh hinweggerafften Cánovas del Castillo folgte, ist wohl bereit, das liberale Ministerium Sagasta zu unterstützen; dagegen macht Romero Robledo, der Führer der conservativen Dissidenten, aus seinen Meinungsverschiedenheiten kein Hehl, und der durch das Steigen der Brotpreise hervorgerufene Nothstand erschwert die innere Lage Spaniens in hohem Maße.

Hinter dem amerikanisch-spanischen Conflicte müssen die durch den glücklich beendeten griechisch-türkischen Krieg veranlaßten „Fragen" weit zurückstehen. Dies gilt auch von der kretischen Angelegenheit, der eine Art von „Versumpfung" droht, seitdem Deutschland und Oesterreich-Ungarn ihre Schiffe aus den kretischen Gewässern zurückgezogen und die Lösung der Gouverneur-Frage den Regierungen Großbritanniens, Rußlands und Frankreichs an erster Stelle überlassen haben.

Die französische Republik war aber jüngst vor Allem mit ihrem Wahlkampfe beschäftigt. Beinahe konnte man glauben, die Existenz der Republik selbst sei bedroht, da die Ultraradicalen täglich verkündeten, daß das Ministerium Méline im Begriffe stehe, vor dem Clericalismus zu capituliren. Von einer gewissen Zweideutigkeit konnte die gegenwärtige französische Regierung allerdings nicht freigesprochen werden. So nahm sie unter Anderem aus Anlaß des gegen die „intellectuels", „die Gebildeten" der Nation, eröffneten Feldzuges keineswegs offen Partei, so daß dessen Culturfeindlichkeit ihr mit zur Last gelegt werden mußte.

Als ein Mitglied der Académie française von dem „Bankerott der Wissenschaft" sprach, durfte man zunächst annehmen, es handle sich um die paradoxe Behauptung eines geistvollen Schriftstellers; bald genug zeigte sich jedoch, daß System in dieser Richtung sei. Und doch hätten Brunetière, Jules Lemaître und andere französische Vertreter der Theorie von der „Umkehr der Wissenschaft" belehrt werden müssen, daß auch in Frankreich auf diesem Gebiete bis in die jüngste Zeit bedeutsame Fortschritte erzielt worden sind, und die französische Literatur, trotz ausgezeichneten Leistungen, mit der Entwicklung der Naturwissenschaften keineswegs gleichen Schritt zu halten vermochte. Nicht bloßer Zufall war es ferner, daß wie Brunetière auch Jules Lemaître den Protestantismus befehdete, der in diesem Falle mit jeder freieren Geistesrichtung gleichbedeutend sein sollte. Auch im Zola-Processe hat sich gezeigt, daß im Vaterlande Voltaire's, nachdem mehr als ein Jahrhundert seit der großen Revolution verflossen ist, deren Errungenschaften gewissermaßen verleugnet werden.

Es kann daher nicht überraschen, daß die radicalen Candidaten im jüngsten Wahlkampfe der Regierung vor Allem vorwarfen, daß sie dem Clericalismus Vorschub leiste. Nicht minder wurde betont, daß diese Bestrebungen auch in der Armee sich nur allzu deutlich geltend machten. Die Mitglieder des Ministeriums wiederum ließen sich angelegen sein, diese Vorwürfe, die ihnen bei der großen Masse der Bevölkerung schaden sollten, zu entkräften. War es nun seiner Zeit Gambetta, der den Ausspruch that: „Le cléricalisme c'est l'ennemi," so ermangelte der Conseilpräsident Méline nicht, in einer seiner Wahlkundgebungen zu betonen, daß er sich nach wie vor mit Gambetta solidarisch fühle. Allerdings verstummten deshalb die Angriffe der Radicalen nicht, die zugleich darauf hinwiesen, daß innerhalb der Regierung selbst ernsthafte Meinungsverschiedenheiten beständen, und behaupteten, daß im Gegensatze zum Ministerpräsidenten Méline der Minister des Inneren, Barthou, die Concentrirung der republikanischen Parteigruppen anstrebe.

Bei der Wichtigkeit der Stellung Barthou's im Cabinet, bei dem Einflusse, den der Minister des Inneren auf die Wahlen auszuüben vermochte, sah man daher mit großer Spannung seiner Wahlrede in Oloron entgegen. In dieser Arrondissements-Hauptstadt des Departements Basses-Pyrénées zerstörte nun aber Herr Louis Barthou am 24. April vollständig die radicale Legende von seiner Ergebenheit für die Concentrirung der Parteigruppen der Linken. Denn was Léon Bourgeois, der frühere Ministerpräsident, unter dieser Zusammenfassung aller republikanischen Kräfte versteht, ist nichts Anderes, als daß nicht die gemäßigteren, sondern die radicalen Elemente der Linken das Staatsruder in Wirklichkeit leiten. Stark war daher die Enttäuschung, als der Minister des Inneren die vollständige Uebereinstimmung seiner politischen Anschauungen mit denjenigen des Conseilpräsidenten betonte und hervorhob, daß dieser der Freund und Mitarbeiter Jules Ferry's gewesen sei. Die Ironie dieses Hinweises mußte aber ohne Weiteres einleuchten, da die Radicalen gerade durch ihr Verhalten gegen Jules Ferry, den sie wegen seiner Colonialpolitik in Tongking heftig angriffen, tragisch schuldig geworden ist, während durch die jüngsten Vorgänge in China erhärtet worden ist, daß „le Tonkinois" mit der Divination eines großen Staatsmannes die Wahrung französischer Interessen im äußersten Oriente rechtzeitig vorbereitet hat. Ausdrücklich lehnte der gegenwärtige Minister des Inneren in seiner Wahlrede die

Concentrirung der republikanischen Parteigruppen ab, indem er ausführte, daß es keineswegs bloß Personen-, sondern Principienfragen seien, durch die die Regierung von den Radicalen getrennt werde. Daß diese Männer wie den früheren Conseilpräsidenten Léon Bourgeois und den Vorsitzenden der Deputirtenkammer, Brisson, in ihrer Mitte zählen, muß dem Ministerium Méline jedenfalls den Verzicht auf die Unterstützung so bewährter republikanischen Kräfte erschweren. Herr Barthou machte aber zugleich eine bisher nicht bekannt gewordene Mittheilung, aus der sich ergibt, daß die Scheidung endgültig ist. Als Léon Bourgeois früher zur Bildung eines neuen Cabinets berufen war, wendete er sich zu wiederholten Malen an den gegenwärtigen Minister des Inneren, der indessen zweimal ablehnte. Was nun die Principienfragen betrifft, durch die Radicale und gemäßigtere Republikaner für immer von einander getrennt sein sollen, so ist es keineswegs nur die Steuerreform, die in Betracht kommt. Den Vorwurf, dem Clericalismus Vorschub zu leisten, lehnte der Minister des Inneren im Namen der Regierung ab, indem er erklärte, daß diese sich die Vertheidigung der bürgerlichen Gesellschaft und der Laiengesetze angelegen sein lassen werde. Nur solle ein Unterschied gemacht werden zwischen dem Clericalismus, den die Republikaner nicht dulden können, und der Religion, deren Achtung sich aus dem Grundsatze der Gewissensfreiheit ergebe. Daß Herr Barthou sich gegen den Collectivismus und dessen Vorläufer mit aller Entschiedenheit aussprach, war nur folgerichtig. Beachtenswerth erscheinen mußten auch die Ausführungen im Sinne der Decentralisation, wobei der Minister des Inneren sogar nicht Bedenken trug, von Provinzen zu sprechen. Sicherlich kann es nicht in der Absicht irgend einer französischen Regierung liegen, die alten Provinzen wieder ins Leben zu rufen; vielmehr könnte es sich nur um ein größeres Maß der Selbstverwaltung handeln. Allerdings drängen sich zunächst andere Reformen auf, wie denn die französische Republik besonders in Bezug auf sociale Gesetzgebung hinter Deutschland weit zurückstehen muß. An Mannigfaltigkeit haben die Candidaten aller Parteien im jüngsten Wahlkampfe es in ihren Programmen nicht fehlen lassen. Daß sich aber viel von diesen Verheißungen sehr bald verflüchtigen wird, darf als ebenso gewiß bezeichnet werden wie die Thatsache, daß die Candidaten der Rechten, sobald sie erst ihren Einzug in die Deputirtenkammer gehalten haben, trotz allen Anweisungen des Papstes die republikanischen Einrichtungen nach wie vor befehden werden. Im Uebrigen hat das Resultat der am 8. Mai vollzogenen Wahlen im Großen und Ganzen an der bisherigen Zusammensetzung der Kammer wenig geändert; doch ist nicht ausgeschlossen, daß das zwischen den Ralliirten und Radicalen eingegangene Kartell in den Stichwahlen am 22. Mai der Regierung unliebsame Ueberraschungen bringe.

Die glücklicher Weise rasch unterdrückten revolutionären Ausbrüche in Italien sind dennoch geeignet, ernste Besorgnisse zu erregen. Beginnend mit den Brotkrawallen, nahmen sie bald einen Charakter an, der auf tiefer liegende Gründe schließen ließ. Was Italien vor Allem Noth thut, ist eine wirthschaftliche Reform; der ungeheure Druck, der auf den Schultern der ärmsten Volksclassen lastet, nährt die Unzufriedenheit der Massen und leistet dem Anarchismus Vorschub, der eben sein Haupt in Mailand wieder erhoben hat. Die Tapferkeit und Disciplin der italienischen Truppen waren bewunderungswürdig; aber indem wir den uns so nahe befreundeten und verbündeten Staat hierzu beglückwünschen, können wir nicht umhin, zu hoffen, daß es seiner Regierung gelingen möge, durch Mittel von dauernderer Wirksamkeit der Wiederkehr solcher Erschütterungen vorzubeugen.

Literarische Rundschau.

Paulsen's Kant.

[Nachdruck untersagt.]

Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre. Von Friedrich Paulsen (Frommann's Classiker der Philosophie, Bd. VII). Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff).

Wenn jede literarische Aeußerung von Professor Paulsen auf ein geneigtes Publicum rechnen darf, so wird eine besondere Sympathie einem Werk von ihm über Kant entgegenkommen, diesen großen Meister, dem er selbst seit Jahrzehnten viel eindringende und fruchtbare Arbeit zugewandt hat. Kant als Ganzes darzustellen und die Summe seines Lebenswerkes zu ziehen, das ist eine Aufgabe, deren Behandlung den ganzen Philosophen, ja den ganzen Menschen zur Bethätigung aufruft. Denn Kant's Probleme sind noch keineswegs historisch geworden, sie erregen und entzweien uns noch heute, sie treiben Jeden zum Einsetzen seiner letzten Ueberzeugungen. Dazu kommt, daß die kantische Gedankenwelt kein einfaches und gleichförmiges Gewebe bildet, sondern verschiedenartige, ja entgegengesetzte Bewegungen in sich faßt; welche davon vorherrschend sei, welche das tiefste Wesen des Denkers zum Ausdruck bringe, darüber läßt sich verschieden urtheilen; bei der Antwort darauf wird wiederum die Individualität des Behandelnden stark in die Wagschale fallen. Eine philosophische, nicht bloß mit matter „Objectivität" referirende Darstellung Kant's ist immer auch ein Kampf um das Wesentliche in Kant und zugleich eine Selbstentfaltung des darstellenden Autors; je mehr wir daher einen Denker schätzen, desto mehr Interesse werden wir seinem Bilde Kant's entgegenbringen.

Was nun Prof. Paulsen betrifft, so kennen wir alle, so kennen im Besondern die Leser dieser Zeitschrift die Vorzüge seiner schriftstellerischen und philosophischen Art. Eine frische und lebendige Erfassung des Gegenstandes, ein bewunderungswürdiges Vermögen, ihn uns nahe zu rücken, ein ausgeprägter Sinn für das Wesentliche und Einfache, eine energische Scheidung von Hauptsache und Nebensachen, eine klare und anschauliche Schilderung, ein großes Geschick der Anordnung; dieses zusammen würde schon genügen, seinen Untersuchungen einen eigenthümlichen Reiz und Werth zu verleihen. Es wird aber Alles weiter befestigt und verstärkt durch eine Gesinnung, welche mannhaft ihren eigenen Weg geht und überall den Muth offener Aussprache zeigt, die alles Scheinwesen von sich weist, dagegen allem ehrlichen Streben volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, die erfüllt ist von wärmster Schätzung der geistigen Freiheit und von freudiger Theilnahme an den Bewegungen der Zeit, die aber zugleich im Sinn eines echten Platonismus treu festhält an den großen ethischen Idealen; die in aller gelehrten Arbeit immer die Richtung auf das Reinmenschliche und für die geistige Existenz Nothwendige wahrt. Eine solche Art und

Ueberzeugung wird auch bei Kant die Aufgabe vor Allem darin setzen, das menschlich Bedeutende und geistig Fruchtbare als ein unverlierbares Ergebniß aus der umständlichen und schulmäßigen Fassung herauszuheben, die das Große oft mehr verhüllt als zeigt; die Untersuchung wird durchgängig zu einer Sonderung von Kern und Schale, von Inhalt und Form, zu einem Vordringen vom System zu den Grundgedanken, von der ersten Erscheinung zum innersten Wesen.

Worin aber Paulsen das Wesentliche und Bleibende bei Kant sieht, darüber erklärt er sich zu Beginn und am Schluß der Untersuchung mit voller Deutlichkeit. Als der Kern seiner Leistungen erscheint ihm die Herstellung des rechten Verhältnisses zwischen Religion, Philosophie und Wissenschaft, die Begründung einer Eintracht zwischen Wissen und Glauben; Kant's Philosophie „gibt dem Wissen, was ihm gehört, die ganze Welt der Erscheinungen zu freiester Untersuchung; sie gibt andererseits dem Glauben, was sein ewiges Recht ist: die Deutung des Lebens und der Welt aus dem Gesichtspunkt der Werthe." Das ward nur möglich durch ein richtiges Ziehen der Grenzlinie zwischen beiden Mächten; so wird es zu einem Hauptaugenmerk der Untersuchung, die eigenthümliche Art einer jeden und die Abgrenzung beider in ein helles Licht zu stellen. Ein zweites wesentliches Verdienst Kant's besteht nach Paulsen darin, daß er dem Willen die ihm zukommende Stellung gegeben und dem einseitigen Intellectualismus ein Ende gemacht hat. „Zwei Sätze bezeichnen die neue Anschauung: erstens, der Werth eines Menschen hängt nicht von seinem Verstande, sondern allein von seinem Willen ab, zweitens, auch die Weltanschauung eines Menschen hängt nicht vom Verstande, sondern in erster Linie vom Willen ab." — Als dritter und letzter Hauptpunkt erscheint endlich, daß Kant das Wesen des Geistes richtig bestimmt und seine schöpferische Kraft zu Ehren gebracht habe, indem er auf allen Gebieten seine Activität und Spontaneität aufzeigte. So im Erkennen, so auch im Wollen.

Die bleibende Bedeutung Kant's in diese Punkte setzen kann natürlich nur, wer von der Richtigkeit der von ihm gebotenen Lösungen fest überzeugt ist. Und diese Richtigkeit kann ohne Zweifel bestritten werden. Jene Auffassung vom Wirken und Wesen des Geistes wird dem Widerstand des Empirismus und Positivismus begegnen; gegen einen Intellectualismus kann man aus voller Ueberzeugung kämpfen, ohne sich jener Willenslehre anzuschließen, und ob endlich Kant die Grenzen zwischen dem Wissen und dem Glauben richtig gezogen habe, das wird auch von Denen mancher bezweifeln, die gern jedem von ihnen sein volles Recht geben möchten. Doch solche Fragen aufzunehmen, ist hier nicht der Ort; sehen wir vielmehr, wie sich dem Verfasser der Aufbau seines Werkes gestaltet.

Der erste Theil behandelt Kant's Leben und philosophische Entwicklung. Wir blicken in die einfachen, ja kümmerlichen Verhältnisse, aus denen der große Geist erwuchs, wir finden die bürgerliche und auch die akademische Umgebung meisterhaft gezeichnet, wir sehen, in wie harter Arbeit nicht nur nach außen hin, sondern auch gegen sich selbst der Denker die Höhe seiner Leistung erreichte. Klar und treffend werden die Hauptstufen der inneren Entwicklung gezeigt und über den Wandlungen nicht die durchgehenden Züge vergessen. Im zweiten Theil, dem philosophischen System, steht naturgemäß die Erkenntnißtheorie und mit ihr die Kritik der reinen Vernunft voran. In einer klar geschriebenen Einführung orientirt Paulsen zunächst über die vorhandenen Hauptrichtungen ihrer Beurtheilung und rechtfertigt die von ihm selbst gebilligte, nach welcher das erste Ziel der kritischen Philosophie die Begründung der Möglichkeit allgemein gültiger nnd nothwendiger Erkenntniß in den Wissenschaften bildet. Das stellt Kant in einen vollen Gegensatz zum sensualistischen Empirismus und macht ihn zu einem Metaphysiker, wenn auch einem Metaphysiker neuer und eigner Art. Diese Ueberzeugung, deren Grundgedanken wir völlig zustimmen, wie auch den französischen und englischen Positivisten Kant durchgängig als ein Metaphysiker gilt, ist wichtig für die Darstellung der Kritik der reinen Vernunft: sie treibt dazu, in ihr jenseits aller Verneinungen

und Abgrenzungen auch eine positive Leistung aufzudecken. Diesen positiven Zug der kantischen Denkart findet Paulsen weiter bestätigt durch seine Metaphysik, die er ausführlicher behandelt, als gewöhnlich geschieht, und höher anschlägt, als wir selbst es vermögen.

Bei der Darstellung der praktischen Philosophie steht die Moral im Vordergrunde, und wir müssen es dem Verfasser Dank wissen, daß er nicht nur die großen Ideen von der Starrheit der schulmäßigen Fassung befreit, in der sie zunächst geboten werden, sondern daß er auch die sittlichen Anschauungen mit sympathischer Wärme entwickelt, welche den Hintergrund der ethischen Lehren bilden. Jene wiederum stehen in engstem Zusammenhang mit der persönlichen Art und Gesinnung des Mannes. Wie Kant einen energischen Willen, aber kein kräftiges und auch nicht eigentlich ein liebenswürdiges Naturell hatte, wie er Alles, was er geworden ist, durch einen eisernen Willen seiner Natur abgerungen hat, so ist die Betonung der Kraft des Willens gegenüber der Naturanlage ein Hauptstück seiner Theorie; wie er aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen und in der Anschauung einer Lebensführung aufgewachsen ist, die in gewissenhafter Erfüllung des sittlichen Gebots, ohne Rechnung auf Lohn, bei täglichem harten Schaffen und oft strengem Entbehren bestand, so hat auch seine Moral einen volksthümlichen Zug, sie ist keine Herrenmoral aristokratischen Dünkels und egoistischen Selbstgenusses, sondern die schlichte Moral des Menschen als Menschen, die in der Treue gegen die Pflicht den Zugang zu einer höheren unsichtbaren Ordnung der Dinge und damit eine unvergleichliche Größe und Würde findet. Nicht aus ihrer oft recht problematischen Formulirung, sondern aus solchen, im persönlichen Wesen wurzelnden Grundanschauungen haben Kant's moralische Lehren die gewaltige Kraft gezogen, die ihnen thatsächlich innewohnt; wiederum hat sich hier das Einfache als das Große und Fruchtbare bewährt.

Wie im Kern der praktischen Philosophie Kant's, so sucht Paulsen auch in ihrer Entwicklung überall eine enge Beziehung zwischen den Lehren und der Persönlichkeit aufzuweisen; er bewährt dabei ebenso die Kraft eindringender Analyse, wie die Kunst lebendiger Schilderung; er gibt jeder Erscheinung ihr Recht, aber er vergißt auch nicht ihre Schranken. So heißt es von der Religion Kant's: „Religion ist ihm nicht viel mehr als der allgemeine metaphysische Hintergrund für sein vernünftiges Denken und Handeln. — Kant's Religion, die sich allein auf das allgemeine Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen, auf die natürliche Offenbarung Gottes durch Vernunft und Gewissen gründet, ist eine kühle und nüchterne Form des religiösen Lebens, wie sie da meistens eintritt, wo ein starkes und selbständiges intellectuelles Leben, verbunden mit strenger Gewissenhaftigkeit im Denken und Handeln, die Grundform des geistigen Lebens ist."

Doch genug der Beispiele! Wir sehen, worauf es dem Verfasser ankommt, und wie gut es ihm gelingt. Er wollte in diesem Werk, schon nach dem Zweck der Sammlung, der es angehört, nicht alle Probleme der Kant-Forschung behandeln, sondern vielmehr den großen und schweren Denker dem Verständniß und auch dem Herzen der gebildeten Kreise näher bringen, als er ihnen heute trotz alles Redens über ihn steht. So sei mit dem Dank für das werthvolle Unternehmen der Wunsch verbunden, solche Wirkung möge in vollem Maße erreicht werden.

Rudolf Eucken.

Ludwig Stein's Socialphilosophie.

[Nachdruck untersagt.]

Die sociale Frage im Lichte der Philosophie. Vorlesungen über Socialphilosophie und ihre Geschichte. Von Dr. Ludwig Stein, ord. Professor der Philosophie an der Universität Bern. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1897.

In unserem vielverzweigten und doch so wunderbar einheitlichen Geistesleben, in dem alle Kräfte, so mannigfacher Art sie sein mögen, doch in steter Wechselwirkung stehen, kommt es wesentlich auf den Ausgangspunkt an bei der Entscheidung, was nun das Primäre sei: ob der Wille oder das Gefühl, ob das Erkennen oder die Phantasie.

So kann man auch in unserem großen Gemeinschaftsleben bald die ethische, bald die religiöse, bald die ästhetische Seite hervorkehren und ihr alles Uebrige, das unser Sinnen und Begehren füllt, unterordnen: heutigen Tages aber, wo die sociale Frage im Brennpunkte des Interesses steht, ja die Existenzfrage der Culturmenschheit bildet, dürfte nichts angebrachter sein, als unser ganzes Sein mit allen seinen inneren und äußeren Bethätigungen unter den Gesichtswinkel der socialen Frage zu rücken. Denn in der That ist schon längst erkannt worden, daß sie nicht nur eine ökonomisch-wirthschaftliche Seite hat, sondern auch eine ethische, religiöse, pädagogische, rechtsphilosophische und ästhetische. Sie ist nicht eine Frage, sondern ein „erkleckliches Bündel von Fragen", die immer wieder neue Lösungen erfahren und doch zumeist ungelöst bleiben werden, sei es nun theoretisch, sei es praktisch, sei es auf dem Wege der Reform oder der Revolution.

Wir leben in einer Zeit, in der die Thatsache, nicht die Idee herrscht; aus der ideologisch-philosophischen Epoche sind wir hinüber gegangen in die experimentelle, materialistische. Es ist nichts bezeichnender, als daß das Wort „Entwicklung", das dem organischen Leben seinen Ursprung verdankt, von der — ursprünglich mechanisch gedachten — „Evolution" abgelöst ist. Unter den Gesichtspunkt der „socialen Evolution", die aber für ihn eine causale, continuirliche, d. h. immanent teleologische Entwicklung bedeutet, rückt L. Stein in seinem Riesenwerke unser ganzes geistiges Menschendasein von den prähistorischen Zeiten bis auf die Gegenwart.

Das Buch zeugt von umfassendem Wissen und von bienenmäßigem Fleiße; in jedem Capitel wandelt man durch die Räume einer ganzen Bibliothek; daher orientirt es vortrefflich über die schwebenden Grundfragen; es wirft aber nicht nur die Aporien auf, sondern sucht durch geschickte Dialektik (*διαπορεῖν*) zu einem glücklichen Ende (*εὐπορεῖν*) zu gelangen; der Stil ist gewandt, fesselnd, oft modern pikant; die Sprachvereinler werden freilich mehr als drei Kreuze schlagen.

Socialphilosophie im heutigen Sinne muß Paläontologie, Anthropologie, Ethnographie, Völkerpsychologie, Moralphilosophie, Nationalökonomie u. s. w. umspannen. Und so erläutert uns Stein in sehr interessanter Weise den Uebergang von den präsocialen Zuständen der Urmenschen zu den socialen, sodann nach empirisch-inductiver Methode die sociologischen Gedankengänge der führenden Culturvölker, während der systematische Abschnitt von der also gewonnenen Höhe der sociologischen Probleme deductiv zu den Elementen herabsteigt.

Im ersten grundlegenden Abschnitt werden die Urformen des Zusammenlebens theils nach ihren festen, theils nach ihren loseren Structuren betrachtet; zu jenen gehören Familie, Grundeigenthum, Gemeinschaftsleben, Staat; zu diesen Sprache, Recht, Religion, Technik, Kunst, Wissenschaft, Philosophie.

Die psychogenetische Methode, d. h. der Entwicklungsgedanke, ist die Leuchte, die den Verfasser durch die verschlungenen Pfade des Innenlebens und seiner mannigfachen Aeußerungen führt, und es freut mich, daß meine Entwicklungsgeschichte des Naturgefühls ihm wiederholt zum Beweise dient, wie bedeutsam

culturhistorisch, also auch social, diese psychogenetische Methode ist, und wie wichtig, ja nothwendig es ist, die einzelnen Phasen, welche die Gefühle, seien sie nun ästhetischer oder sittigender Natur (wie Freundschaft, Liebe, Kunstsinn u. s. w.), im Laufe der Zeiten genommen haben, darzustellen, falls man die treibenden geistigen Kräfte in der Volksseele erkennen will.

Besonders interessant ist in diesen reichhaltigen Abschnitten des Werkes der Nachweis jenes — ich möchte sagen — tragischen Widerstreites, der unser Menschenwesen beherrscht, ob wir die Sprache, das Recht oder die Religion betrachten: als Glied der Menschheit beansprucht das Individuum Gleichheit, strebt nach Weltsprache, Weltreligion, Weltmoral, Weltrecht, als Einzelpersönlichkeit nach unbedingter Freiheit. Aber die Geschichte lehrt: die Regel löst die Willkür, die socialen Imperative das ursprüngliche anarchische Chaos ab. — Diesen Widerstreit zwischen Universalismus (Communismus) und Individualismus, zwischen Weltbürgerthum und Geistesaristokratie weist uns die Geschichte schon im Alterthum — besonders ahnungsreich bei den Stoikern — auf; das Mittelalter kennt nur Stände, keine Gesellschaft, nur politische, nicht sociale Probleme. Diese erwachen neu in der Renaissance. Eine wirthschaftliche Gestalt gewinnt die tragische Alternative nach Begründung der Nationalökonomie (Smith) in der Form von Collectivismus und Individualismus. Den Compromiß zwischen beiden bedeutet der Socialismus.

Wir erhalten anschauliche Bilder vom Leben und Streben der Führer und Begründer des wissenschaftlichen Socialismus von Saint-Simon und Fourier mit ihrem Evangelium der Arbeit, ihrer Arbeitsassociation, von Louis Blanc, dem Organisator der Arbeit und des Proletariats, Proudhon, dem ersten Anarchisten, Lassalle, der auf Fichte, Marx, der auf Hegel sich stützt und den unheilvollen Widerstreit aufdeckt, daß das Capital auf der einen Seite „individuell accumulirt", auf der anderen nur „societär" zu Stande kommt. Seine Wirkung reicht in unsere Tage hinein. Aber Marx übersieht, wie überhaupt die materialistische Geschichtsauffassung, wie auch die Socialphilosophie eines Mill, Spencer und Anderer, den Antheil der geistigen Factoren, der sittlichen und ästhetischen Gefühle an der socialen Evolution.

Im dritten, systematischen Abschnitt, den Grundzügen einer Socialphilosophie, wird das Verhältniß von Individuum und Allgemeinheit, von Milieu und Genie in treffender Weise erörtert, das Ziel der Entwicklung, die Aufgabe des socialisirten Staates in der „Harmonisirung" der Individual- und Gattungsinteressen gefunden. Dies ist auf dem Boden des Eigenthums wie des Rechtes, der Religion u. s. w. zu erstreben, da „die universelle Tendenz nach steigender Socialisirung unseres gesammten öffentlichen Lebens" klar zu Tage liegt. Es gilt aber, neue Ideale, neue Imperative des Fühlens (Religion), des sittlichen Wollens (Moral), des künstlerischen Schaffens (Kunst), des Forschens (Wissenschaft), der Erziehung (Pädagogik) zu finden. Nur die Religion und die Pädagogik werden ausführlicher von Stein behandelt, jene mit der Forderung: „Ins Feuer mit Allem, was im Juden- und Christenthum noch an buddhistische Elemente erinnert," diese — wie mir scheinen will — mit zu schnellen Schlußfolgerungen aus unvollständigen Prämissen, aus trügerischer Statistik.

Weltreligion, Weltmoral, Weltsprache, Weltrecht, Weltbeglückung, Weltfrieden werden alle Zeit — Ideale bleiben, aber der sociale Optimismus eines begeisterten Kämpfers für Recht und Wahrheit, für innere und äußere Volksgesundung — wie er uns in der rüstigen Kraft Stein's entgegentritt — läßt diese Ideale nicht aus den Augen und zweifelt nimmer an der „Höherbildung des Typus Mensch, der Erziehung der künftigen Generationen zu Socialmenschen".

Coblenz. Alfred Biese.

Der junge Ibsen.

[Nachdruck untersagt.]

Henrik Ibsen's sämmtliche Werke in deutscher Sprache. Durchgesehen und eingeleitet von Georg Brandes, Julius Elias, Paul Schlenther. Vom Dichter autorisirt. Zweiter Band. Berlin, S. Fischer's Verlag. 1898.

Es erscheint paradox, von einem jungen Ibsen zu reden. Als alter Mann ist Ibsen bei uns bekannt geworden, und die gemmenhaft bestimmte Miene des alten Mannes hat sich uns eingeprägt. Ist doch diese Bestimmtheit bezeichnend auch für seine Werke. Dasselbe Gepräge unjugendlicher Starrheit, derselbe Aegypticismus hier wie dort. Wir werden dieser seltsamen Erscheinung gegenüber die Vorstellung nicht los, als müsse sie in ihrer Jugend bereits mit demselben verschlossenen Ausdruck, demselben mißtrauisch forschenden Blick in die Welt gesehen haben. Es gibt Künstler, die weder geistig noch körperlich als Greise denkbar scheinen. So Byron, oder Mozart, oder Raphael. Ibsen ist ihr Antipode. Es war uns Deutschen eine Ueberraschung, als man uns bei Gelegenheit des siebzigsten Geburtstages Ibsen's ein Bild zeigte, das den alten Grübler als dreißigjährigen jungen Mann darstellt, und zwar mit der ganzen Frische dieses Alters. Diese Ueberraschung ist zum Problem geworden, seit uns eine Sammlung von Jugendwerken Ibsen's bewiesen hat, daß das Werk dieses jungen Mannes so wenig dessen frischen Zügen widerspricht, wie das Werk des Alten der verbissenen Schopenhauer-Miene, die uns wohl Alle einmal mehr oder minder nachdenklich gemacht hat.

Die Fischer'sche Verlagsbuchhandlung hat es unternommen, in einer Sammlung von neun Bänden das Gesammtwerk Ibsen's neu herauszugeben. Mit dem zweiten Bande hat man den Anfang gemacht. Er enthält die Jugenddramen Ibsen's, die Aeußerungen seiner sogenannten romantischen Periode. Außer dem schon bekannten „Herrin auf Oestrot" und dem „Fest auf Solhaug" (neu übersetzt von Christian Morgenstern) erscheinen zum ersten Male „Das Hünengrab", dramatisches Gedicht in einem Act, und das dreiactige Schauspiel „Olaf Liljekrans" (beides übersetzt von Emma Klingenfeld). Georg Brandes leitet den Band ein mit einem Essay, der uns in das Geschichtliche der vier Dramen einführt.

Von den hier gesammelten Werken entspricht das zweite, die „Herrin auf Oestrot", noch am meisten den Anschauungen, die wir uns über Ibsen's Kunst gebildet haben. Die Heldin des Stückes, Frau Inger, ist die Präexistenzform jener ganzen Galerie tragischer Figuren, denen das Werk Ibsen's Leben verlieh. Man kennt sie ja jetzt nachgerade, diese Brand und Peer Gynt, Rosmer und Gregers Werle, Solneß und Borckmann. Sie Alle fühlen in sich die Weihe eines großen Berufes, und sie Alle fühlen sich doch auch zu schwach, ihn durchzuführen. Irgend ein Erlebniß hat ihr Dasein vergiftet. Es ist lange, lange her, daß das geschah. Sie hätten Zeit gehabt zur Ueberwindung, aber die Kraft dazu fehlte ihnen. So irren sie denn, Gespenster in sich, haltlos durch das Leben hin, tragische Figuren im fürchterlichsten Sinne des Wortes.

Im Technischen verräth die Arbeit noch stark den Anfänger (Ibsen war damals sechsundzwanzig Jahre alt). Die Dialoge wollen nicht fließen. Die Prosa, ewig auf der Suche nach dem knappsten Ausdruck, ist trotzdem schwülstig; interessant aber dadurch, daß Ibsen's gleichzeitige Lyrik in zwanglos leichten Versen hingleitet. Seine Handlung weiter zu führen — zu zerren wäre der richtigere Ausdruck — scheut der junge Dichter nicht vor den gewaltsamsten Mitteln zurück. In seiner Naivetät erinnert er hier bisweilen fast an die Dramatik eines Hans Sachs. So, wenn er uns in Monologen von programmatischer Nüchternheit über den jeweiligen Stand der Dinge aufklärt.

Doch all' diese Ungeschicklichkeiten können die Originalität nicht verdecken, die das Ganze auszeichnet. Es bleibt „ein echter Ibsen", mag die moderne Kritik zu jenen Unzulänglichkeiten auch noch Schritt für Schritt die Thatsache fremder „Beeinflussungen" feststellen. Vom Charakter der Heldin war die Rede. Die Verhältnisse verbieten ihr, mit irgend einem Menschen ihrer Umgebung von dem Ereigniß zu reden, das auf ihrem Leben lastet wie ein Fluch. Nur in Andeutungen erfahren wir allmählich von dem Drama, das da noch hinter dem Drama spielt, und dessen unsichtbare Kräfte aus der Vergangenheit herüber alle uns sichtbaren Wirkungen der Gegenwart auslösen.

Die Schöpfung eines solchen unsichtbaren Dramas ist das bleibende Werk des Dichters Ibsen. Daß dessen Anfänge zurückgehen auf das unscheinbare Jugendwerk der „Herrin auf Oestrot", darin vor Allem liegt die literar-historische Bedeutung dieses Dramas.

Unterlassen wir es vorläufig, der Entwicklung zu folgen, die den Dramatiker Ibsen in dieser Richtung weiter führt. Das Erscheinen der nächsten Bände des Gesammtwerkes wird uns Gelegenheit dazu geben. Was den vorliegenden Band anziehend macht, ist die Erscheinung des jungen Ibsen. Von ihm ist in der „Herrin auf Oestrot" am wenigsten zu spüren. Um so mehr in den anderen drei Werken.

Schon äußerlich unterscheiden sich diese Stücke von jenem Schauspiel durch ihre Form. Der Vers hat in ihnen ein entschiedenes Uebergewicht. Das „Hünengrab" geht durchweg in gebundener Rede, und bei dem „Fest auf Solhaug", sowie in „Olaf Liljekrans" ist die Prosa nur an Stellen angewendet, bei denen der Dichter nicht gerne weilen mochte. Merkwürdigerweise sind dies gerade die für den Fortgang der Handlung wichtigen Stellen. Eine Vernachlässigung des eigentlich Dramatischen zeigt sich hier, die bei der großen dramatischen Kraft des späteren Ibsen einigermaßen befremden muß.

Wir prüfen die Werke weiter nach den Maßstäben, die der uns bekannte Ibsen uns an die Hand gab. Da machen wir die eigenthümliche Beobachtung, daß für diese Jugendwerke auch im Uebrigen jene Vernachlässigung des Dramatischen charakteristisch ist. Brandes hebt richtig hervor, daß alle drei Werke ihrer Anlage nach in einen tragischen Schluß auslaufen mußten, daß die „wohlfeile Schlußharmonie", in der sie ausklingen, eine Inconsequenz war. Ja nicht einmal in der Gestaltung seiner Personen können dem jungen Dichter eigene dramatische Gedanken nachgewiesen werden. Im „Hünengrab" offenbart sich „in der Auffassung der Menschen nordischer Vorzeit, im ganzen Gefühls- und Gedankeninhalt ein junger und begeisterter Schüler des betagten Oehlenschläger." Die Gestalten des „Festes auf Solhaug" und „Olaf Liljekrans" sind der alten Sage entlehnt, ohne daß ein individueller Zug sie von ihren Originalen unterschiede.

Doch diesem Mangel der Jugendwerke Ibsen's entspricht ein Vorzug, der sie, und in ihnen die Gestalt des jungen Dichters selbst, in hohem Grade liebenswürdig macht; ein Vorzug, den wir in der Folgezeit in demselben Maße sich verlieren sehen, als jener Mangel sich ausgleicht. Das ist die den Erstlingswerken Ibsen's innewohnende große lyrische Kraft.

Die Helden des „Festes auf Solhaug" und „Olaf Liljekrans", Gudmund dort und Thorgjerd hier, sind Sänger. Conturlos und vieldeutig, wo sie als handelnde Personen auftreten, werden sie erst ganz sie selbst in Liedern und den Träumen einsamer Stunden. Diese Lieder und Träume sind recht eigentlich der Mittelpunkt der Jugendwerke Ibsen's. Aus ihrer Stimmung heraus suchte der Dichter seine Handlung, sie erst halfen ihm seine Personen finden und sie in Beziehung bringen. Wollen wir das Problem des Romantikers Ibsen fassen, so müssen wir vor Allem uns seine Lyrik zu klären suchen.

Worin besteht nun das Wesen dieser Lyrik?

Dem vorliegenden Band hat man als Motto einige Verse vorangestellt, die dem Olaf-Drama entnommen sind. Sie lauten:

Ein Spielmann hat weder Heim noch Haus,
Sein Sinn geht rastlos ins Weite hinaus.
Wem da von Liedern die Brust geschwellt,
Des Heimath ist rings die weite Welt.
Im Laubsaal, im Thal, im gründen Hang
Muß er rühren die bebenden Saiten zum Sang;
Dem heimlichsten Leben muß er lauschen:
Des Gießbachs Tosen, der Woge Rauschen,
Des pochenden Herzens seltsamen Mären:
Sein Lied muß des Volkes Träume klären
Und all' die Gedanken, die gähren.

Die Verse scheinen mir als Motto überaus glücklich gewählt. Ihr Motiv, die Fried- und Heimathlosigkeit des Sängers, der gleichwohl an Friede und Heimath glaubt, zieht sich wie ein Kehrreim durch die Jugendwerke Ibsen's. Wo diese Werke beredt sind, sind sie es nur durch die belebende Kraft jenes Gedankens. Im zähen Festhalten an diesem einen Motiv wird es Ibsen möglich, neue Töne selbst da anzuschlagen, wo er sich im Grunde beschränkt auf eine Wiedergabe des Ueberlieferten. So in der Sage des verwunschenen Olaf, in der Ballade vom Bergkönig. Und dasselbe Motiv wird in seinem Munde zu einer Zauberformel, die uns eine landschaftliche Scenerie erschließt. Wie herrlich ist das Bild der einsamen Birke, die auf hoher Felsenwand, „so steil, daß nicht einmal des Adlers Klaue daran haftet", verkümmert und mit ihren laubarmen Aesten sich thalwärts neigt, als sehne sie sich, verpflanzt zu werden in das sonnig warme Leben da unten. Oder — der Sänger, wie er von der noch fremden Heimath träumt — das Bild des unbekannten Landes, in das die Vögel fliehen, wenn das Laub fällt, und von dem sie so viel Wunderbares zu singen wissen, wenn sie wiederkehren.

Vergleichen wir dieses Leitmotiv des Romantikers Ibsen mit der Formel, die für den späteren Ibsen bezeichnend ist, so scheinen sich beide zu widersprechen. Wohl wagt sich auch später noch hier und da der sehnsüchtige Gedanke des Sängers vor, der von einer fernen Sonnenheimath träumt. So das Paris des armen Oswald Alving, das Amerika im „Volksfeind" und den „Stützen der Gesellschaft". Aber dieser Gedanke verklingt nur zu bald, und um so hörbarer drängt sich uns die Klage des enttäuschten Idealisten auf, dem die Welt nicht hielt, was sie versprach. Relling's Weisheit von der „Lebenslüge" behält Recht gegen Greger's „ideale Forderung". Der Pessimismus, ein tiefes Mißtrauen gegen jede Größe, ein verbissener Hohn gegen Alle, die an den schließlichen Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit glauben, ist das immer wiederkehrende Thema des alten, uns bekannten Ibsen, das uns die Person des jungen Dichters, wie die vorliegenden Dramen sie uns in scharfen Zügen zeigen, so fremd erscheinen läßt.

Und doch ist dieser Widerspruch nur scheinbar. Es ist eine alte und wahre Beobachtung, daß unter einem tiefen Haß sich stets eine tiefe Liebe verbirgt. Die Gottesleugner wären weniger Fanatiker, wenn nicht auch in ihnen der Gott lebendig wäre. Das Verbrechen selbst offenbart eine Kraft, die, in die rechten Bahnen geleitet, Gutes von unberechenbarer Tragweite geschaffen hätte.

Hier haben wir das verbindende Glied, das uns vom jungen Ibsen hinüber führt zum alten. Ein übergroßer Optimismus, der, zu Tode getroffen, sich einsam verblutet, das ist der Pessimismus Ibsen's. Wie einen Wikinger, den es in der Enge seiner Heimath nicht mehr hielt, trieb es den Dichter einst hinaus in die Welt. Er hatte sie sich zu sonnig, zu rein gedacht, und das war sein Verhängniß.

Weißt Du von des Bergkönigs Schatz, der in Pracht
Leuchtet wie rothes Gold durch die Nacht?
Doch greifst Du danach mit gieriger Hand,
So findest Du eitel Schutt und Sand.

Es ist Ibsen's eigenes Geschick. Wir bewundern die dramatische Schärfe seiner Werke, seine glückliche Hand, wo es gilt, ein knappes, zusammenfassendes Wort zu finden: wir vergessen, um welchen Preis er Alles das gewann — daß der Lyriker in ihm sterben mußte, ehe der Dramatiker leben konnte. Willy Pastor.

ξσ. **Parcival.** Von Wolfram von Eschenbach. Neu bearbeitet von Wilhelm Hertz. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 1898.

Mit sehr wenigen Ausnahmen, zu denen wir die verdienstvollen Arbeiten Simrock's nicht rechnen dürfen, sind die neuhochdeutschen Uebersetzungen mittelhochdeutscher Poesien nur halbes Werk, und gewiß ist es dem nachschaffenden Dolmetsch leichter, einer fremden Sprache zu dienen als der Vergangenheit unserer eigenen. Uhland's Landsmann, gleich ihm Gelehrter und Dichter, hat längst im romanischen und germanischen Bereich die Erneuerer weit hinter sich gelassen, ir aller leitefrouwe: das heroische Rolandslied und, nach einigen Vorboten im „Spielmannsbuch" zusammengefaßt, die farbenreiche fromme und profane Kleinepik der Franzosen einerseits, Gottfried's virtuoser „Tristan" anderseits danken dem Meister des Hugdietrich und Bruder Rausch ihre Auferstehung. So vorbereitet und geprüft, ist Hertz an das schwierigste und trotz der Vorlage Chrestien's geistig, sittlich und sprachlich individuellste Denkmal der höfischen Epik gegangen, um es mit bedächtiger Mühe umzugießen nach dem Grundsatz, den er 1877 für den „Tristan" aufgestellt: „Mein Bestreben war, das Gedicht des 13. Jahrhunderts in die Dichtersprache des 19. zu übertragen." Gottfried ist moderner als Wolfram. Jenen entledigte Hertz mancher Weitschweifigkeiten der Erzählung und Betrachtung und etlicher mythischer Ueberreste, diesem mußte er, auf Kosten der Eigenthümlichkeit, ihrer starken Art und Unart, den mitunter krausen, schwerfälligen Tiefsinn und Humor glätten, gleich vom vielcommentirten Eingang an die Maschen zusammenziehen, die lange Vorgeschichte Gahmuret's und die große Gawan-Episode theils aufs Bündigste kürzen, theils ganz streichen, um das Gedicht für die Gegenwart lesbar zu machen. Seinen Zweck hat Hertz durchaus erreicht. Die Sprache ist wirkliche neuhochdeutsche Dichtersprache, ohne je störend modernisirt zu sein; Vers und Rhythmus sollen sich auch hier wandelbarer erweisen als in den alten Reimpaaren. Dazu kommt als Gabe anmuthiger Gelehrsamkeit ein klarer Aufsatz über den Dichter und die Geheimnisse der Gralsage und eine Fülle von wort- und sacherklärenden Anmerkungen, Laien und Mitforschern zum Gewinn. Neben dem Bayreuther Parsifal, dem „reinen Thoren" nach Görres' geistreich falscher Deutung, wird dieser echte Parcival nicht vergebens um Gehör bitten.

ν. **Goethe in Breslau und Oberschlesien und seine Werbung um Henriette von Lüttwitz.** Neue Beiträge zu Goethe's Lebensgeschichte von Adalbert Hoffmann. Oppeln und Leipzig, Maske. 1898.

Das mit Bildern von Personen und Häusern, einem Facsimile und einer Karte ausgestattete Heft bringt trotz manchem geringfügigen Detail lehrreiche Kunde von Goethe's schlesischer Campagne 1790 und ist deshalb willkommen. Anders steht es um die „neue Goethe-Liebe", die der gelehrte Schlesier hier nochmals gegen den Herausgeber des Goethe-Jahrbuchs versicht. Herr v. Schuckmann hat allerdings erklärt, seine zweite Gemahlin habe als Mädchen einen Heirathsantrag von Goethe erhalten, und die Familientradition unterstützt diese Nachricht mit Zusätzen, aber auf Goethe's Seite fehlt jede Spur; die Legende widerspricht Allem, was wir von seinem damaligen Wesen und Trachten wissen.

ϙ. **Heinrich Heine's Lieder und Gedichte.** Selected and arranged with notes and literary introduction. By C. A. Buchheim, Phil. Doc., F. C. P. The Golden Treasury Series. London and Newyork, Macmillan & Co. 1897.

Dr. C. A. Buchheim, Professor der deutschen Literatur am King's College in London, hat seit mehr als vierzig Jahren mit einem Erfolge wie wenig Andere als Lehrer und Schriftsteller die Kenntniß deutschen Geisteslebens und deutscher Literatur in England gefördert. In der großen Sammlung „Clarendon Press Series" findet man eine lange Reihe deutscher classischer Werke, welche mit Erläuterungen für englische Leser von ihm herausgegeben wurden. Vor Allem war es aber Heine, dem er seine Thätigkeit zu Gute kommen ließ. Sein feines Verständniß für Wesen und Entwicklung des Dichters hat er auch in Deutschland in der biographischen Einleitung zu der von Karpeles besorgten Gesammtausgabe von Heine's Werken 1887 bekundet. In England erschienen in der eben genannten Sammlung 1893 in zweiter Auflage „Ausgewählte Stücke aus Heine's prosaischen Werken", 1896 in dritter Auflage als besonderes Werk „Die Harzreise". Mit vorliegender Auswahl „Lieder und Gedichte" würden nicht alle Freunde Heine'scher Poesie sich begnügen; wer aber Gesellschaft, Haus und Schule in England kennt, wird nicht zweifeln, daß, um dem Dichter in weiten Kreisen Anerkennung und Freunde zu gewinnen, nichts förderlicher sein konnte als eine Veröffentlichung dieser Art. Sie bietet das Edelste und Beste, ohne daß der Eindruck durch Aeußerungen gestört würde, die dem Dichter auch in seinem Vaterlande so vielfachen Tadel zugezogen haben. Die Auswahl aus dem Buche der Lieder, den neuen Gedichten, dem Romanzero und dem Nachlaß ist mit gutem Geschmack und richtigem Urtheil getroffen: einzelne Jugendgedichte hätten vielleicht ohne Nachtheil ausfallen können, Druckfehler sind nicht ganz vermieden, aber weit seltener als in den meisten deutschen Sprachproben, die im Auslande aus der Presse hervorgehen. Die sehr zahlreichen Anmerkungen beschäftigen sich begreiflicher Weise vielfach mit Worterklärung und Grammatik, geben aber, wo sie auf Form und Inhalt der Gedichte sich beziehen, auch dem deutschen Leser erwünschte Aufklärung und können nicht selten sogar den Heine-Forscher belehren. Der Wunsch, daß Herr Buchheim noch lange im gleichen Sinne wirken möge, gilt auch dem deutschen Dichter und der deutschen Literatur.

np. **Max Stirner. Sein Leben und sein Werk. Max Stirner's Kleinere Schriften.** Von John Henry Mackay. Berlin, Schuster & Loeffler. 1898.

Stirner's Werk — die Reklam-Ausgabe und Nietzsche's Uebermensch haben es ja nun populär gemacht — hinterläßt dem unbefangenen Leser einen fragmentarischen Eindruck. Man vermißt einen dritten Theil. Denn die beiden Theile, in die dieses Werk zerfällt, „Der Mensch" und das „Ich", konnten für einen productiven Geist doch nur eine Untersuchung einleiten, die uns Antwort gibt auf die Frage: „Welches Ich?" Stirner bekämpft den Götzendienst des „Menschen". Wer den Menschen „als solchen" verehrt, hat nach seiner Meinung jedenfalls kein Recht, sich Atheist zu nennen: er hat ein Jenseits, einen Glauben, so gut wie der gläubigste Christ. Aber wie steht es danach um Stirner selbst, wenn er ein Ich ohne persönliche Färbung, ohne bestimmten Willen in den Mittelpunkt der Welt stellt? Ist das nicht auch ein Ich „als solches", ein Jenseits und ein Glaube? — Bedenken der Art mögen Mackay veranlaßt haben, sich mit der Person des Philosophen näher zu beschäftigen. Seine Biographie Stirner's, mit großem Fleiß und großer Selbstlosigkeit gearbeitet, gibt uns endlich jenen fehlenden dritten Theil des „Einzigen". Es ist nicht Mackay's Schuld, wenn dieser Theil so unbedeutend scheint, wenn der stolze Denker des Ich sich als eine kleinliche Schulmeisternatur entpuppt, deren Leben nie eine große That oder auch nur der Wille zu einer solchen verklärte. Auch die Ueberschätzung seines Helden wird Niemand Mackay verdenken. Diese stammelnde Heroenverehrung einem Manne gegenüber, dessen einziger Cultus die Ichsucht war, hat etwas Rührendes. Bedenklich allein ist der Mangel an culturhistorischem Urtheil. Für eine so klägliche Alltagsgesellschaft wie „die Freien bei Hippel" vermag Mackay in der Geschichte der Völker kaum Parallelen zu finden; der „Einzige" steht für ihn am Anfang einer neuen Zeitrechnung, wie die Bibel am Anfang der alten stand. Stirner's Werk, darüber ist nach Mackay's Untersuchung ein Zweifel nicht mehr möglich, ist interessant allein als ein philosophischer Excurs der Epoche Darwin. Mit dem Glauben an den „Kampf ums Dasein" steht und fällt auch die Philosophie des „Einzigen". Denen aber, denen die Weisheit Stirner's ein neues Credo wurde, kann man als Antwort nur die alte Mahnung des γνῶθι σεαυτόν zurufen: erkenne Dein Ich!

dq. **Sociale Essays.** Von Thomas H. Huxley. Berechtigte deutsche Ausgabe mit einer Einleitung von Alexander Tille. Weimar, Emil Felber. 1897.

Die großen Arbeiten der heutigen Naturwissenschaft geben deren Forschern selten die Zeit und die Gedanken frei für eine Abschweifung auf die Gebiete von Fächern, die nur mühsam als Nachbarwissenschaften bezeichnet werden können. Oder dasjenige, was in dieser Richtung neuerdings gethan worden ist, kann nicht immer den Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung erheben. Dieses gilt zumal von den Anwendungen naturwissenschaftlicher Ergebnisse auf die Theorien der Socialwissenschaft und Politik. Eine wohlthuende Ausnahme macht Thomas Huxley. Von seinen strengen sachlichen Forschungen aus hat er sich mit Vorliebe auf das Gefilde socialer Fragen begeben, um mit den Waffen der Entwicklungslehre die Doctrinen, sei es der Socialdemokratie, zu bekämpfen, sei es jenen abstracten Individualismus, welcher deren directes Gegentheil ist. Es ist dankenswerth, daß diese gesammelten Aufsätze ins Deutsche übertragen worden sind, obschon ihr Inhalt für deutsche Leser — wenigstens die der deutschen Fachliteratur kundigen — nicht sowohl den Reiz neuer Wahrheiten, als den Reiz eines anderen Weges und anderer Ausgangspunkte hat, von denen man zu den bekannten Schlußfolgerungen gelangen kann. Dazu hat der Herr Uebersetzer eine längere Einleitung den Aufsätzen Huxley's vorausgeschickt, um das deutsche Publicum mit der Bedeutung des Autors und seiner Stellung in der englischen Literatur bekannt zu machen. — Die Aufsätze behandeln: „Die natürliche Ungleichheit der Menschen", „Die natürlichen und politischen Rechte", „Das Capital", „Die Mutter der Arbeit", „Anarchie oder Bevormundung", „Staatsnihilismus", „Der Daseinskampf in der menschlichen Gesellschaft", „Ethik und Entwicklung". Besonders angesprochen hat uns unter diesen der Aufsatz über den „Daseinskampf in der menschlichen Gesellschaft" und in diesem wiederum die Ausführung über die Solidarität in einem gesitteten Gemeinwesen.

δ. **Deutsche Juristen-Zeitung.** Herausgegeben von Dr. P. Laband, Professor, Dr. M. Stenglein, Reichsgerichtsrath, Dr. H. Staub, Rechtsanwalt. Verlag von Otto Liebmann, Berlin.

Unter den periodischen Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft nimmt die Deutsche Juristen-Zeitung, welche sich jetzt bereits im dritten Jahrgang ihres Bestehens befindet, eine eigenartige und, wie man nach ihren bisherigen Erfolgen mit Recht behaupten kann, hervorragende Stellung ein. Hervorgegangen aus dem Bedürfniß, auch für den deutschen Juristenstand ein Organ zu schaffen, in welchem die Interessen desselben eine geeignete gemeinsame Vertretung finden und alle Bedürfnisse, Bestrebungen und Wünsche desselben zum Ausdruck gelangen können, hat die Deutsche Juristen-Zeitung von vorn herein darauf verzichtet, mit den bestehenden wissenschaftlichen Fachblättern in Concurrenz zu treten. Sie will kein Archiv für rechtsgelehrte Untersuchungen und noch weniger ein Repertorium aller Entscheidungen der Gerichte bilden, sondern im Vergleich mit den rechtswissenschaftlichen Zeitschriften eine Zeitung sein, welche den wichtigeren Vorkommnissen auf dem Gebiete des Rechtslebens folgt, sie mit sorgfältiger Auswahl und praktischem Geschick sammelt und in kurzen Abhandlungen, Referaten ꝛc. den Fachgenossen vorführt. Ein besonderes

Interesse ist hierbei dem Fortschreiten der Gesetzgebung auf allen Gebieten des öffentlichen und Privatrechts gewidmet; jede Nummer der Deutschen Juristen-Zeitung bringt sachverständige Erörterungen und kritische Beurtheilungen von Gesetzentwürfen und bietet damit reichen Stoff zum eingehenderen Studim der neueren Gesetzgebung. Ein „Sprechsaal" gibt den Lesern Gelegenheit, sich mit kurzen Worten in Vorschlägen und sonstigen Anregungen über einzelne interessante Rechtsfragen zu äußern; eine besondere Rubrik soll ihnen eine fortlaufende gedrängte Zusammenstellung der im Reiche und in den einzelnen Bundesstaaten ergehenden neuen Gesetze, Verordnungen 2c. gewähren; in jeder Nummer findet sich ein Bericht über Ernennungen, Versetzungen, Todesfälle, Ehrenbezeigungen 2c. bei den juristischen Facultäten, den Justizbehörden und der Rechtsanwaltschaft des Reiches und der Bundesstaaten, und in jeder Nummer ist endlich eine kurze, nach Materien geordnete Literaturübersicht enthalten. Eine besondere Beilage ist der Spruchpraxis des Reichsgerichts und anderer Gerichte und Verwaltungsgerichtshöfe des Reiches und der Einzelstaaten gewidmet, nicht um Materialien zur Erläuterung der Gesetzesparagraphen zu bieten, sondern um schneller, als die planmäßigen Sammlungen von Entscheidungen es vermögen, die Kenntniß solcher Urtheile zu ermöglichen, welche entweder durch ihre praktische Tragweite oder durch ihre eindrucksvolle Begründung oder durch den concreten Thatbestand, der ihnen zu Grunde liegt, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erregen. — Von Jahr zu Jahr ist das Interesse der Juristenwelt an der Deutschen Juristen-Zeitung gestiegen und hat sich der Mitarbeiterkreis der letzteren gesteigert. Mit vollem Recht können sich die Herausgeber rühmen, daß sie die besten Vertreter des deutschen Juristenstandes zu ihren Mitarbeitern zählen dürfen, und Dank dieser Mitarbeiterschaft hat die Deutsche Juristen-Zeitung die Aufgabe, die Laband ihr bei ihrem ersten Erscheinen gestellt hat: „Die gemeinsamen Interessen des gesamten Juristenstandes zu wahren und kein Specialblatt für die Wünsche und Bestrebungen der einzelnen juristischen Sonderstände zu werden", bisher glücklich gelöst. Die Namen der Herausgeber, die stetig wachsende Unterstützung und Mitarbeit der Fachgenossen und die rührige Fürsorge des Verlegers bürgen dafür, daß die Deutsche Juristen-Zeitung auch weiterhin ihr vorgesetztes Ziel verfolgen und erreichen wird.

ηγ. **Die Befreiung der Leibeigenen (Mainmortables) in Savoyen, der Schweiz und Lothringen.** Von Dr. Paul Darmstädter. — Abhandlungen aus dem staatswissenschaftlichen Seminar zu Straßburg. Heft 17. Straßburg, Karl J. Trübner. 1897.

Die Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft hat zu allen Zeiten und in allen Ländern den tiefsten Antheil erweckt, und die große That des Freiherrn vom Stein gehört zu den Merksteinen der preußischen Geschichte. Es ist daher ein verdienstliches Unternehmen, die Kämpfe, welche Jahrhunderte lang um das höchste Gut des Menschen, die Freiheit, in den verschiedenen Gegenden geführt worden sind, zum Gegenstand einer ausführlichen Darstellung zu machen. — Die Arbeit Dr. Paul Darmstädter's enthält ein umfangreiches, auf amtlichen Quellen beruhendes Material und gibt ein anschauliches und interessantes Bild von den Kämpfen, die zur Aufhebung der mainmorte in jenen Ländern führten.

πτ. **Frau Musika.** Ein Buch für frohe und ernste Stunden. Von Joseph Kürschner. Mit 47 Illustrationen nach Zeichnungen von A. v. Schrötter. Berlin, Eisenach, Leipzig. Hermann Hilger. Verlag. O. J.

Eine musikalische Anthologie unter Berücksichtigung aller Stilarten; ein Hausbuch von fast kaleidoskopisch mannigfaltigem Charakter; eine Art Musikbrevier für alle Diejenigen, die sich für ihre jeweilige heitere oder ernste, persönliche oder officielle Stimmung schnell ein Stücklein singen oder spielen wollen; eine Generalübersicht über das, was im Familienkreise bevorzugt, und das, was sonst bei feierlichen Gelegenheiten im täglichen Leben zumeist gehört wird. Hier finden sich Choräle und Liebeslieder, Wanderlieder und Kinderlieder, auch das Commersbuch in nuce; zu einander gesellen sich Bach's berühmtes C-dur-Präludium, die Variationen aus Mozart's A-dur-Sonate und La consolation von Dussek, La polka de la reine von Joachim Raff und eine „Melodie" von Anton Rubinstein; Weber's Aufforderung zum Tanz eröffnet einen Reigen von Walzern, Rheinländern, Mazurken, in dem auch ein Menuett von Boccherini zierlich einherschreitet; Fest- und Wahlsprüche von Sängerbünden und Gesangvereinen sind aufgenommen, und auch deutsche und österreichische Militärsignale kann man hier kennen lernen; Militärmärsche führen zum alten Dessauer, zu Rakoczy und Radetzky; die Nationalhymnen von Amerika, Belgien, Bulgarien, Dänemark — und so das Alphabet durch — werden wiedergegeben; über die Besonderheit der Handwerkerlieder werden wir unterrichtet, indem Buchdrucker-, Bergmanns-, Fuhrmannslieder mitgetheilt werden. Immer neue Rubriken entdeckt man und wird dem Herausgeber die Anerkennung nicht versagen können, daß er viel Gutes und viel Charakteristisches zusammengetragen, namentlich eine geschickte Hand in der Auswahl alter Choräle und Volkslieder bewiesen hat. Andererseits darf man nicht verschweigen, daß in dem Reichthum der hier aufgehäuften Melodien und Clavierstücke gar Manches fehlt, was man ungern vermißt; und es wäre leicht, hier und da noch Ausstellungen anderer Art zu machen. Aber es wäre nicht billig; das Werk ist für die große Menge bestimmt, die für wenig Geld viel gute und andere Musik bei einander haben will. Diesen Zweck erfüllt es.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 16. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bamberger. — Wandlungen und Wanderungen in der Socialpolitik. Von Ludwig Bamberger. Berlin, Rosenbraun & Hart. 1898.

Bettex. — Symbolik der Schöpfung und ewige Natur. Von F. Bettex. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1898.

Braun. — Aus allerlei Tonarten. Von Otto Braun. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 1898.

Cossmann. — Shakespeare. Hamlet. Nach der Uebersetzung von A. W. von Schlegel und L. Tieck. Herausgegeben von Eduard Cossmann. Paris, Maison Didot. O. J.

Drobisch. — Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode von Moritz Wilhelm Drobisch. Zweite Auflage. Hamburg, Leopold Voss. 1898.

Eleutheropulos. — Die Philosophie als die Lebensauffassung des Griechenthums auf Grund der jedesmaligen gesellschaftlichen Verhältnisse. Von Dr. Abr. Eleutheropulos. Erste Folge. Zürich, „Stern's literarisches Bulletin der Schweiz". 1898.

Elsborn. — Eine aus der Gesellschaft. Roman von M. Elsborn. Zwei Bände. Dresden, E. Pierson. 1898.

Ernst. — Gedichte von Wilhelm Eberhard Ernst. Berlin, Gropius'sche Buch- und Kunsthandlung. 1898.

Fircks. — Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik von Arthur Freiherrn von Fircks. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1898.

Fouillée. — Psychologie du peuple français. Par Alfred Fouillée. Paris, Félix Alcan. 1898.

Funck-Brentano. — Légendes et archives de la Bastille. Par Frantz Funck-Brentano. Avec une préface de M. Victorien Sardou. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1898.

Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller. Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. Zweite stark vermehrte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898.

Grosse. — Die Beseitigung des Thurn und Taxis'schen Postwesens in Deutschland durch Heinrich Stephan. Nach amtlichen Quellen von Oskar Grosse. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1898.

Hansjakob. — Der steinerne Mann von Hasle. Eine Erzählung von Heinrich Hansjakob. Illustrirt von Curt Liebich. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1898.

Herzfeld. — Die skandinavische Literatur und ihre Tendenzen. Nebst anderen Essays von Marie Herzfeld. Berlin, Schuster & Löffler. 1898.

Kloepfer. — Untersuchungen über die Wirkungen des schwefelsauren Ammoniaks und des Chilisalpeters. Beitrag zur Stickstofffrage von Dr. E. Kloepfer. Essen, G. D. Baedeker. 1898.

Kobell. — König Ludwig II. und die Kunst. Von Louise von Kobell. Bis zur sechsten Lieferung. München, Jos. Albert. 1898.

Köstlin. — Geschichte der Musik im Umriss von Heinrich Adolf Köstlin. Fünfte verbesserte Auflage. Erste Lieferung. Berlin, Reuther & Reichard. 1898.

Kröger. — Schuld? Novelle von Timm Kröger. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1898.

Krüger. — Was ich ersonnen, was ich erlebt! Gedichte von F. C. Theo Krüger. New-York, Selbstverlag des Verfassers. 1897.

Künkler. — Zum Gedächtnis an David Friedrich Strauß. Fünf kleine Aufsätze von Dr. Heinrich Künkler. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1898.

Kürschner's Staatshandbuch. — Staats-, Hof- und Kommunal-Handbuch des Reichs und der Einzelstaaten (zugleich statistisches Jahrbuch). Herausgegeben von Joseph Kürschner. Dreizehnte Ausgabe. Eisenach, Verlag von Kürschner's Staatshandbuch. 1898.

Langwerth von Simmern. — Aus meinem Leben. Erlebtes und Gedachtes. Von Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern. Erster Theil. In der Erwartung. Zweiter Theil. Nach dem Sturm. Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock). 1898.

Larsen. — Doktor Ix. — Ein Roman von Karl Larsen. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe von E. Brausewetter. Mit einer Einleitung von Arne Garborg. Berlin, Schuster & Loeffler. 1898.

Lessing. — Das Evangelium. Auf Grund der Bibel neu herausgegeben von K. F. Lessing. Zu beziehen durch K. F. Lessing, Tübingen, Keplerstraße.

Lichtenberger. — Le socialisme utopique. Études sur quelques précurseurs inconnus du socialisme. Par André Lichtenberger. Paris, Félix Alcan. 1898.

Lotz. — Die Philosophie und der Zweck des Lebens. Von Rudolf Lotz. Athen, In Commission bei Barth & von Hirst. 1898.

Meyer's kleines Konversations-Lexikon. — Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Erstes Heft. Leipzig und Wien, Bibliographische Institut. 1898.

Michaelis. — Um eine Königskrone. Tragödie von Curt Michaelis. Erlangen, Kommissionsverlag von Fr. Junge. 1898.

Nansen. — In Nacht und Eis. Die norwegische Polarexpedition 1893—1896. Von Fridtjof Nansen. Autorisierte Ausgabe. Supplement. Wir Framleute. Von Bernhard Nordahl. — Nansen und ich auf 86° 14'. Von Lieutenant Hjalmar Johansen. Mit 86 Abbildungen und 4 Chromotafeln. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1898.

Piquet. — Étude sur Hartmann d'Aue. Par F. Piquet. Paris, Ernest Leroux. 1898.

Puschkin. — Der eherne Reiter. Eine Petersburger Erzählung von Alexander Ssergéjewitsch Puschkin. Deutsch von Dr. Alexis Lupus. Nebst Puschkin's Vorwort und Anmerkungen sowie Anmerkungen, Vor- und Nachwort des Uebersetzers. Leipzig und St. Petersburg, Commissionsverlag von K. L. Ricker. 1898.

Raabe. — Gesammelte Erzählungen. Von Wilhelm Raabe. Erster bis dritter Band. Berlin, Otto Janke. 1896/1897.

Rade. — Die Religion im modernen Geistesleben. Mit einem Anhang: Über das Märchen von den drei Ringen in Lessings Nathan. Von Martin Rade. Freiburg i. B. J. C. B. Mohr. 1898.

Rabzh. — Aus der Provinz. Ein Cyclus. I. Sturm (Martha). Drama in fünf Aufzügen von H. D. Rabzh. Leipzig und Wien, August Schulze, Literarische Anstalt, 1898.

Reinhold. — Die bewegenden Kräfte der Volkswirtschaft. Von Karl Theodor Reinhold. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1898.

Reuling. — Anno Dazumal. Ein deutscher Schwank in drei Aufzügen von Carlot Gottfrid Reuling mit theilweiser Benutzung eines alten Anekdotenstoffes. Berlin, Theater-Buchhandlung Eduard Bloch. o. J.

Rosée. — Der sterbende Ahasver. Ein Stück Gegenwart in vier Akten und einer Vorrede. Von Adolph Rosée. Berlin, E. Ebering. 1898.

Sabatier. — Speculum perfectionis seu S. Francisci Assisiensis legenda antiquissima auctore fratre Leone nunc primum edidit Paul Sabatier. Paris, Fischbacher. 1898.

Sachs. — Von zwei Geschwistern. Von Otto Sachs Mit einem Vorwort von J. J. David und dem Portrait des Verfassers. Berlin, Schuster & Löffler. 1898.

Sanz y Escartin. — L'individu et la réforme sociale par Edouard Sanz y Escartin. Traduit de l'Espagnol par Auguste Dietrich. Paris, Félix Alcan. 1898.

Schrattenholz. — Berliner Musikkritik. Ein Feuilleton-Streichquartett. Componirt und dem Dichtercomponisten August Bungert zur Erinnerung an die Premiere von Odysseus' Heimkehr zugeeignet von Josef Schrattenholz. Berlin, Meusser, Messer & Co. O. J.

Schwartz. — Stammtafel des preußischen Königshauses (einschließlich der fränkischen Brandenburger) für Studium und Unterricht bearbeitet von E. Schwartz. Breslau, M. und H. Marcus. 1898.

Stein. — Wesen und Aufgabe der Sociologie. Eine Kritik der organischen Methode in der Sociologie. Von Ludwig Stein. Berlin, Georg Reimer. 1898.

Strauß. — Der arme Konrad. Ein Roman aus dem großen Bauernkrieg von 1525. Stuttgart, J. G. Cott Nachf. 1898.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten

BINDING DEPT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.95

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY